



Vom Kaukasus zum persischen meerbusen

Paul Müller-Simonis


ACADEMIAE HARVARDIANAE
SIGILLVM
IN NOV ANG
CHRISTO
ET
ECCLESIAE
VE
RI
TAS





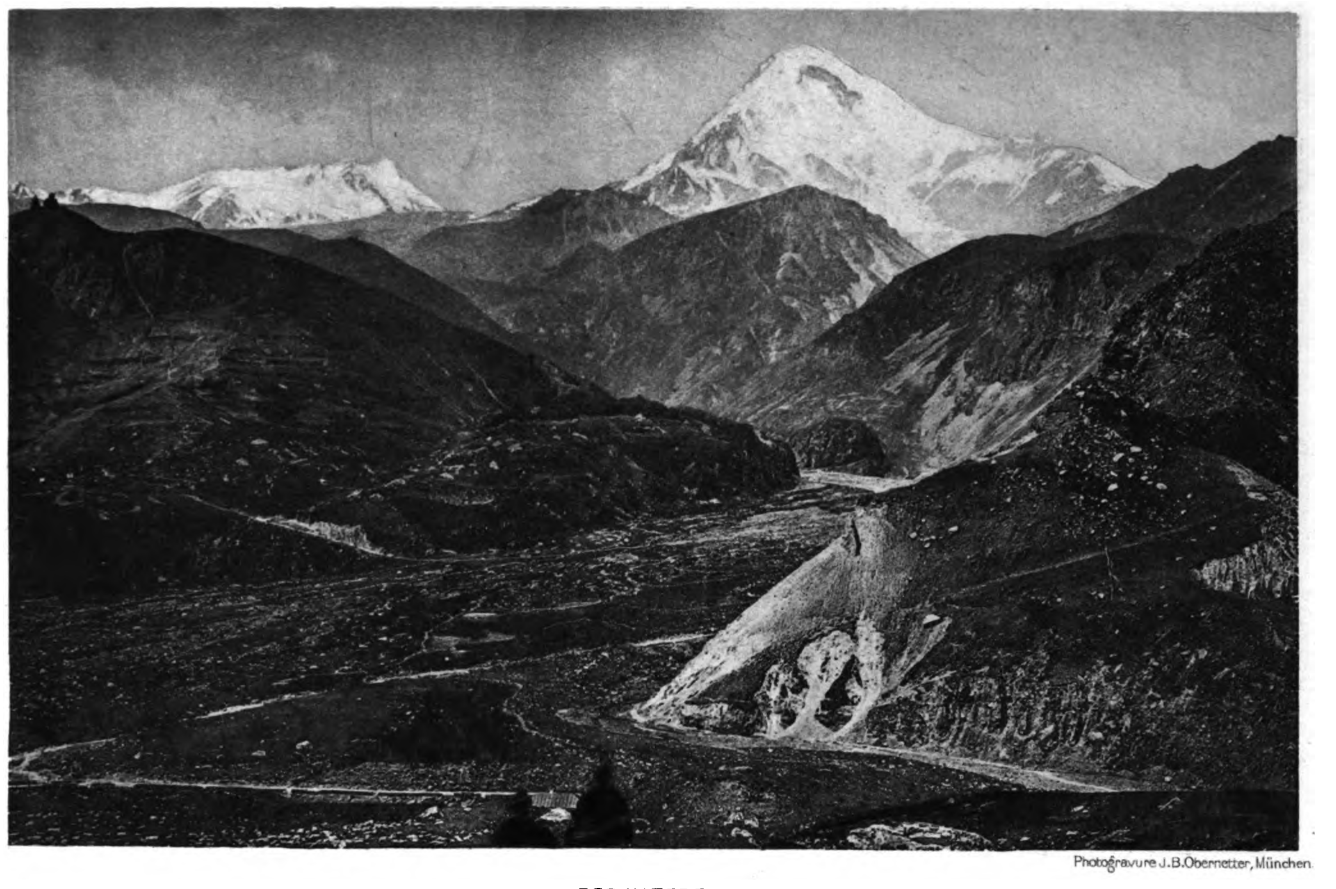
Vom Kaukasus zum persischen Meerbusen.

Durch

Armenien

Kurdistan und Mesopotamien





Photogravure J. B. Obernetter, München.

DER KATZBECK

Ansicht von der Poststation.

[illegible] zum Persischen Meerbusen.

Durch

Armenien

Kurdistan und Mesopotamien

von

P. Müller-Simonis

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen.

Mit einer Heliogravüre als Titelbild, sechs Vollbildern in Lichtdruck,
134 Textillustrationen und einer Karte.



Mainz.
Verlag von Franz Kirchheim
1897.



Photogravure J. B. Obernetter, München

DER KATZBECK

Ansicht von der Poststation.

Vom Kaukasus zum Persischen Meerbusen.

Durch

Armenien

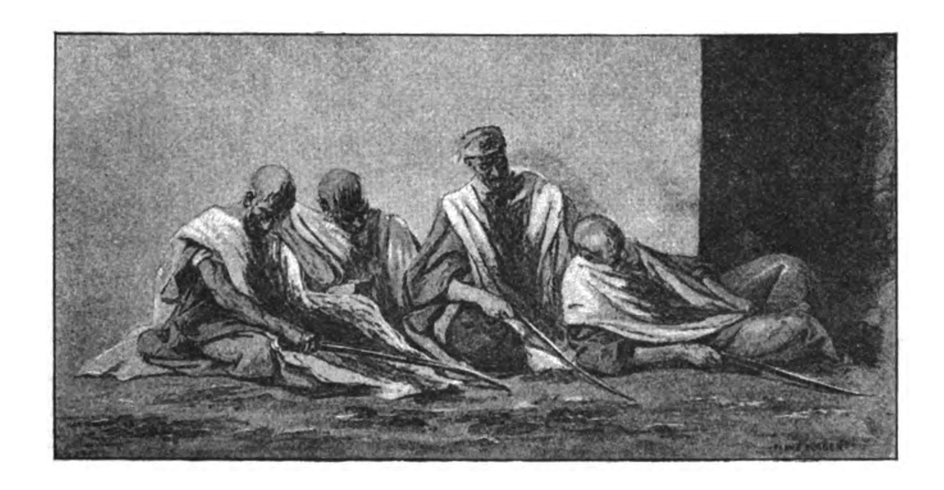
Kurdistan und Mesopotamien

von

Dr. P. Müller-Simonis.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen.

Mit einer Heliogravüre als Titelbild, sechs Vollbildern in Lichtdruck, 104 Textillustrationen und einer Karte.



Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim
1897.

Druck von Joh. Falk III. Söhne, Mainz.

Vorwort.

Vorliegendes Werk ist die Frucht einer wissenschaftlichen Reise, die von dem Verfasser in Begleitung des Professors Dr. H. Hyvernat im Jahre 1888 in den Orient unternommen wurde.

In geographischer, ethnographischer, kulturgeschichtlicher und archäologischer Hinsicht dürfte das Werk unter ähnlichen die erste Stelle einnehmen. Bei dem Interesse, das durch die bekannten „armenischen Greuel" und die Emancipationskämpfe des unglücklichen armenischen Volkes für jene Gegenden erwacht ist, dürfte das Werk vielen erwünscht sein.

Betreffs der Illustrationen sei noch bemerkt, daß dieselben fast alle nach photographischen Aufnahmen, die an Ort und Stelle vorgenommen wurden, oder nach Handzeichnungen des Verfassers angefertigt worden sind.

Zwei schwierige Punkte waren bei Herausgabe der Übersetzung zu überwinden: Der erste betraf die deutsche Schreibweise der fremden Namen und der zweite die Beschaffung einer guten Karte. Da die vorhandenen Karten mit deutscher Schreibweise der Orts-Namen alle zu klein waren, haben wir uns entschlossen, dem Buche eine größere Karte, die des Originals, beizugeben, die allerdings die französische Schreibweise trägt, wie auch in den Textillustrationen hier und da französische Ausdrücke vorkommen. Mag auch der Unterschied in der Schreibweise etwas störend sein, so groß ist er nicht, daß Irrtümer unterlaufen werden, zumal die Mehrzahl der Leser des Buches wohl der französischen Sprache mächtig ist. Wenngleich der enge Anschluß an das Original von selbst geboten war, so habe ich mir doch gestattet, auf die „armenischen Greuel" und die Kirchen des Orientes, sowie die Unionsversuche des gegenwärtigen Papstes in besonderen Anmerkungen hinzuweisen.

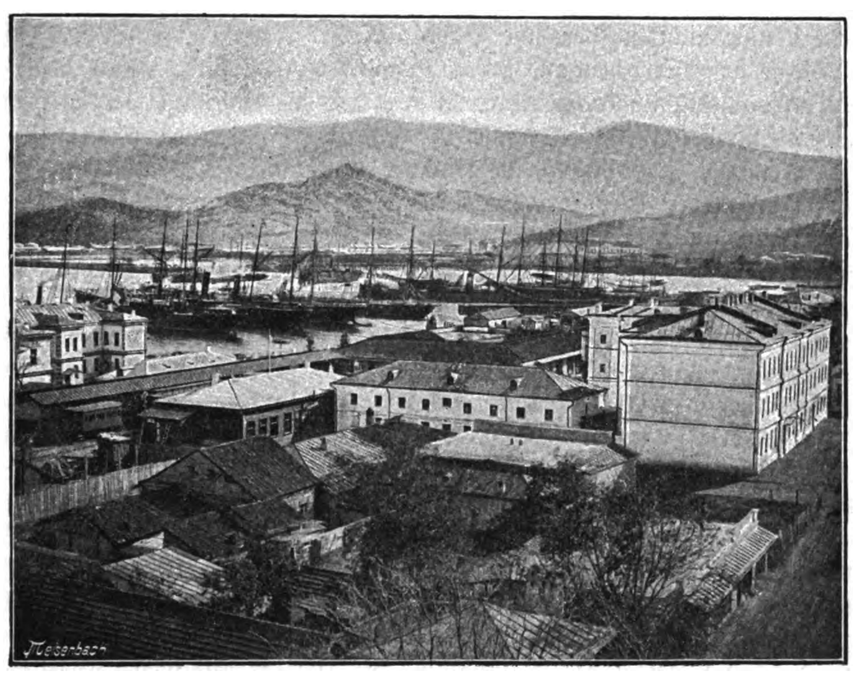
Möge das Buch auch in der deutschen Bearbeitung freundliche Aufnahme finden! Herrn Dr. P. Müller-Simonis, welcher der Übersetzung sein liebevolles Interesse zuwandte, spreche ich auch an dieser Stelle meinen Dank aus.

Rheydt, 1. September 1896.

Al. Knöppel.

Inhaltsübersicht.

Verzeichnis der Illustrationen.



Batum.

Erstes Kapitel.

Von Konstantinopel nach Tiflis.

Konstantinopel. Das Beïramsfest. Reisegefährten. Paßangelegenheit. Abreise. Die Küste Kleinasiens. Trapezunt. Batum. Das russische Zollamt; eine überraschende Liebenswürdigkeit. Von Batum nach Kutais. Kutais, Ukhimerion, Ghelat. Von Kutais nach Tiflis; die transkaukasische Eisenbahn.

1.—18. August 1888.

Byzanz, Konstantinopel, Stambul, der Bosporus! Welche Poesie verknüpft sich mit diesen Namen für den Reisenden, der eben aus der ermüdenden Eintönigkeit unserer Großstädte hier landet! Vierzehn Tage waren in der Hauptstadt des Sultans wie im Traum verflossen [1]).

Worin besteht denn eigentlich der Zauber dieser Stadt? Altes Gemäuer und schmutzige Straßen mit darin umherschweifenden räudigen Hunden sind gewiß geeignet, jede Illusion zu zerstören. Aber nicht bei Konstantinopel. Konstantinopel ist trotz dieser Mängel ein Meisterwerk der Schönheit. Was die Menschen an Schatten auf dieses herrliche Bild werfen, scheint nur dazu angethan, um die Schönheit dieser Königin der Städte in einem hellern Lichte erscheinen zu lassen.

---

1) In dieser Zeit hielt der erste Eisenbahnzug der Linie Paris-Konstantinopel am Serail. Ob dadurch nicht für die Dauer die Hauptzüge Stambuls verwischt worden?

Wie könnte man die herrliche Sophienkirche übersehen, einen der schönsten Tempel, die je von Menschenhand hervorgebracht worden sind. Noch heute ist sie bewunderungswürdig ungeachtet ihres Alters, das die Unbilden der Zeit und der Verwüster erfahren hat, die beide nur zu deutliche Spuren zurückgelassen haben. Und ihre verjüngte Nachbildung, die Moschee Solimans des Prächtigen, der unvergleichbare Zauber der Ufer des Bosporus und dieses muntere, originelle Leben! Dies sollte man außer acht lassen können!

Selbst die Zudringlichkeit der Bettler entbehrt nicht jedes Interesses. Es giebt kaum etwas Gelungeneres als diese unbescheidenen Straßenjungen an der Brücke von Galata. Kaum zählen sie fünf bis sechs Jahre; mit meist grellen Fetzen bekleidet, verfolgen sie die Reisenden und suchen dieselben durch den rhythmischen Gesang ihrer türkischen Lieder zu erweichen, oder aber sie versuchen ihr Heil mit oft sehr originellen Wünschen, so daß die Reisenden nicht umhin können, ihnen einige Paras zu verabfolgen.

Beim Herannahen des Beïramfestes zeigt sich dem Auge ein anderes Schauspiel, das man leicht für eine besondere Art Karneval ansehen könnte. In den Straßen Konstantinopels drängen und stoßen sich die Hammals, wovon jeder auf dem Rücken einen Hammel trägt, der für den Tag der großen Opfer bestimmt ist. Und in den schmalen Gäßchen, wo man ab und zu von seinen Ellenbogen Gebrauch machen muß, wird dann zuweilen der Kampf um die Passage inmitten dieser Hämmelwanderung von außerordentlicher Komik.

Das Volksleben Konstantinopels ist interessant und naiv. In den Straßen Peras präsentiert sich die türkische Welt im ungünstigsten Lichte. Die alte Eifersucht hat dem modernen Fortschritte Zugeständnisse machen müssen. Die Haremsweiber irgend eines Reichen durcheilen, nicht mehr wie früher in ihre dichte Schleier verhüllt, die Straßen; ein leichter Schleier verdeckt nur das geschminkte Gesicht, gleichsam um es desto auffälliger zu machen. Man erkennt beim ersten Blick die Wunde der Welt des Islams, nämlich den Mangel des echten Familienlebens.

Gerne hätten wir uns noch länger der Beobachtung dieser und anderer typischen Gestalten hingegeben; aber es war nicht möglich, da die Vorbereitungen zur Reise uns zu sehr in Anspruch nahmen: amtliche Besuche, die Länge der bureaukratischen Formalitäten, Verhandlungen über Trinkgelder, alles dieses waren Hindernisse, die uns nur zu viel Zeit kosteten.

In Konstantinopel fanden wir unsere zwei Reisebegleiter: den einen, unsern ausgezeichneten Freund von Rom her, den Archimandriten D . . ., den andern, einen Lazaristen chaldäischen Ursprungs, mit Namen Nathanael. Dieser benutzte die Gelegenheit um sein Heimatland, Khosrawa, wiederzusehen; gleichzeitig sollte er uns als Dolmetscher dienen.

Endlich hatten wir als Diener einen Chaldäer, namens Sergius, angenommen, der in Konstantinopel Abenteuer suchte; diese Erwerbung war beklagenswert, weshalb wir uns seiner bald entledigen mußten.

Hyvernat war von der französischen Regierung gleichzeitig eine wissenschaftliche Mission übertragen worden, und deshalb war er schon vier Monate früher durch das französische Ministerium der russischen Regierung empfohlen worden. Dabei war ihm der Titel Abbé Hyvernat gegeben worden. Dies war Grund genug, um

die Regierung des Zaren mit Schrecken zu erfüllen. Was thun? Ihm den Eintritt in das russische Gebiet zu verwehren, war zu unhöflich; ihm den Eintritt bewilligen, schien aber sehr gefährlich. Rußland zog sich diplomatisch aus der Klemme, indem man dem Abbé Hyvernat erklärte, daß man ihn mit großem Vergnügen aufnehme unter der Bedingung, daß er durch den Kaukasus reise, ohne sich dort aufzuhalten.

Ich führte den Titel katholischer Priester und war zudem noch verdächtig als Unterthan des Deutschen Reiches, zumal ich im Besitze eines Empfehlungsschreibens des Statthalters von Elsaß-Lothringen war. Das Schicksal meines Freundes Hyvernat merkte ich mir und entschloß mich, auf gut Glück mich aus der Affaire zu ziehen ohne die Vermittlung meiner Behörde. Unsere beiden Reisegefährten folgten meinem Beispiele. Aber kaum hatte der Lazarist Nathanael in Konstantinopel seinen Paß dem russischen Gesandten zur Beglaubigung vorgelegt, als er ihn auch eben so schnell wieder mit einer ausdrücklichen Weigerung zurückerhielt. Die Regierung des Zaren will durchaus keinen Juden in den Kaukasus reisen lassen.

Armer Nathanael! so bist du mit einem Male Jude geworden, du, der du ein Chaldäer bist und vielleicht in gerader Linie von dem Könige Nabuchodonosor deine Abstammung herleitest. Es bedurfte einer ausgezeichneten Überzeugungsgabe, um den Russen klar zu machen, daß man wohl semitischer Abstammung und im Besitze eines biblischen Namens sein könne, ohne darum Jude zu sein.

Als wir am Tage der Abreise uns trafen, waren wir von allem befreit, was auf unseren geistlichen Stand hätte schließen lassen. Wir waren vollständig als Laien verkleidet. Der Archimandrit D. war „Doktor" geworden. Was uns betraf, Hyvernat und mich, so war unsere Metamorphose nicht so genau auseinander gehalten; in der Folge wurden wir, wenn auch gegen unsern Willen, in den Augen des Publikums der eine zu einem russischen Offizier, der andere zu einem deutschen Professor gestempelt. Die Verkleidung war uns von dem russischen Gesandten in Rom angeraten worden, als er Hyvernats Paß beglaubigte.

18.—21. August.

Heute verließ unsere Karawane Konstantinopel an Bord des Reka, eines kleinen Lloyddampfers. Der Reka, ein altes Schiffsgerippe, durchschneidet ganz sachte die Fluten. Man ist zwar daselbst nicht besonders eingerichtet, aber die Schiffsmannschaft, lauter Dalmatiner, ist liebenswürdig und zuvorkommend, gewiß ein nicht zu verachtender Vorteil. Eine nicht mehr junge Dame, die Wittwe eines persischen Diplomaten, ist der einzige Reisende in der ersten Kajüte. Ihr Name bietet die bizarre Zusammenstellung eines abendländischen Titels, nämlich der einer Komtesse mit dem alten orientalischen Namen Scheikh. Sie nennt sich Frau Komtesse Scheikh.

Die Feier des Beïramsfestes, welche nun begann, verlieh dem wunderschönen Panorama von Konstantinopel ein neues Leben. Wohin das Auge reicht, sieht man nur Festlichkeiten. Die türkischen Schiffe sind sämmtlich beflaggt, die Strandbatterien des Bosporus lassen feierliche Schüsse ertönen. Nach und nach verschwindet vor unsern Augen das bezaubernde Bild Stambuls, gleichsam in die Sonne getaucht.

Noch ehe wir Therapia passierten, kamen wir an dem Mars, einem Dampfer des Lloyd vorbei, der einige Tage vorher von einem Dampfer der Russischen

Kompagnie angerannt worden war. Masten und Schlot ragten noch aus dem Wasser hervor. Glücklicherweise waren bei dem Unfall keine Menschenleben zu beklagen. Aber diese Vorkommnisse sind eben zu zahlreich in dem Bosporus. Zwar ist der Bosporus an und für sich gefahrvoll für die Schiffahrt, aber es scheint auch, daß die Seepolizei daselbst viel zu wünschen übrig läßt, wie auch die Landpolizei im ottomanischen Reiche noch manchem berechtigten Wunsche Raum läßt.

Die Küste Kleinasiens, an welcher der Reka vorbeifuhr, bietet dem Auge eine Reihe herrlicher Landschaftsbilder. Die Berge erheben sich gleichsam aus dem Meere. Auf ihren schroffen Abhängen befinden sich große Wälder, die bis zum Ufer reichen, wo eine große Anzahl kleiner Dörfer bei ihnen sozusagen Schutz sucht. Die großen Feuersbrünste verbunden mit einer barbarischen Abforstung richten indes die herrlichsten Wälder immer mehr zu Grunde. Gegenwärtig findet man leider nur mehr daselbst sehr wenige Wälder, auf welche die begeisterten Beschreibungen früherer Reisenden passen dürfte. Ineboli, Samson, Kerasunt sind malerische Häfen, aber von ihren alten Erinnerungen sind nur wenige Spuren geblieben.

21. August.

Da Trapezunt keinen Hafen hat, war es unmöglich, daselbst während des stürmischen Wetters anzulaufen. Die Schiffe müssen dann in der flachen Bucht von Platana, einige Kilometer weiter nach Osten, Zuflucht suchen. Der Reka kam gegen zwei Uhr daselbst an. Während der Nacht legte sich der Wind ein wenig, und wir konnten gegen Morgen Trapezunt erreichen, wo die Landung sehr schwierig zu bewerkstelligen war.

22. August.

Auch Trapezunt hat von seiner Vergangenheit nichts mehr erhalten können als Andenken, nämlich malerisch umgebene Ruinen. Die ehemals so berühmte Festung ist heute nur mehr ein armseliger Wall. Ihre Ruinen, die sich inmitten der Stadt zwischen zwei Abgründen auf dem Gipfel eines felsigen Vorgebirges erheben, sind mit der Neustadt durch Brücken verbunden. Ein Kamm von einigen Metern Breite verbindet sie mit dem vulkanischen Berg Boz-Tepe.

In der Festung war das Schloß der Komnenen errichtet, dessen westliche Mauer zu gleicher Zeit als Festungswall diente[1]). Seine Ruinen beherrschen die Höhe, während sie von hundertjährigem Epheu umsponnen sind. Auf den alten, nunmehr gefüllten Gräben wachsen Feigenbäume. Dies ist alles, was noch von den Spuren der alten Zeit übrig geblieben ist.

Trapezunt ist eine Handelsstadt geblieben, wo das europäische Element stark vertreten ist. Fast alle Karawanen zwischen dem schwarzen Meer und Persien bilden sich hier. Eine fahrbare Straße verbindet diese Stadt mit Erzerum und setzt sich auch noch in der Richtung auf Wan als ein brauchbarer Weg fort. Mehrere Straßen der Stadt sind breit, wohl gepflastert und auch verhältnismäßig reinlich.

Ungefähr zwei Kilometer westlich von Trapezunt in der Richtung auf Platana zu findet sich die alte Kirche der heiligen Sophia, welche die Türken in eine

1) Nach der Einnahme Konstantinopels durch die Lateiner wurde Trapezunt die Hauptstadt eines griechischen Kaiserreiches unter der Herrschaft der Komnenen, bis sich Mohammed II. ihrer im Jahre 1461 bemächtigte.

Moschee umgewandelt haben. Da die meisten Reisenden davon sprachen, entschlossen wir uns, dieselbe zu besuchen. Eine amtliche Persönlichkeit hatte uns gesagt: „Versuchen Sie nicht, in die Moschee einzudringen; denn die Türken der Umgebung sind fanatisch, und es könnte Ihnen schlecht dabei ergehen.“ Wir wollten trotzdem das Abenteuer wagen. Ein Weg, der zwischen den Gärten in der Nähe des Meeres hinführte, brachte uns bald zu der Moschee. Der Imam (mohammedanischer Priester) kam uns entgegen. Er war ein junger Mensch mit leidlichen Gesichtszügen, die aber keine Spur von Fanatismus verrieten. Wir trugen ihm unsere Wünsche vor und äußerten etwas von „Backhschich“, aber ganz demütig und leise. Mit einer bezeichnenden Gebärde wiederholte er das Wort, und die Unterhandlungen waren beendet. Sofort waren wir gute Freunde, denen sich alle Thore öffneten. Das Backhschich hatte den Fanatismus überwunden.



Sophienkirche.

Die Sophienkirche ist ein schönes byzantinisches Baudenkmal des dreizehnten Jahrhunderts; ungeachtet der Verwüstungen hat sie doch noch sehr interessante Einzelheiten bewahrt und lohnt den Spaziergang dahin reichlich.

23. August.

In der Nacht verließ der Reka Trapezunt und brachte uns in der Morgendämmerung nach Batum. Wir waren etwas beunruhigt; Hyvernat wird wohl das russische Gebiet betreten dürfen, aber was sollte aus uns werden? Wird man unsere Papiere in Ordnung finden, wird der geistliche Stand uns nicht verraten? Glücklicherweise ging alles gut. Der Paß Hyvernats meldete dessen Sendung und brachte eine entscheidende Wirkung hervor. Sogar der Titel „Abbé“ hatte nichts Beunruhigendes mehr. Der Zollbeamte setzte bei uns seine gewöhnliche Strenge sogar bei Seite: Gepäck, Waffen, Munition machten keine Schwierigkeiten mehr. Im Schatten Hyvernats betraten wir triumphierend das russische Gebiet. Die Polizei beglaubigte unsere Pässe ohne Mißtrauen. Mit Liebenswürdigkeit kam man uns entgegen; unsere Geldtasche konnte freilich das Geheimnis enthüllen.

Vor dem letzten russisch-türkischen Kriege ging die transkaukasische Eisenbahn bis Poti, einer kleinen, an der Mündung des Rion gelegenen Stadt. Dies war aber nur ein Notbehelf, weil das Klima daselbst mörderisch und der Hafen schwer zugänglich ist. Nach der Annexion Batums beeilte sich deshalb die russische Regierung, den Hauptpunkt der transkaukasischen Eisenbahn dahin zu verlegen. Anfangs war Batum ein Freihafen, und es schien, als ob der Transithandel von Europa nach Persien die lange und gefährliche Strecke Trapezunt-Bajasid verlassen werde, um die transkaukasische Eisenbahn und den Fahrweg von Tiflis nach Persien zu benutzen, wovon man sich einen großartigen Aufschwung versprach.

Aber politische Erwägungen entschieden darüber ganz anders. Unter allen Handelsstaaten, die Waren nach Persien und Transkaspien einführten, stand England obenan. Um England einen Streich zu spielen, hob Rußland die Handelsfreiheit des Hafens von Batum auf und machte daraus zum Ärger Englands einen Kriegshafen. Was die Einfuhr nach Persien durch russisches Gebiet betrifft, so ist dieselbe seit 1882 thatsächlich unmöglich, weil unerhörte Zölle auf alle Arten von Waren gesetzt sind. So hat Rußland den englischen Handel bedeutend geschädigt. Der Zollbeamte in Batum ließ uns aus lauter Liebenswürdigkeit für unsere persönlichen Gerätschaften keinen Zoll bezahlen; aber wir hatten in Konstantinopel ein kleines Pack mit Stoffen für die Mission in Khosrawa mitgenommen. Der wirkliche Wert der Stoffe überstieg nicht zwanzig Franks, aber dafür mußten wir achtzig Franks Zoll entrichten. Der Schiffskapitän war so freundlich, seinen Siegel einem kleinen Brevier aufzudrücken; dies war aber auch die einzige kirchliche Kontrabande, die wir durchschmuggeln konnten.

Die hohen Zölle versperren den europäischen Produkten den Weg durch Rußland. Der Transport durch die Türkei wird durch Straßenräuber sehr erschwert; der Norden Persiens ist demnach dem europäischen Handel vollständig verschlossen und ausschließlich Monopol der russischen Großindustriellen geworden.

Batum liegt in einer von Fieber heimgesuchten Gegend, ist aber doch im Vergleich zu Poti ein Sanatorium zu nennen. Die waldigen Berge von Guria, deren letzte Ausläufer sich bis zum Meere ziehen, geben der Stadt eine anmutige Einfassung. Die Stadt ist noch im Entstehen; der Anlageplan muß großartig genannt werden. Aber die Unterdrückung der Handelsfreiheit hat nicht bloß das Verkehrsleben aufgehalten, sondern verhindert auch ohne Zweifel dadurch die Entwickelung der Stadt. In den Straßen stehen die Eingeborenen mit ihren sonderbaren Turbanen und ihren rohen Sitten in auffälligem Gegensatze zu den anwesenden Europäern. Das Hôtel de France, das erste dem Range nach in Batum, ist erbärmlich; durch ein damit verbundenes Kaffeehaus, in welchem Konzerte stattfinden, war für uns an Schlafen daselbst nicht zu denken.

24. August.

Gegen Morgen verließen wir Batum. Die Eisenbahn läuft um die Stadt; bald erreicht sie das Ufer und durchschneidet eine Gegend, deren feuchter, weicher Boden eine üppige Vegetation trägt. Überall sind die Bäume mit Schlingpflanzen beladen, so daß man kaum begreift, daß sie noch wachsen können. Die in dem großen Walde von Guria zerstreuten Äcker scheinen besonders fruchtbar zu sein. Die vorherrschend angebaute Pflanze ist Mais. Man säet ihn im Mai, um ihn im

September zu ernten. Die Körner werden in kleinen hölzernen Baracken von zwölf bis vierzehn Fuß Höhe auf dem Felde verwahrt. Die Wälder bringen Buchsbaum im Überfluß hervor, der infolge des einen Hauptausfuhrartikel des Landes bildet.

Die Bevölkerung ist dünn gesäet, dagegen findet sich auf den Eisenbahnstationen stets eine große Menschenmenge, was sich daraus erklärt, daß nur ein einziger Zug täglich in jeder Richtung fährt. Die fremde Sprache, die buntscheckigen Erscheinungen



Vornehmer Einwohner aus Imereth mit dem Papanaki bekleidet.

setzen den Reisenden in Erstaunen. An einer der Stationen spaziert schwerfällig in der Mitte des Volkes ein vornehmer Imerether. Er ist mit einem langen Kaftan bekleidet und trägt auf seinem Kopfe den viereckigen, kleinen, mit auffallenden Stickereien verzierten Papanaki. Sein Gang ist würdevoll; aber die Vornehmheit seiner Haltung verliert viel durch einen nicht zu übersehenden Zug von Müßiggang.

Bei Nikolaja überschreitet die Bahn den Natonjeba-Fluß, im Altertum Isis genannt, der bis zu dem letzten russisch-türkischen Kriege die Grenze bildete. Jetzt trennt er die Provinz Batum-Kars von dem Gouvernement Kutais.

Wir kommen in Imereth an. Bei Opiri, dem Anfangspunkte der Schiffahrt, überschreitet die Bahn den Rion, bei Samtredie läuft sie mit der Linie von Poti zusammen. Von weitem merkt man die große Kette des Kaukasus, die durch den Nebel halb verschleiert wird.

Das Phasisthal, das vom Rion durchströmt wird, zeichnet sich durch herrliches Grün aus. Aber ungeachtet seiner Fruchtbarkeit ist die Bevölkerung arm. Seit der Aufhebung der Sklaverei sind die Reichen nur mehr Schatten ihrer früheren Persönlichkeiten, obgleich die lehnsherrlichen Rechte sie doch einigermaßen für den

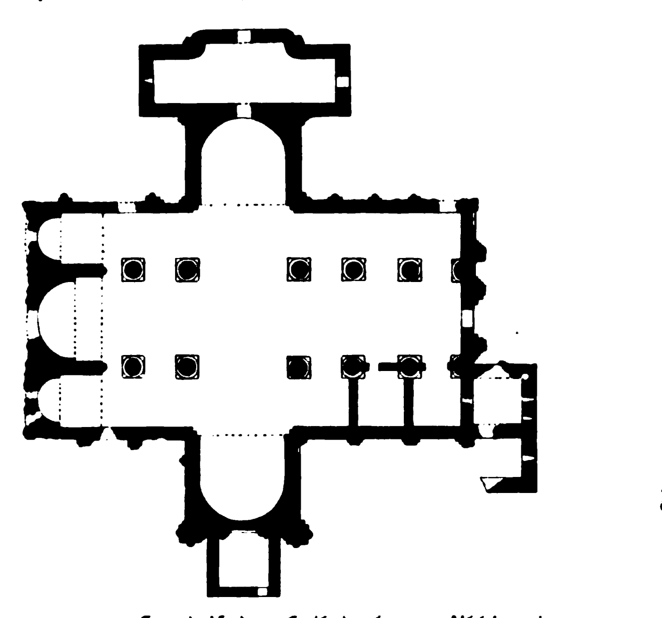


Plan der Ruinen von Ukhimerion und eines Teiles des heutigen Kutais.

Ausfall entschädigen. Viele von ihnen werden Kosaken und bilden nicht die bestdisziplinierte Truppe des russischen Heeres. Der Bauer findet für seine Ernte keinen Absatz, weil es wenige Märkte giebt und der Transport kostspielig ist. Darum ist auch bares Geld bei den Bewohnern selten.

Da die transkaukasische Eisenbahn Kutais etwas nördlich liegen läßt, führt eine Zweigbahn nach dieser Stadt. Sie soll bis zu den Kohlengruben von Tkvibuli verlängert werden, den einzigen fast, die im Kaukasus in Betrieb sind. Wir stiegen gegen zwei Uhr des Nachmittags in Kutais aus, wo wir zum Glück ein besseres Hôtel fanden als in Batum.

Kutais liegt an der Stelle, wo der Rion in die große Ebene von Imereth eintritt, nachdem er das Gebirge verlassen hat. Im Norden ist darum die Landschaft gebirgig; im Süden dagegen breitet sich eine weite Ebene aus, die bis zu den majestätischen Bergen von Persathi reicht — der kleine Kaukasus. Von der Höhe aus bietet Kutais ein einförmiges Bild wie die meisten Städte des Orients, es erscheint wie ein Wald, der mit Dächern geschmückt ist. Bis zu den Kuppeln der Kirchen, bis zu den Dächern ist alles daselbst grün. Denn in Transkaukasien findet sich fast überall die Sitte, die Dächer mit dünnen Metallplatten zu belegen, die mit Grünspan bedeckt sind. Diese Farbe paßt gut zu dem Grün der Bäume und gewährt in Verbindung mit diesem einen angenehmen Eindruck.


Grundriß der Kathedrale von Ukhimerion.

Um den Anblick der Landschaft besser genießen zu können, ließen wir uns auf den Gipfel eines Berges auf der rechten Seite des Rion fahren — aber auf was für einem Wege! Dieser Berg beherrscht die Stadt von Norden (B). Zu unsern Füßen breitete sich das moderne Kutais aus, das auf dem linken Ufer des Flusses liegt. Schon im Altertum bestand bereits eine Art Vorstadt an der Stelle, wo heute Kutais liegt, und hieß Kutatissium. Aber die eigentliche Stadt, die den Fluß beherrschte, war auf dem Hügel erbaut, wo wir uns befanden, und hieß Ukhimerion. Schon Prokopius thut ihrer Erwähnung. Lange Zeit war es ihr möglich, ihre Stellung zu behaupten. Innerhalb der Umwallung finden sich noch interessante Ruinen, die auf die frühere Bedeutung schließen lassen.

Ukhimerion umfaßte eine hochgelegene Stadt (B) und eine tiefer gelegene (C). Die Festung befand sich östlich von der ersteren (A), ungefähr 250 Fuß über dem Flusse. Der russische General Totleben schleifte sie im Jahre 1769; darauf errichteten die Russen auf demselben Platze eine Zitadelle, die aber weniger Raum einnimmt. Eine Umwallung umgab die hochgelegene Stadt und verband sie mit der Zitadelle. Dort findet sich auch die Kathedrale, das interessanteste Baudenkmal von Kutais.

Bagrat III., zugleich Herrscher von Abkhasien und Kartlis, baute diese Kirche im Jahre 1003. Im Jahre 1690 wurde sie von den Kanonen der Türken zerstört. Man kann sie als das beste Denkmal der georgischen Baukunst betrachten. Unsere Zeichnung zeigt einen Grundriß derselben nach Brosset.

Die Abbildung zeigt eine Ansicht von der Chorseite. Die Dekoration der äußeren Façade mit den drei Bogen ist sehr bemerkenswert. Anstatt die Wölbungen auf verschiedene Weise darzustellen, wobei sehr oft die Verbindung der einzelnen mangelhaft hergestellt wird, hat der Baumeister den Seitenbogen dieselbe Höhe gegeben wie auch dem Mittelbogen. Alle drei beginnen in derselben Mauer. Da diese Mauer ohne irgend welchen Nutzen war und zwischen den Bogen eine bedeutende Dicke erreicht, so wurden dort Nischen angebracht. Diese Nischen bilden den Mittelpunkt einer Verzierung von Säulchen und Bogen von gutem Geschmack, wo man ausschließlich das georgische Kapitäl angewandt findet. Trotz seiner Einfachheit ist das Kapitäl zierlich. Die Säulen laufen in einen kleinen Rundstab aus, auf dem sich eine eiförmige Ausbauchung entfaltet. Diese Ausbauchung wird von einer Kapitälplatte überragt, die etwas vorspringt und den untern Rundstab wieder hervorbringt. Das ist das ganze Kapitäl. Übrigens ist der georgische Stil dem armenischen nahe verwandt.

Kutais hat eine Bevölkerung von 12- bis 15000 Einwohnern, unter denen ein ziemlich großer Teil Armenier sind. Viele von ihnen waren früher katholisch, weshalb sich auch eine Niederlassung der Kapuziner in der Stadt befand. Dubois de Montpéreux, ein protestantischer Reisender, den der etwas kalte Empfang seitens der Kapuziner nicht zu deren Gunsten stimmte, giebt der Wahrheit aber trotzdem die Ehre und bezeugt den wohlthätigen Einfluß der Missionare und die über die Armenier gewonnene moralische Herrschaft (1833). Im Jahre 1845 hat die russische Regierung die Mission erbarmungslos und ungeachtet des hochherzigen Einspruches des Obergenerals Neidgard zerstört.

Das Klima von Kutais ist warm und feucht. Die Westwinde bringen sehr schwere Regen; in den Monaten Juli und August ist die Hitze daselbst groß. Wenn der Sirokko des Süd-Ostens, der aus den innerasiatischen Steppen kommt, die Höhe des Suram überschreitet, steigt die Temperatur oft bis 42 Grad Celsius; er bläst drei Tage, verbrennt und dörrt alles. Gewöhnlich folgt auf den heißen Wind ein Regen. Die schönsten Monate sind, wie die Reisenden erzählen, Oktober und November.

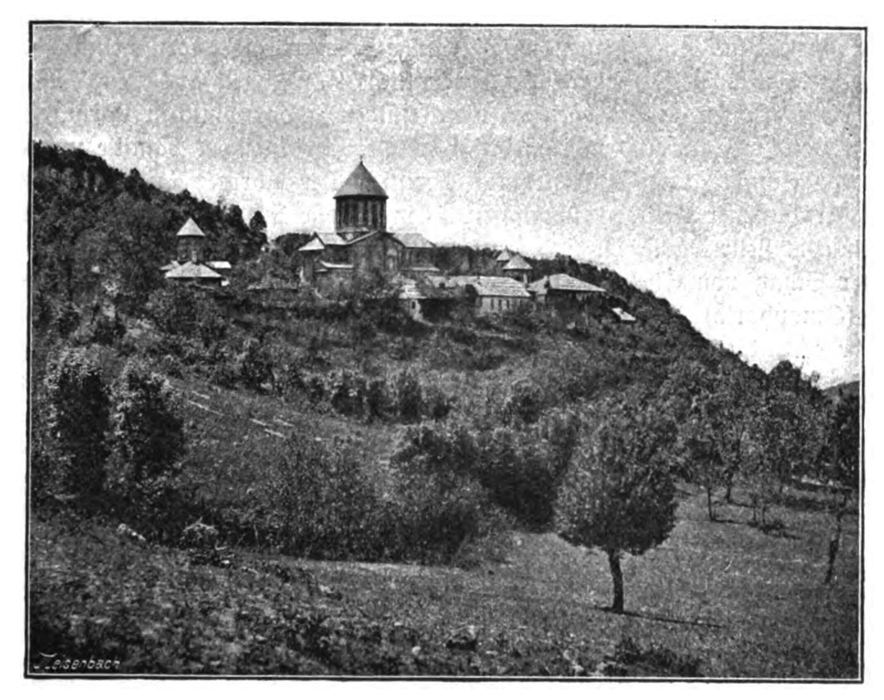
Ein Ausflug zu dem Kloster von Ghelat.

25. August.

Man muß unbedingt glauben, daß dieses Land das Paradies der Schweine ist, denn sogar in den Vorstädten von Kutais begegnet uns eine zahlreiche Schar dieser interessanten Tiere.

Ghelat ist ungefähr $9^1/_2$ Kilometer von Kutais entfernt. Der Weg führte uns zuerst das Thal des Rion hinauf. Das Thal ist breit und wird von großartigen Bergen eingeschlossen. Ein außerordentlich hoher, senkrecht abfallender Felsen bietet die hervorragendste Partie dieser Landschaft. Von jetzt an bin ich auch überzeugt, daß man von den Pferden alles verlangen kann, und daß es mit einem ordentlichen Kutscher unmöglich ist, umzuwerfen. Wir überschritten einen Paß und stiegen hinab ohne Hemmschraube, wo ein Fuhrmann aus anderen Gegenden wahrscheinlich besondere Vorsichtsmaßregeln ergriffen hätte. Hier erscheint die Sache dagegen ganz natürlich.

Zuweilen gehen auf den Querwegen einige dieser Bergbewohner vorbei, deren langer bis zu den Lenden anschließender brauner Kaftan mit der Kapuze und den Ärmeln große Ähnlichkeit mit unserer mittelalterlichen Tracht hat. Der Weg überschreitet bald die zukünftige Eisenbahn von Kutais nach Tkvibuli und durchwatet ein Flüßchen, das man uns Skalicgifela oder roter Fluß nannte. (Thielemann nennt ihn Tzchal-Tzitheli und Dubois de Montpéreux Tskaltsiteli.) Das Wasser dieses Flüßchens ist ungesund, so daß niemand davon trinkt. Sogar die Fische desselben sollen nicht ungefährlich zum Essen sein, weil sie Fieber erzeugen. Die Landleute behaupten, diese Fische auf den Märkten sofort mit Bestimmtheit zu erkennen.



Kloster Ghelat.

Ghelat liegt außerordentlich malerisch an dem Abhang eines Berges inmitten spärlicher Wälder. Der Blick schweift in das Thal des Rion und ruht von weitem auf dem bewunderungswürdigen Gebirgsmassiv des Elbrus und des großen Kaukasus. Die ersten Eindrücke sind fast zu großartig. Von hier aus gesehen hat der Elbrus die Gestalt einer Triangel und bietet dem Auge einen schneebedeckten Grat, der durch die Thätigkeit des Windes außerordentlich scharfe Kanten hat.

Ghelat und Kloster sind klein; aber dieser Ort ist der religiöse Mittelpunkt der Provinz Imereth. Es befinden sich daselbst drei Kirchen: die Metropolitankirche von Ghelat, die Kapelle Georgs II. und die Grabkapelle Davids II. Die Zeit der Gründung ist unbestimmt. David II., der Wiederhersteller (Aghmashenebely), König von Karthlis und Abkhasien, stellte Ghelat wieder her. Von da an erlebte das Kloster mancherlei Wechsel, bietet jedoch auch jetzt noch manches Merkwürdige.

Die Kirche ist aus großen gelblichen Sandsteinblöcken erbaut; das Innere bietet manches Interessante, da es ganz mit Fresken bedeckt ist. Das Chor ist mit einem Mosaikboden belegt, den der Kaiser Alexis I. (aus dem Hause der Komnenen) geschenkt hat. Was die Gemälde betrifft, so kann man an ihnen, ohne das Alter näher bestimmen zu wollen, zwei Perioden unterscheiden, das heißt an den Gemälden und an den Ausbesserungen. Die Gemälde sind in byzantinischem Sinne gehalten. Die Retouchirungen oder späteren Malereien verraten eine frappante Ähnlichkeit mit den ersten Werken der italienischen Renaissance. Nachdem die Genueser einmal an dem Gestade des schwarzen Meeres das Übergewicht erlangt hatten, das sie bis zum Sturze des griechischen Kaisertums behielten, konnte es gar nicht ausbleiben, daß die italienische Kunst auch dort ihren Einfluß ausübte, so unglaublich dies auch auf den ersten Blick hin scheinen mag. Einige Fresken, die augenscheinlich neueren Datums sind, zeichnen sich durch außerordentliche Häßlichkeit aus. Die Zusammenstellung der Personen gibt, abgesehen von einigen apokryphischen Vorwürfen, die Geschichte von Joachim und Anna, die Geschichte der heiligen Familie und endlich die Leidensgeschichte und Auferstehung Christi. Der übrige Raum ist der Darstellung verschiedener Heiligen überlassen. Eine große Freske an der linken Seite des Transepts stellt David II. und seine Familie dar.

Der Schatz von Ghelat enthält die Krone der Könige von Imereth, mehrere Tiaren (Omophoria) der Erzbischöfe und ähnliches. Alle diese Stücke sind mit Perlen bedeckt, die Königskrone mit feinem Emailleschmuck. Außerdem birgt der Schatz auch einige schöne Manuscripte, darunter ein griechisches Evangelium aus dem zehnten Jahrhundert und Manuscripte aus der Regierungszeit Bagrats IV. (1028—1072).

Die eine der kleinen Kapellen, in rechteckiger Form errichtet, enthält das Grab Davids des Wiederherstellers. Die Kapelle ist in späterer Zeit durch eine Mauer in zwei zerlegt worden. Diese Mauer hat den Zweck die Kuppel zu stützen. Die Thore von Gandja (Elisabethpol) sind gegen diese Mauer gelehnt. Eine einfache Platte, die mit halbverwischten Inschriften bedeckt ist, zeigt das Grab des Königs an.

Von Kutais nach Tiflis.

28. August.

Der Tag ist schwül, und von Osten weht ein brennender Sirokko. Die Eisenbahn steigt das Thal von Kvirila hinauf, indem sie stets längs des Flusses einherläuft. In diesem fruchtbaren Imereth sieht das Auge überall ein köstliches Grün; selbst die begonnene Abholzung hat bis jetzt die Entwickelung der üppigsten Vegetation noch nicht aufhalten können. Überall erblickt man Schlingpflanzen in unglaublicher Menge.

Hinter der Station Kvirila benutzt die Eisenbahn das Thal des Tschcherimbla. Bei Bieloguri beherrscht eine malerische Ruine den Strom. Nachdem diese Station verlassen ist, steigt man das Thal von Moliti hinauf.

Die transkaukasische Eisenbahn ist von englischen Ingenieuren mit englischem Kapital erbaut worden. Die Ingenieure wollten in dem Suramberg einen Tunnel anlegen; aber dieses Vorhaben schien den Russen, die in dieser Hinsicht keine Erfahrungen hatten, zu gefährlich, und so kam es, daß man sich mit einem Einschnitt

begnügte. Um hinaufzugelangen hat man aber eine sonderbare Linie angelegt. Jede Windung, die imstande wäre, die Steigung zu vermindern, ist vermieden worden; geradenwegs führt das Geleise zur Höhe. Deshalb ist die Steigung auch ganz ungeheuer. Die angebrachten Tafeln geben zwar eine Steigung von 2,9 bis 4,5 % an; aber ein Ingenieur hat uns versichert, daß diese Angaben nur den Zweck hätten, den amtlichen Vorschriften zu genügen, übrigens alle falsch seien, da die Steigung bedeutend stärker sei. Man konnte dies auch ohne Mühe einsehen. Bis Bejatuvani genügte eine Lokomotive nach System Sairlay, um den Zug zu schleppen. Hinter dieser Station wurde eine zweite Doppellokomotive an das Ende des Zuges gehängt. Trotz dieser Verstärkung kamen wir aber so langsam voran, daß ein Reisender während der Fahrt ganz gemütlich aus dem Wagen klettern konnte.

Diese fremden Lokomotiven mit ihren gewaltigen, kegelförmigen Schloten machen bei ihrem Pusten durch die schmale Schlucht des Flusses einen sonderbaren Eindruck. Durch die allzugroße Langsamkeit, die bei der gewaltigen Steigung unüberwindlich ist, sowie den allzugroßen Verschleiß an Material und die ungeheueren Unterhaltungskosten sind die Russen zu dem ersten Projekte zurückzukehren gezwungen worden. Sie bauen jetzt durch den Berg einen Tunnel, der zwar das härteste Gestein umgeht, wodurch aber auch gleichzeitig das Interessante der Fahrt verloren geht. Wir erreichten den Gipfel mit Einbruch der Nacht und langten anderen Morgens gegen zehn Uhr in Tiflis an.

Obgleich die russischen Eisenbahnwagen an Bequemlichkeit den amerikanischen parlor-cars nachstehen, so verdienen sie doch den Vorzug vor den in Westeuropa gebräuchlichen, wo der Reisende nur ein Gefangener ist, und wo auf die einfachsten natürlichen Bedürfnisse fast keine Rücksicht genommen wird. Von beiden Seiten der Wagen bei den russischen Eisenbahnen gelangt man in einen kleinen Gang, der sich an der Seite hinzieht und die ganze Länge einnimmt. Auf dem Gang münden die Abteile oder Zimmer, in deren jedem sich vier Reisende nach Belieben einrichten können. Zur Nachtzeit verwandelt sich jeder dieser Räume in einen Schlafsaal mit vier Betten. Der Russe reist stets mit seinem eigenen Bettzeug, weshalb die Bahnverwaltung mit dieser Sache nichts zu thun hat. An beiden Enden des Wagens befinden sich zwei Klosets. Um die Wahrheit zu sagen, darf nicht verschwiegen werden, daß die Unterhaltung der Wagen ein wenig zu wünschen übrig läßt. Auf den Stationen sind die Büffets gut ausgestattet, aber bald geplündert. Jeder muß sich das Gewünschte selbst holen, an die Wagen wird nichts gebracht.

In Tiflis begann für uns eine Reihe von Mißgeschicken. Von Kutais aus hatten wir Serghius vorangeschickt, um uns ein Unterkommen zu suchen. Unser Absteigequartier glich aber eher einer Rumpelkammer als etwas Anderem. Wir wurden von den Wanzen zerfleischt und konnten von dem wilden Eigentümer durchaus nichts bekommen. Am folgenden Morgen siedelten wir zu dem anderen Ende der Stadt an dem Ausgang nach Alexanderdorf um, kamen aber von dem Regen in die Traufe. Aus dem Hundestall kamen wir in ein erbärmliches Kaffeehaus. Endlich machten wir der Sache dadurch ein Ende, daß wir uns im Mittelpunkt der Stadt im Kaukasus-Hôtel niederließen, was wir von Anfang an hätten thun sollen.

Zweites Kapitel.

Die große Kette des Kaukasus.

Padaroschni, Kaliaska und Perekladnoi. Die Postpferde. Ein Heilmittel gegen den Spleen. Die militärische Route von Georgien. Abreise von Tiflis. Mzkhet. Ananur. Ein unangenehmer Postmeister. Die Auls. Mlet. Das Besteigen des Gudaur. Der Kreuzpaß. Abstieg nach Kasbeck. Kasbeck. Legenden des Volksstammes der Osseten. Der Gletscher Dewdorawki. Die Darial-Schlucht. Schloß der Königin Tamar. Die Osseten. Wladikawkas. Das Militärlager. Panorama des Kaukasus. Rückkehr nach Tiflis.

Tiflis wurde für die nächste Zeit der Mittelpunkt unserer Ausflüge. Zu unserm großen Bedauern war der „Doktor" gezwungen, uns bald zu verlassen, da er nach Konstantinopel zurückkehren mußte. Kaum waren wir in unserem Hôtel angelangt, so verabredeten wir die Vorbereitungen, um mit ihm einen Abstecher durch den Kaukasus zu machen bis Wladikawkas. Nathanael hatte in Tiflis eine verheiratete Schwester wohnen, bei der er während unserer Ausflüge blieb.

Die erste Vorsichtsmaßregel für solche Zwecke besteht darin, sich mit einem „Padaroschni" zu versehen. Es ist dies ein Erlaubnisschein der Polizei, der dem Inhaber das Recht giebt, die Postpferde zu benutzen. Der gewöhnliche Padaroschni giebt das Recht zur Benutzung der Postpferde, aber er läßt den Reisenden doch manchen Zufällen ausgesetzt. Denn jede Person, die mit einem Padaroschni der Krone versehen ist, hat vor den anderen Reisenden den Vorzug. Dieser Padaroschni wird gewöhnlich nur für amtliche Reisen ausgestellt. Zuweilen kann es auch einem Fremden gelingen, einen solchen zu erhalten, doch ist eine gute Empfehlung dafür Hauptbedingung. Der königliche Padaroschni wird aus dem gewöhnlichen durch Aufdrücken eines Ergänzungs-Siegels hergestellt. Der Padaroschni ist nur ein allgemeiner Erlaubnisschein. Er dient für einen gegebenen Weg als Quittung für den Gebrauch der Pferde und nennt die zu benutzende Zahl. Um den gewöhnlichen Padaroschni in einen der besseren Sorte zu verwandeln, läßt man ganz diskret einen Rubel in die Hand des Postmeisters gleiten. Die Reise kann je nach Wunsch in einer Perekladnoi oder in einer Kaliaska vor sich gehen.

Die Kaliaska ist eine Art Viktoria-Chaise (offener vierräderiger Wagen), die ziemlich bequem ist. Was die Perekladnoi angeht, so ist dies der Nationalwagen der Russen. Die Konstruktion ist äußerst einfach. Zwei Paar Räder stehen ziemlich weit auseinander. Auf den Achsen dieser Räder liegen zwei hölzerne Stangen, und auf diesen ruht ein ziemlich luftiger Kasten. Das ist der ganze Wagen; von Federn durchaus keine Spur. Ebenso merkwürdig ist auch der Sitz; parallel der Rückwand des Kastens befindet sich eine hölzerne Stange, die den Vorderteil des Sitzes bildet. Zwischen dieser Stange und dem untern Ende der Rückwand ist ein Netz aus Stricken befestigt. Auf dieses Netz legt man Stroh oder Kissen, um die Wirkungen der Stöße abzuschwächen. Wenn man bedenkt, daß dies Fuhrwerk im scharfen Trab und dazu noch auf holperigem Wege durch die Steppe eilt, wird man erklärlich finden, daß jede Bequemlichkeit dabei mangelt und die Stöße oft schrecklich werden. Deshalb nehmen die Russen auch stets eine Menge Kissen mit, wenn sie sich dieses Vehikels bedienen. Dadurch wird es ihnen zwar möglich, den Transport einigermaßen erträglich zu gestalten; wird aber der Wagen gewechselt, so muß ein förmlicher Umzug in Szene gesetzt werden. Zwar hat man dazu Zeit genug. Die unvermeidliche Antwort bei der Ankunft an der Station lautet: „Es sind keine Pferde da." „Wann gibt es Pferde?" „Sitchas" (bald). Unter „bald" thut man aber gut, sich einen Zeitraum von zwei bis vier Stunden zu denken, wenn man nicht enttäuscht sein will. Man muß sich gedulden; niemals aber darf man die Antworten der dortigen Postmeister für Wahrheit annehmen. Diese schließen mit dem Gouvernement einen Vertrag ab, laut dessen sie die Pferde stellen müssen. Man kann es ihnen daher nicht verargen, daß sie für ihre Tiere besorgt sind. Es kommt daher oft vor, daß die Pferde verweigert werden, selbst wenn sie gefressen und die vorschriftsmäßige Zeit geruht haben.

Die Postpferde legen gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Werste (sechszehn bis einundzwanzig Kilometer) zurück. Kommen sie an der Station an, so werden sie ausgespannt und leer zurückgeschickt zu ihrem Ausgangspunkte. Nachdem sie im Stalle angekommen sind, dürfen sie drei Stunden ausruhen und müssen dann wieder zur Verfügung etwaiger Reisenden stehen. Welchen Nutzen man sich von dem erwähnten Zurückschicken der Pferde verspricht, konnten wir niemals erfahren.

Kurzum, die Postmeister suchen oft die Reisenden zu täuschen; diese thun gut, wenn sie selbst zu den Pferdeställen gehen und sich von der Zahl der Pferde und der ihnen bewilligten Ruhezeit überzeugen. Ein leichter russischer Teint ist deshalb viel wert, um die Verzögerungen abzukürzen. Diese Postpferde laufen täglich oft dreimal eine Strecke von zwanzig Wersten. Da sie zwischen jeder Tour zu ihrem Stall zurückkehren, so durchlaufen sie in Wirklichkeit in einem Tage 120 Werste (127 Kilometer). Am folgenden Tage beginnt das Geschäft von neuem, und trotz der großen Anstrengung bleiben sie gut auf den Beinen.

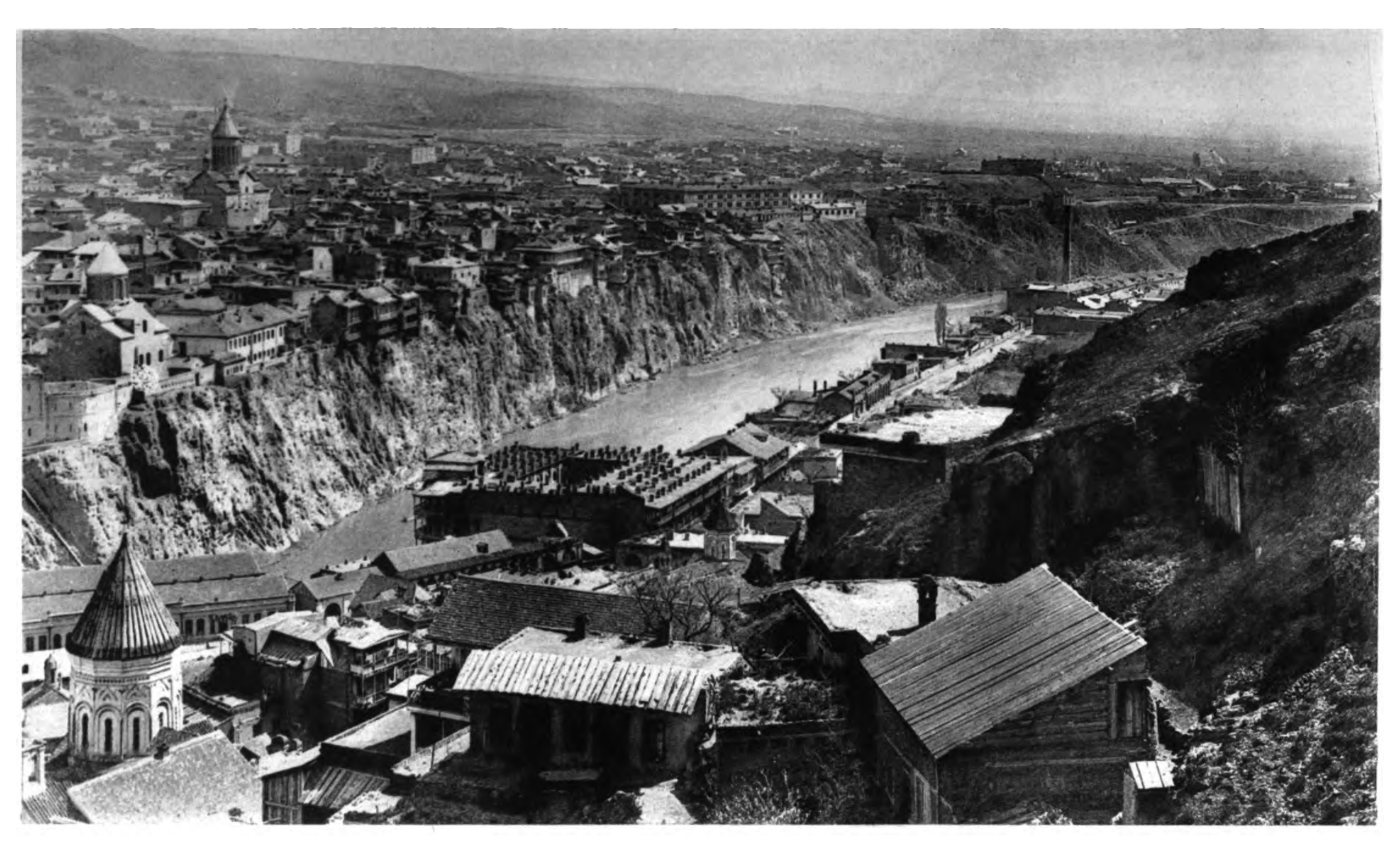
Die Stöße in der Perekladnoi empfiehlt man als Heilmittel gegen den Spleen und behauptet, daß sich die Engländer derselben zuweilen mit Erfolg bedienen. Für die Wahrheit können wir nicht einstehen, da wir keinen Spleen hatten. Aber wir waren zu bang, um uns den Stößen noch weiter auszusetzen, und zogen die Bequemlichkeit einer Kaliaska vor.

Zuweilen findet man die Troika als Hauptbeförderungsmittel der Reisenden angegeben. Doch ist diese Bezeichnung ziemlich ungenau. Das Gespann heißt Troika, wenn es, wie gewöhnlich, aus drei Pferden besteht. Von dem Gespann hat also der Wagen den Namen bekommen. Dieses Dreigespann kommt aber sowohl bei der Perekladnoi als auch bei der Kaliaska vor. Eine besondere Eigentümlichkeit hinsichtlich des Gespannes besteht noch darin, daß nach russischer Anschauung nur die Vornehmen ihre Pferde vor einander spannen dürfen. Die gewöhnlichen Sterblichen befestigen ihre Pferde neben einander. So kommt es, daß man zuweilen fünf oder sechs Pferde in einer Reihe an einem Wagen neben einander laufen sieht.

Die Militärstraße von Georgien durchschneidet den Kaukasus von Tiflis nach Wladikawkas an der Stelle, wo die Gebirgskette am schmälsten ist. Selbst da ist die Kette über 100 Kilometer breit; aber in dem westlichen Teile des Kaukasus ist die Breite doppelt so groß, während sie östlich von der Heerstraße mehr als die doppelte Ausdehnung annimmt.

Der Weg von Tiflis durch Kabarda nach Wladikawkas ist zu allen Zeiten der Hauptverbindungsweg durch den Kaukasus gewesen. Darum versteht es sich auch von selbst, daß die Russen sofort davon Besitz genommen haben. Die gegenwärtige Straße ist von dem Fürsten Bariatinski angelegt worden. Sie hat eine Länge von beiläufig 200 Wersten (213 Kilometer) und einen Kostenaufwand von ungefähr achtzig Millionen Mark erfordert. Die außergewöhnliche Wichtigkeit dieser Straße erklärt ihre vorzügliche Instandhaltung, die man sonst bei den russischen Straßen zu sehr vermißt. Von Tiflis bis Wladikawkas gibt es zwölf Poststationen, von denen als die erträglichsten Tsilkane, Mleth und Kasbeck für den Fall einer Übernachtung in Betracht kommen.

Die russischen Poststationen sind sehr ungleichmäßig eingerichtet. Die an der eben erwähnten Heerstraße unterscheiden sich durch nichts von Herbergen der gewöhnlichsten Art. Man findet daselbst Zimmer, Betten und, wenn man es genau nimmt, auch Bettzeug. In dem „Saale" des Erdgeschosses brennt beständig der Samovar. In Hinsicht auf Essen und Trinken sind die Verhältnisse sehr bescheiden, doch braucht man nicht zu verhungern. Auf anderen Strecken, z. B. auf der von Eriwan nach Nakhitschewan sind die Poststationen noch viel erbärmlicher eingerichtet. Gewöhnlich bestehen sie aus zwei gekälkten Zimmern, deren Wände mit dem Bildnis seiner „Heiligen Majestät" geschmückt sind. Das eine dieser Zimmer ist für die Männer, das andere für die Frauen bestimmt. Der Postmeister besitzt dann noch ein drittes Zimmer, das zu gleicher Zeit als Küche dienen muß. Längs der Wände befinden sich die Betten. Der Name ist eigentlich viel zu gut für diese hölzernen Bänke, deren jede mit einer schiefen Ebene versehen ist, die das Kopfkissen ersetzen soll. Da von Bettwäsche keine Rede sein kann, ist jeder Reisende darauf angewiesen, selbst die nötigen Sachen mit sich zu schleppen. Wir schlugen regelmäßig unser Feldbett auf. Auf diesen Poststationen findet man gewöhnlich auch nichts zu essen, und man ist gezwungen, in den baufälligen Hütten der nächsten Dörfer Umschau zu halten; besser ist es freilich, wenn man den erforderlichen Mundvorrat von der nächsten Stadt mitnimmt. Dann darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß man selbst sich das Essen bereiten muß, wenn man nicht so vorsichtig gewesen ist, einen Diener mitzunehmen, der etwas vom Kochen versteht.



Franz Kirchheim, Mainz. Lichtdruck von J. B. Obernetter München.

Tiflis.

Die Kura und das Awlabar-Viertel.

29. August.

Wir verließen Tiflis am 29. August gegen Mittag. Bei einer fürchterlichen Hitze legten wir die nächsten zwanzig gräßlichen Werste durch die Einöde von Tiflis nach Mzkhet zurück. Als wir auf der Poststation daselbst ankamen, waren keine Pferde da. Ein Weg von zwanzig Minuten hätte uns zu dem Dorfe [1]) und seinen alten Heiligtümern gebracht. Aber die Hitze war derart, daß wir vor lauter Ermüdung beschlossen, den Besuch auf unserer Rückreise von Wladikawkas auszuführen.

Gegen fünf Uhr des Nachmittags kamen wir endlich zur Abreise. Am Ausgange von Mzkhet hat ein Durchstich die Überbleibsel der prähistorischen Totenstadt Samthawro bloß gelegt. Diese äußerst interessante Totenstadt wurde im Jahre 1871 entdeckt. Man bemerkt deutlich vier über einander liegende Schichten von



Mzkhet.

Gräbern. Von bedeutenden Forschern werden die Gräber der untersten Reihe in die erste Zeit des Eisens gerechnet. Eine große Menge Schädelknochen, die daselbst gefunden wurden, zeigt eine äußerst großköpfige Bevölkerung an.

30. August.

Nachdem wir die Nacht in Zilkane zugebracht hatten, kamen wir ohne Schwierigkeiten bis Ananur, wobei wir eine Gegend durchreisten, die durch Überschwemmungen sehr fruchtbar zu sein scheint. Die Straße, die gewöhnlich das Thal des Aragvi verfolgt, verläßt dieses von Zilkane bis Ananur, um Duscheti zu erreichen. Dieses ist eine kleine Stadt und liegt in einer Höhe von achthundert Metern sehr schön an einem Zufluß des Aragvi. Neben der Poststation findet sich ein schönes Schloß.

In Ananur mußten wir drei und eine halbe Stunde warten. In geschichtlicher Hinsicht ist Ananur der bedeutendste Ort des ganzen Thales. Die Crista des

1) Die Kathedrale von Mzkhet wurde durch den König Mirian gegen 328 erbaut. Die Errichtung der Brücke in Mzkhet wird Pompejus zugeschrieben.

Aragvi wohnten daselbst. In der Umwallung der früheren Festung findet sich eine alte Kirche, die sehr interessant scheint. Aber da der Postmeister uns nicht sagen wollte, in welcher Zeit er Pferde zur Verfügung haben würde, obwohl er es ganz gut wußte, konnten wir die Kirche nicht besuchen. Um die Reisegelegenheit nicht zu versäumen, blieben wir an der Station, wo wir uns herzlich langweilten.

Die Straße von Ananur nach Mleth führt durch das Thal des Aragvi, das hier zwar schon von hohen Bergen eingeschlossen ist, die aber noch mit Bäumen bestanden sind und anmutig erscheinen. Einige Werste vor Pasanaur kommt man an zwei alten Forts, denen von Tschertaly und Wanseloppe, vorbei, die ehemals die Straße schützten. Eine Menge Verteidigungstürme, Aul genannt, wird sichtbar.



Ananur.

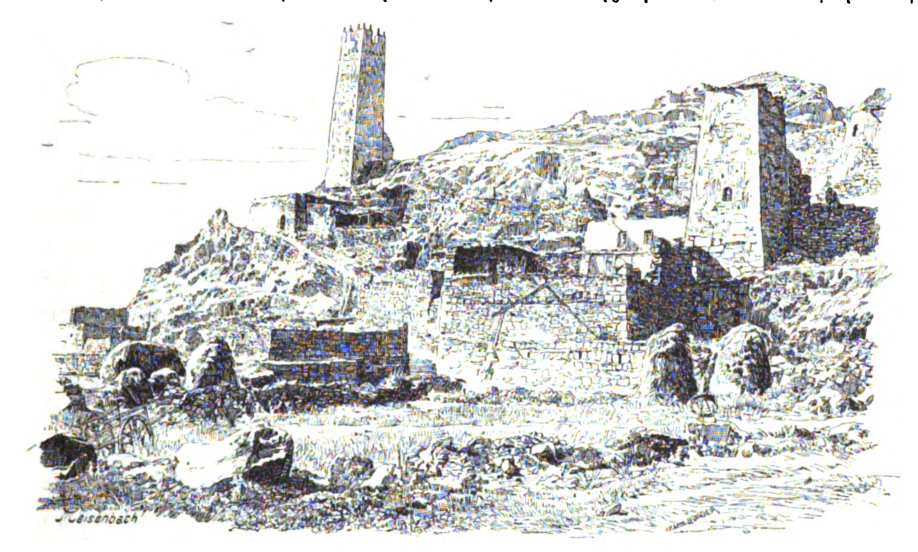
Jedes der an den Abhängen der Berge liegenden Dörfer besitzt wenigstens einen solchen Turm, die meisten oft drei bis vier, die nur durch eine außen angebrachte Leiter zugänglich sind. Diese Türme waren die letzten Bollwerke zur Verteidigung der Unabhängigkeit der Bergbewohner. Vor der Annexion durch Rußland dienten sie auch oft als feste Schlösser, von wo aus eifersüchtige Klans, deren es in jedem Dorfe gab, sich nach Gefallen beschossen. Diese löbliche Sitte findet sich sogar heute in einigen entlegenen Thälern. Heute sind die Türme am Aragvi, die so stolz die Hütten der Dörfer beherrschen, nur mehr malerische Zeugen der früheren Kämpfe.

31. August.

Bei Mleth beginnt der hohe Gudaur. Die Landschaft wird sehr großartig und gewährt Ansichten, die in keiner Hinsicht hinter denen der Schweiz zurückzustehen brauchen. Auf dem höchsten Punkt der Straße haben die Russen ein Kreuz errichtet, daher führt der Gipfel auch den Namen Kreuzpaß.

Der Abstieg vom Gipfel nach Kasbeck ist schwindelerregend. Unsere drei Pferde, die in einer Reihe vor die Kaliaska gespannt waren, legten den Weg im Galopp zurück und nahmen dabei die gefährlichsten Windungen, ohne daß auch nur eine Hemmschraube an dem Wagen angebracht war. Die Landschaft ist nackt und zerrissen, nicht ein einziger Baum ist zu bemerken. Von der Poststation in Kasbeck hat man, wie uns erzählt wurde, einen schönen Blick auf das Gebirge: wir konnten uns aber nicht daran erfreuen, da ein dicker Nebel das ganze Gebirgsmassiv verhüllte. Kaum konnte man zeitweise das Kloster Sameba bemerken, das auf einen fast unzugänglichen Ausläufer des Gebirges gebaut ist und zur Zeit leer steht.

Der Kasbeck ist der Hauptpunkt in der Reihe der vulkanischen Berge, die den Kaukasus von Nordosten nach Südwesten durchziehen. In Rücksicht auf die



Aul von Pantscheti bei Kasbeck.

Höhe nimmt er nur die dritte Stelle unter den Riesen des Kaukasus ein, obgleich er bis zu 5045 Metern emporsteigt. Der Elbrus überragt ihn um 600 Meter.

Die Benennung Kasbeck ist neuern Datums. Die Russen gaben dem Berg diesen Namen, um damit einen eingeborenen Fürsten Kasbeck zu belohnen, der ihre Oberhoheit anerkannte. Die Georgier nennen den Berg M'kinvari (Eisberg) und die Osseten Urz-K'hoh (weißer Berg). Freshfield erstieg ihn zuerst 1868. An den Kasbeck haben die Osseten die phantastischten Legenden geknüpft. Auf seinem Gipfel sollen das Zelt Abrahams und die Krippe von Bethlehem in gut erhaltenem Zustande heute noch stehen. Zwischen den zwei Gletschern Albanot und Orzveri befindet sich eine Grotte, in der die allerseligste Jungfrau ausruhte, als sie von Ägypten zu den Osseten kam. Jeder Mensch, der daselbst einzudringen wagte, würde sofort sterben.

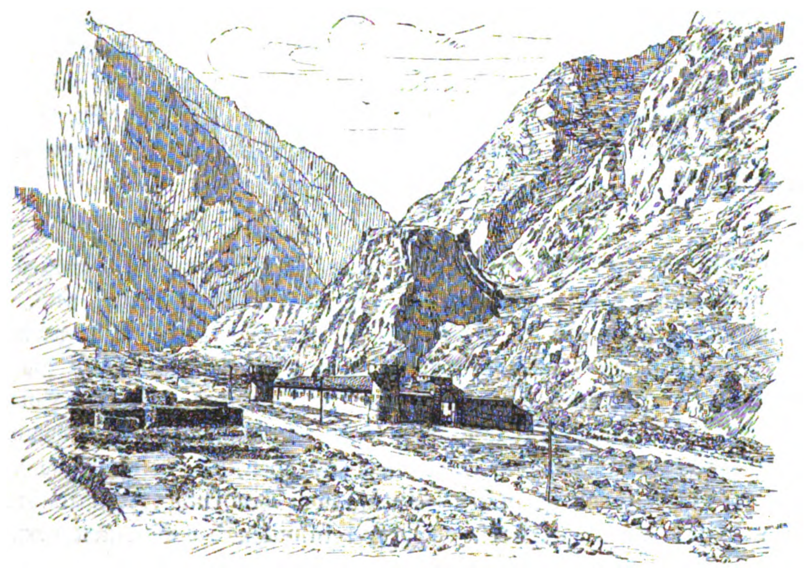
Die Fortsetzung der Heerstraße von Georgien, von Kasbeck bis zum Ausgang des Gebirges, ist sehr den Verwüstungen des Wassers ausgesetzt. Ein plötzlich hervorbrechender Bach hat sie wiederholt gänzlich zerstört.

Sechs Kilometer weiter von der Station Kasbeck mündet das Thal der Amilitschka in das Thal des Terek. Der große Gletscher Dewdorawki, einer der acht Gletscher des Kasbeck, nimmt den oberen Teil des engen Thales, das ihm als Abzugskanal dient, in Anspruch; anstatt zurückzuweichen wie die anderen Gletscher des Kaukasus, bewegt er sich unaufhaltsam gegen das Thal des Terek vorwärts. (Ähnliche Beobachtungen hat man auch in den Alpen gemacht.) Aber das Thal der Amilitschka ist zu eng, um diese Menge von Eis durchzulassen; daher kommt es, daß dieses sich zuweilen zu einem ungeheuren Damme von mehr als zweihundert Meter Höhe längs der Thalwände erhebt. Wenn nun der Druck der zurückgehaltenen Wassermengen zu beträchtlich wird, weicht der Damm, und alles — Wasser, Eis und Steine — stürzt in die schräg ansteigende Schlucht der Amilitschka und hemmt den Lauf des Terek. Diese Masse erinnert dann nicht mehr im entferntesten an den Anblick des Gletschers. Seit 1776 ist dies sechsmal geschehen. Das Getrümmer des letzten Einsturzes im Jahre 1832 schloß das Thal des Terek auf eine Strecke von zwei Kilometer Länge und hundert Meter Höhe. Der Strom, der früher in solchen Fällen mehrere Tage zurückgehalten ward, blieb jetzt nur acht Stunden stehen, in welcher Zeit er sich eine sehr große Höhlung durch die Masse gewühlt hatte. Der Inhalt dieser Massen ward auf sechzehn Millionen Kubikmeter berechnet, und zwei Jahre waren notwendig, ehe alles Eis geschmolzen war. Von 1863 bis 1876 war der Gletscher 230 Meter vorgerückt. Bis jetzt steht den russischen Ingenieuren kein Mittel zu Gebote, um die Straße vor diesen Gefährlichkeiten zu schützen.

Ungefähr in gleicher Höhe beginnen die berühmten Schluchten von Darial. Früher hießen sie die kaukasischen Pforten. Mit Recht trugen sie diesen Namen; denn sie sind in Wirklichkeit natürliche Schutzmauern für die Hauptstraße des Kaukasus und bestehen nur aus Anhäufungen gewaltiger Basalt-, Granit- oder Porphyrfelsen, zwischen denen sich der Terek schäumend seinen Weg gebahnt hat. Kaum erblickt man in den Felsspalten einige verkrüppelte Bäumchen. Die Straße ist fast ganz in den Felsen eingehauen; jede ihrer plötzlichen Windungen bietet dem Auge des Reisenden einen andern Blick auf die Schluchten, die in Wahrheit das Prädikat „schauerlich-schön“ verdienen. Das Thal des Hinterrheins, das bei seiner stärksten Verengung den Namen Via mala hat, durch welche die Splügenstraße führt, ist zwar malerischer, aber in Hinsicht auf Großartigkeit kann es mit diesen Schluchten keinen Vergleich bestehen. Nur das Thal des Yo-Semiti in Kalifornien könnte ihnen zur Seite gestellt werden. Aber dort zeigen die gigantischen Granitfelsen, die sich senkrecht über das Thal erheben, eine außerordentliche Regelmäßigkeit der Formen; von ihren Gipfeln stürzen wunderbare Katarakte, welche der Wind in Nebelschleier auflöst. Ihr Aussehen ist herrlich; am Fuße breiten sich hundertjährige Wälder aus. Kein Wunder, daß der Reisende Neigung empfindet, den alten Indianerlegenden Gehör zu schenken, wonach der „Große Geist“ sich gern an diesem Orte aufhält. Hier aber ist das gerade Gegenteil der Fall; nichts als Chaos, Verwüstung, so daß man sich mit Dante an den Eingang des Infernum versetzt glaubt. Die Sonne dringt hier nur in die Schluchten, um die dunkelsten Schatten etwas zu zerteilen und dadurch die Rauheit und Wildheit der Landschaft noch mehr hervortreten zu lassen. Wir fuhren weiter, stets im Galopp, so daß der Kutscher

eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen mußte, um die drei neben einander gespannten Pferde um diese scharfen Biegungen zu lenken. Gleichsam um die Gefahr noch zu erhöhen, schienen die Pferde gerade solche gefährliche Stellen auserwählt zu haben, um sich zu schlagen und zu beißen. Ich glaube, daß diese Schluchten viel von ihrer Großartigkeit verlieren, wenn man das Thal von Wladikawkas aus hinaufsteigt. Bei dem Abstieg stimmen die Schnelligkeit, mit der gefahren wird, und die steten Veränderungen des Weges mehr zu dem Phantastischen dieser Schluchten.

Endlich kamen wir an dem Fuße des Schlosses der Königin Tamar vorbei. Wie ein Adlerhorst hängt es auf der Spitze eines vortretenden Felsens und ist nur durch einen schmalen Pfad zugänglich. Es beherrscht vollständig das Thal. Zwar sind von der ganzen Herrlichkeit nur wenige Trümmer geblieben, aber der Platz



Schloß der Königin Tamar.

war wirklich zu schade, um verlassen zu werden. Heute schützt eine befestigte Kaserne am Fuße des Berges die Militärstraße und ist die wirkliche Pforte der Schlucht geworden. Seit undenklichen Zeiten war dieser vorgeschobene Posten Georgiens befestigt. Die Legende hat ihm den Namen der Königin Tamar gegeben, nach der im Kaukasus noch mehrere feste Schlösser und auch Kirchen benannt sind.

Die Etymologie des Wortes Darial hat sowohl Sprachforschern als auch Altertumsfreunden große Schwierigkeiten bereitet. Brosset leitet es ab von dem persischen Dar-i-Alan, Thor der Alanen, eines skythischen Volksstammes. In der alten arabischen Geschichte findet sich auch derselbe Name „Bab-Allan.“

Das Thal des Terek bildet so ziemlich die ethnographische Grenze zwischen den Osseten und den Tschetschenen, die in der Geschichte der Eroberung des Landes durch Rußland eine so bedeutende Rolle gespielt haben. Die Osseten bilden ein Volk, das von einigen auf 65000, von andern auf 110000 Seelen geschätzt wird. Ihr Ursprung ist lebhaft bestritten worden. Die einen rechnen sie zu den Alanen,

während die andern sie zu den reinsten Vertretern der arischen Rasse zählen, und noch andere gar behaupten, sie seien semitischen Ursprungs. Im allgemeinen zeichnen sie sich nicht durch schönen Körperbau aus. Ihre Gebräuche nähern sich den europäischen in manchen Punkten: sie bedienen sich der Betten, der Tische, der Stühle und sitzen nicht wie die Bewohner des östlichen Teiles von Asien mit untergeschlagenen Beinen. Ihre Religion ist ein Gemisch von allerlei Bekenntnissen und Aberglauben; doch giebt es unter ihnen ungefähr 50,000 sogenannte Christen.

Wladikawkas ist nach russischer Art gebaut, bietet also nichts Interessantes. Hier finden sich große, breite, aber schlecht gepflasterte Straßen, die an der Seite durchgehends mit einstöckigen Häusern besetzt sind. Nur einige Häuser erlauben sich den Luxus einer ersten Etage. Der Name „Wladikawkas", der so recht die russische Oberherrschaft bezeichnet, ist eine Zusammensetzung von „Wladiget" (bezwingen) und „Kawkasum" (Kaukasus) und erinnert lebhaft an das klassisch gewordene „Zwing-Uri". Potyomkin gründete diese Stadt 1785 auf der Stelle des alten Ossetendorfes Salutsch. Seine buntscheckige Bevölkerung beträgt gegenwärtig ungefähr 15,000 Seelen.

1. September.

In den Morgenstunden lenkten wir unsere Schritte zu dem großen Militärlager, das eine kleine Strecke nordwestlich von der Stadt errichtet und, wie man uns sagte, mit zwanzigtausend Menschen belegt ist. Die Zelte sind geräumig und anscheinend nicht leicht zu transportieren. Als wir hinkamen, waren die Soldaten gerade bei ihrem Frühstück. Vor und nach der Mahlzeit beten die Soldaten entblößten Hauptes mit großer Andacht, was einen imposanten Anblick gewährt. Die Zucht scheint genau und streng zu sein. Die Truppen, die beinahe die Hälfte des Jahres in den Zelten wohnen, machen einen guten Eindruck: sie sind kräftig und kriegstüchtig. Mehrere junge Bären liefen frei inmitten der Soldaten herum, deren Lieblinge sie sind.

Unterdessen hatte sich das Wetter aufgehellt, so daß wir eine herrliche Aussicht auf die große Kette des Kaukasus hatten. Er erhebt sich unmittelbar aus der Ebene, so daß das Auge keinen Übergang zwischen der Steppe und dem Gebirge wahrnehmen kann. Wenn der Kaukasus in seinen Konturen auch nicht die Mannigfaltigkeit der Alpen aufweisen kann, so entschädigt er auch wieder für diesen Ausfall durch die erhabene Majestät seiner Formen. Nur die Pyrenäen können, von der Place Royale in Pau aus gesehen, einen Vergleich in dieser Hinsicht mit dem Kaukasus aufnehmen. Hier präsentiert sich der Kasbeck in seiner ganzen Größe. Seine weißen Firnen glänzen in der Sonne und heben sich wunderbar gegen die Einförmigkeit der Steppe ab. Leider kann man dieses Bild nur in den ersten Morgenstunden genießen; in dem Maße, wie die Sonne am Horizonte höher steigt, umgeben die Wolken die Gipfel und verhüllen sie bald.

Wir hatten einmal vor, nach Tiflis über Petrofsk, Derbent und Baku zurückzukehren. Aber anstatt uns dafür zu entschließen, überlegten wir. Die Bequemlichkeit trug auch hier den Sieg davon, so daß wir einig wurden, auf dem Hinwege auch die Rückreise anzutreten.

Einen Wagen aufzutreiben gelang uns nicht; da der Kaiser in nächster Zeit den Kaukasus besuchen sollte, befanden sich alle Postwagen auf amtlichen Befehl in der Reparatur. In einem Break waren noch drei Plätze frei. Wir waren gezwungen, auf diese Weise die Reise zu machen, das heißt: zweiunddreißig Stunden von Wladikawkas bis Tiflis. In der zweiten Hälfte des Weges war der Staub wirklich unerträglich. Wir langten in Tiflis an, weißbestaubt wie Mehlhändler und halb erstickt.



Drittes Kapitel.

Tiflis und seine Umgebung.

Lage der Stadt; das alte und neue Tiflis. Ursprung und Schicksale der Stadt. Ihr kosmopolitischer Charakter. Die Bazars. Gravierarbeiten. Die heißen Quellen; die Bäder. Bei dem Weinhändler. Die Sions-Kathedrale. Eine Keilinschrift. Ausflug nach Seri-Samok. Das Thal des Khram. Die Orbeliani. Tartarendörfer; das alte Schloß. Fürst Scherwatchidsa. Empfehlung durch den General von Nikolai. Einladung zum Mittagessen. Wein von Kakheti.

3. bis 9. September.

Tiflis liegt auf beiden Seiten der äußerst fischreichen Kura, in einer wilden und trostlosen Gegend. Der Hauptteil der Stadt befindet sich auf dem rechten Ufer des Flusses und erstreckt sich bis zum Fuße eines kahlen Schieferberges, auf dem das Kloster des heiligen David steht. Dieses Kloster ist der höchste bewohnte Punkt von Tiflis und liegt 73 Meter über der alten Kurabrücke und 537 Meter über dem Spiegel des schwarzen Meeres. Im Südosten löst sich ein Ausläufer, der Sololaki-Hügel, von dem Berg und schließt die Stadt von dieser Seite ein. Dieser Hügel trägt die Ruinen der Festung Narikala. Von diesen Ruinen aus bietet Tiflis ein schönes Panorama. Über den Wirrwar der Dächer schweift der Blick hinweg auf die wellige, graue, einförmige Steppe, die nur zuweilen durch den einen oder anderen Schneeberg des Kaukasus, der aus der Ferne auftaucht, etwas Abwechslung erhält. An diesen Hügel lehnt sich das persische Viertel und umgiebt ihn im Bogen; mit dem botanischen Garten nimmt es die Südseite des Hügels ein. Dieses persische Viertel ist eines der ältesten der Stadt Tiflis; seine Bevölkerung, seine engen und krummen Gassen, seine Bazars, kurz alles hat den orientalischen Charakter treu bewahrt. Der Awlabar mit seiner alten Zitadelle liegt auf der linken Seite der Kura dem persischen Viertel gegenüber. Zwischen diesen beiden Vierteln ist der Fluß sehr durch Felsen eingeengt und deshalb tief. Eine Brücke verbindet seit der Erbauung der Festung Narikala diese mit den Befestigungen auf dem linken Ufer.

Es entspricht der Wahrheit ziemlich genau, wenn man sagt, daß das alte Tiflis seine Hütten auf den beiden Ufern der Kura im Angesichte und unter dem Schutze

der Befestigung Sololaki und der Zitadelle Awlabar errichtete. Dagegen ist das moderne Tiflis mehr stromaufwärts erbaut. Das rechte Ufer ist mehr das Viertel der Beamten, während das linke von deutschen Kolonisten zum großen Teil bewohnt ist, wie sich auch in der Nähe von Tiflis noch heute württembergische Kolonistendörfer befinden, deren Bewohner ihren heimatlichen Sitten und Gebräuchen treu geblieben sind. Auch befindet sich auf dem linken Ufer der Bahnhof.

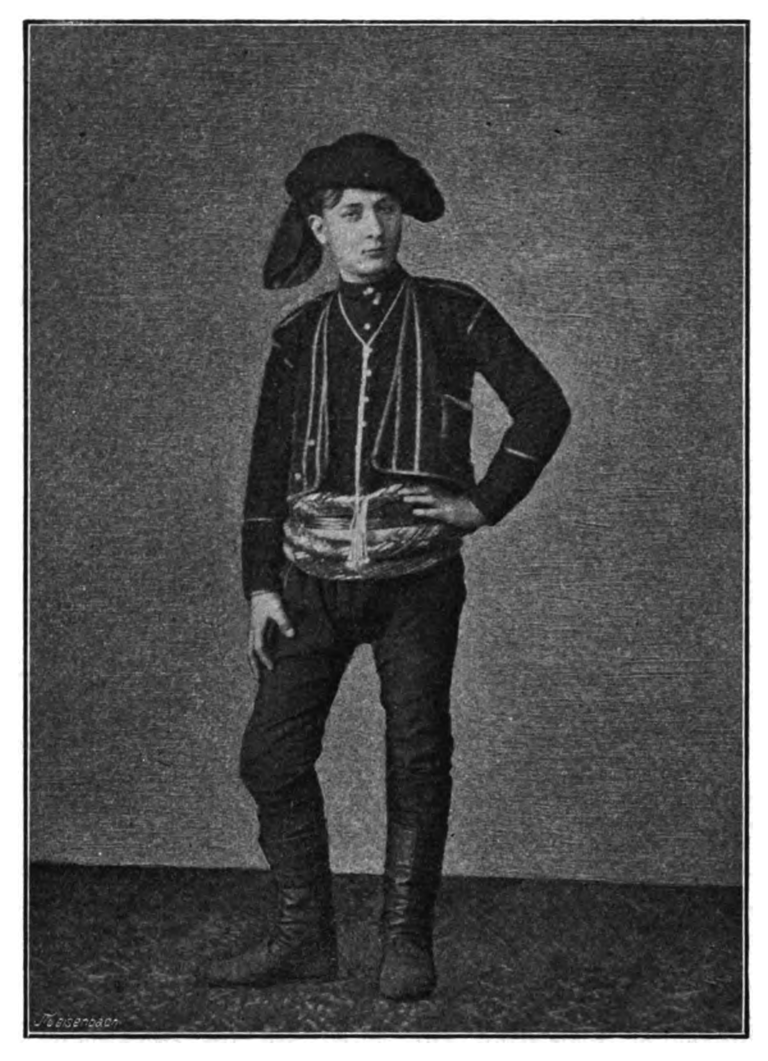


Plan von Tiflis (Maßstab 1:36000).

Von Anfang an hatte Tiflis nur einen befestigten Brückenkopf. Wakhtan-Gurgaslan gründete das heutige Tiflis im Jahre 455 der christlichen Zeitrechnung. Dessen Sohn Datschi verlegte seine Residenz von Mzkhet nach Tiflis im Jahre 499. Mzkhet blieb trotzdem noch immer der religiöse Mittelpunkt des Königreichs Georgien und besaß auch noch lange den Titel einer Hauptstadt.

Tiflis fiel im Laufe der Zeit allen Eroberern, die Asien verwüsteten, in die Hände. „Der Name Tiflis," sagt Brosset, „erinnert an vierzig heldenmütige Geschlechter, die bald zu dem höchsten Ruhme gelangten, den ein mit Energie begabtes Volk überhaupt nur erreichen kann, die aber auch bald in dem Abgrund der

Katastrophen verschwanden, so daß keine Spur der glorreichen Vergangenheit mehr blieb. Nachdem es durch die wilden Verbündeten des Kaisers Heraklius geplündert worden war, wurde es zweimal durch Dschelal-ed-din eingeäschert; dann wurde es durch die Mongolen unter Tamerlan verheert und später seines Schmuckes durch die Perser und Türken beraubt. Es ist deshalb nicht zum Verwundern, wenn es



Einwohner aus Lazistan.

sich auch aus seiner Asche wieder erhob, daß nichts mehr an das hohe Alter und die Geschichte der Stadt erinnert." Die letzte Belagerung, die Tiflis auszuhalten hatte, war wahrscheinlich die schrecklichste; am 11. September 1795 bemächtigte sich Agha Mohammed Schah der Stadt, verbrannte sie und führte 30000 Einwohner als Gefangene fort. Seit dem Jahre 1799 besitzen die Russen Tiflis.

Heute ist Tiflis eine der größten Städte des russischen Reiches; nach der Volkszählung von 1886 hatte die Stadt 104000 Einwohner.

Tiflis ist ein Sammelplatz der verschiedensten orientalischen Völker; ein sehr beträchtlicher Teil der Einwohnerschaft ist armenischen Ursprungs. In zweiter Reihe, der Zahl und dem Ansehen nach, stehen die Georgier. Viele Einwohner der Stadt sind nur Wandervögel, Lazen, Chaldäer und andere, die einige Jahre hier arbeiten, um sich eine Summe zu verdienen, die sie dann in ihrer Heimat vergeuden. Die Mehrzahl ist nicht verheiratet oder hat die Weiber wenigstens zu Hause gelassen. Die sittlichen Zustände lassen viel zu wünschen übrig, wie auch das Spielen um Geld hier an der Tagesordnung ist.

Der georgische Name von Tiflis, Tphilis oder Tphilis-Kalaki bedeutet warme Stadt. Ohne Zweifel kommt dieser Name von den heißen Quellen; aber Tiflis verdient auch schon diesen Namen durch die Wärme, die hier im Sommer herrscht. Wir hatten glücklicherweise nicht viel davon zu leiden; aber in dieser baumlosen Gegend, die dazu noch von einem Kranz Schieferfelsen umgeben ist, konzentriert sich die Hitze, und zuweilen steigt die Temperatur zu 41° Celsius im Schatten. Indessen ist die Wärme von Tiflis wegen der Trockenheit doch erträglich, da eine feuchte Wärme viel lästiger wird als eine trockene. Während der Monate Juli, August und September schwankt das Thermometer zwischen 28 und 35°. Der Winter wie auch das Frühjahr sind hier angenehm. Der Nordwestwind ist hier sehr heftig und, da er gewöhnlich große Staubwolken aufwirbelt, die sich überall Zugang zu verschaffen wissen, auch gefürchtet. Auch kommen häufig Erdbeben vor.

Da Tiflis die letzte Stadt ist, wo sich noch europäische Gebrauchsartikel kaufen lassen, mußten wir uns darnach einrichten und noch einige unentbehrliche Sachen kaufen, also den Bazar aufsuchen. Hier liegt nicht alles so aufeinander wie in den meisten orientalischen Städten; freilich verliert der Bazar dadurch viel von seinem nationalen Gepräge. Man findet daselbst wunderhübsche Sachen in gravierter Silberarbeit mit eingelegter Schmelze. Diese Industrie, die sich der einfachsten Mittel bedient, ist eine der am weitesten verbreiteten im Lande, ist gewissermaßen zur National-Industrie geworden. Das Verfahren ist folgendes: Die georgischen Gravierer zeichnen das betreffende Muster tief in die Silberplatte ein. Dann füllt man die Vertiefungen mit einer Mischung von Silber, Kupfer und Blei. Nachdem die Platte glühend gemacht worden ist, wird sie mit Borax eingerieben, dann kommt sie für kurze Zeit in einen Ofen. Darauf läßt man sie langsam erkalten und poliert sie.

Nicht weit vom Bazar befinden sich die warmen Bäder von Tiflis, die sich eines regen Besuches zu erfreuen haben. Ihre Temperatur schwankt zwischen 43 und 46° Celsius. Da man für die Bäder das Wasser so heiß gebraucht, wie es aus der Erde sprudelt, ist die erste Empfindung des Badenden schrecklich unangenehm. Um das Übel nun noch schlimmer zu machen, ergreift ein Masseur den Badenden, legt ihm die Hand auf den Kopf und nötigt ihn, gänzlich unter dem Wasser zu verschwinden. Die Vorsichtsmaßregel scheint notwendig zu sein, um einen Schlagfluß zu vermeiden. Nach dem Bade folgt eine regelrechte Massage, und neu gestärkt verläßt man das Bad. Es gibt dort mehrere Badehäuser; aber man thut gut, vor der Wahl sich zu erkundigen, da einige derselben in moralischer Hinsicht mehr als verdächtig sind.

Unter unsern Einkäufen war eines der nützlichsten Dinge ein Schlauch aus Schaffell, der mit einem vortrefflichen Wein von Kakhetie gefüllt war. Diesen Wein gebrauchten wir zu verschiedenen Zwecken: teils um das ungesunde Wasser damit zu vermischen, teils um uns nach großen Anstrengungen zu stärken, stets aber leistete er uns die ausgezeichnetesten Dienste. Ein kleinerer Schlauch war mit Wudky gefüllt. Dieser Kornschnaps bildet eines der beliebtesten Getränke in Rußland.

Die Keller, wo wir diese Einkäufe machten, sind sehr merkwürdig, denn nirgendwo befindet sich eine Spur von Fässern. Aber längs der Mauern hängt eine lange Reihe von Schläuchen aus Büffelfellen in allen möglichen Größen, die den köstlichen Stoff enthalten, der übrigens hier nach dem Gewichte verkauft wird.

In dem Bazarviertel findet sich auch die georgische Sions-Kathedrale. Die erste Restauration derselben fällt in das sechste Jahrhundert; aber von der alten Kathedrale sind nur mehr die Erinnerung und einige Steine übrig geblieben. Im zwölften Jahrhundert beraubte Dschelal-ed-din die Kirche ihrer Kuppel und ließ eine Luftbrücke über das Dach der Kirche anbringen, um sich das Vergnügen zu bereiten, eine christliche Kirche nach Belieben unter seine Füße treten zu können. Das Äußere ist jetzt ganz mit schönen Hausteinen erneuert worden, die nach den Lagen verschiedene Farben haben. Die Kirche ist klein, aber im Innern reich geschmückt. Eine genauere Besichtigung war uns nicht möglich, da gerade feierlicher Gottesdienst darin stattfand.

Mein Reisegefährte Hyvernat hatte vernommen, daß sich in den Ruinen des alten Schlosses Seri-Samok (in dem Thale des Khram in der Umgebung von Tiflis) eine Keilinschrift befinden solle. In der Geschichte des Königreichs Georgien spielte dieses Thal eine bedeutende Rolle. Nachdem die Turanier unter die Herrschaft des Cyrus gekommen waren, ließen sie sich hier als Bundesgenossen der Kartlier nieder. Ihre Anführer, die Orbulken oder Orbeliani, waren chinesischen Ursprungs und wohnten in Orpeth am Khram. Sie waren lange Zeit die mächtigsten Herren von Kartlis und hatten den größten Teil Georgiens unter ihrer Herrschaft. Die Mehrzahl der Ruinen in dem Thale des Khram, unter andern auch das in Rede stehende Schloß, sind die Überreste ihrer alten Besitzungen. Der Ausflug wurde beschlossen; unser Führer war ein Pole, dessen Bekanntschaft wir auf der Eisenbahn gemacht hatten, so eine Art Industrieritter.

Von Tiflis bis zu der Ebene des Khram durchlief unser Weg eine wellenförmige Steppe, wo wir ab und zu kleine Seen antrafen. Um ein Unterkommen zu finden, mußten wir mehrere Werste zurückkehren und fanden schließlich ein Nachtlager in der Mühle von Mamai. Am folgenden Tage mußten wir stundenlang zwischen tiefen Bewässerungsgräben umherfahren. Das ganze Land ist von Tartaren bewohnt, die durch diese Gräben ihre Felder bewässern zum Anbau der Wassermelonen. Von ihren Häusern erheben sich bloß die Dächer über die Erde; die Häuser selbst sind nichts anderes als in die Erde gewühlte Löcher. Da die Dörfer mit Bäumen umgeben sind, kommt es vor, daß man nicht eher etwas von einem Dorfe bemerkt, bis man dasselbe betritt. Die Frauen sind mit einem roten Rock bekleidet, auf dem sie eine blaue Bluse tragen. Ein schmalkrämpiger Hut vervollständigt ihren Anzug. Dazu beladen sie ihren Anzug mit der denkbar

größten Zahl von metallenen Gegenständen, was aber der Anmut der Trägerinnen keinen Eintrag thut.

In einem dieser Dörfer nahmen wir einen jungen, intelligent aussehenden Tartaren mit Namen Ali als Führer, damit er uns helfe, diese unheildrohenden Gräben zu vermeiden. Endlich erreichten wir Seri-Samok. Das alte Schloß, das auf einem isoliert liegenden Berg auf der rechten Seite des Baches Bordschala und nicht weit von demselben erbaut ist, beherrscht die ganze Ebene. Es mißt ungefähr hundert Meter in der Länge und 40—45 Meter in der Breite.

Die Keilinschrift besteht wirklich auf der schmalen Vorderseite des Schlosses nach der Ebene zu. Aber da sie uns unzugänglich war und wir aus der Ferne den mehr oder weniger verstümmelten Text nicht lesen konnten, vermochten wir keinen



Kakhetische Amphoren
zur Aufbewahrung des Weines.

Nutzen daraus zu ziehen. Das Innere der Festung ist vollständig ruiniert und wird von einigen Füchsen als Schlupfwinkel benützt.

Einige Tage vor unserer Abreise machten wir die Bekanntschaft des Fürsten Schervatchidza, des Unterbefehlshabers von Tiflis.

Dieser ist ein Neffe des glorreichen Siegers über Schamyl, des Generals von Nikolai, der auf der Höhe seiner militärischen Laufbahn die Welt verlassen hat, um sich in die große Kartause bei Grenoble zurückzuziehen. Der General von Nikolai hatte uns ein Empfehlungsschreiben an seinen Neffen mitgegeben, weshalb uns dieser mit großer Zuvorkommenheit empfing. Er versah uns mit einer Menge nützlicher Ratschläge und verschaffte uns die Bekanntschaft der vornehmsten Persönlichkeiten von Tiflis. Der Mangel an Zeit erlaubte uns leider nicht, diese Gelegenheit gründlich auszunutzen. Nachdem der Fürst uns zum Mittag-

essen eingeladen hatte, wurden wir auch etwas in die Geheimnisse der georgischen Küche eingeweiht. Noch mehr gefiel uns aber der Wein von Kakhetie, der entschieden noch besser ist als sein Ruf. Würde man ihm etwas mehr Sorge bei der Zubereitung und während des Lagerns angedeihen lassen, so würde dieser Wein unter den besten der Welt seinen Platz ehrenvoll behaupten können. Die Bereitung des Weines vollzieht sich auf die einfachste Weise. Die Aufbewahrung geschieht in irdenen Amphoren, die ungefähr neun Fuß hoch und entsprechend breit sind.



Viertes Kapitel.

Von Tiflis nach Eriwan.

Trennung vom Doktor. Frau Verdi. Schichtung des Gepäcks. Die Abreise. Akstafa. Das Thal des Akstafa bis Delidschan. Der Indo-Europäische Telegraph. Das Besteigen des Kiomiorlü. Semenofka und der Paß des Kiomiorlü. Eintritt in Armenien. Wechsel der Landschaft. Der See von Sewenga. Besuch des Klosters von Sewenga. Elenofka und die Legende von Marco Polo. Akhta. Vertreibung eines Türken. Szene mit dem Postmeister. Unser Stiefelknecht. Ausflug nach Daraschitschak. Der General Schalikoff. Die Ruinen von Daraschitschak. Phontanka. Das Dreschen des Getreides. Mit Kieselsteinen beladene Schlitten. Der Ararat. Eriwan.

9. September.



Endlich nahte die Abreise, die für uns auch eine Trennung bedeutete, da der „Doktor" nach Konstantinopel zurückkehren mußte. Noch manches Mal sollten wir ihn vermissen.

Vor unserer Abreise von Tiflis besuchten wir noch die Schwester Nathanaels, Frau Verdi (zu deutsch: Rose). Ihr Mann war, wie viele andere Chaldäer, nach Tiflis gekommen, um dort sein Glück zu suchen; aber er verschwendete all sein verdientes Geld. Seine Frau, die er mit ihren Kindern zu Hause gelassen hatte, machte sich endlich auf, da sie von allem entblößt war, und zog zu ihm nach Tiflis, um ihn zu überwachen. Dies war aber nicht nach dem Geschmack des Elenden, vielmehr suchte er seine arme Frau durch eine harte Behandlung zu veranlassen, nach Hause zurückzukehren. Frau Verdi ist eine kleine Person mit einnehmendem und sympathischem Äußern. Um uns alle Ehre zu erzeigen, legte sie ihren schönsten Schmuck an, das reizende chaldäische Kleid mit den weiten Ärmeln, auf den Schultern einen buntgestickten Tüllkragen, um den Kopf und bis zu den Schultern reichend einen Tüllschleier mit eingestickten Goldsternen.

Die Vorbereitungen zu unserer Weiterreise waren durchaus nicht leicht. Bis Akstafa wollten wir mit der Eisenbahn reisen. Von da ab sollte uns wahrscheinlich eine Kaliaska aufnehmen, während unser Gepäck in einer Pereкladnoi befördert werden sollte. Wir mußten deshalb, so gut wir konnten, überlegen, wie wir unser Gepäck aufeinanderschichteten, um die bei einer solchen Transportart unvermeidlichen

Stöße in etwa zu paralysieren. Denn wer es nicht erlebt hat, kann sich keine Vorstellung von der Unordnung machen, die herrscht, wenn das Gepäck auf diese Weise etliche hundert Werste lang geschüttelt worden ist.

Der Eisenbahnzug von Batum nach Baku soll in Tiflis gegen zehn Uhr des Abends einlaufen. Aber in Transkaukasien fährt täglich in jeder Richtung bloß ein einziger Zug, und deshalb sind die Verspätungen unberechenbar. Das Gewühl in den Bahnhöfen spottet jeder Beschreibung und war auch wahrscheinlich schuld, daß wir einen unserer Koffer verloren, der u. a. unser Reisefernrohr, Bücher und Papiere enthielt. Wir bemerkten den Verlust erst in Akstafa, von wo aus wir nun verschiedene Depeschen vergeblich losließen.

10. September.

Nachdem wir gegen zwei Uhr des Morgens in Akstafa angekommen waren, war unsere erste Sorge die, irgend eine Ecke in dem Posthause zu entdecken, wo wir uns hinlegen konnten. Um sieben Uhr brachen wir auf nach Armenien.

Die Straße durch das Thal von Akstafa ist die Hauptstraße zwischen Tiflis, Armenien und Persien. Sie teilt sich in Delidschan. Der rechte Arm geht nach Alexandrapol und Kars, der linke überschreitet den Paß des Kiomiorlü (auch genannt Eschek-Meidan, zu deutsch: Eselsplatz) um Eriwan und das Thal des Aras zu erreichen.

Die Hügel fangen bei der Poststation in Akstafa an; bald nähern sie sich, und der Akstafafluß rinnt zwischen hohen Kalkschichten hindurch, welche die beiden steilen Abhänge des Thales bedecken, während die Hauptmasse bis zur Station Karawanserai doch vulkanischer Natur bleibt. Auf den nächsten Hügeln ist das Gras versengt, aber bald kommen wir zu bewaldeten Bergen, welche die Landschaft den unserigen ähnlich erscheinen lassen. Das Wetter war trübe.

An der Zollbarrière — auf allen gebauten Straßen muß bezahlt werden — wollte der Beamte uns um einen Rubel bestehlen. Ländlich, sittlich!

Die letzten vierzig Werste von Akstafan bis Karawanserai legten wir ziemlich rasch zurück, so daß wir in aller Ruhe auf dieser letzten Station zu Mittag essen konnten. Es blieb uns nur mehr eine Station zwischen Karawanserai und Delidschan, so daß wir dachten, pünktlich das Ziel zu erreichen; aber an der Poststation von Tarstschaisk gab es wieder, wie so oft, Aufenthalt, weil keine Pferde da waren. Wir mußten uns ruhig in unser Schicksal ergeben.

Von Karawanserai an ist die Landschaft wilder und das Thal enger geworden. An den Ufern des Flusses wachsen Ulmen, während die Abhänge der Berge mit Thuyas bedeckt sind. In dem englischen Kolumbien ist die Thuya die Königin der Wälder. Hier aber scheint sie langsamer zu wachsen; sie sieht bleicher aus, und ihr zerrissener Stamm ist nicht dazu angethan, die Schönheit der Landschaft zu erhöhen. Die Thuya ist übrigens der erste Nadelholzbaum, den wir im Kaukasus antrafen.

Zwischen den beiden ersten Poststationen sahen wir an demselben Tage auf den Drähten des Indo-Europäischen Telegraphs eine Menge smaragdgrüner Vögel, die uns später nicht mehr zu Gesicht kamen. Dieser Telegraph war nun unser Begleiter bis Dschulfa, das wir mit Einbruch der Nacht erreichten [1]).

---

1) Der Indo-Europäische Telegraph ist ein rein englisches Unternehmen. Von Karratschi bis zum persischen Meerbusen liegt er im Meere; von da geht er über Schiras, Ispahan, Teheran,

11. September.

Am Morgen begann die lange Reise den Kiomiorlü hinauf inmitten der herrlichsten Buchenwälder; ein dicker Nebel, gepaart mit einer durchdringenden Kälte, erinnerte uns lebhaft an die Alpen. An der Poststation in Semenofka zeigte sich der Postmeister entgegen dem landesüblichen Brauch uns Fremden gegenüber sehr zuvorkommend und ließ uns sogar vor der Zeit abfahren.

Semenofka, Golovino, Delidschan, überhaupt fast das ganze Thal des Akstafa, sind von Dissidentenkolonien (Malakhanys) bewohnt. Zehn Minuten später erreichten wir den Paß des Kiomiorlü, der 2171 Meter hoch ist.

Dieser Paß bildet die geographische Grenze von Armenien. Armenien ist eines unserer Reiseziele; beim Überschreiten des Passes glaubten wir uns in eine neue Welt versetzt, so auffallend ist der Wechsel. Von jetzt ab passierten wir zwar mehr Wälder, genossen aber auch zugleich die wilde Rauheit der armenischen Gebirge.

Zu unsern Füßen breitet sich der See von Sewenga aus. Der Abstieg geschieht ungeheuer rasch. Der See selbst zeichnet sich durch seine hohe Lage aus. Er liegt nämlich 1932 Meter über dem Meeresspiegel, demnach über hundert Meter höher als der Rigi. Der See ist ganz von vulkanischen Bergen umgeben, ausgenommen nach Westen, wo ein Porphyrfelsen daran stößt. An seinen Ufern findet sich weder Baum noch Strauch, auch kein Dorf, ausgenommen auf einer kleinen Insel, wo einige Pappelbäume stehen, die hier zu den größten Seltenheiten gehören. Im Persischen heißt der See Derya-schyryn (süßes Meer), im Armenischen Keghum, die Russen nennen ihn Goktscha. Er ist der Lychnites des Ptolomäus. Von den neuern Reisebeschreibern ist Chardin der erste, der von dem See aus eigenem Anblick schreibt. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ist er meist mit dem Wansee verwechselt worden, wozu wohl auch der Umstand beitrug, daß man die Kura mit dem Aras irrtümlich vertauschte, wie Le Bruyn es thut.

Bei dieser Jahreszeit stimmt der völlige Mangel an Grün die Landschaft sehr traurig, denn die Sonnenhitze hat alles versengt.

Der See von Sewenga ist ungefähr zweiundeinhalbmal so groß als der Genfer-See: dieser hat 573 Quadratkilometer, jener aber 1398 Quadratkilometer Oberfläche. An seinem großen Umfange giebt es nach der russischen Generalstabs-Karte bloß achtzehn Dörfer an dem Ufer des Sees. Und auch diese treten in dem ganzen Panorama nicht wesentlich hervor; zunächst sind sie klein und etwas verborgen, dann sind ihre Häuser aber auch niedrig und heben sich so wenig von dem Grau der Berge ab, daß das Auge auf den ersten Blick hin nur eine vollständige Wüste gewahrt. Das ganze Landschaftsbild macht durch die Nacktheit einen ungemein melancholischen Eindruck.

Das Kloster von Sewenga ist auf einer kleinen Insel errichtet, die ein wenig vom Ufer entfernt liegt. Die Insel ist kegelförmig und besteht aus vulkanischen Massen. Wir gaben Salven ab, um die Barke des Klosters dadurch herbeizurufen. Nach längerem vergeblichen Warten gab uns ein Vorbeikommender den Rat, bis

Tebris, Dschulfa, Eriwan, Tiflis, Jekatherinadar, Kertsch etc. Die Linie ist sehr solide gebaut und wird in gutem Zustande erhalten. Die Pfosten sind aus Eisen, und jede Neigung wird sofort ausgebessert. Die russische Linie, die dieser parallel läuft, macht dagegen einen armseligen Eindruck.

zum Dorfe Tschamakapert zu gehen, wo wir ohne Zweifel die Barke antreffen würden. Der Geistliche des kleinen Dorfes empfing uns in sehr liebenswürdiger Weise; während man die Barke in stand setzte, bot er uns ein kleines Frühstück aus Yoghurt an. Yoghurt ist eine Art saurer Milch, deren Zubereitung später erwähnt werden wird.

Die Überfahrt von dem Dorfe zu der Insel macht einer guten Barke keine Schwierigkeit; aber bei unserer Barke mit ihren armseligen Rudern war es schon mehr ein Kunststück. Ein widriger Wind und das dadurch verursachte starke Schaukeln machten alle Anstrengungen der Ruderer vergeblich, so daß wir gezwungen waren, den Nachen dem Ufer entlang zu schleppen, bis wir der Insel gerade gegenüber waren. Enten und Scharben sahen uns sehr erstaunt an und schienen an dergleichen Störungen nicht gewöhnt zu sein,

Die Gebäude des Klosters, die nur aus einem einfachen Erdgeschoß bestehen, bilden ein Trapez und sind mit Stroh gedeckt. Das Ganze macht einen armseligen Eindruck.

Die Mönche, georgische Armenier, sind einfache, gutmütige Leute. Sie erziehen unentgeltlich einige Kinder, was ihnen bei ihrer Armut aber kaum länger möglich sein wird.

Auf dem höchsten Punkt der Insel finden sich zwei alte Kirchen, die augenscheinlich öfters ausgebessert worden sind, aber doch kein besonderes Interesse einflößen können. Ganz an der Seite befinden sich die Ruinen des alten Klosters, die einige gut erhaltene in Holz geschnitzte Kapitäle aufweisen.

Die Mönche waren von unserem Besuche sehr erfreut und bewirteten uns. Das einzig Genießbare, was wirklich so genannt werden kann, sind Forellen, die hier im See massenhaft vorkommen und die an der Sonne getrocknet werden.

Das Kloster von Sewenga war im neunten und zehnten Jahrhundert sehr angesehen, was schon daraus hervorgeht, daß seine Vorsteher den Patriarchen von Etschmyadsin den Rang streitig machten.

In der ersten Zeit nach der Eroberung des Landes durch die Araber nahm Merwan, der später Khalife wurde, auf der Insel seinen Zufluchtsort, da er Armenien als „Osdigan" verwaltete (742). Dem wilden Eroberer folgten die friedlichen Mönche und bauten aus den Ruinen seiner Festung ihr Kloster.

Von dem Kloster kehrten wir nach Tschamakapert zurück, von wo aus wir im Wagen bis zur Poststation von Akhta fuhren. Auf dieser Tour genossen wir den Anblick eines schönen Sonnenunterganges, der die eintönigen Farben dieser unermeßlichen Einsamkeit etwas belebte.

Elenofka befindet sich an der Stelle, wo die vulkanischen Berge, die den See an seiner Südseite einfassen, sich mit den Porphyrfelsen von Tschek-Meidan vereinigen. Hier befindet sich auch der einzige Abfluß des Sees, der Sengabach, der in der Richtung auf Eriwan zu fließt.

Elenofka ist ein kleines, unbedeutendes Dorf. Einige Bedeutung erhält es allerdings durch den Umstand, daß es vielleicht der Ort ist, an den sich eine Legende knüpft, die Marco Polo, jener bekannte italienische Reisende, folgendermaßen erzählt: In Georgien giebt es noch ein Nonnenkloster, das den Namen des heiligen Leonhard führt. Bei der Kirche liegt ein großer See, worin man das ganze Jahr keinen

Fisch, weder einen großen noch einen kleinen, sieht. Wenn aber der erste Tag der Fastenzeit kommt, findet man die schönsten Fische in dem See und auch in großer Menge. Dieses dauert die ganze Fastenzeit bis zum Karsamstag. Von da ab finden sich keine Fische mehr darin bis zum folgenden Jahre. Dies wiederholt sich stets, was doch ein großes Wunder ist[1]).

In den Dörfern, durch die wir nun kamen, sind die armseligen Hütten aus Stein errichtet. Der Heuvorrat ist in kleinen Haufen auf den flachen Dächern aufgespeichert. Ganz zur Seite befinden sich große Haufen von Torf, der für den Winter bestimmt ist. In der Dämmerung wurden wir dadurch an die georgischen Auls erinnert, weil diese Torfhaufen dem Dorfe ein kriegerisches Aussehen geben, das allerdings schlecht zu den Gewohnheiten der armenischen Dorfinsassen paßt.

Das Posthaus in Akhta, das wir gegen zehn Uhr des Abends erreichten, enthält wie gewöhnlich bloß zwei Zimmer; davon war das eine mit allem Möglichen vollgepfropft, und in dem andern verbarrikadierte sich gerade ein Türke mit dem Mute eines Verzweifelnden; er mochte wohl recht haben. Der Arme reiste vielleicht mit einer seiner Frauen, und dann kann man ihm sein eifersüchtiges Vorurteil nicht verdenken. Da er uns aber keinen Grund zu seiner Absperrung angab, fanden wir das sehr sonderbar. Ich stemmte mich gegen die Thüre und schrie ihn mit einer wütenden Stimme und in einer drohenden Haltung an. Dadurch wurde der arme Teufel eingeschüchtert und entschloß sich, das Posthaus zu verlassen, um sich irgendwo anders ein Unterkommen zu suchen. In diesem Augenblick des Rückzuges bemerkten wir noch ein fremdes Wesen, so eine Art Päckchen von Schleiern und Decken, das sich mit großen Schwankungen vorwärts bewegte. Diese Entdeckung lieferte uns auch den Schlüssel zu der vorhergegangenen Szene, er hatte wirklich seine Frau bei sich.

Während ich so mit dem Türken kämpfte, unterhandelte Hyvernat mit dem Postmeister. In einem glücklichen Augenblick richtete er an diesen die Frage, wie

1) Marco Polo nennt hier Georgien. Man hat schon versucht, den in Rede stehenden See als den Wansee zu betrachten. Die Uferanwohner des dortigen Sees fischen in Wirklichkeit bloß zwei Monate lang im Frühjahre und behaupten, während des übrigen Teiles des Jahres keine Fische in dem See finden zu können. Aber diese Annahme scheint aus mehreren Gründen unzulässig:

1. Der Wansee gehörte niemals zu Georgien.

2. Ramusio schreibt noch zu der Legende, daß man den See in vier Tagen umgehen könne. Das trifft auch bei dem See von Sewenga, aber nicht bei dem Wansee, zu, zu dessen Umgehung mehr als das Doppelte der Zeit erforderlich ist. Ferner wird etwas vom Salzsee erwähnt. Der Wansee hat salziges Wasser; aber auch der See von Sewenga hat in seinem östlichen Teile salzhaltiges Wasser.

3. Wenn Marco Polo die in dem See gefangenen Fische die besten der Welt nennt, so kann er nicht die des Wansee gemeint haben, der nur eine kaum genießbare Art (Abletten) enthält. Der Name Leonhard scheint wohl durch eine Verwechselung in den Bericht gekommen zu sein, denn er ist kein armenischer Name. Er ist vielleicht mit der heiligen Nina, die in Georgien verehrt wird, verwechselt, oder er stammt von der heiligen Helena, woran auch der Name des Dorfes Elenofka erinnert. — Daß die Mönche die Forellen an der Sonne trocknen, läßt auch darauf schließen, daß es nicht immer daselbst Forellen giebt oder gab; sie mögen den Brauch vielleicht beibehalten haben. Wenn uns die Legende zur Zeit der Reise bekannt gewesen wäre, hätten wir genauere Nachforschungen anstellen können.

weit der Gouverneur von Eriwan noch wohne. Der Postmeister glaubte nun nichts anderes, als daß wir über ihn Klage führen wollten. Ohne Zweifel war er auf diesem Gebiete kein Neuling mehr. Er schrie, geberdete sich wie unsinnig, stampfte mit den Füßen und raufte sich die Haare; eine solch komische Szene läßt sich kaum denken. Endlich gelang es uns, ihm klar zu machen, daß wir keine feindliche Absichten hätte, worauf er sich beruhigte und sich in Entschuldigungen erging.

Wir schlugen nun unsere Feldbetten auf, was schon einen kleinen Auflauf verursachte; aber als wir mit dem Stiefelknecht uns der Fußbekleidung entledigten, kannte die Verwunderung keine Grenzen mehr. Sofort machten wir die ganze Menge unserer Zuschauer glücklich, indem wir allen erlaubten, ihre Stiefel oder Babuschen mit unserm Stiefelknecht auszuziehen. Wir schliefen darauf ganz ruhig und auch ohne Gewissensbisse wegen der Vertreibung des Türken.

12. September.

Da wir mit einem Empfehlungsschreiben des Fürsten Schervatchidza an den Gouverneur von Eriwan, den General Schalikoff, versehen waren, wollten wir ihm in seinem Sommerhause zu Daraschitschak einen Besuch abstatten. Dieses liegt in den Bergen, sieben Werste ungefähr von Akhta. Die kleine Reise wurde von uns in einer Perekladnoi zurückgelegt.

Die russischen Beamten suchen meist der Sommerhitze von Eriwan zu entgehen und bauen sich gewöhnlich Landhäuser in den Gebirgen. Hierzu haben sie sich das Thal des Sautsch-Bulak, eines Zuflusses des Senga, gewählt. Diesem Thal haben sie den Namen Daraschitschak oder Blumenthal gegeben. Lange vor den Russen hatten schon die alten Könige von Armenien in diesem Thale ihr Sommerquartier genommen. Ihre Residenz lag auf dem rechten Ufer des Sautsch-Bulak und hieß Ketscharus (auf türkisch: Sandscherlü). Sie lag an dem Abhang des Gebirges ungefähr zwei Werste von dem Flusse entfernt in einem kleinen, waldigen Thale.

Eine bessere Wahl hätte kaum getroffen werden können. In einer Höhe von ungefähr 2000 Metern ist dieser Sommeraufenthalt durch ein vorzügliches Trinkwasser und eine sehr reine Luft geradezu herrlich zu nennen. Auch Ketscharus hat einst bessere Tage gesehen. Aber davon ist heute alles verschwunden bis auf eine Gruppe halbzerfallener Kirchen, die aber trotzdem zu den besten Repräsentanten des armenischen Stiles gezählt werden können.

Eine Niederlassung der Malakhanen setzte sich in Ketscharus fest und nannte es Konstantinowskoi; endlich schlugen die russischen Beamten ihre Sommerlager daselbst auf und veranlaßten dadurch, daß ihre Benennung des Thales die übrigen so ziemlich verdrängte; heute ist Daratschitschak der gebräuchlichste Name. (Dieser einzige Ort hat also vier Namen: Ketscharus, Sandscherlü, Konstantinowskoi und Daraschitschak. Dieses kommt im Orient sehr häufig vor. Je nachdem der Führer irgend einem Stamme angehört, benennt er die Orte, und so kann es vorkommen, daß es dem Reisenden schwer fällt, sich zurechtzufinden, namentlich wenn er bis dahin einen andern Namen für den betreffenden Ort gekannt hat.)

Daraschitschak ist ein kleines Dorf und liegt in dem Abhang unterhalb der alten armenischen Kirchen. Die Wohnungen der russischen Beamten sind sehr

einfach. Der Gouverneur bewohnt eine kleine, bescheidene Villa, deren Zimmerwände sämtlich gekälkt sind.

Der General Schalikoff ist schon alt, sehr kurzsichtig und ganz einfach in seinem Benehmen. Er empfing uns mit großer Liebenswürdigkeit und lud uns ein, zwei Stunden später mit ihm zu frühstücken. Dadurch hatten wir genügend Zeit, die alten Ruinen eingehend zu besichtigen.

Diese Ruinen bestehen aus einer beträchtlichen Gruppe religiösen Zwecken dienender Gebäude und einem etwas abseits liegenden Betsaal. Die bedeutendste dieser halbzerfallener Kirchen wurde 1033 unter der Herrschaft Gogiks durch einen gewissen Kirikor Magistros gebaut. Sie setzt sich in Wirklichkeit aus zwei Kirchen zusammen, die deutlich zu unterscheiden sind. Die erste ist niedrig, dunkel und ruht auf vier dicken Pfeilern. In ihrer Architektur hat sie etwas Bäuerisches und erinnert an unsere ältesten romanischen Krypten. Sie ist anscheinend viel älter als die zweite Kirche, mit der sie durch eine Thür verbunden ist.

Diese zweite Kirche hat höhere Gewölbe und ist mit eleganten Säulen geschmückt. Die Kuppel wurde im Jahre 1827 durch ein Erdbeben zerstört. Durch das offene Loch scheint jetzt der tiefblaue Himmel herein, und das einströmende Licht belebt die Farbentöne der vulkanischen Steine. Alles dieses stimmt mit einander und der ganzen Architektur des Baues überein. Zur Seite dieser Doppelkirche finden sich drei Betsäle, wovon bloß einer etwas Interesse einflößt, und eine kleine Kirche, die jünger als die große und auch in einem hübscheren Stil erbaut ist.

Nach dem Frühstück bei dem russischen General gab uns dieser fünf Empfehlungsschreiben für die verschiedenen Distriktsvorsteher des Gouvernements Eriwan. Wir erreichten Akhta, vollständig zufrieden mit unserm Ausflug und der uns zu teil gewordenen Aufnahme.

In der Ferne merkten wir den Ararat; das Land, das wir überschritten, ist ganz vulkanisch. In dem Posthause zu Phontanka schliefen wir.

13. September.

An dem Morgen war die Kälte eisig. In dem Augenblick, wo wir dachten, abfahren zu können, kamen mehrere russische Beamten, die einen königlichen Padaroschni besaßen und uns vorgingen. Wir mußten also eine zeitlang warten, bis die Pferde zurückkamen. Um die Langeweile zu verscheuchen, machten wir einen Ausflug in die Umgebung. Ein vulkanisches Plateau verhüllte uns den Ararat, aber gegen Westen erhebt sich zu einer Höhe von 4000 Metern der Alagos mit seinen wilden und zerrissenen Formen.

Die Bauern waren mit dem Dreschen des Getreides beschäftigt. Alle Tennen liegen außerhalb des Dorfes beisammen, wo die ganze Einwohnerschaft zu derselben Zeit mit Dreschen beschäftigt ist. Man thut dieses aus Vorsicht, denn bis in die jüngste Zeit war das Land nicht besonders sicher, und derjenige, der sein Getreide allein drosch, war der Gefahr ausgesetzt, desselben beraubt zu werden.

Der Ausdruck „Dreschen" kann für diese Thätigkeit eigentlich nicht angewandt werden. In Wirklichkeit wird das Getreide getreten und zerschnitten. Man be-

dient sich dazu eines vollen Schlittens, dessen Unterseite mit scharfen Kieselsteinen versehen ist. Ein Mann steht auf dem Schlitten, der von zwei Ochsen gezogen wird. Diese sind an eine Stange gespannt, die als Deichsel dient, und drehen sich rund. Die scharfen Kieselsteine zerschneiden das Stroh und drücken die Körner aus den Ähren. Das kleingeschnittene Stroh dient den Tieren zur Nahrung und als Streu, sowie als Bestandteil der leicht entzündlichen Brennkuchen, wovon später noch die Rede sein wird. — In Persien gebraucht man zuweilen statt der scharfen Kiesel ein Paar Walzen, die mit Stahlmessern versehen sind. Auf den Achsen der Walze ruht ein Gestell, das man mit schweren Kieselsteinen belegt, um der Maschine ein hinreichendes Gewicht zu geben.

Der Gebrauch mit scharfen Kieselsteinen versehener Waffen ist noch sehr häufig im Orient; er soll in das hohe Altertum zurückreichen und sich über ein weites Gebiet erstreckt haben. Ich bin geneigt anzunehmen, daß die Archäologen oft zu leicht den geschnittenen Kieselstein unter die Angriffswaffen gezählt haben, da er doch nur und namentlich in der verhältnismäßig neuern Zeit zu friedlichen Zwecken gedient hat. Dann wäre auch das Vorkommen der geschnittenen Kiesel durchaus kein Zeichen einer historisch alten Zeit.

Gegen acht Uhr konnten wir endlich reisen. In dem Maße, wie wir gegen die Ebene des Aras hinabstiegen, folgte der Kälte des Morgens eine sehr große Hitze. Noch zwei Stationen trennten uns von Eriwan. Der Ararat zeigte sich immer mehr; aber die mannigfaltigern Umrisse des Alagos beeinträchtigen ihn bedeutend.

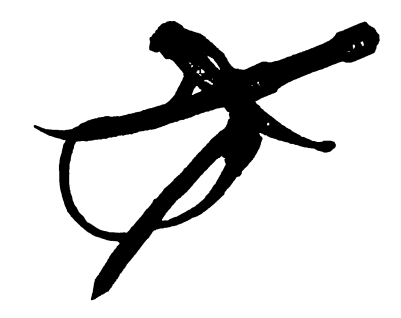
Bei einer letzten Biegung des Weges entrollte sich plötzlich das ganze Panorama des Ararat vor uns. Zu unsern Füßen, am Ende eines steilen Abhanges, bemerkten wir eine Oase in der Wüste, einen mit Häusern gemischten Wald, nämlich Eriwan. Hinter der Stadt liegt eine weite Ebene, die im Frühling mit Grün geschmückt ist, damals aber eine unfruchtbare, dürre Steppe bildete. Ganz im Hintergrunde erhebt sich ohne alle Vorberge zu einer Höhe von über 4000 Meter der Ararat in seiner unvergleichlichen Majestät mit seiner Krone von ewigem Schnee.

In dem überraschenden Zauber der orientalischen Atmosphäre gesehen, ist dieses Gebirge wahrhaft großartig. Einige Linien, mit denen die unserer Alpen nicht verglichen werden können, genügen, um eine großartige Landschaft zusammenzustellen, die allerdings zuweilen ein wenig einförmig ist, aber im ganzen doch immer harmonisch wirkt.

Diese Landschaftsbilder des Orients verlangen eine gewisse Einführung, wenn sie verstanden werden sollen. Die Einfachheit ihrer Formen ruft meist bei dem Fremden eine gewisse Enttäuschung hervor. Wenn er andere Landschaften, z. B. die römische Kampagne kennt, wird er die Landschaften des Orients bewundern müssen. Er wird sie gerade der einfachen Formen wegen lieben, denn sie gewähren auch dadurch noch den Vorteil, daß sie in dem Geiste haften bleiben und gleichsam zu lebenden Bildern werden, welche man nach Wunsch sich wieder vor das geistige Auge hinstellen kann. Ohne jede Anstrengung kann ich noch jetzt, drei Jahre nach dem Anblick des Ararat, sein Bild in der Frische des ersten Eindruckes vor meinem Geist vorbeigehen lassen. Aber diese so schönen Landschaften trotzen allen photographischen Aufnahmen, weil sie eben zu panoramisch und zu wenig gegliedert sind. Alle die Reproduktionen des Ararat sind nur Karikaturen.

Die Größe des Ararat begreift man am besten, wenn man ihn mit den Bergen vergleicht, die ihn umgeben und die gegen ihn nur Maulwurfshügel sind.

In Eriwan ging es uns wie eben in allen orientalischen Städten. Der ganze Zauber verschwindet, sobald man in die Stadt eintritt. Die von weitem gesehenen Bäume stehen in den Gärten hinter hohen Mauern verborgen. Die Hauptstraßen sind breit und einförmig.



Armenischer Dolch.

Fünftes Kapitel.

Eriwan und der Ararat. Unsere Vertreibung aus dem Aras-Thale.

Das Hôtel zur Stadt London. Nützlichkeit einer guten Empfehlung. Ursprung von Eriwan, historische Daten, geographische Lage; außerordentliche Strenge des Klimas. Denkmäler. Die grüne Moschee. Das Katil-Beïramsfest. Predigt in der Moschee und Fackelzug. Der Saal Serdars. Der Ararat. Vulkanische Erscheinungen. Unsere Vertreibung, deren Ursache ein H ist. Das Thal des Aras. Bewässerung; Seltenheit der Bäume. Die Reben und der Wein von Eriwan. Bauten aus gestampfter Erde. Reise von Eriwan nach Nakhitschewan. Komische Szene mit dem dortigen Polizeichef.

Eriwan, 13. und 14. September.

Das Hôtel zur Stadt London ist eine Art Hôtel, wo die einfachsten Elemente zur Behaglichkeit fehlen. Die Preise sind außerordentlich, und dabei gewähren die Betten einen höchst zweifelhaften Anblick, daß wir um etwaigen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, unsere Feldbetten aufschlugen.

Nichts ist so viel wert in Rußland als gute Empfehlungen. Die des Gouverneurs bewirkte, daß wir von dem Distriktsvorsteher gut empfangen und dem Polizeichef empfohlen wurden. Dieser besuchte uns, und, da er kein Französisch sprach, ließ er sich von einem Schweizer begleiten, der im russischen Gouvernement angestellt ist.

Der Ursprung von Eriwan ist in Dunkel gehüllt. Da sie die Hauptstadt des Arasbeckens ist, lassen die Armenier die Gründung derselben von Noe selbst herrühren und erzählen in dieser Hinsicht die phantastischten Legenden. Nach andern soll Valarses, der Sohn des Tigranes, der im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung geherrscht, der Gründer der Stadt sein. Die Geschichtsschreiber Sebeos und Johannes Katholikos sind die ersten, die Eriwans im siebenten und achten Jahrhunderte als einer Festung und eines bedeutenden Marktfleckens Erwähnung thun.

Eriwan war immer ein Zankapfel zwischen den Türken und Persern. Die Türken eroberten es 1582; Schah-Abbas konnte es erst im Jahre 1605 nach einer sechsmonatlichen Belagerung wieder erobern. Von da an wurde Eriwan abwechselnd von der einen oder andern feindlichen Macht beherrscht. Die Könige von

Georgien belagerten es mehrere Male. Im Jahre 1804 widerstand die Stadt dem russischen Angriff, den der Fürst Tsitsianoff gegen sie unternahm. Nach einem zweiten Angriff im Jahre 1808 gelang es den Russen 1827, sich der Stadt zu bemächtigen. Paskiewitsch, der Eroberer Eriwans, erhielt vom Zaren den Titel „von Eriwanski".

Die Stadt liegt an dem Senga in einer Höhe von 984 Metern und ein wenig von der Stelle entfernt, wo sich der Senga mit dem Aras vereinigt. Deshalb ist die Stadt ein bedeutender Kreuzungspunkt in geographischer Hinsicht. Die Straße von Georgien nach Persien trifft hier mit der natürlichen Straße von der Türkei nach Persien, dem Arasthale, zusammen. Seit der Eroberung des Landes durch die Russen hat der türkisch-persische Transithandel das Thal des Aras verlassen und nimmt seinen Weg über Bayasid.

Obgleich Eriwan unter dem 40,10. Breitegrad liegt, also drei Grad südlicher als Marseille, kann man das Klima daselbst ungeheuer rauh nennen. Der Winter dauert lange, meist schneit es noch im April. Im Januar fällt das Thermometer oft 30 bis 32 Grad unter Null (nach Celsius), während die russischen Offiziere im Sommer zuweilen in dem Fort 47 Grad Celsius im Schatten bemerkt haben.

Durchschnittlich sind die Winter hier so kalt wie in Petersburg; aber der gewöhnlich kälteste Monat (— 15 Grad Celsius) ist hier kälter als in Petersburg oder Archangelsk. Der Unterschied zwischen dem tiefsten Kälte- und dem höchsten Wärmegrad beträgt, wie hier angeführt, 79 Grad, während sonst der Unterschied durchweg bloß 40,4 Grad beträgt. Dieser Unterschied findet sich kaum in den Polargegenden; in Jakutsk z. B. sind die Sommer auch warm, aber im Winter ist es daselbst so eisigkalt wie am Nordpol. Die Sommerwärme wird in Eriwan ein wenig gemäßigt durch eine Art Mistral, der während der Nacht von den Bergen weht. Aber dieser Wechsel in der Temperatur erzeugt leicht Fieber, weshalb die europäischen Beamten im Sommer sobald als möglich Eriwan den Rücken wenden.

Durch die Verwüstungen, die Eriwan in den aufeinander folgenden Kriegen erdulden mußte, sowie dadurch, daß es in der Eile und dazu nicht einmal genau an derselben Stelle wieder aufgebaut wurde, besitzt Eriwan naturgemäß keine hervorragenden Baudenkmäler, und die etwa vorhandenen verdanken ihren Ursprung den Persern.

Die blaue Moschee, die durch die schöne Fayencearbeit an der Kuppel bemerkenswert ist, liegt in Trümmern. Eine andere Moschee, die grüne Moschee, ist sehr interessant. Wie die Mehrzahl solcher Gebäude in Persien und Indien, hat sie keine eigentliche Façade, breitet sich aber auf dem Hofe zu großen Buchten mit Bogenwölbungen aus. Der mit Bäumen bepflanzte Hof ist von Klöstern umgeben, die heute den Kaufleuten als Warenschuppen dienen. Schöne grün-blaue Fayencestücke bedecken die Kuppel und das Minaret.

Wir trafen es gerade, daß wir in Eriwan waren während des Katil-Beïram, dem feierlichsten Feste der schiitischen Muselmänner. Damals war der sechste Tag des Festes, das in den ersten zehn Tagen des Monates Moharrem begangen wird.

Das Fest dient dazu, um der Ermordung der Familie Hussein zu gedenken. Da wir den Schluß des Festes in Nakhitschewan erlebt haben, werde ich später mehr davon berichten.

Der Polizeidirektor hatte zu unserer Verfügung seinen Unterchef, einen tartarischen Muselman, gestellt. Durch diese anzuerkennende Zuvorkommenheit konnten wir uns erlauben, allen Zeremonien des Festes in Sicherheit beizuwohnen und uns unter die Masse zu wagen.

Um ein Uhr waren wir an der grünen Moschee. An dem Portikus erwartete uns der Unterchef. Der Hof war mit einer buntscheckigen Menge angefüllt, die bis zum Beginn der religiösen Feierlichkeiten sich die Zeit damit vertrieb, ihre Geschäfte abzuwickeln und in den Schuppen des Klosters ihre Einkäufe zu machen. Ein Kaufmann lud uns freundlich (und auch in uneigennütziger Absicht) ein, in seinem Schuppen Platz zu nehmen und bot uns Kaffee, Thee und Zigaretten an, weigerte sich aber, etwas dafür von uns anzunehmen.

Während dieser Zeit drängte sich die Menge von allen Seiten auf die Moschee zu. Wir begaben uns an der Seite des Polizei-Unterchefs in die Mitte der „Gläubigen“. Ein Imam setzte sich mit gekreuzten Beinen auf eine kleine Estrade, die ihm als Kanzel diente, und begann mit der Erzählung der Leiden Husseins. Seine Erzählung hat den Fehler vieler Predigten, nämlich den der allzugroßen Länge. Er begann mit der Erschaffung der Welt, ließ die Propheten des Alten Testamentes an dem geistigen Auge seiner Zuhörer vorbeipassieren, sprach mit vieler Achtung von „Jesus, dem Sohne Mariens“ und kam dann zu den einfältigen Märchen, die Mohammed um seine Person gewebt hat. Endlich kam er zu den Muselmanen. An dem eigentlichen Gegenstand seiner Rede angekommen, nimmt er auf einmal einen schmachtenden, pathetischen Ton an, der mit dem Tone der italienischen Predigten erstaunlich viele Ähnlichkeit besitzt. Bei den rührendsten Stellen unterbricht er seine Rede durch Schluchzen. Auf dieses Zeichen hin antwortet die ganze Versammlung mit Seufzen und Weinen: jeder rauft sich heftig die Haare und schlägt sich mit der geballten Faust wider die Stirn. Dieses Seufzen, dieses Schlagen, das die eifrigsten unter den Zuhörern mit einer wahren Wut ausführten, machte einen tiefen Eindruck auf uns, aber dieser Eindruck hat etwas Trauriges an sich. Man fühlt unwillkürlich, daß von diesem Seufzen nur ein kleiner Schritt ist bis zu dem Todesruf gegen die Feinde des Islams, gegen die „Christenhunde“. Halbbestürzt gingen wir fort.

Am Abend machen die Fanatiker, welche die „Martyrer“ in der großen Prozession vorstellen sollen, einen Spaziergang mit Fackeln, während sie mit Säbeln und Knütteln bewaffnet waren. Sie bewegten ihre Fackeln und ihre Waffen hin und her, während sie zu derselben Zeit aus vollem Halse schrien: „Hussein, Ali, Hussein, Ali.“ Die roten Lichtreflexe der Fackeln, die hier auf die bleichen Silhouetten des Hauses fallen, sich dort gar seltsam mit dem Grün der Bäume vermischen und dann wieder die jämmerlichen Figuren der Andächtigen beleuchten, gewähren ein wildes, phantastisches Schauspiel, das den traurigen Eindruck aus der Moschee noch verstärkt.

In der ruinierten Umwallung der Festung findet sich der klassische Platz von Eriwan, der Eissaal oder der Saal Serdar, ein Überbleibsel des verschwundenen Glanzes. Es ist das alte Justizgebäude der persischen Gouverneure. Die Wände sind mit Gemälden geschmückt, die iranische Helden darstellen. Die Decke ist aus Spiegel-Stalaktiten zusammengesetzt, wodurch die Sonnenstrahlen in die Farben des

Spektrums zerlegt werden und die Aufeinanderfolge der Farben sehr leicht erkenntlich ist. Dieser Schmuck hat in dem ganzen Orient eine große Verbreitung gefunden. Die schönste Art davon fanden wir in dem Divan-i-Khas des Palastes des Groß-Moguls in Dehli und im Palast von Amber.

Aber die wahre Schönheit dieses Saales besteht in dem, was die Natur hervorgebracht hat. Hinter einem Marmorbassin öffnet sich ein breites buntes Fenster, das den Blick auf eine geradezu feenhafte Landschaft zuläßt. Zu unsern Füßen, am Grunde eines Wasserfalles von 30 bis 40 Metern, fließt der Senga. Vor uns erhebt sich am Horizonte der Ararat, der eine Ebene von ungefähr dreißig Wersten Ausdehnung begrenzt. Trotz der bedeutenden Entfernung glaubt man sich an den Fuß des Kolosses versetzt. Seine wunderbare Schönheit fesselt jeden, und dieser Anblick ist die beste Auslegung der Worte des Psalmisten: „Wunderbar in den Höhen ist der Herr!" Man kann hier stundenlang stillschweigend in der Betrachtung des Anblickes verweilen, ohne nur eine Ermüdung zu verspüren.

Obgleich der Ararat einer Gebirgskette angehört, wovon mehrere Gipfel eine Höhe von 2500 bis 2600 Metern erreichen, scheint er doch ganz isolirt zu stehen, so riesenhaft sind eben seine Proportionen. Er erhebt sich bis 5160 Meter über



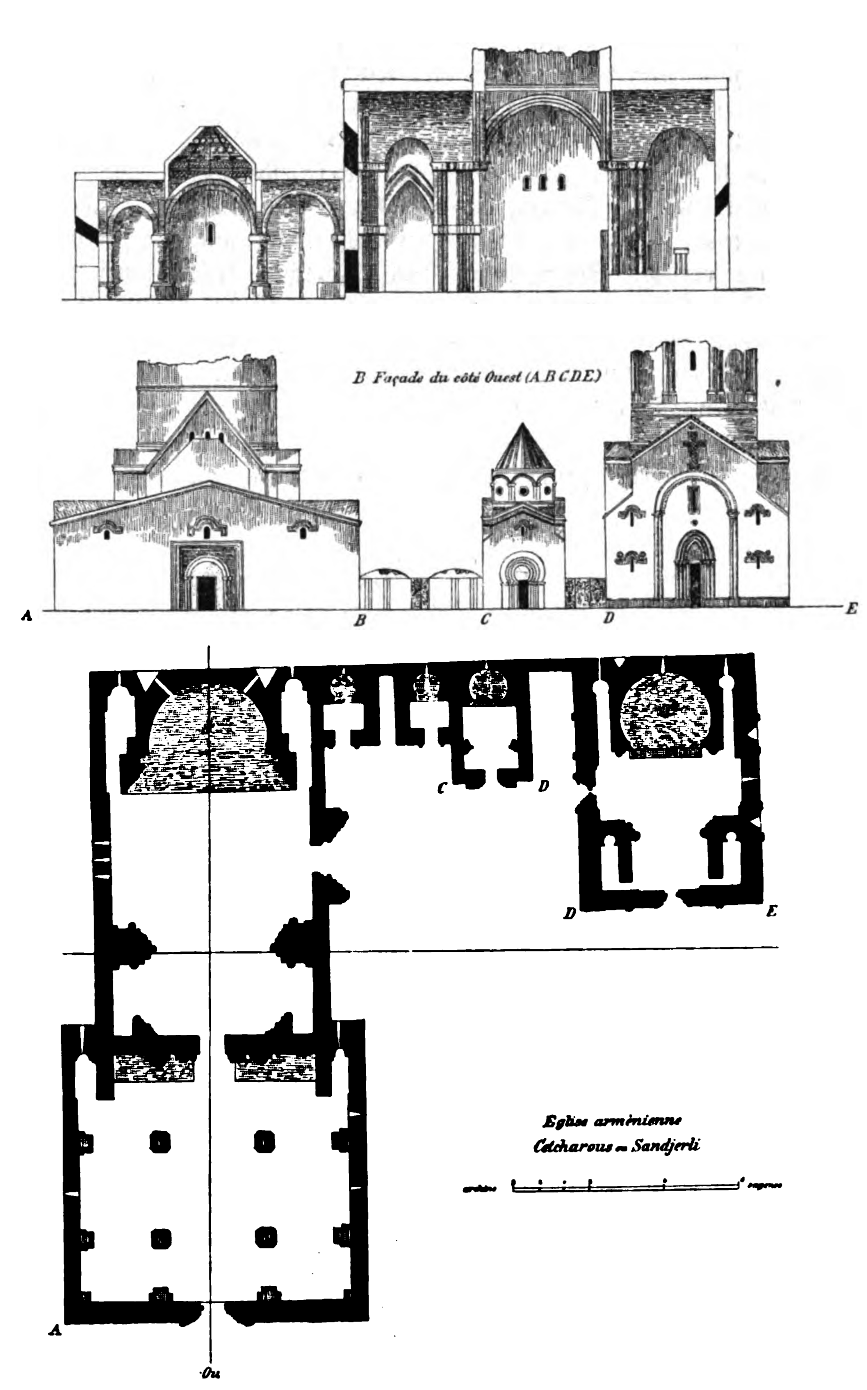
Der Ararat.

den Meeresspiegel und 4350 Meter über das Dorf Aralysch in der Ebene des Aras. Von Aralysch bis zum Gipfel ist der Abhang durch keinen einzigen Vorsprung unterbrochen, so daß dieser Abhang wahrscheinlich der längste ist, der überhaupt auf der Erde vorkommt.

Der kleine Ararat (3960 Meter) liegt südöstlich von dem großen Kegel, mit dem er durch einen Paß verbunden ist.

Die Grenze des ewigen Schnees befindet sich auf dem Ararat in einer beträchtlichen Höhe. Im Sommer reicht auf dem großen Ararat der Schnee nur vom Gipfel abwärts bis zu einer Höhe von 4000 Metern, während der kleine Ararat davon ganz frei ist. Diese Thatsache ist zunächst durch die isolierte Lage des Massivs und dann aber auch durch die außerordentliche Sommerhitze in der Ebene des Aras begründet. Ohne Zweifel trägt auch die vulkanische Natur des Gebirges dazu bei, welche die Aufnahme einer großen Wärmemenge begünstigt. (In der Schweiz z. B. liegt die Schneegrenze durchweg in einer Höhe von 2900 Metern.)

Ungeachtet der Regelmäßigkeit seiner Formen ist der Berg doch schwer zu ersteigen; besonders schwierig fällt es, sich daselbst für das Unternehmen einen Führer zu beschaffen. Die Eingeborenen halten das Besteigen des Berges einfach für unmöglich. Nach ihrem Glauben befindet sich die Arche Noes wohlerhalten auf



Armenische Kirche in Sandscherlü.

der Spitze des Berges; ein Engel, der zu ihrer Bewachung dient, stößt jeden Sterblichen, der den Aufstieg versucht, in die Tiefe. Dieser Glaube ist so fest in dem Volksgeist eingewurzelt, daß kein Armenier dem Reisenden Parrot Glauben schenkte, nachdem dieser im Jahre 1829 den Ararat glücklich bestiegen hatte.

Seit dieser Zeit wurde der Ararat einige Male erstiegen; aber die Armenier glauben es nicht, und uns erzählte man mit einer sehr ungläubigen Miene, daß die Russen, die einige Tage vorher dieses gefährliche Unternehmen gewagt hatten, vorgaben, endlich zu ihrem Ziele gekommen zu sein.

Obgleich der große Krater des Ararat seit langer Zeit erloschen ist, macht sich doch zuweilen der vulkanische Charakter des Berges durch Erdbeben bemerkbar. Das letzte im Jahre 1840 war schrecklich. Es deckte sich mit dem Wiederöffnen eines alten Nebenkraters. Die Verwüstungen, die das Erdbeben in dem Lande anrichtete, waren außerordentlich; mehrere Tausend Menschen kamen dabei um das Leben.

Der alte armenische Name des Ararat ist Massis; bei den Türken heißt er Aghry-Dagh oder der erhobene Berg; die Perser nennen ihn Keh-i-Nouh oder Berg des Noe.

Die Ruinen der Zitadelle von Eriwan bieten nichts von Interesse, sie sind nur Erdanhäufungen.

Der Bazar ist erbärmlich.

Wir trafen unsere Vorbereitungen zu dem Ausflug nach Etschmiadsin, wo Hyvernat interessante Studien glaubte zu machen können. Wir sollten uns andern Tags daselbst treffen. Der Unter-Gouverneur versprach, uns warme Empfehlungsschreiben mitzugeben.

15. September.

Wahrlich, die russische Liebenswürdigkeit! Jetzt haben wir einen richtigen Begriff davon. Anstatt in Etschmiadsin zu sein, befinden wir uns auf dem Wege nach Persien, da wir aufgefordert wurden, das russische Gebiet schleunigst zu räumen.

Was für ein Geheimnis mag denn hier walten, und was konnte einen solchen Wechsel veranlassen? Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach; es ist ein H, das dies alles verschuldet.

Als Hyvernat in Rom seinen Paß beglaubigen ließ, hatte er seinen Namen angegeben, wie er im Französischen ausgesprochen wird, nämlich Iverna. Der betreffende Schreiber hielt sich an die Aussprache und schrieb den Namen Üverna in den Paß. Von anderer Seite hatte die Regierung in St. Petersburg von der bevorstehenden Reise des Geistlichen Hyvernat Kenntnis erhalten. (Zwar hatte der Gesandte in Rom Herrn Hyvernat empfohlen, für die Reise in Rußland seine geistliche Kleidung abzulegen.) Da die russischen Beamten die genaue Aussprache des Namens nicht kannten, schrieben sie ihn auf russisch so gut es ihnen möglich war. Nun hat die russische Sprache kein H, sondern ersetzt diesen Buchstaben durch das aspirierte G. Zudem wird das t am Ende ausgesprochen. Auf diese Weise war Hyvernat, da der Name niedergeschrieben werden mußte, zum Gyvernat geworden. Und gerade dieser Gyvernat war der Polizei als ein gefährlicher Mensch empfohlen worden, dessen Beachtung sie nicht versäumen durfte. Für Üverna hatte sie keine besondern Befehle. Dieser Üverna war der Polizei nur insoweit bekannt, den Fürsten Schervatchidza ausgenommen, der genau eingeweiht sein mußte, als ein Mensch, der von

der französischen Regierung mit einer wissenschaftlichen Reise betraut war. Dieser Ilverna erschien deshalb auch völlig ungefährlich, weshalb wir überall freundlich empfangen wurden. Alle dagegen lauerten auf Gyvernat, an dem sie sich die Lorbeeren zu verdienen trachteten. Wir ahnten dies gar nicht, fanden die Russen



Armenierin aus Transkaukasien.

ganz liebenswürdig und dachten schon, dieselben seien nicht sehr bureaukratisch angelegt, weil sie den Vermerk „durchreisen ohne Aufenthalt" ganz nach unserm Wunsche auslegten.

Aber des Abends gegen zehn Uhr ertönte im Hôtel ein Säbelgerassel und Sporengeklirr. Die ganze hohe Verwaltung von Eriwan kam in großem Pompe heran. Sehr höflich, mit einem wahren Armsündergesicht, verlangte der Untergouverneur, derselbe, der uns mit Liebenswürdigkeiten überhäuft hatte, Herrn Ilverna

zu sprechen. Nathanael und ich wurden von dem Gespräche ausgeschlossen. Das Ergebnis der Konferenz war die Vorlegung einer Ordre, die uns aufforderte, Eriwan nach der persischen Grenze hin zu verlassen und zwar innerhalb zwei Stunden, folglich also bis Mitternacht. Nach einigen Einwänden glaubte der Untergouverneur es auf sich nehmen zu können, wenn er einen Aufschub bis zum folgenden Morgen bewilligte.

Woher kam nun dieses Mißgeschick? Der Gouverneur Schalikoff hatte ohne Zweifel überlegt, nachdem er uns die Empfehlungsschreiben gegeben hatte: soeben habe er einen Herrn Üverna empfangen, der von der französischen Regierung mit einer wissenschaftlichen Mission betraut war; ein gewisser Gyvervat, der unter derselben Zweckangabe reiste, sollte nächstens den Kaukasus passieren, ohne sich daselbst aufzuhalten. Die Reisenden dieser Art sind nicht zahlreich, und hier sind zwei Namen, die eine auffallende Ähnlichkeit haben. Sollten nicht beide Namen ein und derselben Person angehören? Schnell telegraphiert der alte Schalikoff und befiehlt genau zu untersuchen, ob wirklich Üverna und Gyvernat dasselbe Individuum seien, und falls dies zutreffe, ihn innerhalb zwei Stunden auszuweisen.

Da hatten wir die richtige Auslegung der Worte: „reisen ohne Aufenthalt".

Es blieb dabei; vergebens legten wir die Papiere vor, die sich auf Etschmiadsin bezogen, vergeblich baten wir, das Kloster unter der Aufsicht zweier Polizeibeamten und mit dem ausdrücklichen Versprechen, mit keinem Mönche des Klosters zu sprechen, besuchen zu dürfen. Gyvernat ist zu gefährlich für den Zaren und sein weites Reich, es ist besser, daß er abreist!

Was würde der alte General erst gesagt haben, wenn er geahnt hätte, daß die beiden Begleiter des schrecklichen Gyvernat auch Priester waren?

Des Morgens in aller Frühe reisten wir ab, nachdem uns noch die zweifelhafte Ehre zu teil geworden war, von einem besondern Postillon begleitet zu werden. An jeder Poststation kündigte er uns feierlichst durch das Geschmetter seines zersprungenen Hornes an. Seine ganze Sorge bestand darin, die Fahrt zu beschleunigen, um uns um so eher an der Grenze absetzen zu können. Ohne Zweifel hatte er auch den Auftrag erhalten, uns zu überwachen.

Von Eriwan nach Dschulfa steigen wir beständig das Thal des Aras hinab. Die Armenier nennen ihn Erask, nach Erasd, dem Sohne des ersten fabelhaften Königs Armenas von Armenien, der gegen das Jahr 2000 vor Christus regiert haben soll.

Der Aras hat seine Quelle in der Nähe von Erserum. Sein bedeutendster Arm, der Pasinsu, entspringt auf dem Nordabhang des Bingöl-Dagh (Gebirge der tausend Seen), der seine Gewässer teils zum Aras, teils aber auch zum Euphrat schickt. Ein anderer Arm hat seine Quelle auf dem Ostabhang des Pandeuken, kaum einige Stunden von Erserum. Die beiden Arme vereinigen sich zu Keüprükeui (Köprü-köi) (dem Brückendorf) und der Fluß fließt nach Osten bis zur Höhe von Eriwan. Vor seiner Ankunft daselbst wird er durch den Arpa-tschai bedeutend verstärkt. Dieser große Fluß nimmt die Zuflüsse der Höhen von Alexandropol und Kars auf und befähigt erst den Aras, die Ebene von Eriwan zu bewässern.

Hier drängt er sich auch durch die Gebirgsmassive des Goktscha und Karabagh: Zugleich ändert er auch seine Richtung und fließt nach Süden oder vielmehr beschreibt

er einen großen Bogen, dessen Scheitel bei Ortubad liegt. Unterhalb Ortubad durchbricht er die Kette des Karabagh und windet sich durch mehrere schauerliche Engpässe. Dabei fällt er auf einer Strecke von weniger als hundert Kilometer doch über neunhundert Meter. In dem kleinen Kaukasus haben fast alle Flüsse auf den hohen Plateaux einen ruhigen Lauf und werden erst dann reißend, wenn sie von den Plateaux den Ebenen zufließen.

Nach einem Laufe von ungefähr 780 Kilometern nimmt der Aras die Kura auf. Es ist nach der Hypothese Baers möglich, daß er sich in einer noch nicht allzuweit entfernt liegenden Periode direkt in das Kaspische Meer ergoß. Auch jetzt soll er, wie man erzählt, zuweilen versuchen, sich mehr nach rechts zu wenden und sich von der Kura zu trennen.

Der Aras bildet die Grenze zwischen Rußland und Persien auf dem ganzen Laufe, wo er den erwähnten großen Bogen bildet, also vom Ararat bis zu seinem Eintritt in die Steppe von Mughan.

Das Thal des Aras wäre an den meisten Stellen sehr fruchtbar, wenn es bewässert würde. Aber die Bewässerungsarbeiten vergangener Jahrhunderte, die ehemals so berühmt waren, sind ungefähr gänzlich zerstört. Die Armenier scheinen ebenso schlechte Landwirte zu sein, als sie geschickte Handelsleute sind, und die anwesenden Tartaren sind zu faul, um irgend etwas Schwieriges zu unternehmen. Ohne die nötige Bewässerung kann aber in diesem Klima nichts wachsen. Da, wo Kanäle dem Lande Wasser zuführen, befinden sich richtige Oasen, sonst aber nichts als Wüsten. Die Perser haben den meisten Kanälen einen unterirdischen Lauf gegeben, um die zu starke Verdunstung des so wertvollen Wassers zu verhindern.

Bäume giebt es wenig; bloß in der Umgebung der Dörfer werden sie angetroffen und dann aber auch nie wildwachsend. Die pyramidenförmige Pappel herrscht in der ganzen Landschaft vor. Man pflanzt sie in Reihen, damit sie den Stürmen Trotz bieten. In den Gärten wachsen Aprikosenbäume; die Landleute bauen Reis, Sesam und Ricinus. Der Ricinusstrauch, der schöne Formen zeigt, liefert in diesen Ländern das Brennöl. Von dem Ölbönd, der nach Reclus in dem Becken des Aras häufig vorkommen soll, erinnere ich mich nicht ein einziges Exemplar gesehen zu haben. — Die Kultur der Baumwolle ist ebenfalls weit verbreitet, aber die Pflanzen selbst haben ein erbärmliches Aussehen.

Die Weinstöcke bringen einen ausgezeichneten goldgelben Wein hervor, der mit Madeira oder Xeres recht gut einen Vergleich aushalten kann. Die besten Lagen sind die von Eriwan und Etschmiadsin, die auch dafür weit und breit bekannt sind. Aber die Pflege des Weinstocks bereitet große Arbeit; während der strengen Winterkälte muß er mit Erde bedeckt werden, damit er nicht erfriert, und im Sommer muß er wie überhaupt alle Kulturpflanzen der dortigen Gegend begossen werden.

Am Ende Eriwans sind alle Wohnungen aus Stampferde ausgeführt. Da man sich um die Instandhaltung derselben aber wenig Mühe giebt, so ist es unvermeidlich, daß dieselben Ruinen ähnlich sehen. Es ist verhältnismäßig leicht, eine Hütte aus Stampferde aufzuführen; deshalb scheint es auch, daß die Einwohner es vorziehen, ihre Hütten ruhig zerfallen zu lassen, als sich mit der Unterhaltung derselben zu bemühen. Dies ist überhaupt ein charakteristischer Zug des Orientalen.

Eine noch so leichte Arbeit wird ihm lästig, wenn er sie längere Zeit fortsetzen soll. Lieber thut er eine Zeit lang nichts und läßt alles drunter und drüber gehen; wenn er hernach auch um so anstrengender arbeiten muß, so thut er dies eher, als daß er sich fortgesetzt mit leichten Arbeiten beschäftigt.

Hinter Eriwan durchschritten wir eine mit Kieselsteinen bedeckte Ebene, der die bewässerte Gegend folgte, wo dann auch ganz natürlich — bis zum Posthause von Kamerlü — die Dörfer fast aneinander liegen. (Einige Werste südlich von Kamerlü findet sich das Kloster Chor-Wirab auf den Ruinen des alten Artaxata; aber da Rußland in Gefahr war, konnten wir nicht daran denken, uns daselbst etwas aufzuhalten). Das außerordentlich schlammige Wasser liefert neben der Feuchtigkeit auch noch Dünger. Die Hitze war groß. Zahlreiche Reihen von Kamelen, die durch ihren schwerfälligen Marsch dicke Staubwolken aufwirbeln, erhöhten die „Annehmlichkeit" der Reise bedeutend. Von Kamerlü bis Sadarak, wo wir die Nacht über blieben, ist das ganze Land fast eine Wüste, eine Steppe ohne Kultur, mit krüppelhaften Bäumen bedeckt, unter denen der Kapernstrauch sehr zahlreich vorkommt.

16. September.

Der alte Schalikoff hatte uns einen ausgezeichneten Weg vorgeschrieben. Dieser Weg ist nur eine Fährte durch die Steppe, je nach der Jahreszeit entweder ein Meer von Morast oder Staub.

Ungefähr zehn bis 12 Werste von Sadarak öffnet sich das Thal des Arpa-tschai (nicht mit dem von Alexandrapol zu verwechseln). Genügendes Wasser und ein Abhang, der für die Bewässerung besonders günstig ist, haben eine Oase von nahegelegenen Dörfern hier geschaffen.

Die Entfernung zwischen dem Posthause von Nuraschen-Syphla und Tatschark beträgt im Sommer bloß drei Werste, da man den Arpa-tschai an einer seichten Stelle überschreiten kann. Während der Regenzeit aber muß man eine höher gelegene Furt benutzen, die bei Tamsalü liegt.

In Tatschark hatten wir drei Stunden Aufenthalt. Nathanael wollte diese Zeit benützen und in dem eine halbe Stunde entfernten kleinen Dorfe Syagut den Taufschein eines dort geborenen Lazaristen holen. Wir begleiteten ihn dorthin. Syagut ist ein kleines, chaldäisches, katholisches Dorf, sehr arm und rings von Tartaren umgeben. Das nächste katholische Dorf liegt in Persien, aber mehr als acht Tagereisen entfernt. Der Ortsgeistliche hatte seit zwei Jahren keinen Priester mehr gesehen; er war glücklich, uns in seiner armseligen Hütte empfangen zu können. Kaum waren wir zwanzig Minuten da, als auch „zufällig" der Chef der Polizei hereinkam. Er richtete zwar keine Frage an uns; aber die erschrockenen Mienen der Einwohner zeigten deutlich, daß diese wußten, daß der Polizist nur gekommen war um zu spionieren. Ich fürchtete gleich, daß er den Pfarrer unsern Besuch teuer werde bezahlen lassen. Der Pfarrer war ein harmloser Mensch, der von einer Verschwörung gegen die Regierung „Seiner Heiligen Majestät" durchaus nichts wußte.

Meine Befürchtungen waren leider nur zu gerechtfertigt. Im Frühjahr 1891 erhielt ich einen Brief aus Persien, der mich von der Verbannung des Pfarrers benachrichtigte. Der allmächtige Kaiser von Rußland kann einige arme Chaldäer nicht in Frieden leben lassen. Zuerst nimmt er ihnen den Seelenhirten weg, und

dann stellt er ihnen die Wahl zwischen Abfall oder aber Verfolgung ohne Gnade. Die Russen mit ihrer erbärmlichen Scheinheiligkeit suchen die Verfolgung damit zu begründen, daß sie vorgeben, die Katholiken begünstigten die Unruhen. Was können die armen, unwissenden Chaldäer aber durch einen Aufstand gewinnen? Ohne Aufhören leben sie in Furcht entweder vor ihren tartarischen Nachbarn oder vor der russischen Regierung.

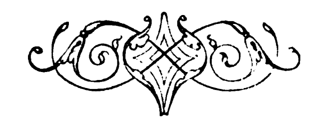
In einiger Entfernung von Tatschark beginnt die Wüste wieder. Der Ararat, der noch immer die Landschaft beherrscht, entfernt sich aber allmählich.

Das ganze Terrain ist durch die vulkanischen Erschütterungen sehr uneben. Eine felsige Kuppe, die in südöstlicher Richtung sich ganz allein erhebt, erregte unsere Aufmerksamkeit. Sie soll bei Nakhitschewan liegen.

Die Hitze war wirklich tropisch. Glücklicherweise folgte der Hitze beim Einbruch der Nacht eine angenehme Kühle und machte den langen Weg bis Nakhitschewan, wo wir ruhen sollten, erträglicher.

Selbst bei dieser nächtlichen Reise fehlt keineswegs ein Zauber, aber ein Zauber der Gefahr, wenigstens einer eingebildeten. Auf der Poststation hatte man uns die letzten Werste vor Nakhitschewan als häufig von Räubern besucht geschildert. In Folge dessen ließen wir rechts und links von dem Wagen unsere geladenen Flinten in dem Mondenschein sehen, aber von Räubern erblickten wir keine Spur.

Kaum waren wir an dem Posthause in Nakhitschewan angekommen, als wir auch schon den Besuch des Polizeichefs erhielten — aus dem alleinigen Grunde, um uns zu begrüßen —; nach einer Unterhaltung von wenigen Minuten ging der ehrenwerte Beamte weg, kam aber sehr bald wieder und verlangte unsere Pässe. Jetzt entstand wieder eine neue komische Szene in Betreff der Namen. Wohl fand der Beamte Gyvernat und Müller, aber ihm fehlte ein Herr Abat. Wo ist derselbe? Natürlich war uns diese Person gänzlich unbekannt. Es begann nun eine endlose Unterredung. Der Chef der Polizei verlangte Herrn Abat und wir hatten von dessen Existenz keine Ahnung. Endlich kam Nathanael auf den Gedanken, Abat sei vielleicht nur eine „Verwechselung" des französischen Titels Abbé. Also sind Abat, Gyvernat, Üverna und Hyvernat Namen für ein und dieselbe Person. Aber dies dem armen Polizeichef zu erklären! Als er uns verließ, war er noch immer mit seinem Herrn Abat beschäftigt. Im übrigen verbrachten wir in unsern Feldbetten eine ausgezeichnete Nacht, so daß wir anfingen, unsere Feldbetten den besten Betten des modernen Europa vorzuziehen.



Sechstes Kapitel.

Nakhitschewan. Beïram-Ali. Abschied von Rußland.

Die Stadt und ihre Vergangenheit. Die alten Gebäude der armenischen Dominikaner. Die große Prozession des Beïram-Ali. Der Turm des Khans. Rahim-Khan; sein Palast. Wunderschöner Belvédère. Der Platz von Nakhitschewan. Von Nakhitschewan nach Dschulfa. Bereitwilligkeit der persischen Beamten, uns in Persien eintreten zu lassen. Die Fähre über den Aras. Eski-Dschulfa und seine Brücke. Dschulfa. Persien. Liebenswürdigkeit des Bureauchefs. Der Brief von Nazar-Aga. Der betrunkene Postmeister; ein verlorener Tag.

Nakhitschewan ist eine der ältesten Städte des Arasthales; Ptolomäus erwähnt es schon unter dem Namen Naxuana. Die Armenier leiten ihren Ursprung von Noe her und zeigen in einiger Entfernung von dem Turm der Khane das Grabmal Noes; ganz gewiß rechtfertigt aber der Titel, den dasselbe trägt, das zerfallene Aussehen nicht.

Die Stadt liegt sehr schön; gegen Nordwesten erhebt sich der Ararat; in nordwest-südöstlicher Richtung, zwischen der Stadt und dem See von Sewenga ziehen sich vulkanische Berge mit tiefen Einschnitten und isolierten Kuppen hin, und endlich, beherrscht von all den Bergen am Fuße des felsigen Ausläufers, auf dem Nakhitschewan liegt, die Ebene des Aras.

Nakhitschewan wurde vielleicht noch öfter zerstört und wieder erbaut als Eriwan. Schah Abbas (1586—1628) fürchtete die türkischen Einwanderungen, und um dieselben zu verhindern, wandte er ein radikales Mittel an. Er verwüstete nämlich das Land zwischen Erserum und Tebris gänzlich und machte eine vollständige Wüste daraus, um den türkischen Truppen das Vordringen unmöglich zu machen. Die Bewohner dieser unglücklichen Gegenden siedelte er in entfernteren Provinzen seines Reiches an [1]).

1) Die Einwohner von Dschulfa siedelte er in einer Vorstadt von Ispahan an, wo nun Neu-Dschulfa entstand. Als kluger Staatsmann begünstigte er die Handelsunternehmungen der Armenier, und Neu-Dschulfa wurde einer der Haupthandelsplätze des Orients. Unter den habgierigen Nachfolgern des Schah Abbas hatte die Stadt viele Erpressungen zu erdulden, und nur die Erinnerung an die kurze Blütezeit blieb den armen Bewohnern.

Als der Reisende Chardin im Jahre 1672 durch Nakhitschewan kam, hatte die Stadt sich eben wieder aus den Ruinen erhoben.

Sie war lange Zeit das wichtige Zentrum für die Katholiken des Orients. Ein Dominikanerpater mit Namen Barthélémy hatte gegen das Jahr 1320 eine armenische Seitenlinie des Dominikanerordens gegründet; diese Kongregation kam bald zu hohem Glanze und zählte allein in der Umgegend von Nakhitschewan zehn Klöster. Zur Zeit Chardins hatten die Mönche schon viel zu leiden unter der Eifersucht der Schismatiker und den Erpressungen durch die persische Regierung, wovon gewöhnlich die Schismatiker die Anstifter waren. Jetzt besitzen sie nur mehr das Kloster von Abrener, ungefähr drei Meilen von der Stadt. Tournefort sagt von



Armenische Wiege.

diesen Katholiken: „Diese kleine Schar lebt heiligmäßig, sie ist gut unterrichtet, und im ganzen Orient giebt es keine besseren Christen als sie.“

Der Einfluß der Dominikaner machte sich noch, wenn auch nicht mehr in dem Maße wie früher, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts geltend. Serrière-Sauveboeuf (1782—1789) sagt, wenn auch mit einiger Übertreibung, daß alle Einwohner daselbst Christen seien, und daß die Zahl der Katholiken die der Gregorianer bei weitem übertreffe. (Im siebzehnten Jahrhundert hatten die Jesuiten auch eine Niederlassung in Eriwan. Die schismatischen Armenier nennen sich gewöhnlich Gregorianer, zum Andenken an den heiligen Gregor, den Apostel Armeniens, den sie fälschlich zum Patron ihres Schismas machen).

Seit Chardins Reise hatte die Stadt noch mehrere Mißgeschicke zu erleben. Gegenwärtig beträgt ihre Bevölkerung 5000—6000 Köpfe. (Nach Meyers Konversationslexikon hatte sie im Jahre 1883 5389 Einwohner).

17. September

Diesen Morgen kündigte uns der Kutscher sofort eine freudige Nachricht an: Die Achse unseres Wagens war gebrochen. Diesem Umstand hatten wir es denn auch zu verdanken, daß wir der großen Prozession des Beïram-Ali beiwohnen konnten. Günstiger hätte das Unglück uns also nicht treffen können.

Ehe wir die Prozession näher beschreiben, sollen kurz die geschichtlichen Ereignisse erwähnt werden, die durch die Prozession in das Gedächtnis zurückgerufen werden sollen.

Der Zweck des Festes besteht darin, das Martyrium der am meisten von der weit verbreiteten Sekte der Schiiten verehrten zwei Männer zu feiern: Hassan und Hussein.

Nach dem Tode Mohammeds hatten Abu-Bekr, Omar und Othman nacheinander sich des Khalifats bemächtigt. Sie verdrängten so Ali-Ben-Abu-Taleb.

Dieser, ein Neffe des Propheten, hatte dessen Tochter Fatma, das einzige Kind Mohammeds geheiratet und schien als dessen Schwiegersohn auch zu seinem Nachfolger bestimmt zu sein. Jedoch gelangte er erst zum Khalifat nach dem grausamen Tode Othmans im Jahre 656. Er war einer der treuesten und mutigsten Begleiter des Propheten und erfreute sich großer Beliebtheit bei dem Volke.

Zunächst hatte er die Empörung Muhawias, des Gouverneurs von Syrien, niederzudrücken, der seine Unabhängigkeit erklärt hatte. Drei Koraïschiten beschlossen, den schrecklichen Krieg dadurch zu beendigen, daß sie die beiden Nebenbuhler töteten. Ali wurde 661 in Kufa ermordet und sein Sohn Hassan folgte ihm. Aber Muhawia wurde nur verwundet und setzte seine Rolle als Nebenbuhler Hassans fort. Nach dem Tode Muhawias nahm sein Nachfolger Yesid den Kampf gegen Hussan auf und suchte sich durch Verrat seines Feindes zu entledigen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, Hassan in seinem eigenen Palaste zu Medina vergiften zu lassen. Da die Kinder Hassans noch zu jung waren, um die Regierung führen zu können, folgte ihm sein jüngerer Bruder Hussein.

Hussein wollte sich den Besitz Kufas, das damals die bedeutendste Stadt des Islams war, sichern und schickte seinen Brudersohn Moslim dorthin. Aber die bedeutende Macht Yesids schüchterte die Bewohner Kufas ein: Moslim wurde verraten und ermordet. Er hatte seine beiden Kinder, im Alter von sechs und sieben Jahren, bei sich im Felde gehabt; auch diese wurden niedergemetzelt und ihre Köpfe im Triumph gegen das feindliche Lager getragen.

Als Hussein diese Botschaft empfing, brach er selbst gegen die Stadt auf. Yesid schickte ihm dreißigtausend (?) Mann zu einem Treffen am Ufer des Euphrat entgegen; Hussein verfügte nur über zweiundsiebzig (?) Mann, als er sich der feindlichen Übermacht gegenüber sah. Obgleich der Ausgang des Kampfes für ihn keinen Augenblick zweifelhaft sein konnte, verschanzte er sich mit seinen paar Mann und hielt den feindlichen Angriff zwei Tage lang aus.

Am Ende des zweiten Tages waren seine Gefährten beinahe alle gefallen; er selbst war von Wunden durchlöchert. Geschwächt durch den großen Blutverlust fiel er vom Pferde.

Sofort schickte sein Feind eine Zahl Soldaten, um Hussein den Kopf abzuschneiden; aber keiner wollte sich zu diesem Sakrilegium hergeben. Selbst die entschlossensten unter ihnen flohen, sobald sie ihm in das Gesicht sahen.

Endlich entschlossen sich zwei, Sinan-Ibn-Arwa und Schumur-Sil-Djowschun, durch das Versprechen einer großen Belohnung aufgestachelt, ihn zu enthaupten. Schumur verhüllte sich das Gesicht. „Wer bist Du?" schrie Hussein, „nimm den Schleier fort!" Schumur gehorchte. „Warte einen Augenblick!" fuhr Hussein fort, „es ist heute Freitag[1]) der zehnte Tag des Monats Moharrem, und gerade die Stunde des Gebets. Lasse mich noch einige Augenblicke leben, damit ich noch ein Gebet sprechen kann!" Nach diesen Worten kniete er nieder. Die Mörder benutzten den Augenblick und trennten ihm das Haupt vom Rumpfe.

Die Mörder entrissen nun den Aliden die Herrschaft; aber die Nachkommen der letztern blieben am Leben und führten den Streit fort, den sie sowohl auf das religiöse als auch auf das politische Gebiet übertrugen. Die arabische Dynastie der Fatimiden (909—1171) behauptete von Ali abzustammen. Persien wurde nun für die Folge der Zufluchtsort der religiösen Parteigänger Alis, die den Namen Schiiten bekamen. Sie verwarfen die Khalifen vor Ali als Ursurpatoren; ihre Lehre ist scheinbar orthodoxer als die der Sunniten, die mit der Aufeinanderfolge der Khalifen einverstanden sind.

Die Schiiten lebten ziemlich verborgen bis zum 14. Jahrhundert, wo Seffi-ed-Din die Sekte bedeutend ausbreitete; sein Enkel Ismael zog aus den Verfolgungen, die von den sunnitischen Nachkommen Timurs gegen sie ausgeübt wurden, Nutzen, indem er den Patriotismus mit der Religion vereinigte und so die Revolution hervorrief, wodurch die tartarische Dynastie vertrieben wurde. Zu derselben Zeit entstand der unheilbare Riß zwischen Sunniten und Schiiten, zwischen Türken und Persern.

Das Fest, dem wir beiwohnten sollten, hat den Zweck, das Gedächtnis dieser Ermordeten und die Scheidung der zwei bedeutendsten mohammedanischen Sekten zu feiern.

Das genannte Fest wird von den muselmännischen Schiiten während der ersten zehn Tage des Monats Moharrem gefeiert. In den ersten neun Tagen bringen die „Gläubigen", besonders die Tartaren die Abende mit wahnsinnigem Springen und Schreien zu. Die Zeremonie, der wir in der grünen Moschee in Eriwan beigewohnt hatten, und die Prozession mit den Fackeln, die wir dort des Abends gesehen hatten, bildeten einen Teil der Zeremonien in den ersten neun Tagen.

Während dieser Zeit beobachten die „Gläubigen" auch ein strenges Fasten; das heißt, von Sonnenaufgang bis zum Untergang essen sie weder noch trinken oder rauchen sie; aber während der Nächte entschädigen sie sich reichlich. Die Leiden der Imams (der Priester) bilden den Gegenstand der Geheimnisse, die man während der neun Tage feiert. Den feierlichsten Gegenstand bewahrt man für den zehnten Tag auf, nämlich das Gedächtnis des Todes Husseins, welches dann alle Köpfe erfüllt.

Während der ersten neun Tage unternehmen die Mohammedaner Prozessionen durch die Orte, indem sie Klagelieder singen und ihren Gesang mit taktmäßigem Schlagen auf die Brust begleiten. Beim Herannahen des Abends führen die Tartaren ihre Prozession mit Fackeln und unter wahnsinnigem Springen aus. Auf diese Weise bezeigen sie ihren Schmerz, und um den Verrat der ersten Muselmänner auszugleichen, paradieren sie mit dem Mut, der sie beseelt, und mit dem Verlangen,

1) Bekanntlich der heilige Tag der Mohammedaner.

das sie erfüllt, selbst mit dem Preise ihres Lebens ihren Glauben und ihre Priester zu verteidigen.

Die russische Regierung sah von jeher diese nächtlichen Versammlungen höchst ungern. Oft dienen sie unter dem religiösen Vorwande blutigen Zusammentreffen, bei denen Privatstreitigkeiten zuweilen zum Austrag kommen. Die russische Regierung hat zwar versucht, diese Versammlungen zu untersagen, aber es gelang ihr nicht. In Eriwan sagte uns der Polizeichef des Morgens, es fände keine öffentliche Zeremonie statt; die Tagesprozession fiel auch aus; aber die Prozession mit den Fackeln konnte die Polizei des Abends nicht verhindern. Der Unterchef der Polizei aber, der in unserm Hotel wohnte und selbst ein Mohammedaner war, zeigte nicht die geringste Lust, seine Glaubensgenossen gegen sich aufzureizen. Daher hatten wir Gelegenheit, dem letzten Akte dieses Dramas beizuwohnen.

Wir verfügten uns eiligst nach dem andern Ende der Stadt in das südliche Viertel in die Nähe des Palastes der alten Khane, wo die Zeremonien stattfinden sollten. Die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen. Auf den Kreuzwegen befanden sich Ruheplätze, um welche Kinder tanzten. Knaben von sechs bis sieben Jahren schwingen nackte Schwerter, um sich Mut zu verschaffen. Einige Derwische sammelten Zuhörer, denen sie dann eine Predigt hielten.

So kamen wir zum Khanspalast. Ein achteckiger Turm, der freilich schon halb in Trümmern liegt, bietet ein interessantes Denkmal der persischen Baukunst.

Die Mitte jeder Seite wird von einer Nische eingenommen, die mit Fayence-arbeit geschmückt ist. Das obere Ende des Turmes trägt einen Fries, auf dem sich eine kufische Inschrift mit Buchstaben aus Fayence in sehr schönen Formen befindet. Ornamente derselben Art bedecken jede Ecke an dem Turme. An der Seite verdient ein von zwei Minarets flankierter Portikus auch einige Beachtung.

Während wir noch dieses Baudenkmal bewunderten, gelang es unserem Freunde Hyvernat, die Bekanntschaft Rahim-Khans, des Eigentümers der Ruinen, zu machen. Rahim ist ein Nachkomme der alten Khane von Nakhitschewan. Wiewohl er das politische Ansehen seiner Vorfahren eingebüßt hat, übt er doch in dem täglichen Leben der Stadt noch einen großen Einfluß aus. Er ist ein russifizierter Tartar und trägt die unvermeidliche weiße Mütze (mit einer Kokarde), auch spricht er etwas französisch. Er lud uns ein, sein ganz in der Nähe gelegenes Palais zu besuchen. Bei unserem Eintritt zogen sich die Damen des Hauses, die ein sehr kurzes Kleid nach Art der Balletttänzerinnen tragen, 'selbstverständlich zurück, aber doch nicht mit der Eilfertigkeit, die durch die Gegenwart der Ungläubigen von dem schiitischen Glauben vorgeschrieben wird.

Das Palais an und für sich ist vollständig unbedeutend; aber von seiner Terrasse hat man eine der schönsten Aussichten der Welt. Die Terrasse beherrscht das weite Thal des Aras, und der Blick ruht auf dem entfernten, unvergleichlichen Ararat. Von Nakhitschewan aus gesehen, präsentiert sich der Ararat unter den anmutigsten Formen. Der kleine Kegel liegt vollständig wider dem großen, so daß man nur einen einzigen schlanken, majestätischen Berggipfel sieht. Die Wärme des Tages gab der Atmosphäre jene besondere Schwingungen, wie sie nur im Orient gekannt werden, und die weiße Schneekappe des Ararat schien in der Luft zu schwimmen.

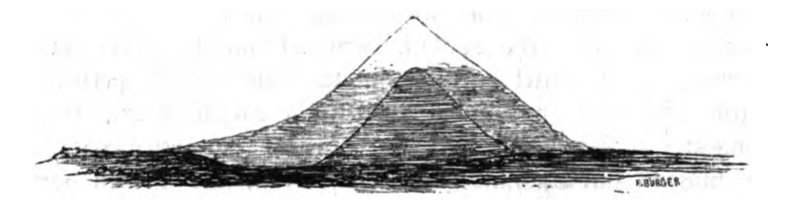
Wie in der römischen Kampagne die Kuppel der St. Peterskirche, je weiter man sich entfernt, an Größe scheinbar zunimmt, so geht es auch mit dem Ararat; je größer die Entfernung ist, um so mehr verschmelzen die Umrisse, und um so mehr macht sich seine Größe geltend.

Nachdem wir lange das herrliche Landschaftsbild betrachtet hatten, begaben wir uns zu dem Platze, wo der Umzug stattfinden sollte.

Dieser viereckige Platz ist mit Bäumen bepflanzt. Eine Seite desselben erhebt sich in natürlichen Abstufungen, während zwei andere Seiten von dem Turm und dem Palast Rahims begrenzt werden. Die vierte Seite ist mit Häusern eingefaßt.

Wir kletterten auf die Terrasse eines dieser Häuser; vor uns war alles, selbst die Dächer der Häuser, mit einer bunten Menge bedeckt. Schleier und Kleider in allen möglichen Farben waren zu sehen. Von dem herrlichen Wetter begünstigt, begann der Zug.

Mit bloßen Worten läßt sich das Grauenhafte dieser Szene nicht beschreiben. Jedes Dorf der Umgegend zieht der Reihe nach um den Platz. Die „Märtyrer" sind mit langen weißen Gewändern bekleidet; ihr Kopf ist frisch rasiert. Mit der



Der kleine und der große Ararat von Nakhitschewan aus gesehen.

linken Hand bilden sie eine Kette, während sie in der freien rechten Hand einen spitzen Säbel halten, der gegen das Gesicht gewendet ist. Mit diesen Säbeln schneiden sie sich in den Schädel und schreien dabei aus vollem Halse: „Wah Hussein, Schah Hussein! Hussein, Hassan!" Es ist eine schreckliche Szene.

Das Blut fließt wirklich in Strömen und verhüllt die Gesichter, so daß nichts weiter zu sehen ist als das Weiße der Zähne bei sehr weit geöffnetem Munde. Der Anblick ist empörend, und es ist unbedingt erforderlich, daß der Zuschauer all seine Energie aufbietet, um dieses schreckliche Schauspiel noch weiter betrachten zu können.

In dem Maße, wie sich die Prozession entfaltet, steigert sich auch der Fanatismus, und die Unglücklichen ritzen sich die Haut in der schrecklichsten Weise, so daß das Blut auf ihre weißen Gewänder und den Boden herabfließt, wobei es von den Anwesenden mit wahrer Verehrung aufgefangen wird. Türkische Priester haben die Aufgabe, über die größten Fanatiker zu wachen, damit diese sich nicht wirklich umbringen. Wenn schon viel Blut geflossen ist, verbindet man den Kopf der am meisten Erschöpften; aber diese sind von dem Blute wirklich trunken und fangen oft ernstlichen Streit mit denen an, die sie am Selbstzerfleischen verhindern, und kaum sehen sie sich ungehindert, als sie auch wieder ihr höllisches Werk von neuem beginnen. Kleine Kinder im Alter von sechs bis acht Jahren begleiten diese Rotten und üben sich bei diesem „Feste" zum ersten Mal in den Waffen.

Nach den „Martyrern“ kommen Rotten, die dicke Knüttel in den Händen schwingen und dabei greuliche Flüche ausstoßen; mit ihnen zugleich erscheinen die Büßer. Der eine und andere von diesen ist halb entkleidet und zerreißt sich den Rücken mit Ketten, an denen sich Haken befinden. Die andern der Büßer haben nur die Brust entblößt und schlagen sich fortwährend mit der rechten Faust gegen dieselbe, indem sie das nämliche Gebrüll erschallen lassen wie die Martyrer. Dabei zeigen sie eine solche Ausdauer, daß sie schließlich im stande sind, sich die Haut vollständig von der Brust abzuziehen.

Der erste Teil des Umzuges ist beendet. Es folgt jetzt die symbolische Prozession: Puppen stellen die Opfer von Kerbela dar, ebenso folgen Darstellungen der Gräber u. s. w.

Beim Erscheinen dieser Prozession verdoppelt sich der Fanatismus. Mehrere der unglücklichen Martyrer fallen vor Erschöpfung nieder. Alle Anwesende, die Männer nicht ausgenommen, begrüßen diesen Aufzug mit einem schrecklichen Wimmern. Es ist leider nur möglich, dem Leser ein schwaches Bild der Wirklichkeit zu liefern, denn dieses Schauspiel spottet jeder Beschreibung. Ohne Übertreibung kann ich versichern, daß auch die Erinnerung daran mich noch lange Zeit wie ein Schreckbild verfolgt hat.

Welche Gegensätze! Wenden wir unsere Blicke einen Augenblick weg, so sehen wir vor uns die großartige Ruhe des Ararat. Dort ist alles Schönheit, Anmut und Erhebung für den Geist. Plötzlich werden wir durch neues Gebrüll auf diese bluttriefenden Fanatiker aufmerksam gemacht. Welch fremdartige Gegensätze zwischen der sündigen Menschheit hier und dem erhabenen Werke Gottes!

Nachdem der Umzug beendet war, lud Rahim-Khan uns ein, in der Mitte des Platzes niederzusitzen, nahe bei dem Zelte seines Oheims, des Ehren-Khans von Nakhitschewan, der General in der russischen Armee ist.

Auf dem Platze sollte nun eine dramatische Darstellung des Todes Husseins vor sich gehen. Aber die aufgeregte Menge beherrschte den Platz. Der Polizeichef war ein Armenier, und die Mohammedaner waren aufgebracht darüber, daß ein Armenier, der doch einem früher unterdrückten Volke angehört, ihnen befehlen darf. Zugleich wurden sie wütend, auf dem Ehrenplatz eine gewisse Anzahl „Hunde“, welcher Titel uns verliehen ward, zu sehen. Deshalb pfiffen sie den Polizeichef aus. Dieser ist der Menge gegenüber machtlos, weshalb die Vorstellung nicht beendet werden konnte.

Dieser arme Polizeichef! Vom Anfang des Festes an hatte er uns bemerkt, jetzt aber kam er zu uns. „Sie reisen ja noch nicht ab!“ redete er uns an. Wir erklärten ihm zunächst unsern Unfall, und zu derselben Zeit gaben wir ihm auch die Versicherung, daß wir bleiben wollten. Wir waren dabei im Vorteil, denn durch das Überwachen der Menge war er so angestrengt, daß keine Gefahr vorlag, der Polizeichef werde uns mit Gewalt fortschaffen. Aber jeden Augenblick sahen wir ihn trostlose Blicke nach unserer Seite werfen. Um seine Angst abzukürzen, trafen wir endlich Anstalten zur Abreise.

Es war uns genug, diese Szenen gesehen zu haben; aber der Schrecken! Es scheint, wenn man nach den Berichten älterer Reisebeschreiber urteilt, daß diese Zeremonien früher nicht so blutig waren. Waren wir nun Zeugen des Wiederauf-

lebens des mohammedanischen Fanatismus, das man in manchen Gegenden, wo der Islam herrscht, bemerkt, oder gehören diese blutigen Gebräuche bloß jener Gegend an? Diese Frage konnten wir nicht entscheiden [1]).

Wir verließen Nakhitschewan gegen Mittag und legten die fünfundvierzig Werste, die uns von Dschulfa trennten, rasch zurück.

Auf dieser langen Strecke giebt es nur ein einziges Posthaus, nämlich in Alendschitschaï. Dort hielt es uns schwer, Pferde zu bekommen, weil die Nähe der Grenze zugleich die Besuche von Räuberbanden befürchten läßt.

Hinter Alendschitschaï hält sich die Straße im Sommer in wilden Felsschluchten und bedient sich zuweilen des ausgetrockneten Bettes eines Bergstromes.

Bei unserer Ankunft an der russischen Grenze an dem Ufer des Aras, zeigten die russischen Beamten den größten Eifer, uns möglichst schleunigst auf das persische Gebiet überzusetzen. Nach der hergebrachten Gewohnheit konnten uns unsere Flinten noch Unannehmlichkeiten bereiten. Zunächst ist es verboten, solche Waffen in Rußland einzuführen; aber noch strenger ist es untersagt, solche ohne spezielle Erlaubnis von Rußland nach Persien auszuführen, woran man leicht erkennen kann, wie sehr der Zar den Schah überwacht.

Da uns die Beamten ohne die erforderlichen Erlaubnisscheine sahen, wurden sie sehr mißtrauisch; nach längerer Beratung sahen sie ein, daß sie nicht so ohne weiteres die Flinten der Reisenden, die nach Kurdistan wollten, mit Beschlag belegen konnten; zugleich aber war der Befehl der Ausweisung unserer so gefährlichen Persönlichkeiten so dringend, daß es den Beamten besser schien, wenn sie uns nur über die Grenze schafften mit unseren Flinten und unserem Gepäck, anstatt sich von Tiflis neue Instruktion zu erbitten.

Die übertriebene Liebenswürdigkeit der Polizei gegen Herrn Üverna hatte uns den Eintritt in das Land mit unseren Flinten ohne Erlaubnisschein gestattet; das übertriebene Mißtrauen gegen Gyvernat verschaffte uns die Erlaubnis, das Land wieder ohne den erforderlichen Erlaubnisschein für die Waffen zu verlassen. Lebe wohl, Rußland, schönes Land der Freiheit!

Wie schon erwähnt, bildet der Aras die Grenze zwischen Rußland und Persien. Der Fluß hat einen raschen Lauf, sein Wasser ist sehr trübe. Eine Fähre verbindet das russische Ufer mit dem persischen, da der Fluß hier nicht zu durchwaten ist. Etwas weiter stromaufwärts zwischen den Posten von Dschulfa und Eski-Dschulfa findet sich auch eine Fähre. Die Fähre geht indes nur über den Hauptarm des Flusses. Man hat dann noch eine sumpfige, zuweilen auch überschwemmte Strecke von ungefähr hundert Metern zurückzulegen, was entweder auf dem Rücken armseliger Pferde oder auf dem eines Mannes geschieht.

Eski-Dschulfa, das fünf Werste nordwestlich von dem russischen Grenzposten liegt, wurde durch Schah Abbas zerstört; die Ruinen sollen sehr interessant sein. Die Brücke von Eski-Dschulfa war sehr schön; sie verdankte ihre Erbauung den Römern, die ihre Eroberungszüge bis hierher ausdehnten. Es war dies in den ersten Jahren des Kaisertums, wo sich alles um Rom drehte und unbegrenzte Eroberungen in Aussicht standen. Deshalb sang auch Virgil (70—19 v. Chr.):

---

1) Die armenischen Greuel von 1895 sprechen für die erste Annahme (D. Übers.).

Incedunt victae longo ordine gentes,
Indomitique Dahae et pontem indignatus Araxes[1]).
(Äneis. VIII. 729.)

Und Propertius:

Potabis galea fessus Araxis aquam[2]).
(III. II. 8.)

Der Volksmund verlegt diese Brücke, deren Erbauung er dem Augustus zuschreibt, vielleicht mit Recht nach Eski-Dschulfa. Später hat die Brücke all die großen asiatischen Eroberer gesehen. Timur überschritt sie mit seinen Horden, Abbas der Große zerstörte sie.

Auf dem russischen Ufer setzt sich der Posten von Dschulfa oder Dschulf, wie die Russen stets schreiben, aus einigen Zollgebäuden und einer Kosakenkaserne zusammen. Der persische Posten von Dschulfa auf dem andern Ufer zeigt ungefähr dasselbe Aussehen. Der Khan oder das Hôtel daselbst ist aber himmelweit von den russischen Posthäusern verschieden. Es enthält einige Zimmer, die mit herrlichen Teppichen geschmückt sind, stellt aber auch in Bezug auf Preise andere Forderungen.

Der persische Zollbeamte war außerordentlich höflich. Mit unserm Empfehlungsschreiben von Nazar-Aga[3]), dem persischen Gesandten in Paris, machten wir dem obersten Zollbeamten einen Besuch, der uns sehr zuvorkommend empfing und uns in feierlicher Rede im Namen Seiner Majestät des Schah von allen Abgaben entband.

Den köstlichen Abend brachten wir auf der Terrasse des Khans zu.

Wir genossen das angenehme Gefühl, von dieser beunruhigenden Polizeiaufsicht befreit zu sein und trösteten uns über unser Mißgeschick durch sehr wenig liebenswürdige Betrachtungen über die Russen, die uns von der andern Seite des Flusses her noch betrachteten.

Der Untergang der Sonne war feenhaft. Vor uns entfalteten sich die Ketten des Karabagh mit ihren fremdartigen Einschnitten, auf dem rechten Ufer des Aras der Nischam.

Die nackten Ausläufer dieser Gebirge, die einen vulkanischer Natur, die andern aus blutrotem Sandstein bestehend, bieten schon während des Tages die lebhaftesten

---

1) Es ziehen einher in langer Reihe die besiegten Völker und die unbesiegten Dahäer und der Brückenzertrümmerer Araxes.

2) „Müde wirst du aus dem Helme trinken das Wasser des Araxes."

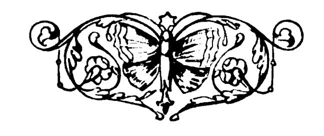
3) Einer meiner Freunde, der persönlich mit Nazar Agar bekannt war, hatte mir das Empfehlungsschreiben verschafft. Dieses amtliche Dokument ist sehr interessant. Es ist in persischer Schrift, also von rechts nach links geschrieben, hat rechts einen breiten Rand und nimmt eine Seite ein. Das Siegel, das die Unterschrift beglaubigt, findet sich nicht auf der ersten Seite, sondern auf der zweiten Seite rechts unten. Chardin erklärt dieses als eine Höflichkeitsbezeigung folgendermaßen: „Die vierte Höflichkeitsbezeigung, auf welche sie achten, besteht in der Anbringung des Siegels, welches die Unterschrift beglaubigt. Die tiefe Ehrfurcht verlangt, daß das Siegel (oder die Unterschrift) auf der Rückseite des Briefes unten angebracht werde und zwar in einer Ecke derart, daß nicht das Ganze, sondern bloß ein Teil auf dem Papier steht. Das bedeutet: Ich bin nicht wert, vor Dir zu erscheinen. Aus Ehrfurcht vor Dir wage ich nicht, mich ganz zu zeigen. Es giebt übrigens drei Plätze, wo man das Siegel anbringt. Bei Gleichstehenden setzt man es rechts unten in die Ecke nach unserer Art; bei Niedrigstehenden setzt der Schreiber das Siegel oben; wenn aber ein Geringer an einen Vornehmen schreibt, befindet sich das Siegel (oder die Unterschrift) auf der Rückseite." (Chardin, II. 292.)

Farbenschattierungen, vom intensiven Rot zum Grün oder Violett; aber das zu grelle Licht läßt die Einzelheiten nicht hervortreten. Beim Sonnenuntergang aber vereinigen sich all diese Farbentöne zu wunderschöner Harmonie und zeigen warme, entzückende Schattierungen: es ist ein bengalisches Licht, dessen Kosten die Natur selbst bestreitet. In der ganzen Landschaft herrschte eine feierliche Stille, bloß lange Reihen von Kamelen durchzogen die weite Ebene, um ein Nachtlager zu gewinnen. In der Ferne hörte man den Schrei des Muezzin, der die Gläubigen des Propheten zum Gebete versammelte. Nach und nach schweigt alles. Der eine Bergesgipfel nach dem andern, umleuchtet von den letzten Strahlen des scheidenden Tageslichts, sinkt in den Schatten, und diesem wundervollen Schauspiel folgt der poetische Zauber einer orientalischen Nacht.

18. September.

Da die Mehrzahl der Reisenden sich sofort von Nakhitschewan nach Choï begab, hielt es für uns schwer, unsere Karawane zu organisieren, und vergeblich warteten wir den ganzen Tag auf Pferde.

Unsere Zeit verfloß in dem Anhören der Grobheiten des Postmeisters, der Eigentümer oder Verwalter des Khans war. Er war total betrunken und drängte sich stets zu unserm Zimmer, um angeblich unser Gepäck zu konfiszieren. Es wirkte ungemein komisch auf uns, zu sehen, mit welcher Achtung (oder Furcht) die Dienstboten dem brutalen Alten begegneten.



Siebentes Kapitel.

Die Russen in Transkaukasien und ihr Werk.

Letzte Bemerken über das Land, sein Klima, seine Vegetation. Bergwerke. Die Thätigkeit der Russen. Gegensatz zwischen der Thätigkeit der Russen im Kaukasus und der der Engländer in Indien. Erfolge der letzteren in materieller und intellektueller Hinsicht. Einige Details. Grund dieser Verschiedenheit. Die Raskolniks, deutsche Kolonisten. Militärdienst. Bevölkerung von Transkaukasien. Mohammedaner. Ihre bevorzugte Stellung. Die Katholiken befinden sich in steter Verfolgung, dürfen nicht einmal in Tiflis eine hl. Messe lesen. Die schismatischen Kirchen. Die georgische Kirche ist von der russischen getrennt. Herrschaft der Regierung über die Kirche. Die Heilige Synode. Gefahren durch die herabgewürdigte Stellung der russischen Kirche. Widerstand der armenischen Kirche; die Armenier werden die Polen des Südens sein. Transkaukasien ist nur eine militärische Kolonie.

Ehe wir den Reisebericht fortsetzen, sollen einige Bemerkungen über das Land folgen und unsere Eindrücke von seiner Bevölkerung niedergelegt werden. Zunächst das Land.

Im ganzen ist Transkaukasien ein bezauberndes Land. Die Berge bieten zuweilen majestätische Konturen, deren Ansicht aber je nach der Abdachung wechselt. Das Thal des Rion bildet eine Art Trichter, wo sich die Wolken des schwarzen Meeres verdichten können; es fällt daselbst viel Regen, weshalb die Vegetation auch üppig ist.

Dagegen findet man an dem kaspischen Abhang wenig Wasser; der Baumwuchs ist deshalb daselbst auch spärlich. Man findet aus demselben Grunde auch dort ziemlich viel Steppen, die jedoch zum großen Teile in fruchtbares Land umgewandelt werden könnten, wenn ein ordentliches Bewässerungssystem geschaffen würde.

Dieser kaspische Abhang ist sehr den Ostwinden ausgesetzt, die von den steinigen Steppen Transkaspiens herüberwehen und alles vertrocknen und lebensunfähig machen. Diese Winde überschreiten zuweilen die Suramkette und lassen ihren Einfluß in Imereth und Mingrelien noch empfinden, wie auch wir ihn auf der Reise von Kutais nach Tiflis zu spüren Gelegenheit hatten.

Transkaukasien hat ein kontinentales Klima. Ungeachtet der bedeutenden Sommerhitze hält das Klima so ziemlich die Mitte zwischen dem des Kaukasus und dem der Schweiz; aber der Abstand zwischen den äußersten Temperaturpunkten ist in Transkaukasien doch viel höher. Je nach den einzelnen Orten schwankt er freilich, ist aber immerhin bedeutend größer als in dem westlichen Europa. In Eriwan, wo die mittlere Temperatur 10,8 Grad Celsius beträgt, erreicht dieser Abstand eine schreckliche Höhe, während er sonst doch erträglicher ist.

Auch die Schneegrenze wechselt häufig. Während sie auf dem Nordabhang des Kaukasus durch eine seltene Anomalie oft höher liegt als auf dem südlichen, schwankt sie auch da zwischen 2900 und 3500 Metern. Wie schon erwähnt, beginnt die Grenze des ewigen Schnees auf dem Ararat, dank dessen isolierter Lage und seiner vulkanischen Natur, erst in einer Höhe von 4000 Metern.

Ganz natürlich ist es auch daher, daß die Vegetation daselbst viel höher hinaufreicht als in den Alpen. Der Militärstraße von Georgien entlang findet man die Buche noch in einer Höhe von 2500 Metern; in derselben Höhe wächst auch noch die Gerste, während man in einer Höhe von 1000 Metern noch den Weinstock findet. Die besten Gewächse von Kakhetie finden sich in einer Höhe von 750 Metern in dem Thale von Alasan.

Die verschiedenartigen Kulturen von Transkaukasien sind wiederholt erwähnt worden, weshalb darauf nicht mehr zurückgekommen zu werden braucht. Nicht vergessen darf aber der Maulbeerbaum und die Zucht der Seidenraupen werden, weil diese Beschäftigung bedeutend ist. Transkaukasien führt jährlich wenigstens 400000 Kilogramm roher Seide aus.

Die Bergwerke, die sich zuweilen finden, könnten großartige Erträge abwerfen; aber mit Ausnahme der Steinkohlengruben in Tkwibuli und einiger anderer Bergwerke in der Umgegend von Tiflis und Elisabethpol ist kein einziges im Betrieb.

Was die Menschen und ihre Beschäftigung angeht, so kann ich natürlich über die Russen und ihre Thätigkeit im Kaukasus kein streng wissenschaftliches Urteil abgeben. Hier werden lediglich die Eindrücke eines Reisenden wiedergegeben, der mit seinen eigenen Augen verschiedene Systeme gesehen hat, der aber auch zugleich gesucht hat zu beobachten und sich von den Gegensätzen Rechenschaft zu geben. Um diese Eindrücke zu ordnen, muß man verallgemeinern, und dies ist schwer, wenn man Mißgriffe vermeiden will. Ich beschränke mich deshalb lediglich auf das Mitteilen der bloßen Thatsachen und überlasse dem Leser die Kritik.

Sicherlich ist die gegenwärtige Lage Transkaukasiens derjenigen unter seinen eingeborenen Fürsten weit vorzuziehen; das Leben der Bewohner ist sicher [1]), die Rechtspflege geordnet, Erpressungen kommen selten vor.

Man könnte freilich noch viel mehr erwarten seit der Besitzergreifung durch Rußland und muß auch zugleich staunen, daß so manche Erwerbsquellen des Landes nicht benutzt werden.

---

1) Das Leben ist sicher, d h. im allgemeinen; denn es finden sich auch noch Räuberbanden, die sogar lange Zeit ihr Handwerk ungestraft ausüben. Kerim, dessen später noch Erwähnung geschehen wird, hat das Land mehrere Jahre beherrscht. Im November 1890 ließ eine Räuberbande sogar einen Eisenbahnzug zwischen Tuas und Dsegan entgleisen, plünderte die Reisenden und tötete mehrere.



Wenn man von Transkaukasien aus nach Persien oder der Türkei reist, findet man den Gegensatz für Rußland günstig; hat man aber die Thätigkeit der Engländer in Indien gesehen, so muß man sich gestehen, daß die Russen noch sehr weit zurück sind.

Man sollte glauben, daß die Russen, die doch schon an den Grenzen des Landes wohnten, mehr Erfolge zu verzeichnen haben müßten als die Engländer in dem so entfernten Indien. Denn zunächst ist das Zahlenverhältnis zwischen den Eroberern und Unterjochten auf russischer Seite entschieden günstiger; dann muß man aber auch erwägen, daß die Engländer in Indien mit ganz fremden, ihnen unbekannten Völkerschaften zu thun hatten, über die sie zunächst nur einen indirekten Einfluß ausüben konnten durch Übernahme des Protektorates. Alles dies traf aber bei den Russen nicht zu.

Man könnte vielleicht einwenden, der Vergleich sei unzulässig, weil die Engländer Indien bereits besetzt hatten, ehe die Russen im Kaukasus Fuß faßten. Wenn man dies auch zugeben muß, so kann man andrerseits aber auch nicht leugnen, daß die Russen Tiflis schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts besitzen, und daß die englische Okkupation Indiens einen ganz andern Charakter der Verwaltung trug. Sie war vor 1857 eine Gesellschaft von Privatleuten, die Indische Handelsgesellschaft, die das Land beherrschte, und dieser Gesellschaft hat man oft den Vorwurf gemacht, das Land auszubeuten, ohne etwas für sein Wohl zu thun. Sie beherrschte das Land mehr indirekt, als es jetzt durch die englische Regierung geschieht. Will man konsequent sein, so muß man doch zugeben, daß die soziale Thätigkeit Englands in Indien erst von dem Zeitpunkte an datiert, wo die „Indische Handelsgesellschaft" ihre Rechte der englischen Krone übertrug. Und ganz davon abgesehen, wenn die „Indische Handelsgesellschaft" die blühenden Zustände Indiens geschaffen hat durch das eigene Ansehen, so bleibt das englische Werk als das von Privatleuten um so bewunderungswürdiger, während aber auch der Gegensatz zu dem russischen um so schärfer hervortritt.

Betrachtet man die materielle Seite, so fällt einem bei einigen Städten des Kaukasus ein Pariser Anstrich auf; derselbe besteht aber zum größten Teile in Kaffeehäusern, wo gleichzeitig Konzert stattfindet (Tingeltangel) und Frisierbuden; von ernsthaften Einrichtungen findet sich selten eine Spur.

Das Innere des Landes zeigt wesentlich dasselbe Aussehen wie vor hundert Jahren; wohl wird es von einigen Straßen durchzogen, die aber mehr alleinlaufenden Adern gleichen. Das übrige Straßennetz muß noch geschaffen werden, und gewöhnlich ist das Pferd noch das beste Verkehrsmittel. Der Handel hat sich schlecht entwickelt schon aus diesem Grunde, aber auch deshalb, weil sowohl Absatzgebiete wie auch die nötigen Anregungen fehlen. Der größte Teil einer außerordentlich fruchtbaren Gegend bleibt unbekannt und die Bewohner daher arm.

Von Indien kann man gerade das Gegenteil behaupten; dort wird keine einzige Hilfsquelle, die von der Natur geboten wird, verschmäht. Die wichtigsten Arbeiten für das öffentliche Wohl werden dort mit Leichtigkeit und Schnelligkeit ausgeführt. Die Verbindungswege im Innern sind ausgezeichnet, ganz abgesehen von dem bedeutenden Eisenbahnnetze. Die Poststraßen, die wir dort benützten, sind in

vorzüglichem Zustande. Der Postdienst wird mit großer Pünktlichkeit erfüllt, und dabei hat der Reisende weder die Plackereien mit der Polizei noch die ewigen Verspätungen zu fürchten wie in Transkaukasien.

Der Handel ist in Indien bedeutend entfaltet, und alles deutet auf eine anhaltende Thätigkeit hin. Der Ackerbau empfängt dort gar manche Anregungen und ist auch schon weit vorgeschritten, obgleich im Punkte des Bewässerungssystems noch manches zu vollenden ist.

In intellektueller und moralischer Hinsicht ist der Gegensatz noch bedeutend größer. Die geistige Entwickelung des Mittelstandes hat sich in Indien sehr rasch entfaltet, so daß man in der intellektuellen Bildung die Niedrigerstehenden leicht erkennt. Wenn auch der öffentliche Unterricht ziemlich im argen liegt, so trägt daran die große Bevölkerungszahl die Schuld, die über 230 000 000 beträgt, ferner auch die in der sozialen Verfassung des Landes begründeten Schwierigkeiten. England hat auch seine Schuldigkeit in diesem Punkte gethan und kein wünschenswertes Mittel unversucht gelassen.



Sattel eines Kosaken.

Rußland hat dagegen im Kaukasus kaum angefangen, sich ernstlich mit dem Unterrichtswesen zu befassen, weshalb auch nur eine beschränkte Anzahl von Menschen einen Vorteil daraus hat ziehen können. Die große Masse der Einwohner ist sehr ungebildet.

Ich glaube, der Grund dieser Verschiedenheit ist besonders in dem Unterschiede der geistigen Anlagen dieser beiden Rassen zu suchen.

Die englische Regierung in Indien ist, wie schon erwähnt, vorherrschend eine bürgerliche und politische.

Eine lange Überlieferung hat in dem Engländer die erforderlichen Eigenschaften der Energie und Anregung entwickelt, die sehr unabhängige Verwaltungsbeamte in den Dienst der Regierung zu stellen vermögen. Die Regierung versteht es, ihnen den richtigen Platz anzuweisen und kommt so dahin, daß sie, wenn sie auch nur über eine verhältnismäßig kleine Zahl von Beamten verfügt, doch ein Reich verwaltet, das doppelt so viel Einwohner enthält als das ganze russische Kaiserreich. Selbst in den unmittelbar von England regierten Ländern hat jeder seinen Verwaltungsbezirk, der zunächst sehr weit ausgedehnt ist, für den er aber auch allein die Verantwortung trägt, da das meiste von seiner Initiative abhängt. Und hier opfert er sich gleichsam auf. Ein einziger Resident überwacht zuweilen die Verwaltung eines Fürstentums mit einer so großen Einwohnerzahl als der ganze Kaukasus. Zudem macht sich aber der englische Einfluß in ganz Indien in einer so lebhaften



Franz Kirchheim Mainz. Lichtdruck von J. B. Obernetter München.

Nakhitschewan.

Beïram—Ali.

Weise bemerkbar, daß man kaum die erste Triebfeder dieser Organisation erkennen kann.

Die russische Regierung dagegen ist hauptsächlich militärischen Gepräges. Die ganze Sorge erstreckt sich deshalb auch auf die militärische Seite. Die Straßen dienen fast alle strategischen Zwecken, und auch nur solche Straßen werden für wert befunden, unterhalten zu werden. Die Russen unterhalten im Kaukasus ein Heer, dessen Zahl die der europäischen Truppen in Indien bedeutend übersteigt [1]). Der Militäretat kommt in erster Linie bei Rußland in Betracht und verschlingt nicht bloß alle Einkünfte, sondern ruft auch beständig ein Defizit hervor. Unter solchen Umständen ist es eigentlich selbstverständlich, daß Rußland sehr wenig für die Entwickelung thun kann [2]).

Dennoch könnte die Angelegenheit der militärischen Ausgaben nur vorübergehend sein und auf das ganze System nur vorübergehend wirken. Meines Erachtens verhält es sich damit aber folgendermaßen:

Das russische Militärsystem zeigt erstaunliche Resultate, wenn es sich um ein eben erobertes, bis dahin unkultiviertes Land handelt. In diesem Falle bringen die stramme Zucht und die Übereinstimmung in den Befehlen eine gewisse Einheit in die Sache und wirken gleichsam Wunder. Als Beispiel mag die Thätigkeit Rußlands in Transkaspien angeführt werden.

Aber wenn das Land beruhigt und der Zivilisation erschlossen ist, weicht die militärische Verwaltung einer bürgerlichen. Diese ist zwar eine Zivilverwaltung, d. h. dem Namen nach, aber sie atmet den militärischen Geist und militärische Gewohnheiten, zudem ist sie auch bureaukratisch bis zum Exceß. Militarismus in Vereinigung mit Bureaukratismus bewirken eine kleinliche, ungeheuer lästig fallende Verwaltung.

---

1) Die Russen haben im Kaukasus zu viel Truppen, während die Engländer in Indien zu wenig Soldaten haben.

2) Nachstehende Zahlen, deren Richtigkeit der Verfasser verbürgen muß, sind E. Reclus, Géograph. VI. S. 299 entnommen:

Der Etat von Kaukasien, der 1878 die Summe von 6 750000 Rubeln als Einnahmen enthielt, bildet einen Teil des Generaletats des Kaiserreiches. Transkaukasien mit Daghestan hat einen Etat, der sich von Jahr zu Jahr erhöht. Die Einnahmen betrugen 1870 5 358470 Rubel, 1880 aber 8 784980 Rubel (nach Chabrow, Kavkazskiy-Kalender). Diese Summe müßte bei weitem zur Bestreitung der Ausgaben reichen, wenn die Unterhaltung einer so bedeutenden Armee in den Grenzorten nicht das Doppelte und in wenigen Jahren nicht das Vierfache der Kosten verursachte und so das Defizit vermehrte. Dieses Defizit, das in Friedenszeiten zwischen 18 und 20 Millionen Rubeln schwankt, steigt in Kriegszeiten zu der Höhe von 57 Millionen. In den zehn Jahren von 1869 bis 1878 betrug die Gesamtsumme des Defizit nicht weniger als 343 131005 Rubel. In ganz Transkaukasien beträgt die Gesamtsumme der Ausgaben, sei es für Entwickelung des Landes, Unterricht, Erbauung von Straßen, Unterhaltung der Wälder oder Ansiedelung von Kolonisten kaum 1 800000 Rubel, wenigstens im Jahre 1881. Seit dieser Zeit mag es sich etwas geändert haben.

Summe der Einnahmen in Kaukasien 1878	16 339703 Rubel
Ausgaben	71 660325 „
Defizit . .	55 320662 Rubel.

Alle geistige Kraft ist erforderlich, um eine solche Maschine in Bewegung zu setzen. Die Thätigkeit der Bureaux ist im Kaukasus so ziemlich dieselbe wie an den Ufern der Newa.

Wenn schon die Bureaukratie in einem zivilisierten Lande als ein lästiger Hemmschuh in der Entwickelung empfunden wird, so muß dies um so mehr in einem unkultivierten Lande der Fall sein, wo sie den Fortschritt gänzlich unmöglich macht.

Der russische Beamte hat nicht wie der englische ein großes Feld, das seiner eigenen Anregung anheimgegeben ist, sondern er ist stets an ein bestimmtes Programm gebunden. Irgend eine Veränderung (und wenn es auch eine Verbesserung wäre) vorzuschlagen, wird kein russischer Beamte wagen, denn das hieße doch an der Unfehlbarkeit des Systems zweifeln, den Faden der Verwaltung abreißen und — last not least — sich eine böse Note zuziehen. Daher verliert der Beamte auch schließlich jedes Interesse und läßt nach, sich mit Problemen zu beschäftigen, deren Lösung ihm gar nicht zusteht, sondern verrichtet mechanisch seine gewohnte Arbeit, für die er schließlich nicht verantwortlich gemacht werden kann.

Auf diese Weise geht auch die Lust verloren, zu irgend einem Werke die Initiative zu ergreifen, die in einem halbzivilisirten Lande aber durchaus nicht unterschätzt werden darf.

Da nun einmal das System der direkten Annexionen in Rußland gut geheißen ist, so ist daran nicht leicht etwas zu ändern; auch ist die bureaukratische Maschine vielleicht noch das weniger schlechte Mittel der Regierung, das dem Zaren zur Verfügung steht.

Es ist bereits erwähnt worden, welch außerordentliche Verwaltungselemente England in Indien besitzt. Dazu kommt freilich für England noch der Vorteil, den es in der unvergleichlichen Überlegenheit der Europäer über den Hindu besitzt. Der Engländer verliert den Gedanken an diese Überlegenheit keinen Augenblick aus dem Gesichte und steigt niemals von seinem erhabenen Standpunkte herab. Dadurch ist es so weit gekommen, daß er von dem Hindu als Mitglied einer höherstehenden Kaste betrachtet wird, der die übrigen gehorchen müssen.

Diese Verwaltungsbeamten und dieser Vorteil fehlen indes gänzlich bei den Russen. Der russische Pöbel entbehrt zunächst der sozialen Erziehung, mehr noch als des Unterrichts. Bis heran ist er stets geführt worden. Aus ihm ist noch nie eine Gesellschaft hervorgegangen, die an ein freies Entscheiden in allgemeinen Anliegen gewöhnt wäre. Daher ist das russische Volk auch jetzt nicht imstande, eine genügende Anzahl Männer zu liefern, die einen großen persönlichen Einfluß auf andere Menschen auszuüben vermögen.

Was die besseren Kreise betrifft, so hat neben merkbaren Ausnahmen der Wechsel zwischen der Feudalbarbarei und einer feinen Zivilisation doch leider zu oft den oberflächlichen Elementen derselben genügt.

In Wirklichkeit kann Rußland unter seinen Zivilbeamten die ihm nötigen Menschen nicht finden, um ein kleines Land zu verwalten, wenn es jedem einen großen Teil der Verantwortung selbst überlassen wollte.

Übrigens sind die Bewohner des Kaukasus den Russen sehr ähnlich; nur ihr sozialer Zustand ist noch ein wenig tiefer als der der Russen. Die Mehrzahl

sind Christen; ein empfindlicher Stolz bildet einen hervorragenden Zug ihres Charakters. Keine Kasteneinteilung im Sinne des Hindu bereitet sie vor, sich der Herrschaft einer Handvoll Leute zu fügen, die in irgend einer Weise mit magischer Gewalt regieren. Für eine einfache Verwaltung müßten aber außerordentlich geschickte Menschen und eine gute Regierungstradition vorhanden sein. Beide Bedingungen kann Rußland nicht erfüllen. Es findet auch vielleicht einen größeren Vorteil dabei, sein durchweg mittelmäßiges Beamtenpersonal mit dem fraglichen Zauber einer ungeheuren Bureaukratie zu umgeben.

Dadurch aber ist es auf dem Punkte, zu viel und schlecht zu regieren, angelangt. Die russische Regierung läßt alle Sachen in dem rohen Zustande und schafft sich dadurch das größte Hindernis für die gedeihliche Entwickelung des Landes. Selbst die Privatunternehmungen einzelner sind oft tausend Schereien seitens der Verwaltung ausgesetzt. Einzelne energische Personen, die nach oben hin gute Verbindungen hatten, benützten diese und beseitigten so die genannten Schwierigkeiten; dadurch sind sie in ganz gute Verhältnisse gekommen, aber solche Fälle sind eben nur Ausnahmen, wodurch die Regel bestätigt wird. Die Fremden werden von der Polizei peinlich genau, ja argwöhnisch, überwacht; der Reisepaß ist ein unerläßlicher Talisman, den der Reisende sich aber in jeder Stadt beglaubigen lassen muß. Gesellschaftliche Unternehmungen in industrieller und technischer Hinsicht sind ohne die Zustimmung der Regierung undenkbar. Aber durch diese Beschränkung geht in solchen Ländern der Assoziationsgeist, wo er noch nicht entwickelt ist, im Keime zu Grunde.

Trotzdem nimmt man gewöhnlich an, daß die Bewohner des Kaukasus der Regierung des Zaren sehr ergeben sind; selbstverständlich muß man hierbei nicht an die Bergbevölkerung denken, die sich kaum beherrschen läßt. Wenn die anderen Einwohner treu zu der Regierung des Zaren stehen, so erklärt sich dies eben aus dem Fortschritt, den das Land unter dieser Regierung gemacht hat, mag er auch noch so klein sein.

Die Bevölkerung ist dem Zaren dafür dankbar, daß er ihr eine feste Regierung gegeben hat. Das ist aber auch das einzig Merkbare. Was den sonstigen Fortschritt angeht, so haben die Bewohner davon keine Vorstellung und kommen deshalb auch nicht in die Lage, über das Fehlen desselben klagen zu können. Übrigens würde eine zivilisatorische Regierung mehr für das Wohl des Landes thun können, als für seine eigene Beliebtheit. Bemühungen, wie die der Engländer in Indien, würden vielleicht dazu beitragen, das Verhältnis zwischen der Bevölkerung und der Regierung erkalten zu lassen, denn jeder Eingriff in das Hergebrachte gefällt den Bewohnern des Kaukasus nicht.

Die russische Herrschaft scheint demnach im Kaukasus festen Fuß gefaßt zu haben; eine andere Frage aber ist die, ob der Kaukasus auch mit Rußland zu einem Ganzen verwächst.

Bei der Beantwortung dieser Frage muß man unterscheiden zwischen einer äußeren Assimilation und einem wirklichen Aufgehen der beiden in einander.

Die Engländer haben mit bewunderungswürdiger Klugheit in ihrer Verwaltung die eingeborenen Indier zu verwenden verstanden; und gerade diese zeigten überall große Fähigkeiten und liefen den europäischen Beamten fast den Rang ab. So giebt es also einen bedeutenden Teil des englischen Lebens, der sich dem Hindu auf-

drängt; aber diese Assimilation ist äußerlich. Der Engländer wird immer die oberste Klasse bleiben und sich niemals mit dem Hindu auf gleichen Fuß stellen, weshalb er ihm auch den Zutritt zu den höheren Ämtern verweigert. Dieses Ausschließen kann dem Engländer nicht übel gedeutet werden, denn nur um diesen Preis kann er seine Herrschaft daselbst behaupten. Der Hindu nimmt also das eine und andere von dem Engländer an, aber er wird sich niemals mit ihm vermischen, sondern immer ein von diesem verschiedenes Volk bilden.

Rußland dagegen begünstigt mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln eine gegenseitige Durchdringung der russischen und einheimischen Elemente. Deshalb kommen auch möglichst viel Einheimische zu den mannigfaltigsten Ämtern, wie ihnen auch kein höheres Amt unerreichbar ist. Beispielsweise sei nur an das russische Heer erinnert. Rußland wendet dieses Prinzip mit einer wirklichen Kühnheit an, die noch mehr dazu beiträgt, die Idee seiner Allmacht in dem Geiste der unterworfenen Völker zu befestigen, und der Erfolg hat dieser Idee nicht gefehlt. Kaum war der tapfere Schamyl besiegt, so wurde einer seiner Söhne russischer Offizier. Nicht lange hatte Skoboleff Goek-Tep erstürmt, als die Tekkes, die kurz vorher seine erbitterten Gegner gewesen waren, höhere Offizierstellen in der russischen Armee erhielten und mit ihren Truppen in den Dienst des Zaren traten.

Durch solche Kunstgriffe hat Rußland viel Einfluß gewonnen; jedesmal wenn diese Einheimischen Zivilbeamten werden, gehen sie ganz in der großen Verwaltungsmaschine auf, so daß man ihre Persönlichkeit im Vergleich zu früher gar nicht mehr wieder erkennt.

Die Kaukasier werden von den Russen als eine gleichstehende Rasse behandelt. Die mit dem größten Teile der Bevölkerung gemeinsame Religion legt auch den Heiraten zwischen den Russen und den Einheimischen kein Hindernis in den Weg.

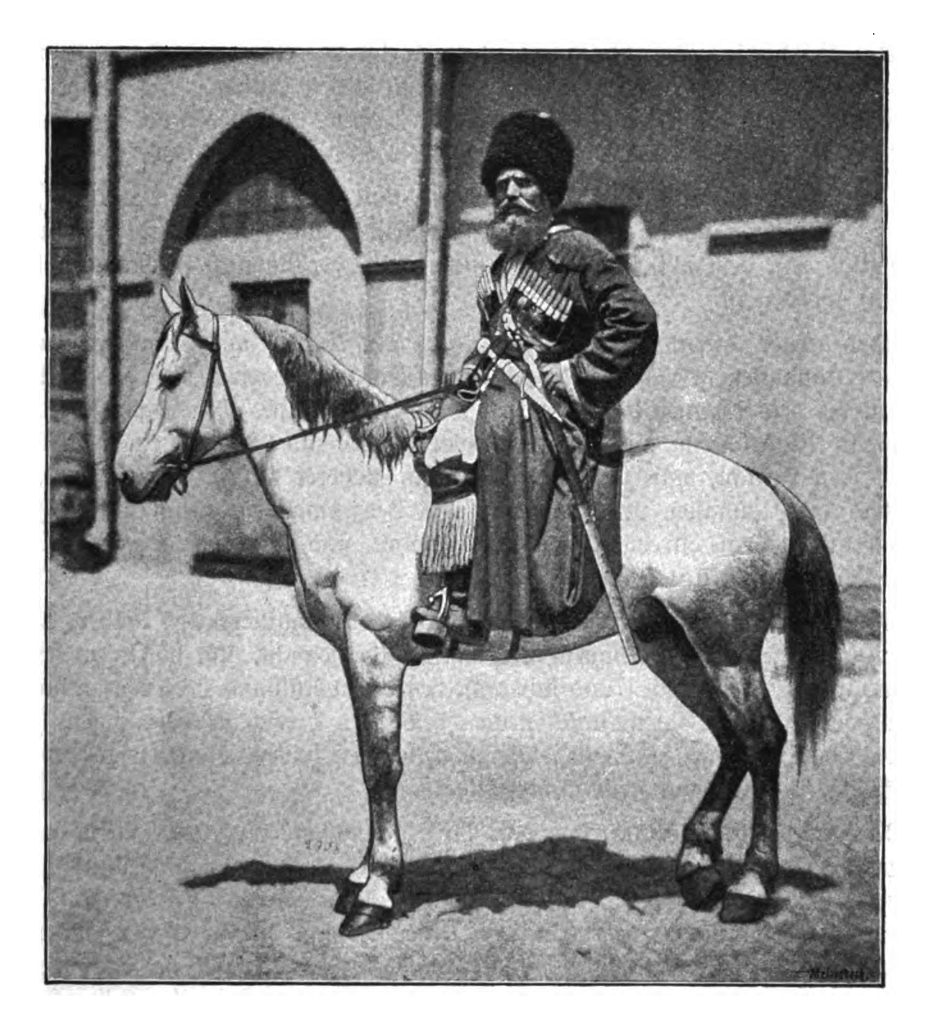
In dem persönlichen Verkehr mit den Kaukasiern wissen die Russen leicht deren Sympathie zu erlangen. Statt der geringschätzenden Zurückhaltung der Engländer zeigen sie in den persönlichen Beziehungen ihr gutes Naturell und die Empfänglichkeit ihres Charakters. Einige Quälereien, einige Mißbräuche der Gewalt sind viel weniger als der englische Dünkel geeignet, die Einwohnerschaft zurückzustoßen, die eben von der Herrschaft der absoluten Willkür befreit worden ist.

Dennoch schreitet die Russifizierung sehr langsam vorwärts. Rußland kann nämlich infolge der erwähnten Umstände und des gebräuchlichen Systems keine Beamten in den Kaukasus schicken, die einen nachhaltigen und tiefen Einfluß ausüben.

Darum kann die Russifizierung nur auf dem langsamen Wege der Erziehung und der Vermischung der beiden Völkerschaften bewerkstelligt werden.

Aber Erziehung und Unterricht werden nur wenig berücksichtigt; eine zu große Eile, die russische Sprache in den Schulen einzuführen, würde wahrscheinlich die Vermischung noch länger hinausschieben. Diese Mischung ist bis jetzt auch noch ziemlich selten. Der Russe hat in seiner Heimat Raum genug, so daß er wenig Lust verspürt, als Kolonist in den Kaukasus zu ziehen. Die russische Bevölkerung im Kaukasus besteht darum hauptsächlich in den Beamten, die dazu noch häufig wechseln.

In Transkaukasien giebt es eine große Menge Dissidenten, die mit dem gemeinsamen Namen Raskolniks bezeichnet werden. Die Vorfahren dieser Leute sind wegen ihrer religiösen Ansicht von Rußland aus dorthin verbannt worden. Man schätzt die Raskolniks auf 30000 Seelen, in Wirklichkeit sind sie aber viel zahlreicher. Nach und nach vermischen sie sich mit den Eingeborenen; aber ihr



Kosak.

Einfluß reicht nicht so weit, dieselben zu loyaler Anhänglichkeit an Rußland zu bewegen.

Auch giebt es in Transkaukasien einige Tausend Kolonisten deutschen Ursprungs. Diese werden wohl nie in echte Russen umgewandelt werden können, da sie ihre vaterländischen Sitten und Gebräuche beibehalten haben. Ihr Partikularismus und ihre Erfolge rufen bei den Russen Feindseligkeiten hervor. Die Deutschen waren die Lehrmeister der Russen in der dortigen Gegend und haben einen großen

Einfluß auf die Russen gewonnen[1]), den die Russen heute abzuschütteln versuchen, weshalb sie bei jeder Gelegenheit einen glühenden Haß gegen die Deutschen an den Tag legen.

Selbst wenn die Russen in dem Kaukasus zahlreicher wären, würde doch die Vermischung der beiden Völkerschaften in sehr ungleicher Weise vor sich gehen. Ein großes Hindernis für diese Mischung hat Rußland dadurch beseitigt, daß es die georgische Kirche in seine Nationalkirche absorbierte; aber diese Schranke besteht dennoch bei der Masse des russischen und armenischen Volkes. Der Armenier ist durchaus nicht geneigt, seine Nationalität untergehen zu lassen und geht deshalb gewöhnlich Verbindungen mit andern Nationen aus dem Wege.

Eine gewisse Mischung der Russen könnte nun doch immerhin stattfinden, aber sie kann nur langsam erfolgen. Viel verspricht man sich allerdings für die Russifikation von dem obligatorischen Militärdienst, der kürzlich in Transkaukasien eingeführt worden ist.

Aber gerade dieser Militärdienst könnte den Russen noch manche Unruhen bereiten. Kaukasien ist ruhig und scheint dem Zar unterworfen; aber das Nationalgefühl ist bei den einzelnen Völkerschaften noch sehr lebhaft. Oft fragten wir Landleute, ob sie Russen seien, und immer antworteten sie zuweilen mit einer beleidigten Miene: „Gewiß nicht, wir sind Grusier." Ein höherer Offizier gestand uns, daß er fürchte, die Kaukasier und besonders die Bergbewohner, wenn sie durch den Militärdienst an eine strenge Disziplin gewöhnt sind, würden den Russen noch manche Verdrießlichkeiten bereiten.

Ohne Zweifel besitzt keines der mit einander rivalisierenden Völker, die sich im Kaukasus niedergelassen haben, das nötige Übergewicht, um hoffen zu können, über das andere zu herrschen und sich desselben gegen Rußland bedienen zu können; eine Empörung würde darum auch keinen besondern Erfolg zu verzeichnen haben. Aber die Thatsache, daß man eine solche zu befürchten haben könnte, zeigt doch schon an, daß die Russifizierung noch nicht fertig ist.

Man schätzt die Bevölkerung von Transkaukasien auf etwas mehr als vier Millionen Seelen. Alle möglichen Rassen sind dort vertreten. Auf unserm Wege waren am stärksten vertreten die Kartvelianer, Armenier und Tartaren. Als die bedeutendsten Stämme der Kartvelianer nennt man die Grusier, Imerether, Mingrelier und mehrere Völkerschaften der Gebirge. Alle diese Stämme sind Christen, wenigstens dem Namen nach. Man schätzt die Zahl ihrer Angehörigen auf ungefähr 900000 Seelen.

Die Armenier sind im Kaukasus in einer Stärke von 700000 Seelen vertreten; ihrer wird später noch Erwähnung geschehen.

Die mohammedanische Bevölkerung in Transkaukasien besteht aus Persern und Tartaren. Die Türken in den kürzlich eroberten Provinzen suchten das russische

---

1) In Tiflis waren unter vier einflußreichen Personen, die wir kennen lernten, wenigstens drei deutschen Ursprungs.

Gebiet zu verlassen[1]). Die Zahl der Mohammedaner in Transkaukasien übersteigt eine Million.

In religiöser Hinsicht können sich die Mohammedaner nicht beklagen, da sie manche Vorzüge genießen und sich einer vollständigen Freiheit erfreuen. Die religiöse Oberaufsicht wird durch Vermittelung der Groß-Mollahs geführt, die in Wirklichkeit eine Macht sind. In seinem großen Reiche hat der Zar eine zu starke mohammedanische Bevölkerung, als daß er sich eine lästige Einmischung in deren religiöse Angelegenheiten gestatten könnte; die geringste Unzufriedenheit der russischen Mohammedaner wäre die Ursache ernstlicher Gefahren. Auch die Regierung beschäftigt sich wenig mit deren Angelegenheiten. Ein Polizeibeamter sagte uns, daß man die Mohammedaner, falls sie sich nicht gegen Rußland empörten und die Russen nicht angriffen, ruhig gehen ließe, selbst wenn sie sich unter einander blutig bekämpften[2]). Selbst ihre barbarischen Feste, wie das Beiram-Ali-Fest, dem wir beigewohnt haben, werden von Rußland geduldet. Im Punkte des Militärdienstes gebraucht Rußland den Mohammedanern gegenüber die größte Nachsicht. Die Mohammedaner werden zu den Ämtern zugelassen, und viele unter ihnen bekleiden hohe Stellen in der Armee, wo sie freiwillig eingetreten sind.

Als Ausnahmen erlaubt auch der Zar Heiraten zwischen Mohammedanern und Christen unter der Bedingung, daß die Kinder in der russischen Religion erzogen werden.

Die Katholiken dagegen sind stets einem Regime unterworfen, das man am besten mit dem Ausdruck „Verfolgung" bezeichnet.

Wir brachten beinahe drei Wochen in Tiflis zu und hatten während dieser Zeit mehrere katholische Priester der Stadt kennen gelernt. Keiner von ihnen aber wagte es, uns eine heilige Messe lesen zu lassen, nicht einmal in einem Zimmer. Natürlich fürchteten sie nicht für uns, da wir doch später ausgewiesen würden; aber sie befürchteten nach unserer Abreise allerlei gerichtliche Untersuchungen und Scherereien.

Auf unsere Beschwerden über diese Angelegenheit erwiderte uns eine hochgestellte Persönlichkeit, daß Rußland den fremden Geistlichen durchaus nicht feindlich gesinnt sei; aber die Mehrzahl der katholischen Priester in Rußland seien Polen oder Georgier, und diese verwechselten die Religion mit dem Vaterlande, wodurch Rußland allerdings gezwungen sei, strenge zu verfahren.

Was man mit dem Ausdrucke „nicht feindlich gesinnt sein" sagen will, ist mir unbekannt. Wohl aber ist mir bekannt, daß man alle katholischen Korporationen, die ehemals in Georgien bestanden und von Europäern geleitet wurden,

---

1) Von 1878 bis 1881 fand in den von Rußland annektierten türkischen Gebieten folgende Volksbewegung statt:

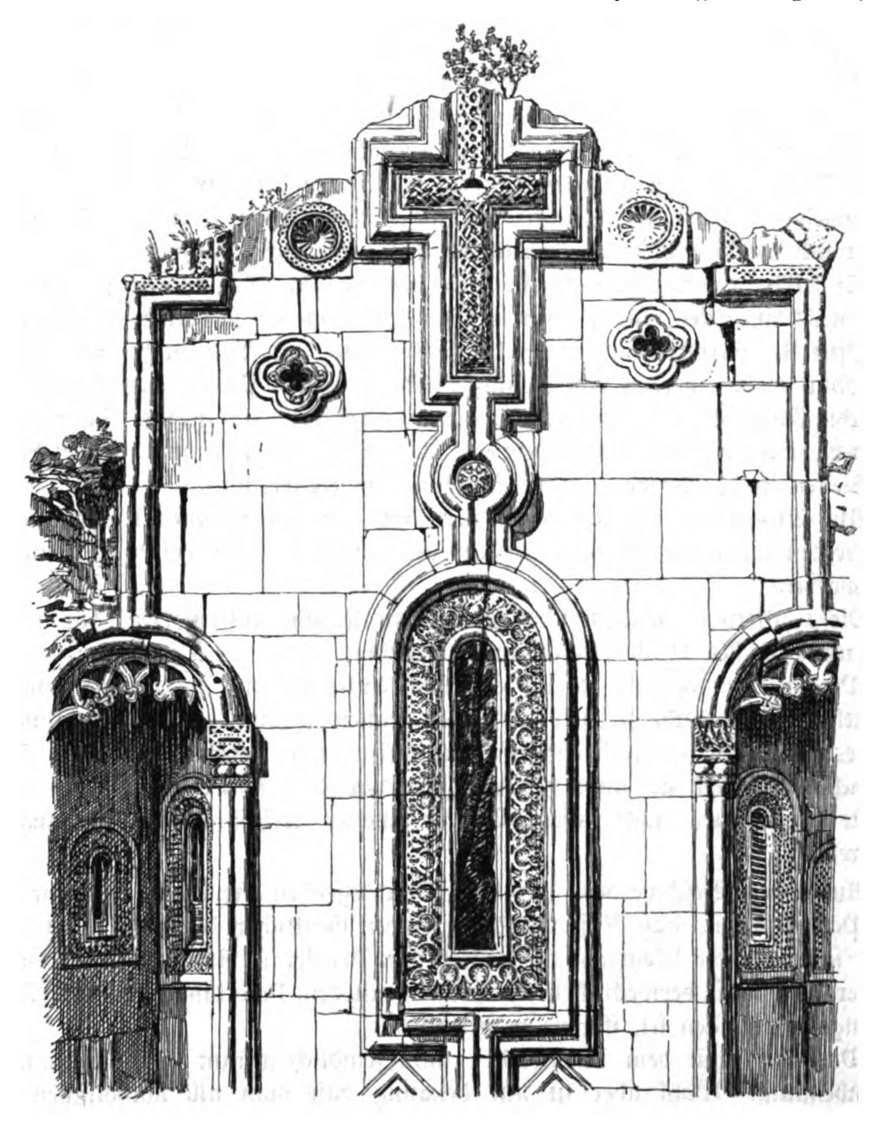
Auswanderer: 87760 Seelen
Einwanderer: 21890 „

Verlust: 65870 Seelen.

2) Die Mohammedaner, besonders die Tartaren, haben ein großes Gefühl der Zusammengehörigkeit; derselbe Polizeibeamte erzählte uns auch, daß die Tartaren oft den Verbrechern ihres Stammes einen Zufluchtsort geben, so lange diese ihre Glaubensgenossen nicht belästigen. Auf diese Weise werde die Ausübung der Justiz im Kaukasus sehr erschwert.



auf sehr brutale Weise russischerseits aufgelöst hat. Nach den Zeichen des Mißtrauens und der Eile, mit der man uns über die Grenze schaffte, fragte ich mich,



Religiöser Baustil der Georgier.

wie wohl die Regierung verfahren werde, wenn sie einem fremden Geistlichen einmal feindlich gesinnt sein sollte [1]).

1) Übrigens sind die Russen doch schlaue Politiker; vor einigen Jahren machte ein französischer Priester, der eine hohe Stellung einnahm und großen persönlichen Einfluß hatte, eine Reise nach Rußland. Dafür hatte man solche Maßnahmen getroffen, daß er immer von offiziellen Freunden umgeben war, die ihn überall hin begleiteten. Bei seiner Rückkehr war er ganz von der russischen Freisinnigkeit überzeugt. Dies aber hatten die Russen gerade beabsichtigt, und noch heute machen sie sich über den gelungenen Streich lustig.

Ich habe keine polnischen Priester kennen gelernt; deshalb kann ich auch keine Antwort auf die gegen sie erhobenen Beschuldigungen geben. Was die georgischen Priester betrifft, die ich in Tiflis gesehen habe, so kann ich allerdings versichern, daß sie sehr friedliebende Männer sind, und daß, wenn irgendwie Schwierigkeiten entstehen, diese nicht durch die georgischen Priester hervorgerufen werden, sondern durch den Regierungs-Despotismus und die Quälereien seitens der Beamten. Welche Gefahr könnte übrigens dem mächtigen Zaren durch die kleine georgische Kirche entstehen? Sollte es politisch nicht klüger sein, im Notfalle diesen alten gottesdienstlichen oder kirchlichen Einrichtungen, die doch keine Gefahr für den Zaren bilden, gegenüber einmal ein Auge zuzudrücken?

Wenn die Regierung wirklich die loyale Gesinnung besitzt, wie sie versichert, dann muß man auch zugeben, daß die religiösen Fragen das einzige Terrain abgeben, wo die russischen Beamten nach ihrem eigenen Ermessen handeln können, wobei sie, von dem intoleranten russischen Geiste unterstützt, sich leider nur zu oft zu allerlei Schikanen und auch zu Grausamkeiten hinreißen lassen.

Was die schismatischen Kirchen der Georgier und Armenier betrifft, so will Rußland dieselben mit seiner großen Nationalkirche vereinigen. Die Regierung findet es nämlich sehr praktisch, zu ihren Diensten eine hierarchisch eingeteilte Kirche zu haben, die leider nur allzu servil ist.

Gegenwärtig ist die russische Kirche nur eine ungeheure Macht in der Hand des Zaren. Die Heilige Synode ist freilich dem Namen nach die höchste kirchliche Autorität; aber die Heilige Synode ist nur ein Spielball des Zaren; denn auf ihre Zusammensetzung übt er den größten Einfluß aus, ihrer Sitzung wohnt ein Kommissar des Zaren (ein Laie!) bei, der sogar das Recht hat, die Beschlüsse der Synode aufzuheben, kurz, durch den ganzen Nimbus seiner Allgewalt macht der Zar aus der Heiligen Synode, was ihm beliebt.

Zuweilen aber setzt die Synode dem Wunsche des Zaren Weigerungen entgegen. Dies geschieht bei gewissen Heiraten der Prinzen. Mit diesen Weigerungen ist es dann aber auch nicht so schlimm bestellt. Der Zar weigert sich, und die Synode giebt nur den Namen dazu her. Wenn es aber vorkommen sollte, daß ein energischer und gewissenhafter Mann wirklich einen ernsthaften Einwand erhebt, so kann er sicher sein, daß er die längste Zeit Mitglied der Heiligen Synode gewesen ist. In einigen nebensächlichen Fragen läßt man freilich der Synode einen Schein der Freiheit, um sie in den Augen des Volkes nicht ganz in Verruf zu bringen [1]).

Die russische Kirche unterhält in dem Volke eine Verehrung des Zaren, wovon wir uns keine Vorstellung machen können; dieser Kultus ist die höchste Macht der kaiserlichen Regierung.

---

1) Die Synode ist eine Schöpfung Peters des Großen, der nach dem Tode des Patriarchen Hadrian (1702) den höchsten Grad der russischen Hierarchie für sich in Anspruch nahm und ihn dem Namen nach durch die Heilige Synode ersetzte und auf diese Weise den Cäsaropapismus begründete. Eine genau unterrichtete Person teilte uns mit, daß die Bischöfe der Reihenfolge nach Mitglieder der Synode werden sollen; doch kann der Zar auch Ausnahmen machen, er kann sich seine Leute wählen, wie er sie nötig hat. Alle Fragen der Disziplin werden durch den Zaren selbst entschieden, während die Synode sich nur mit dogmatischen Fragen zu beschäftigen hat, und wie? Eine andere Persönlichkeit bezeichnete die russischen Geistlichen als „Gehilfen der Polizei.“

Aber dieses System könnte sich eines Tages gegen die drehen, die es heute anwenden.

Die Dissidenten oder Raskolniks sind außerordentlich zahlreich; gewissenhafte Schriftsteller schätzen ihre Zahl auf zwölf Millionen. Ihre Benennungen sind zahlreich; sie rekrutieren sich hauptsächlich aus den unzufriedenen Elementen, die der Mißbräuche überdrüssig sind. Ihr Bestehen wird oft geheim gehalten, und sie bilden eine ernsthafte Opposition gegen die russische Nationalkirche.

Die Mißbräuche in der russischen Kirche sind schreiend; das Volk selbst hat noch Religion, weshalb auch die Verachtung, die manchen der Religionsdiener zukommt, nicht so allgemein ist. Aber der Unglaube dringt mehr und mehr in Rußland ein. Wenn es einmal so weit gekommen sein wird, daß die höhern Stände unter dem Vorwande der Unwürdigkeit der Geistlichen die Religion verachten, wird sich die Bewegung verstärken; die Kraft des religiösen Gefühls in dem Volke wird sich dann durch die Nachwirkung vermindern. Die russische Kirche befindet sich vor einer gefährlichen Krisis; ihr Bestehen hängt von einer Reform ab. Aber woher soll diese Reform kommen?

Bei der katholischen Kirche bildet ein Land nur einen organischen Teil der ganzen katholischen Welt; jeder Unzufriedene, welchen Standes er auch sei, findet stets in seinem Bereiche Elemente einer Reform, die unter der Thätigkeit des katholischen Lebens sich verbinden können und, wenn sie auch die Krisis nicht aufzuhalten vermögen, so können sie doch ein Erheben vorbereiten.

Wenn die Krisis über die russische Kirche hereinbricht, so wäre dies wohl ein geeigneter Zeitpunkt, sich mit der römischen Kirche wieder zu vereinigen.

Das Aufsaugen der georgischen Kirche bietet keine sonderliche Schwierigkeiten, und man kann es schon jetzt als feststehende Thatsache betrachten. Denn diese Kirche hat niemals so viel Leben gezeigt, daß sie sich mit der mächtigen armenischen Kirche vergleichen ließe.

Die meisten Schwierigkeiten kommen von dieser her. Die Armenier wollen sich wohl auf die Russen stützen, aber nur um ihre Nationalität zu wahren, nicht um in Rußland gänzlich aufzugehen. Kirche und Nationalität sind ihnen unzertrennliche Begriffe, beides wollen sie unberührt erhalten. Jemand sagte uns: „Die Armenier werden für Rußland eines Tages die Polen des Südens sein!"

Überhaupt ist die Thätigkeit Rußlands nicht wert, mit der Englands verglichen zu werden. Sie macht den Eindruck einer Zwitterbildung: mit alten Gebräuchen des orientalischen Despotismus sind unsere bureaukratischen Manieren vermischt worden. Das Ganze vermag dem Reisenden wenig Begeisterung einzuflößen. Denn wenn einmal die Zeit der heldenmütigen Eroberung verschwunden ist, fehlt der Zauber, der jedem Werke durch die lebendige und persönliche Thätigkeit der Menschen, die zu der Eroberung beigetragen haben, verliehen wird. Nichtsdestoweniger darf man aber doch nicht außer acht lassen, daß angesichts einer solchen Eroberung Rußland als eine gefürchtete Macht erscheinen muß.

Sein abgehärtetes Volk, das mit der Muttermilch die Verehrung des Zaren einsaugt, liefert kriegstüchtige und fanatische Soldaten. Der Russe verbirgt unter einem europäischen Firnis rohe Gewohnheiten, woran teils der Mangel an Unterricht, dann aber auch der stete Kampf gegen das unwirtliche Klima schuld ist. Zu

jeder Zeit ist er bereit, unermeßliche Wüsten zu durchlaufen und die Hälfte seines Lebens in irgend einer verlorenen Ecke des ausgedehnten Reiches zu verbringen. Das abenteuerliche Leben entwickelt in dem Russen einen gewissen Nomadeninstinkt, so daß es scheint, als ob er ohne sein Vorwissen unter demselben Einfluß stände, der unaufhörlich von einem Lager zum andern die unzähligen andern vagabundierenden Völkerschaften des Kaiserreiches treibt.

Die Größe sucht noch Größeres, und Rußland leidet an dieser Krankheit; es muß noch immer mehr erobern. In dem Eifer des Eroberns werden die Reichtümer der Länder vielleicht unvollkommen entdeckt, aber nicht ausgebeutet. Und später kommt es auch kaum dazu, man muß weiter gehen, weiter erobern: das russische Nationaltemperament treibt dazu.

Und gerade der Russe, der an unermeßliche Länderstrecken gewöhnt ist, eine rauhe Lebensweise führt, dazu von einem unaufhörlichen Bedürfnis der Verbreitung gequält wird und nichts versäumt hat, die modernen Empfindungen in seinen Dienst zu ziehen, dieser Russe scheint dazu bestimmt, der Länderräuber unserer Zeit zu werden. Daß er die an die Knechtschaft gewöhnten Mohammedaner unterjocht, ist ein Fortschritt zu nennen. Aber wo er auf seinem Siegeslaufe christliche Völker unterjochen wird, wird er mit seiner Herrschaft auch die Tyrannei und die Verachtung des Individuums feierlich einsetzen. Und gerade dies wird in Rußland bewundert. Was ich davon gesehen habe, rief in mir unwillkürlich den Gedanken wach, daß Rußland heute das Land einnimmt, woher die Barbarenhorden kamen, die Europa verwüsteten, und ich glaube, daß der Geist dieser Horden in dem russischen Volke weiter lebt, wenn er auch im Laufe der Jahrhunderte durch den Einfluß des Christentums etwas gemäßigt worden ist. Ich sage es frei heraus: Ich liebe Rußland durchaus nicht, sondern als ein Freund der Freiheit und der freien Institutionen muß ich sagen: ich fürchte es.

Was den Kaukasus betrifft, so ist dieser, um meine Eindrücke zusammenzufassen, eine starke Militärkolonie, wo eine Eisenhand einige Fortschritte einzuführen sucht mit der größten Bequemlichkeit der Verwaltung und durch die Mischung der verschiedensten Elemente; das ist alles!



Achtes Kapitel.

Von Dschulfa nach Urmia.

Die Vorbereitungen im Orient. Unsere Zabtiehs. Von Dschulfa nach Evoglu. Unser Karawanenführer ein Martyrer. Wir leiden Durst. Luftspiegelung. Der Sunus-Tschai mit seinem salzigen Wasser. Salz in Überfluß. Evoglu. Kerim. Von Evoglu nach Choi. Fruchtbare Gegenden. Unsere Anführer sind Nachzügler. Gefahren beim Durchwaten seichter Stellen. Choi. Die Pilger von Kerbela. Wir werden Ärzte. Bedeutung von Choi. Ansprüche unserer Zabtiehs. Von Choi nach Khosrawa. Aufenthalt beim Verlassen der Stadt wegen Zollangelegenheiten; unbeschreibliche Schwierigkeiten; Besuch beim Gouverneur. Abreise der Karawane von Kerbela. Die Frauen und ihre provisorischen Männer. Endlich reisen wir ab. Täglich Räubergeschichten. Salzhügel. Ein steckengebliebenes Pferd. Wasserscheide zwischen dem Aras und dem See von Urmia. Trennung von Nathanael. Unannehmlichkeiten beim Reisen während der Nacht. Räuber. Ende gut, alles gut. Khosrawa. Khosrawa und Salmas. Wie Khosrawa katholisch wurde. Die Lazaristenmission und ihr Werk. Die Schwestern. Beschreibung des Tandurs. Sein Brennmaterial. Das Brot „Lawasch". Das Salz und seine Bereitung. Der Kirchhof von Khosrawa. Der Erzbischof von Khosrawa. Der russische Konsul Kulubakin. Wir beschließen, einen Abstecher nach Wan zu machen. Nathanael bleibt bei seiner Familie. Kascha Isaak. Gegu Schaudi. Von Khosrawa nach Saatlui. Giavilen; der Priester Reynard. Kerim gehört nicht der Sage an. Mängel der Karte von Kiepert. Ein Orkan von Staub. Von Saatlui nach Urmia. Urmia.

19. September.

Diesen Morgen machten wir unsere Anfänge in der Vorbereitungskunst zum „Kampfe". Es war dies die unangenehmste Arbeit des Tages. Reist man in einer zahlreichen Gesellschaft von Eingeborenen, so bildet man eine Karawane, deren Anführer stets ein einheimischer Mann ist, und dem die ganze Gesellschaft gehorcht. Ist aber der Reisende selbst der Anführer seiner kleinen Truppe, so mißbrauchen die Tscherwadare, wie im Persischen die Führer einer Karawane genannt werden, oft seine Geduld.

In Persien ist es unbedingt notwendig, daß man sich des Hilfsmittels der Peitsche bedient, denn die Peitsche ist für den Perser ein unwiderstehliches Beweismittel. Derjenige, der sich ihrer gut zu bedienen weiß, wird unmittelbar unter die

Herren gruppiert, er wird gefürchtet, aber auch bedient. Aber in Kurdistan sind die Leute stolzer und empfindlicher, so daß man sich auf seine Stimme beschränken muß und, so gut es geht, fertig zu werden versucht. Mit der Zeit kommt der Reisende dahin, die Vorbereitungen rasch zu treffen; aber die Thätigkeit ist immerhin aufregend. Gewöhnlich standen wir des Morgens um 4½ Uhr, spätestens um fünf Uhr auf. Verzögerungen von einer Seite, schlechte Verpackungen von der andern bewirkten, daß wir erst gegen 7½ Uhr aufbrechen konnten, was öfters geschah.

Der Vorsteher des Zollamtes in Dschulfa hatte uns zu unserm Schutze vor Räubern zwei Zabtiehs mitgegeben. Keiner dieser tapferen Männer hatte ein brauchbares Gewehr; an dem einen fehlte der Hahn und an dem andern die Abzugsstange [1]).

Abreise 7 Uhr des Morgens.

Nachdem wir drei Stunden durch eine Ebene gewandelt waren, einem ausgetrockneten Strombette in der Mitte eines Kreises von Bergen, die von den Strahlen der Morgensonne herrlich beleuchtet waren, gelangten wir an den Anfang einer Felsschlucht, wo armselige Menschen, in Wirklichkeit wilde, ihr Lager aufgeschlagen hatten. Ihre Kinder waren ganz nackt; die Frauen, deren Aussehen sehr herabgekommen ist, boten uns geronnene Milch, die mit Wasser verdünnt war, im ganzen ein angenehmes Getränk.

Der vulkanische Engpaß, nackt, holperig, schlängelt sich zwischen tausend kleinen verwitterten Hügeln hin. Bei jeder Biegung des Weges glaubten die tapferen Zabtiehs Räuber zu sehen und wollten nicht eher anhalten, als bis wir auf offenem Felde waren. Wir waren also gezwungen, ohne Rast bis zu dem Gipfel zu steigen, wo wir bei einer Lache salzhaltigen Wassers Halt machten. Glücklicherweise hatten wir einen Schlauch Trinkwasser bei uns. Nirgendwo war ein Plätzchen zu entdecken, wo wir in etwa vor den glühenden Sonnenstrahlen geschützt waren. Dieser Umstand, so lästig er auch war, hatte indes das Gute für uns, daß der Aufenthalt nicht lange dauerte. Nach einer halben Stunde waren die Tscherwadare es müde, sich noch länger braten zu lassen, und gaben selbst das Zeichen zum Aufbruch.

Der Haupt-Tscherwadar hatte vor zwei Tagen die Rolle eines „Martyrers" gespielt. Sein blasses, verschrumpftes Gesicht, seine geschwollenen Lippen gaben von seinem Eifer Zeugnis. Den arg mißhandelten Schädel hatte er mit einem Tuche umwickelt. Wiewohl er vor Fieber zitterte, hielt er sich doch noch aufrecht und marschierte stets. Zur Erleichterung hatte er sich den Luxus gegönnt, seinen Esel mit sich zu nehmen, der ihm zeitweise zum Reiten diente. Von der Höhe senkt sich der Weg in das Thal des Kisil-Tschai hinab; das Gefälle ist nicht bedeutend, denn dort beginnt schon das System der Hochebenen, die Persien charakterisieren.

Der ganze Anblick dieser Gegend war für uns etwas Neues; vier Stunden lang durchwanderten wir eine unbeschreibliche Ebene, die nach Westen von den Bergen der asiatischen Türkei begrenzt wird. In der Ferne bildeten Windhosen oder Staubhosen, die durch den Wind in die Höhe gehoben werden, auffallende, senk-

1) Der persische Zabtieh ist eine Art Gendarm von sehr erbärmlichem Aussehen. Seine Hauptsache ist, den stets rückständigen Sold durch Trinkgelder zu ersetzen, wobei er, wenn es ihm nicht gefährlich scheint, sogar Erpressungen nicht meidet.



rechte Säulen von schönen Formen, die dazu eine Höhe von über hundert Metern erreichten. Mit großer Schnelligkeit verändern sie ihren Standort und stehen dann oft längere Zeit, ehe sie sich auflösen.

Der intelligente Sergius, der vom Morgen an Wein getrunken hatte, indem er ein so gemeines Getränke wie Wasser verschmähte, hatte schließlich doch den ganzen Schlauch Wasser ausgetrunken; unter den senkrecht fallenden Sonnenstrahlen litten wir deshalb bald Durst. Da sich vor uns ein schönes Flüßchen hinschlängelte, beeilten wir uns, dasselbe zu erreichen. Eine Luftspiegelung! Es war kein Fluß, sondern nur das Wiederspiegeln der großen Salzlachen, die die ganze Ebene bedecken. Eine Luftspiegelung ist kaum verschwunden, als schon wieder eine neue folgt; auf diese Weise erduldeten wir in Wirklichkeit Tantalusqualen.

Endlich erreichen wir aber einen wirklichen Fluß, den Sunus-Tschaï, einen Zufluß des Kisil-Tschaï (roter Fluß); sofort stürzen sich die Pferde in denselben und saufen mit großer Gier. Ich sprang vom Pferde in den Fluß, um ebenfalls meinen Durst zu löschen; aber das Wasser ist salzig. Das kann man jedenfalls Unglück nennen.

Der Sunus-Tschaï (oder Fluß von Sunus) fließt bei Marand zwischen den Salzbergen hin, denen er auch seinen großen Salzgehalt verdankt. Übrigens findet sich hier überall Salz. Oberhalb Etschmnadsin bilden die Hügel von Kulpi eine einzige Masse Steinsalz, das in früheren Zeiten gegraben wurde; hinter Choï finden wir noch diese Hügel. Alle Wasserflächen in Persien werden salzig, und diejenigen, die im Sommer austrocknen, lassen nur einen nackten, steinigen Boden zurück, der aber mit einer Salzkruste bedeckt ist.

Endlich erreichten wir Evoglu gegen zwei Uhr.

Evoglu ist ein kleines Dorf, das auf dem linken Ufer des Kisil-Tschaï erbaut ist und sich terrassenförmig an dem Seitabhang des Hügels abstuft. Von unserer Wohnung aus, die ganz oben im Dorfe ist, schweift der Blick über die weite Ebene, die ganz versengt erscheint. Einige Gruppen Bäume bilden die einzigen grünen Flecke. Das Dach unseres Nachbarhauses, das uns zugänglich war, diente als Spazierplatz.

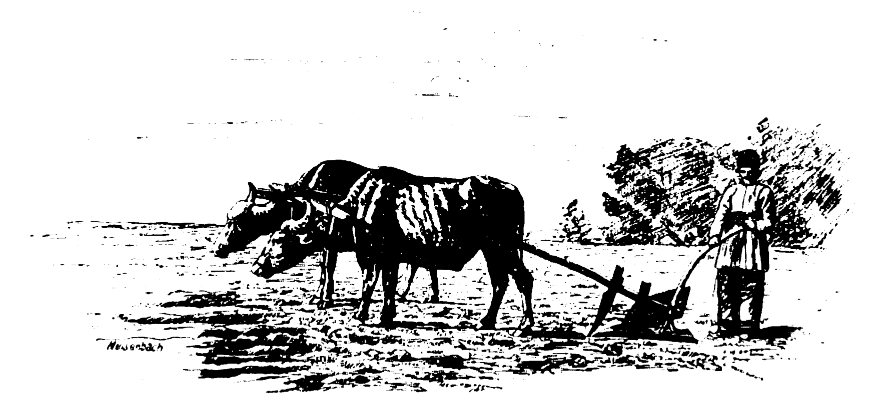
Beim herrlichen Mondenschein unterhielten wir uns mit den Alten des Dorfes, die eigens herzukamen, um die „vornehmen Fremden“ zu ehren. Alle beklagten sich einstimmig über die Vernachlässigung, die sie von der Regierung erfahren; ohne Umschweife reden sie und legen ihren Gefühlen gar keinen Zwang auf. Da sie sich gewöhnlich in den Händen gewissenloser Beamten befinden, so sprechen sie es ungeniert aus, daß sie den Tag erwarten, wo Rußland auch dieses Land annektieren wird. Diese Freiheit im Sprechen versetzte uns in großes Staunen.

Der tapfere Brigant Kerim war der Held des Tages; das ganze Land zitterte vor ihm. Der Vorsteher des Ortes malte die Gefahren unserer Reise mit den lebhaftesten Farben. Wenn man ihm Glauben schenkte, würde man nicht reisen, ohne wenigstens von einem Regiment Soldaten begleitet zu sein. Aber da aller Wahrscheinlichkeit nach dieses Regiment aus den Leuten von Evoglu sich zusammensetzen sollte, so merkten wir schon eine kleine Rechnung auf Trinkgeld. Übrigens glaubten wir gar nicht an Räuber und noch weniger an den Mut der vorgeschlagenen Eskorte. Im Falle eines räuberischen Angriffes hatten wir an unsern zwei Zabtiehs

schon zu viel; denn diese würden sofort mit den Angreifern einen Vertrag abschließen über die Teilung der Beute. Das beste Mittel ist einfach auf das Geratewohl zu reisen.

Am Ende Evoglus führt der Weg den Fluß entlang, dessen Ufer fruchtbar zu sein scheinen. Man hat zwar ernstliche Versuche zu einer künstlichen Bewässerung gemacht, aber trotzdem steckt die ganze Kultur noch in den Kinderschuhen. Hirse, Reis und armselige Baumwolleplantagen bilden so ziemlich das Ganze. Der Boden soll ziemlich schwer sein, denn Morier, der zur Zeit des Umpflügens in Choï war, sah an einem Pfluge zwei Ochsen[1]).

Die Bäche sind mit Brustbeerbäumen eingefaßt, die ganz mit Früchten bedeckt sind, deren an Stärkemehl erinnernder Geschmack durchaus nicht unangenehm ist. Unter den Früchten, welche das Land im Überflusse hervorbringt, ist die Aprikose übrigens die einzige, die in ihrem Heimatlande unseren Früchten vorzuziehen ist.



Pflug aus Aderbeidschan.

Sie ist köstlich, und ein guter Vorrat getrockneter Aprikosen, den wir in Khosrawa erstanden, lieferte uns für die Fortsetzung der Reise ein ausgezeichnetes Gewürz für den Pilau (mit Fett gekochter Reis).

Obgleich wir uns schon dem „Garten Persiens" näherten, sind die Dörfer doch noch dünn gesäet.

Unsere Tscherwadare waren unverbesserliche Nachzügler, die beständig mindestens zweihundert Meter hinter der Karawane kamen, um die Brustbeerbäume zu plündern. Sie kümmerten sich gar nicht mehr um ihre Tiere, und bei jedem Übergang über einen Bach traten unvorhergesehene Zwischenfälle ein: Die Pferde schlugen sich, weil jedes zuerst trinken wollte, die Lasten fielen durcheinander und

1) Indes kann man aus der Zahl der Tiere doch noch nicht auf den Grad des Widerstandes schließen, den der Boden dem Beackern entgegensetzt, wie wir dies in Europa gewöhnt sind. In Persien ist die Pflugschar nur ein hölzernes Brett, das zu der Vertikallinie in einem Winkel von ungefähr 40 Grad steht und mit der Achse des Pfluges einen Winkel von ungefähr 30 Grad bildet. Eine solche Pflugschar erfordert selbst in leichtem Boden mehr Anstrengung als die bei uns gebräuchlichen.



der Wirrwarr war fertig. Bei einem solchen Übergang fiel unser Bettzeug ab, wurde aber glücklicherweise nicht naß. Hyvernat und ich wollten unsere Leute an ihre Pflicht erinnern durch eindringliche Vorstellungen. Nathanael aber, in seinem guten Naturell, fand tausend Gründe, um die Pflichtvergessenen zu entschuldigen. Aber bei dem nächsten Bächlein machte sein Pferd es nicht besser; da hielt die gute Natur Nathanaels nicht länger; mit kräftigen Flüchen erschöpfte er sein reichhaltiges Repertoire; was aber die Hauptsache war, in kurzer Zeit brachte er die ganze Gesellschaft in Ordnung.

Wir verzagten. Man hatte uns die Entfernung von Evoglu bis Choï auf drei Stunden angegeben. Aber anstatt der drei Stunden waren wir schon beinahe sieben auf dem Wege. Gegen halb ein Uhr langten wir daselbst an. Der gänzliche Mangel der Minarets und die geringe Höhe der Häuser in Choï bewirken, daß man beinahe nichts von der Stadt merkt, bis man dicht davor steht. Man sieht nichts als eine lange Mauer und hinter derselben einen Vorhang von Bäumen. Diese Mauer, die vor ungefähr fünfzig Jahren von Mirza Abbas erbaut worden ist, macht von weitem einen guten Eindruck; eine Gegenböschung und schön ausgeführte Schießscharten geben ihr ein respektables Aussehen. Von weitem macht die Mauer etwas aus; aber in der Nähe gesehen, verschwindet der ganze Nimbus; das Ganze ist aus Stampferde ausgeführt und verfällt wegen Mangels an Unterhaltung täglich immer mehr.

Die Karawanenherberge ist ziemlich dürftig untergebracht. Die Thüre ist so niedrig, daß man sich regelmäßig den Kopf stößt; von den Fenstern sind als einzige Reste nur die Rahmen übrig geblieben. Alle diese Umstände tragen entschieden dazu bei, den Ort zu einem wenig behaglichen zu machen. Der Hof ist mit Pferden angefüllt; alles ist mit Reisenden belegt, denn morgen reist die große Karawane der schiitischen Pilger nach Kerbela, um am Grabe Husseins zu beten.

Europäer und Arzt sind für den Orientalen gleiche Begriffe, weshalb wir bei einem erkrankten Pilger zu Rate gezogen wurden. Etwas Chinin konnte ihm nicht schaden, aber der arme Teufel hatte Fieber und eine schreckliche Dysenterie, die ihn ohne Zweifel in paar Tagen hinraffen werden; obgleich er schon im Sterben lag, wollte er doch noch mit der Karawane ziehen, bis er den letzten Seufzer aushauchen wird, was wohl auf dem Wege nach Kerbela geschehen ist; doch ein Schiite kann keinen schönern Tod finden.

Choï, das ungefähr 1136 Meter hoch liegt, gilt für eine der schönsten persischen Städte. Die Straßen sind breit, regelmäßig, mit Kanälen bewässert und mit Bäumen bepflanzt. Moscheen giebt es wenige, wie überhaupt wenig Baudenkmäler, weil die Erdbeben daselbst zu häufig vorkommen.

Als Persien und die Türkei noch zwei mächtige Staaten waren, war diese Stadt einer der bedeutendsten Stapelplätze für den Handel der beiden Reiche. Heute besitzt sie als Grenzplatz zwar auch noch einige Bedeutung. Sie ist der Hauptpunkt des Weges von Erserum nach Bayasid[1]), von Wan nach Kotur und des Weges

---

1) Es ist zu bemerken, daß Rußland, um Persien besser isolieren zu können, sich in dem Frieden von St. Stefano den Besitz von Bayasid und seines Thales hat zusprechen lassen; so bleibt also zwischen der Türkei und dem nördlichen Persien kein anderer Weg als der von Erserum,

von Eriwan nach Nakhitschewan. Im Bazar geht es lebhaft zu. Die Industrie, durch welche die Einwohner von Choï berühmt sind, besteht in dem Anfertigen von kupfernen Hausgeräten, die sie in den verschiedensten Formen und mit gutem Geschmack herzustellen wissen; auch das Material scheint gut zu sein.

Die Bevölkerung Choïs beläuft sich auf 20- bis 30000 Seelen. Die Mehrzahl der Einwohner ist tartarischen Ursprunges; das türkische Element gilt daselbst für sehr fanatisch.

Da Choï in der Zollgrenze liegt, waren wir sehr erstaunt, von keinem Zollbeamten angehalten zu werden; übrigens hatten wir auch noch unsere Quittung von dem Zollamte in Dschulfa, und ohne Sorgen legten wir uns zur Ruhe[1]). Nachdem wir des Morgens um drei Uhr aufgestanden waren, warteten wir vergeblich auf unsere neuen Tscherwadare, die aber erst um sechs Uhr zu erscheinen geruhten. Das Gepäck war ziemlich rasch verladen, und wir brachen auf, wobei wir unsern Weg über den schon zu dieser Zeit belebten Marktplatz nahmen.

Als wir an dem Thore ankamen, hielt man uns im Namen des Zollamtes fest, indem man uns mitteilte, daß die Quittung von Dschulfa für die Herren von Choï keinen Wert habe. Aber man ließ uns nicht in die Stadt zurückkehren, damit etwa unser Gepäck untersucht werde, nein, unter Schreien und Gestikulieren hielt man uns einfach auf dem Platze fest. Im ganzen handelte es sich auch hier nur um ein Trinkgeld, und die ganze Sache hätte sich schnell erledigen lassen, wenn unser verwünschter Sergius, der zu dieser Stunde schon betrunken war, die Leute nicht insultiert hätte.

Nathanael ging zum Zollamt, kam aber nach einer Stunde zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Darauf ging ich mit ihm zum Gouverneur, während wir aber nicht versäumten, Hyvernat zur Bewachung des Gepäckes zurückzulassen. Freilich hatten wir Tags vorher den Fehler begangen, dem Gouverneur keinen Besuch zu machen. Ich entschuldigte uns, so gut es ging, und brachte nach einigen allgemeinen Redensarten unsere Sache vor. Der Gouverneur spricht französisch, hat lange in Europa gelebt und scheint sich in Choï tötlich zu langweilen; auch kennt er den Gesandten Nazar-Agha, nennt ihn seinen Freund, scheint aber sehr eifersüchtig auf ihn zu sein.

Ich trug ihm unsern Fall vor, worauf er einen Mann zum Zollamte schickte. Aber dort giebt man diesem den Bescheid, daß die Sache den Gouverneur nichts angehe, und daß wir für jedes Gepäckstück eine türkische Lire zu zahlen hätten, wenn wir unser Gepäck nicht öffnen wollten. Der Gouverneur machte ein ärgerliches Gesicht und schickte uns zum Zollamte zurück. Dort wandte ich von neuem den Brief Nazar-Aghas an, aber er versetzte den Chef des Zollamtes in noch

---

Wan, Kotur, Choï. Dabei zählte Rußland sicher auf die räuberischen Kurden, um den Weg für den Handel unmöglich zu machen. Hätte die Berliner Konferenz der Türkei dieses Gebiet zugesprochen, so würde England alles aufgeboten haben, um diesen Verbindungsweg frei zu erhalten.

1) Es ist interessant zu beobachten, wie die Orientalen den Reisenden rupfen, sobald sie merken, daß er mit ihren Verhältnissen unbekannt ist. Unsere Zabtiehs hatten uns zwei Tage begleitet; zwanzig Piaster für jeden wäre ein gutes Trinkgeld gewesen. In seiner Großmut will Nathanael uns veranlassen, jedem eine türkische Lire zu geben. Durch seine Schilderungen gerührt, wollen wir jedem eine halbe Lire geben; aber die Zabtiehs verweigern die Annahme und verlangen mehr, da sie offenbar unsere Unkenntnis benutzen wollten. Später wußten die Zabtiehs, denen wir auch nur einen Piaster über die Summe hinaus gaben, indem wir zugleich unsere Großmut zeigten, gar nicht, wie sie uns danken sollten.

schlechtere Laune. Er erklärt uns, daß er unser Gepäck untersuchen lasse, ob wir unsere Reisesäcke öffneten oder nicht, ihm gebühre von jedem beladenen Pferd eine Lire. Nichts war im stande, diesen einfachen Beamten von seiner Forderung abzubringen. Schließlich entschlossen wir uns, zu dem einzigen Mittel zu greifen: wir zahlten drei türkische Lire, und der Chef des Zollamtes war so gnädig, uns den Betrag für das vierte Pferd bezw. Gepäck zu erlassen. Ist dies nicht typisch?

Ich kann nichts weiter erzählen, aber ich habe meine guten Gründe, zu vermuten, daß hernach zwischen dem Gouverneur und dem Zollchef das Ganze dadurch endigte, daß sich die beiden unsere drei Lire brüderlich teilten. Jetzt entstand für uns eine andere Schwierigkeit: Dieses Kommen und Gehen hatte uns bis halb zehn Uhr des Morgens aufgehalten, und nun wollten die Tscherwadare nicht mehr an demselben Tage abreisen. Wir parlamentierten, und um dies zu beendigen, trieben wir selbst unsere Lastpferde an.

Während wir noch unsere Zollangelegenheit regelten, setzte sich die Karawane nach Kerbela in Marsch. Die Chefs der Sektionen tragen Fahnen und rufen ihre Gesellschaft zusammen. Die Menge stürzt herzu, um den glücklichen Pilgern, die zu den Gräbern der heiligen Muselmänner reisen, die Hand zu küssen. Keine Unordnung und kein Schreien ist zu merken; in großem Ernste beginnt der Abmarsch.

Ich war erstaunt, eine so große Menge Weiber bei der Karawane zu finden; noch größer aber wurde mein Erstaunen, als ich vernahm, daß eine große Zahl derselben die Reise ohne ihre Ehemänner machte, indem sie sich der Sorge eines „provisorischen Ehemannes" anvertrauten. Ich erzähle dies, ohne für die Wahrheit der Thatsache eine Garantie zu übernehmen; aber da ernsthafte Personen es mir versichert haben, fand ich es glaublich. Wir hätten somit der Eigenart der persischen Sitten eine neue hinzuzufügen —

Der Ausgangsweg von Choi ist eine breite, mit Bäumen bepflanzte Avenue, die ungefähr dreiviertel Stunden lang ist. Der Regel gemäß ist alles in Unordnung, weshalb auch die Brückchen, die mit großer Sorgfalt erbaut worden sind, einzustürzen drohen. Die Avenue endet am Kisil-Tschai, den eine große Brücke überspannt, die aber auch bald zusammenbrechen wird. Niemand bedient sich ihrer, sondern alle durchwaten den Fluß. Unsere Leute erzählten uns solche Räubergeschichten, daß wir, um dieselben zu beendigen, mit großer Feierlichkeit unsere Flinten luden, was sie ein wenig zu beruhigen schien. Ein Mann aus Dilman, der uns vorbeireisen sah, stellte sich unter unsern Schutz; er behauptete, vor vierzehn Tagen ausgeplündert worden zu sein. Ungefähr eine Stunde lang marschierten wir in einer wellenförmigen Ebene, die gegen Osten keinen bestimmten Charakter hat, aber im Westen von den Bergen begrenzt wird, die die Grenze zwischen der Türkei und Persien bilden.

Der Pfad führte am Fuße eines Systems von Hügeln hin, die beinahe alle aus Salzstein zusammengesetzt sind. Zu unserem großen Erstaunen fanden wir an der Südseite des höchsten Hügels eine Quelle mit süßem Wasser. Wir machten dort Halt, um etwas zu essen, während die Lastpferde ihre Reise fortsetzten. Plötzlich bemerkte Nathanael von weitem zwei Reiter, und voll Ungeduld eilte er auf dieselben los, uns die Sorge für das Pferd mit dem Mundvorrat überlassend. Sergius bestieg dieses Pferd und wollte an derselben Stelle einen kleinen schlammigen Fluß durch-

reiten, wo Nathanael durchgegangen war; aber sein ohnehin ziemlich schwer beladenes Pferd sank bis an die Brust in den Schlamm ein. Auf diese Weise geriet auch unser ganzes Bettwerk in denselben. Jetzt mußten wir auch in den stinkenden Dreck hinein, um das Pferd von neuem zu beladen; erst eine Stunde später konnten wir am Fuße der Hügel unser Gepäck wieder ordnen.

Der als gefährlich geschilderte Aufstieg zu den Hügeln führt zu dem Kamm, der die Wasserscheide bildet zwischen dem Aras und dem geschlossenen Becken von Urmia. Von Räubern keine Spur.

Am Ende der Wasserscheide dachen sich die Hügel in langen Wellen bis zu der Ebene von Salmas ab; ein Sturm verhinderte uns, die Landschaft genauer zu betrachten. Plötzlich war Nathanael verschwunden. Ein muselmännischer Hirt, den wir trafen, konnte uns keine Auskunft über ihn geben. Übrigens war dieser Schäfer sehr grob und weigerte sich sogar, uns ein wenig Milch zu verkaufen.



Armenischer Typus.

Beim Einbruch der Nacht betraten wir endlich die Ebene von Salmas. Die lehmige Erde war durch das Unwetter ganz aufgeweicht; eine Menge Bächlein liefen nach allen Richtungen, so daß wir bei jedem Schritt Gefahr liefen, in irgend ein Schlammloch zu versinken. Glücklicherweise konnten wir uns in der Dunkelheit auf die scharfen Sinne unserer abgehetzten Tiere verlassen. Plötzlich wandte sich der Führer mit großem Schrecken zu uns und schrie: „Räuber, Räuber!“ Bevor wir noch Zeit hatten, unsere Waffen zu ergreifen, empfing uns ein kräftiges Gewehrfeuer, dem sofort die freudigen Rufe folgten: „Seid willkommen!“ Wir atmeten erleichtert auf. Anstatt der gefürchteten Räuber begrüßten uns die Leute von Khosrawa, die Nathanael von unserer Ankunft in Kenntnis gesetzt hatte, und die uns entgegengekommen waren. So waren wir denn aus aller Gefahr heraus und wurden festlich empfangen von den Missionaren.

22. September.

Khosrawa, eines der Dörfer mit chaldäischer Bevölkerung, die sich inmitten der armenischen Bevölkerung und der Türken des Gebietes von Salmas hier und da finden, liegt in dem Thale des Tscharra-Tschaï. Der Boden wird mit einer hellen Thonerde vermischt, die in tiefen Löchern vorbereitet, durch die Bewässerung außerordentlich fruchtbar gemacht wird.

Ungefähr eine Stunde westlich von Khosrawa findet sich die kleine Stadt Salmas, im Volksmunde gewöhnlich die alte Stadt genannt. Sie war ehemals der bedeutendste Punkt der ganzen Gegend, die auch von ihr den Namen erhalten hat.

Zur Zeit der größten Ausdehnung des Königreiches Armenien waren die Gegenden, die heute zu Aderbeidschan gehören, Teile dieses Königreiches, und der Kanton Salmas gehörte zum Fürstentum Persarmenien, wovon Salmas die Hauptstadt war. Ihr Alter reicht wahrscheinlich in das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Sie war eine der ersten Städte, die sich zum christlichen Glauben bekannten, und auch heute noch finden sich in dem Gebiete von Salmas verhältnismäßig die meisten Christen in ganz Persien [1]). Die Armenier des Kantons sind meistens Schismatiker, während die Chaldäer fast alle Katholiken sind.

Diese teilten früher den Glauben der schismatischen Nestorianer; aber im achtzehnten Jahrhundert kehrten sie durch die Bemühungen eines jungen Chaldäers aus Diarbekr wieder zur katholischen Kirche zurück. Dieser hatte sich bei den Dominikanern in seinem Vaterlande bekehrt. Er war Färber und überstieg die Berge von Kurdistan, um sich in Khosrawa Arbeit zu suchen. Obgleich er selbst ungebildet war, wurde er doch bald durch seinen Eifer und die Heiligkeit seines Wandels der Apostel der dortigen Einwohner. Seine Belehrungen und noch mehr sein gutes Beispiel bewirkten deren Bekehrung. Zu diesen Neubekehrten gesellte sich bald ein Witwer, der mehr Bildung besaß. Dieser sollte der geistliche Vater der neuen Gemeinde werden. Deshalb wurde er zu dem Patriarchen von Mosul geschickt, damit dieser ihm die heiligen Weihen spende. Nachdem er zurückgekehrt war, diente sein Haus den Katholiken zur Kapelle. Die Unduldsamkeit der Nestorianer, in deren Mitte sie lebten, zwang die Katholiken, die Sache geheim zu halten; dieses gelang ihnen auch vollständig, und in den nächsten zwanzig Jahren konnte sich die neue Gemeinde befestigen und auch noch weiter ausbreiten, ohne daß die Andersgläubigen etwas davon erfuhren. Endlich entdeckte der nestorianische Bischof Mar Isaias das Geheimnis und wurde von diesem Wechsel so betroffen, daß ihm selbst die Augen aufgingen; er ging nach Akhaltsikhe, schwor seinen Irrtum ab, legte in die Hände der Missionäre das Glaubensbekenntnis ab und kehrte dann nach Khosrawa zurück, um den Rest seiner früheren Glaubensgenossen noch zu bekehren [2]).

Die Mission von Khosrawa wurde durch die Lazaristen im Jahre 1844 gegründet. Von ihrem Ursprung wird bei der Erwähnung der Mission von Urmia noch erzählt werden.

Die Gebäulichkeiten der Lazaristen liegen um den Platz des Dorfes herum, nahe bei der chaldäischen Kirche. Wie jede orientalische Wohnung, deren Leben sich mehr auf die Thätigkeit im Innern erstreckt, bieten auch diese Gebäulichkeiten von außen nur den traurigen Anblick einer großen Mauer aus Stampferde. Sobald

---

1) Das Land von Salmas wurde 1828 von den Russen besetzt. Diese Besetzung hat tiefe Erinnerungen in dem Lande gelassen. Die Greise, die man nach ihrem Alter fragt, antworten gewöhnlich, daß sie so viel Jahre „vor den Russen“ oder „nach den Russen“ geboren sind. Paskiewitsch versetzte der Wohlhabenheit des Landes einen schweren Schlag, indem er mehrere Tausende armenischer Familien nach Rußland schleppte.

2) Boré, Correspondance II. 256.

man den Vorhof überschritten hat, bemerkt man als ersten Gegenstand den Diwan-Khan oder Empfangssalon (wörtlich: Gerichtsplatz; das Wort wurde früher für den Gerichtssaal der hohen Beamten gebraucht, ist jetzt aber im gewöhnlichen Leben sehr gebräuchlich). Vom Diwan aus gelangt man auf einen großen Hof, wo die Zimmer münden; dieser Hof dient den Seminaristen im Winter als Spielplatz, auch findet sich dort die allein liegende Klosterkapelle.

Im Hintergrunde des Hofes, mit der Front dem Eingange zu, liegt das Hauptgebäude der Mission, ein großes Gebäude in rechteckiger Form, bestehend aus einem Erdgeschoß und einem Stockwerk. Das Gebäude ist solid aus ungebrannten Ziegelsteinen erbaut, die zur größeren Sicherheit mit gebrannten Ziegelsteinen bekleidet sind. Alles ist einfach; die Zimmer sind gekälkt und die Möbel sehr bescheiden. Aber da die Mission alt ist, findet sich daselbst das Notwendige, und alles erscheint prächtig.

Hinter dem Hause breitet sich ein großer Küchengarten aus mit einem Spazierplatz, der durch kletternde Reben und Hopfen geschützt ist. Das Ganze macht einen gemütlichen und gastfreundlichen Eindruck.

Das Hauptwerk der Mission ist das Seminar. Fünfzehn bis zwanzig junge Leute vollenden dort ihre Studien, die sie in der Mission zu Urmia begonnen haben; diejenigen, welche geistlich werden wollen, machen auch daselbst ihre theologischen Studien.

Diese letzte Thätigkeit, die von der Gründung der Mission an betrieben wurde, ist sehr wichtig für die Zukunft der Mission, aber auch zugleich schwierig und undankbar. Den jungen Leuten fehlt meist die Ausdauer und sie lassen sich oft vor dem Ende ihrer Studien entmutigen. Seit der Gründung hat die Mission kaum zwanzig Priester geliefert. Dazu sind die Auslagen für den Haushalt der Mission sehr bedeutend, weil diese ihre Schüler ernähren und auch bekleiden muß.

Zur Seite des Seminars befindet sich auch eine Schule für die Knaben von Khosrawa; diese steht unter der Oberaufsicht der Missionare und wird von einigen Seminaristen und einigen Lehrern geleitet, die aus dem Dorfe herstammen.

Dem Anschein nach sind die Lazaristen Herr in Khosrawa; sie haben die Zivilisation dahin gebracht, und opfern sich mit dem größten Vergnügen für die Einwohner; der Einfluß der Lazaristen ist demnach nur ein gerechter Lohn für ihre Bemühungen.

Die Zahl der Missionare beträgt gewöhnlich vier oder fünf; sie werden durch drei chaldäische Priester unterstützt, die hauptsächlich die Pfarrseelsorge übernehmen.

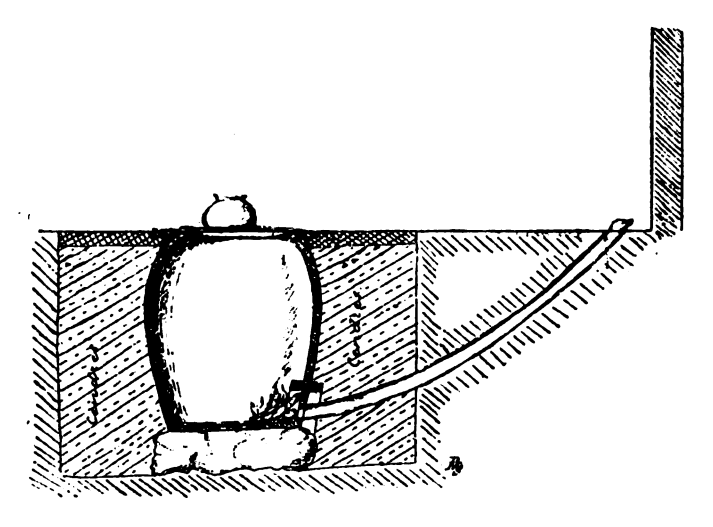
Die Gebäulichkeiten der barmherzigen Schwestern münden auch auf den Platz der Kirche. Die Schwestern haben ein Waisenhaus, eine Kleinkinderbewahranstalt und eine Schule, wo alles unentgeltlich geschieht, und wo sie sich in ihrer gewohnten Weise aufopfern. Ihre Zahl beträgt sieben.

Wir besuchten sie gerade zu der Zeit, wo sie mit Brotbacken beschäftigt waren.

Der Backofen verdient eine eingehende Beschreibung, denn dieser oder der T a n d u r, wie er in der Sprache der Einheimischen genannt wird, ist der Mittelpunkt des gesamten häuslichen Lebens im Oriente. Er dient als Backofen, als Küchenherd und als Ofen.

Wenn ein Haus mehrere Zimmer hat, wird der Tandur in dem vornehmsten errichtet, ungefähr in der Mitte des Zimmers, seitwärts vom Eingang. Der Tandur ist eine Amphora aus gebranntem Thon, mit Seitenwänden in der Dicke von ungefähr drei Fingern, die ganz in den Fußboden eingelassen ist.

Die Herstellung eines Tandurs ist eine ziemlich schwierige Sache; zunächst wird die Amphora außerhalb des Hauses fertig gestellt. Dazu darf nur sehr sorgfältig geknetete Erde verwandt werden. Die gewöhnliche Höhe ist ein Meter oder etwas mehr, der Durchmesser ist je nach den einzelnen Fällen verschieden. Zunächst wird der Boden der Amphora fertig gestellt. Die Seitenwände werden nach und nach gebildet, jedesmal ungefähr eine Höhe von der Breite einer Hand, sobald die untere Schicht hinreichend fest geworden ist. Ist auf diese Weise die Amphora entstanden und gehörig getrocknet, so höhlt man in dem Fußboden ein Loch aus, dessen Durch-



Durchschnitt eines Tandurs.

messer den der Amphora um ein Meter ungefähr überragt. Auf den Boden dieses Loches legt man eine Steinplatte, worauf man unter Anwendung der größten Vorsicht die Amphora setzt. Eine Öffnung in der Seitenwand an dem untern Ende derselben steht durch eine schräge Luftröhre mit dem Fußboden in Verbindung und mündet nahe bei der Thüre. Diese hat den Zweck, dem Feuer frische Luft zuzuführen. All der freie Zwischenraum um den Tandur herum wird mit Asche angefüllt, über welche hernach eine Art Mörtel gestrichen wird, so daß das Ganze in derselben Höhe mit dem Fußboden liegt.

Steht nun der Tandur an seiner Stelle, so wird in demselben ein Feuer angezündet und derselbe ganz mit Brennmaterial gefüllt. Dieses Feuer wird mehrere Tage lang unterhalten und genügt, um den Tandur hart zu brennen.

Es ist noch zu bemerken, daß das Zimmer selbst auch den Namen Tandur bekommt. Im Winter versammelt sich hier die ganze Familie; wenn das Feuer etwas niedergebrannt ist, kauert die ganze Gesellschaft um den Tandur herum. Die Bevorzugten haben das Recht, ihre Beine in den Backofen hinabhängen zu lassen.

Die andern bedecken sie wenigstens mit einer Decke, die den Zweck hat, die Wärme des Tandurs festzuhalten.

Diese Art der Heizung, die das Zimmer selbst kalt läßt und die untern Extremitäten des Körpers zu sehr erhitzt, wird mit recht als ungesund bezeichnet. Aber da sie allgemein ist, wird wohl so bald noch nicht an einen andern Heizungsmodus gedacht werden können. Um die kältern Luftzüge zu verhindern, bringt man die Thüre nicht in derselben Richtung mit dem Tandur an, sondern in irgend einer Ecke des Zimmers.

Es muß jetzt noch von dem Brennmaterial gesprochen werden. In ganz Armenien und Persien giebt es wenig Holz; man ersetzt es durch die berühmten Brennkuchen.

Eine Hauptbeschäftigung der Frauen auf dem Lande besteht darin, sorgfältig den Viehdünger zu sammeln. Dieser Dünger wird künstlich mit der Hand geknetet und mit den kleinen Strohhalmen, den Überbleibseln beim Dreschen, vermischt. Der auf diese Weise entstandene Kuchen wird dann getrocknet, wobei er die Eindrücke der Finger, die daran gearbeitet haben, gewöhnlich behält. Die trockenen Kuchen werden in große Haufen zusammengesetzt; ist dies geschehen, so wird die Außenfläche des Haufens mit derselben Masse überzogen, wahrscheinlich um das Eindringen von Regen zu verhindern. So hat man den Brennstoff für den ganzen Winter fertig[1]).

Mehr als eine Europäerin, ja auch mehr als ein Europäer würde sich bedanken, von dem Brot zu essen, das in einem Ofen gebacken wurde, der mit solchem Material geheizt worden ist. Aber man beruhige sich! Diese Kuchen sind ein ganz vortreffliches Brennmaterial. Nach einem raschen Aufflackern, während dessen ein delikater Geruch vielleicht etwas lästig werden kann, bleibt eine glühende Masse zurück, die langsam, ohne Flamme brennt und eine große Hitze entwickelt, ohne jedoch eine Spur von Duft zurückzulassen.

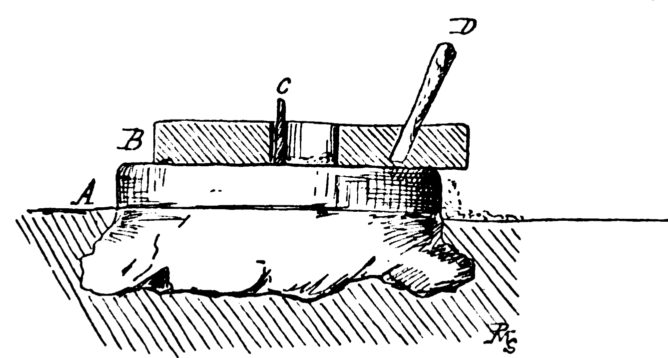
Das Brot, das in diesen Backöfen hergestellt wird, heißt in der chaldäischen Sprache „Lawasch". Es ist übrigens das Nationalbrot der Perser. Meist hat es die Form dünner Kuchen. Um es zu bereiten, breitet die Bäckerin — jede Hausfrau ist Bäckerin — den Teig mit einer Rolle aus. Dann bearbeitet sie den Teig abwechselnd mit ihren Armen. Jedesmal dehnt sich der Kuchen aus, und wenn er die gewünschte Form erreicht hat, kommt er auf ein Brett, das mit einem Griff versehen ist. Dieses Brett ist rund und entspricht der Form des Backofens. Mit diesem Brett klatscht eine andere Frau, die zum Backen bestimmt ist, kräftig den Kuchen gegen die heiße Wand des Tandurs. Das Backen geschieht schnell, ist aber gewöhnlich nicht ganz vollendet.

Dieses frische, knusperige Brot schmeckt ausgezeichnet und hält sich mehrere Tage. Bei der Mahlzeit feuchten die Perser dasselbe stark an, um es geschmeidiger zu machen; diese Kuchen erfüllen dann alle möglichen Dienste: zusammengerollt dienen sie als Löffel und um Sauce zu nehmen, ausgebreitet werden sie als Teller gebraucht, sogar die Stelle von Servietten müssen sie vertreten. Aber das so angefeuchtete Brot verliert von seinem Geschmack und wird schwer.

1) Der Leser findet die Abbildung eines solchen Haufens bei der Illustration: Unser Palais von Khatibaba.

Gewöhnlich ist das Brot sehr schwach gesalzen, wiewohl das Salz in der dortigen Gegend sehr häufig vorkommt. Die Schwestern graben das ihrige aus dem Berge, den wir zwischen Choï und Khosrawa gesehen hatten. Es ist dunkelgrün von Farbe und sehr fest und wird in rohem Zustande gebraucht. Zunächst werden die Salzblöcke in einem ausgehöhlten Stein mit großen hölzernen Hämmern klein geschlagen, worauf die kleineren Stücke gemahlen werden.

Die Mühle, die zu diesem Zwecke gebraucht wird, ist im ganzen Orient, ja bis nach Indien hin auf dieselbe Weise eingerichtet. Ein Stein A ist in dem Boden befestigt und trägt eine senkrechte Achse C. Der eigentliche Mühlstein B ist in seiner Mitte durch ein kreisrundes Loch durchbohrt, das einen Durchmesser von acht bis zehn Centimetern hat. Zwei sich gegenüberstehende Frauen drehen den Mühlstein mittels eines hölzernen Griffes D, der ungefähr in zwei Dritteln des Halbmessers nach dem Umfange zu schief angebracht ist.



Orientalische Mahlmühle.

Da die kreisförmige Öffnung in dem Mühlstein ziemlich groß ist, so geht die Umdrehung desselben etwas excentrisch vor sich, wodurch die Reibung vergrößert und ein sehr feines Salz erzielt wird.

Für Hyvernat besaß Khosrawa noch einen anderen interessanten Gegenstand, nämlich den Kirchhof. Dieser ist verhältnismäßig alt, und seine Grabinschriften in chaldäischer Sprache sind für Sprachforscher von großem Interesse. Die Gräber sind gewöhnlich sehr einfach. Die Mehrzahl haben nur einfache Steine, die wenig bearbeitet sind; einige Grabsteine haben in rohen Umrissen die Gestalt eines Widders [1]). Außer an den Jahrgedächtnissen für die Verstorbenen sind die Gräber ziemlich vernachlässigt.

Khosrawa ist der Sitz eines chaldäischen Erzbischofs, dessen Jurisdiktion sich über eine dünngesäete Bevölkerung erstreckt. Der Erzbischof Augustin Bar-Schino ist ein Einheimischer und hat seine Studien in der Propaganda in Rom gemacht. Heute ist er ein steinalter Mann. Wir fanden ihn auf einem hölzernen Bette in dem Vorhofe seiner Wohnung liegend, die ein kleines Haus aus Stampferde ist, das dazu ein ärmliches Aussehen hat. Die Unterhaltung mit ihm war kurz, da sie ihn sichtlich viele Anstrengungen kostete.

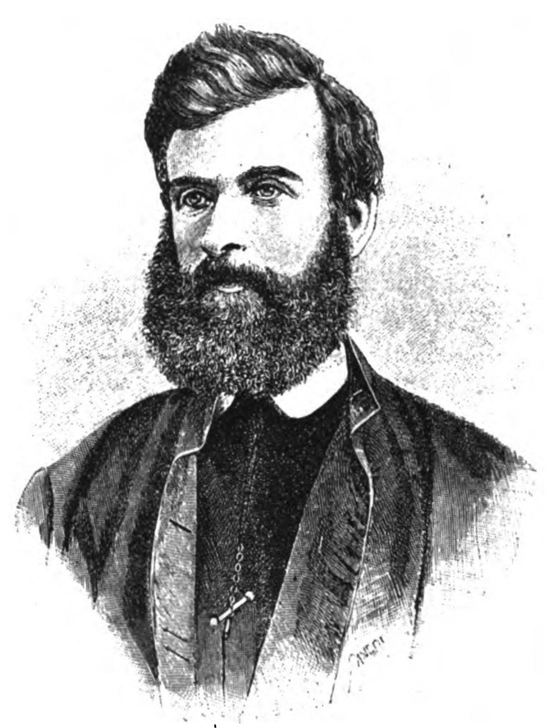
---

1) „Dieser Gebrauch, einen Widder auf das Grab zu setzen, rührt von einem alten Aberglauben her, den die Priester im Andenken an die Opfer des Alten Testamentes duldeten, der aber nichts weiter ist als ein Rest des Heidentums und der alten Liebesmahle. Die Eltern schlachten, nachdem der Tote begraben ist, auf dem Grabe einen Widder, der in der Familie verzehrt wird, wobei sie aber nicht versäumen, dem Priester, der den Toten zur letzten Ruhe begleitet hat, einen Teil davon zu schicken.“ (Texier, Arménie I. 63.) Gegenwärtig ist der Gebrauch unter den Katholiken in der Gegend von Urmia und Khosrawa aber verschwunden.

Wir machten außerdem die Bekanntschaft zweier armenischer Mechitaristenpatres, die in Savura wohnen und mit der Seelsorge ihrer in der Gegend zerstreuten Landsleute betraut sind. Ihre Arbeit bei den gregorianischen Armeniern verspricht gute Früchte zu tragen [1]).

23. September.

Heute (Sonntags) kam in dem Augenblicke, wo wir uns zum Mittagessen hinsetzen wollten, der russische Konsul von Wan hier an. Die Patres hielten ihn zum Mittagessen im Kloster. Von hier wird Konsul Kolubakin drei Tage nach Urmia reisen und dann nach Wan zurückkehren.



P. Serapion Baronian, ermordet am 4. Januar 1891.

Wir hatten zwar unsern Familien feierlich versprochen, uns keiner Gefahr dadurch auszusetzen, daß wir durch das unsichere Kurdistan reisten. Es fehlte nur ein Vorwand, um dieses Versprechen nicht zu halten, und dieser Vorwand schien in der Person des russischen Konsuls gefunden. Warum sollten wir in seiner Gesellschaft keinen Abstecher nach Wan machen und hernach unsere Reise durch Persien wieder aufnehmen? Ohne zu zaudern, baten wir ihn um die Erlaubnis, uns ihm nach Urmia anschließen zu dürfen. Morgen mittag werden wir unsere Rundreise antreten.

24. September.

Wir hatten unsere Rechnung ohne die orientalische Langsamkeit gemacht. Ungeachtet aller Anstrengungen der Patres war es unmöglich, die Reise heute anzutreten. Wir werden also in der Nacht abreisen und die achtzehn Stunden bis Urmia, so rasch es möglich ist, zurücklegen. Von dieser Stadt aus wollen wir durch die Gegend von Giaver und Albag Wan erreichen; von Wan wollen wir über Kotur nach Khosrawa zurückkehren, um dann weiter in Persien einzudringen.

1) Die Mechitaristenpatres hatten einen großen Teil der schismatischen Armenier von Malhasa zur katholischen Kirche zurückgeführt, als kurz nachher (4. Januar 1891) der Pater Baronian durch den Dolch eines schismatischen Armeniers, den er beherbergte, fiel. Was den Elenden zu dem Meuchelmord trieb, ist unbekannt geblieben. Aber da der Mörder seinem Opfer noch ein Ohr abschnitt, so muß man durch diese Verstümmelung doch ein vorher geplantes Werk erkennen. Man wird nicht fehl gehen, wenn man dasselbe den gregorianischen Armeniern zuschreibt, deren Fanatismus bekannt ist. Übrigens scheint man an der Ermordung in dem Lande Gefallen zu finden. Kürzlich ermordete ein Lehrer, der von der amerikanischen Mission zurückgeschickt wurde, die Frau eines amerikanischen Missionars.

Nathanael, der seine Familie seit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr gesehen hatte, wünschte während dieses Ausfluges in Khosrawa zu bleiben; an seiner Stelle schickte er seinen Vetter Kascha Isaak mit, einen jungen chaldäischen Priester, der in der Propaganda seine Studien gemacht hatte und ein angenehmer Reisegefährte war.

Sergius beurlaubten wir auch während der Zeit des Ausfluges, da wir mit ihm nach unserer Rückkehr abrechnen wollten.

Als Führer bei unserm Ausflug empfahlen uns die Patres einen sehr ehrenwerten Räuber a. D., Gegu mit dem Beinamen Schaudi (Räuber der Nacht). Sie erzählten uns wunderbare Sachen von ihm, und ich werde mich bemühen, im Laufe der Schilderung eine kleine Biographie dieses Ehrenmannes zu geben.

25. September.

Wir brachen um zwei Uhr des Morgens auf; ein Missionar, Massol mit Namen, in Begleitung eines Gläubigen der Mission, Juhannah von Patavur gab uns das Geleite. Juhannah ist im Lande bekannt; durch seine große Gewandtheit im Schießen hat er es so weit gebracht, daß ihn die Kurden fürchten, denen er mehrfach stark zu Leibe gerückt ist. Ihm allein verdankt es sein Dorf, daß es von den lästigen Besuchen dieser unverbesserlichen Räuber verschont bleibt.

Die Reise beim Mondenschein ist angenehm und hat etwas Phantastisches an sich, dem jedoch auch ein gewisser Zauber nicht fehlt. Auf der Höhe der Schwefelquellen von Issisu (zu deutsch: warmes Wasser) nahmen wir Abschied von Massol und setzten unsern Weg über Giavilen fort, indem wir den Ausläufer des Karabagh (zu deutsch: schwarzer Weinstock) überschritten. Von dieser Höhe hatten wir zuerst eine Aussicht auf den See von Urmia. Aber die Sonnenstrahlen reflektierten mit einer solchen Stärke auf dem Salzwasser, daß die ganze Landschaft dadurch einen harten, unangenehmen Anblick gewährte.

Der Priester in Giavilen empfing uns sehr liebenswürdig. Er ist ebenfalls ein chaldäischer, katholischer Geistlicher. Nach dem in der chaldäischen Kirche noch bestehenden Gebrauche ist er verheiratet. Da dies das erste Mal war, daß wir in das Innere eines solchen Pfarrhauses Eingang fanden, kam uns die Sache anfangs etwas eigentümlich vor. Während wir bei dem ausgezeichneten Manne speisten, kam der türkische Vize-Konsul von Urmia gerade an, ein Herr Reynard [1]).

Der Vize-Konsul behauptete, Kerim auf dem Wege begegnet zu sein; anfänglich glaubten wir es nicht, aber Gegu, der ein guter Freund Kerims ist, bestätigte die Aussage, indem er hinzufügte, daß er mit einem Mitgliede der Bande Kerims gesprochen habe. Kerim hielt uns für Russen, und ehe er wußte, daß wir unter der Führung Gegus standen, wollte er uns angreifen; aber Gegu schilderte uns als arme französische Derwische (Mönche), — meskin frengui baba derwisch — worauf der großmütige Räuberhauptmann uns in Ruhe zu lassen beschloß. Es stand also fest, daß Kerim keine sagenhafte Persönlichkeit war.

1) Dieser beschäftigte sich früher mit dem Besorgen der Höcker von Nußbäumen, die des Maserholzes wegen in der Kunsttischlerei hoch geschätzt wurden und die ehemals in Kurdistan häufig vorkamen, weshalb auch diese Leute ein gutes Geschäft machten; heute ist die Zahl sehr gesunken. Diese Leute führen übrigens ein abenteuerliches Leben, ähnlich wie die Trapper in Amerika, und werden gewöhnlich Coupeurs genannt.



Für die Reise zwischen Giavilen und Urmia ist die Karte von Kiepert sehr mangelhaft. In dem Augenblick, da wir uns dem Kuskalaburni näherten, wo eine passende Stelle war, um manches in der Kiepertschen Karte zu verbessern, wurden wir von einem schrecklichen Staub- und Sandsturm überfallen, der uns viel Schmerzen bereitete. Manchmal wollten sogar die Pferde nicht mehr vorangehen, und ein ängstliches Gefühl des Erstickens ließ uns die Minuten länger erscheinen als sonst die Stunden. Mit vieler Mühe erreichten wir Saatlui bei einbrechender Nacht. Nach der großen Anstrengung, die uns das Unwetter verursacht hatte, konnte von einer Weiterreise nach Urmia an demselben Tage keine Rede mehr sein.

26. September.

Von Saatlui nach Urmia braucht man zu Pferde vier Stunden; der Weg führt durch eine gut angebaute Gegend, der nur eine tüchtige Regierung fehlt, die dem Lande zu großem Reichtum verhelfen könnte. Wir überschritten den Naslu-Tschaï dicht neben der Brücke, die ein herrliches Muster der persischen Baukunst ist.

Die Telegraphenstangen zwischen Urmia und Tebris befinden sich nach persischer Manier genau in der Mitte des Weges. Während wir die Pferde eine Strecke im Galopp laufen ließen, verwickelte sich mein Pferd mit den Beinen in die Telegraphendrähte, die ohne Zweifel bei dem Unwetter Tags vorher zerrissen waren, und jetzt auf der Erde umherlagen; wie weder mein Pferd noch ich eine Verletzung davontrugen, konnte ich nicht begreifen. Die Drähte sind übrigens schlecht gespannt und hängen an manchen Stellen kaum anderthalb Meter über dem Boden. Tags vorher war dem russischen Konsul durch einen solch unglückseligen Draht beinahe der Kopf abgerissen worden.

Da das Haus der Lazaristen an der anderen Seite der Stadt am Wall lag, umritten wir, um dorthin zu kommen, die verfallenen Mauern dieser ehemals so berühmten, festen Stadt.

Die Missionare empfingen uns mit derselben Gastfreundlichkeit und Zuvorkommenheit wie die in Khosrawa.



Kurdischer Dolch.

Neuntes Kapitel.

Das Land von Urmia. Persien und die persische Regierung.

Urmia. Fruchtbarkeit des Landes. Der Myr-Ab und die Verteilung des Wassers. Das Gemüse und die Bäume; Bereitung der getrockneten Trauben. Der Wein von Urmia. Allgemeine Armut. Die Steuern. Art, die Beamten zu bezahlen. Die Unbeständigkeit der Amtsgeschäfte zieht das Verderben der ganzen Verwaltung nach sich und verhindert jede Besserung in den Zuständen des Landes. Fürstliche Rivalität und Schwäche der Regierung. Schwäche den Räubern gegenüber. Abhängigkeit von Rußland. Das Volk ist im allgemeinen ruhig; Redefreiheit. Seltenes Vorkommen des Geldes. Der wahre Perser ist unterdrückt. Die Dynastie der Kadscharen ist turkmenischen Ursprungs. Die Perser und ihr Charakter. Nahrung: Reis, Pilau, Kebab. Die Schafe der Perser mit den ungeheuren Schwänzen. Feldhühner. Yoghurt. Kaimak. Wohnungen. Reisen. Die Khane. Pferde, Maultiere, Esel, Kamele. Wie die Frauen reisen. Der Tschapar. Sicherheit bei der Reise in Persien.

Urmia liegt zwanzig Kilometer westlich von dem „Meer von Urmia" in einer Höhe von ungefähr 1300 Metern. Die Stadt zählt ungefähr 32000 Einwohner, die der Mehrzahl noch Mohammedaner sind.

Urmia näher zu beschreiben ist überflüssig, da alle orientalische Städte sich gleichen; wo keine öffentlichen Bauten oder Baudenkmäler vorhanden sind, die das Interesse fesseln, ist die ganze Stadt nur ein Gemisch von schlecht gehaltenen Sträßchen, die mit hohen Mauern eingefaßt sind, hinter denen sich das ganze Leben abspielt.

Das Gebiet von Urmia erfreut sich mit Recht eines guten Rufes wegen seiner Fruchtbarkeit, da die Hauptbedingung derselben im Orient, das Wasser nämlich, in Menge vorhanden ist. Zu allen Zeiten haben die Persier ein außerordentliches Talent für die Bewässerung des Landes und die klügste Anwendung des im allgemeinen seltenen Wassers gezeigt. Indes scheint es, daß sie in der Umgebung der Stadt die kostspieligen unterirdischen Kanäle nicht zur Bewässerung anwenden, die man sonst antrifft; ohne Zweifel geschieht dies deshalb, weil wegen der genügenden Wassermenge keine Notwendigkeit dazu vorhanden ist.

Die Verteilung des Wassers geschieht durch einen besonderen Beamten, der Myr-Ab (zu deutsch: Großmeister des Wassers) genannt wird.

Dieser Beamte wird durch den Vorsteher des Ortes ernannt. Unter seiner Verwaltung steht der ganze Ort, wenn dieser wichtig genug ist, oder mehrere Weiler, die an demselben Wasserlaufe liegen. In dem Gebiete von Urmia ist der Verbrauch des Wassers bis zum Anfang des Monates Mai in das Belieben eines jeden gestellt; von da an aber bewässert der eine nach dem andern sein Land. Will einer außerhalb der Reihe sein Land bewässern, so verkauft ihm der Myr-Ab dieses Recht (d. h. für das überflüssige Wasser); dieser Verkauf darf aber nur gegen Vorzeigung einer vom Ortsvorsteher unterzeichneten Anweisung geschehen. Ohne Zweifel hängt auch bei einem solchen Geschäfte viel von der Übereinkunft ab. Zuweilen erwirbt auch ein ganzes Dorf von einem oberhalb gelegenen für eine bestimmte Zeit das Recht der Bewässerung.

In den Ortschaften mit gemischter Bevölkerung ist der Freitag, der Ruhetag der Mohammedaner, den Christen überlassen, während die Muselmanen am Sonntag ihr Land bewässern.

Das Land bringt viel schönes Gemüse hervor, und der elsässische Kohl würde neben dem von Urmia keine besondere Rolle spielen. Die ausgezeichneten Melonen werden in mehreren Arten gezogen. Eine der schmackhaftesten, der Germek, ist eine gelbe, die im Juni reif wird und sich bis zum Winter hält. Die Pasteke oder Kharpus (Wassermelone) erreicht zuweilen ein Gewicht von dreißig bis vierzig Pfund; sie reift im Sommer und hält sich das ganze Jahr hindurch. Der Geschmack ist nicht besonders angenehm, aber sie ist sehr erfrischend und gesund.

Der Schammam ist eine sehr kleine Melonenart, die zwar nicht eßbar ist, die aber wegen des köstlichen Wohlgeruchs halber angebaut wird. Ihr Name findet sich häufig in den persischen Dichtungen. Die Müßiggänger vertreiben sich die Zeit, indem sie den Duft des Schammams, der von einer Hand zur andern wandert, einatmen.

Gurken und Tomaten erreichen außerordentliche Größen. Mohn, Safran, Tabak, Baumwolle bilden wichtige Gegenstände für die Landwirtschaft. Das Öl wird hauptsächlich vom Wunderbaum, von Flachs und Raps gewonnen.

Das Getreide, das durch drei Arten vertreten ist, wird sehr schön. Hafer wird nicht angebaut, sondern durch Gerste ersetzt. Reis und Hirse spielen als Nahrungsmittel eine bedeutende Rolle.

Die Zucht der Seidenraupen ist für die Kultur des Maulbeerbaumes von großer Wichtigkeit geworden.

Platanen, Weiden, Pappeln, Mastixbäume (dieser besonders in dem Gebiet von Soldus), Mandelbäume und Kastanienbäume sind sehr verbreitet; aber keiner von diesen Bäumen wächst wild daselbst; dagegen findet sich die Galleiche wildwachsend in den Bergen.

Von Obstbäumen sind Aprikosenbäume, Granatbäume, Birnbäume, Apfelbäume, Quittenbäume, Pflaumenbäume und Pistazien nebst Brustbeerbäumen am meisten angepflanzt.

Urmia ist das klassische Land der getrockneten Weintrauben. In den Dörfern sahen wir überall ungeheure Mengen Weintrauben zum Trocknen aufgeschüttet. Die gewöhnlichen Weintrauben werden ohne besondere Umstände an der Sonne getrocknet. Aber für gewisse Arten tritt ein besonderes Verfahren ein, um denselben

eine schönere Farbe zu geben. Diese läßt man längere Zeit mit der Asche von Weinreben oder gewissen Bergkräutern in Wasser kochen; die dadurch entstehende gelbe Flüssigkeit läßt man sich klären und gießt sie dann in einen neuen Kessel, wo sie ein zweites Mal zum Kochen erhitzt wird. In diese kochende Lösung taucht man nun die Trauben zum zweiten Mal aber nur einen Augenblick und breitet sie dann dünn aus, um sie an der Sonne zu trocknen. Dabei trägt man Sorge, daß alle ein gleiches Aussehen bekommen und bedeckt sie schließlich mit einer Mischung aus Erde und klein gehacktem Stroh.

Der Wein von Urmia ist wirklich vortrefflich; am meisten findet sich der weiße. Unglücklicherweise hält es sehr schwer, Wein zu bekommen, der älter als ein Jahr ist. Als Grund dafür geben die Eingeborenen zunächst die unzureichende Menge Wein an, die gezogen wird, dann aber auch die Schwierigkeiten, die sich dem Aufbewahren des Weines während der heißen Monate in den Häusern ohne Keller bieten. Diese Gründe haben zwar einige Berechtigung; aber der Hauptgrund liegt in dem unersättlichen Durste der Einwohner, die ohne Maß trinken, so lange der Vorrat eben reicht Ist dieser aber endlich zur Neige gegangen, so trinken sie Branntwein, um „das durch die Bewässerung ungesund gewordene Wasser" nicht trinken zu müssen. Dieser Branntwein ist ein ausgezeichnetes Getränk bei 35 Grad Wärme im Schatten!

Der allgemeine Gebrauch der Brennkuchen fügt selbstverständlich der Landwirtschaft durch das Entziehen des Düngers großen Nachteil zu; in der Umgebung der Städte sucht man sich durch den Gebrauch von Kompost, der aus verfaulten Pflanzen besteht, zu helfen. Diese werden sorgfältig gesammelt und dann mit Erde gemischt; nach zwei Jahren wird der Kompost dann in die Gärten gebracht. Ebenso wird die Asche als Düngmittel verwandt.

Ungeachtet aller seiner Reichtümer ist das Land dennoch arm.

Die erste Ursache dieses erbärmlichen Zustandes liegt in der Nachlässigkeit der Regierung, und dieses Laster selbst hat seinen Ursprung in den Grundlehren des Islams.

In alten Zeiten war Persien bevölkerter und auch fruchtbarer. Aber der jungfräuliche Boden ist in diesen Gegenden verschwunden; die jetzige Fruchtbarkeit ist nur ein durch den menschlichen Fleiß aufgehäufter Schatz. Eine Reihe von unglücklichen Kriegen und noch mehr eine Aufeinanderfolge schlechter Fürsten genügt, um ein Land zu entvölkern; in Persien wäre eine Entvölkerung aber gleichbedeutend mit einem Unfruchtbarwerden des Landes. Der europäische Einfluß auf die persische Regierung erstreckt sich nur auf oberflächliche Dinge, dringt aber nicht ein in die Lebensteile des gesamten Organismus, so daß alles nach der alten Manier gehandhabt wird.

Die Erhebung der Steuern geschieht durch gewissenlose Pächter. Die Steuereinnehmer werden gewöhnlich, namentlich in Kurdistan, von Soldaten des Schah begleitet. Diese quartieren sich in einem Dorfe ein und erheben dann, gleichsam als Kosten für Eintreibung der Steuern, die großartigsten Ansprüche. Dann beginnen nicht endenwollende Unterhandlungen. Während dieser Zeit erlauben sich die Steuereinnehmer und ihre Begleitung die willkürlichsten Handlungen und verzehren den Vorrat der armen Leute, die schließlich, um die Bande los zu werden, mehr bezahlen, als sie eigentlich verpflichtet sind.

Die Willkür ist dieselbe bei der Erhebung der herrschaftlichen Steuern. Mancher dieser Herren, die ich mit Namen anführen kann, erpreßt, um dem Schah 3000 Kran[1]) abliefern zu können, von seinen Untergebenen deren wenigstens 10000. Die Ernteabgaben bieten auch Gelegenheit, die armen Leute auf unerhörte Weise zu belästigen. Oft muß das gedroschene Getreide wochenlang auf dem Felde bleiben, ehe der Einnehmer kommt, den Zehnten davon zu nehmen. Während dieser Zeit ist es auf das strengste verboten, auch nur das Geringste von dem Getreide wegzunehmen. Man kann leicht erraten, welche Unannehmlichkeiten damit für die armen Leute verbunden sind. Die Kopfsteuer besteht in einer Abgabe von ungefähr fünf Kran für jeden und in der Leistung von drei Tagen Frondienst.

Die königlichen Beamten werden nicht mit klingender Münze bezahlt, sondern mit Anweisungen auf die Provinzen. Unter diesen Anweisungen beziehen sich einige auf das Land, andere auf die Rechnungen der Dörfer oder der Bezirke. Die königlichen Verwalter stellen die Steuerbeträge für jedes Dorf und jede Art der Steuern fest, indem sie für jeden Gegenstand eine besondere Aufstellung in zwei Exemplaren anfertigen. Diese Aufstellungen werden endgültig festgesetzt durch die Reys oder Bürgermeister der Orte und von ihnen und den angesehensten Einwohnern unterschrieben, worauf sie sodann zur Rechnungskammer gesandt werden. Hier kommen sie wieder heraus als wirkliche Anweisungen, die an den Vorzeiger zu bezahlen sind. Den Inhabern liegt nun die Sorge ob, sich die angewiesene Summe von dem betreffenden Dorfe zu verschaffen. Was über das Einkommen der Beamten hinausgeht, wird an die königliche Schatzkammer abgeführt. Es ist leicht begreiflich, zu welch unerhörten Mißbräuchen ein solches System Veranlassung geben muß, wo jeder Beamte, mit seinem Billet ausgerüstet, sich selbst bezahlt machen muß. Es steht ihm völlig frei, zu seinem Einkommen noch mehr von den armen Leuten zu erpressen; denn weil jeder in der ganzen Stufenleiter der Verwaltung nach Möglichkeit viel zu erpressen sucht, kann keine Reklamation etwas helfen, sondern wird spurlos durch die gleichartigen Interessen der Beamten unterdrückt.

Ich glaube, daß dieses System, wie es schon Chardin (Band V. Kapt. 8) schildert, heute noch ohne nennenswerte Änderungen im Schwunge ist. Ich hatte Gelegenheit, diese Stelle einem Unterthan Sr. Majestät des Schah vorzulesen, der nichts an der Schilderung zu tadeln fand.

Die Unbeständigkeit der Verwaltungsbeamten, der vollständige Mangel jedweder Regierungstradition sind in erster Linie die Hauptquelle dieser angeführten Übelstände. Der höchste Beamte kann seinen Kopf verlieren oder doch wenigstens plötzlich ins Elend geschickt werden. Vor der Thronbesteigung wird der Schah gewöhnlich von seinem Vorgänger argwöhnisch bewacht, von den Regierungsangelegenheiten fern gehalten und ihm so keine Gelegenheit geboten, sich genügende Kenntnisse für seinen Beruf anzueignen. Ist er nun aber Herrscher geworden, so wird er leider seinen Lieblingsweibern zu sehr überlassen, deren zerbrechliches Glück stets eine Reihe von Ernennungen neuer Beamten im Gefolge hat. Oft genug haben diese neuen Beamten kein anderes Verdienst aufzuweisen als das, daß sie mit der Favoritin verwandt sind. Fällt die Favoritin in Ungnade, so verlieren diese Beamten

1) Ein Kran soll ein Frank wert sein, gilt gewöhnlich aber nur 70—80 Centimes.

ihre Stellungen ohne jedwede Entschädigung. Jeder sucht nun von seiner Glückszeit, deren Dauer oft sehr beschränkt ist, wenigstens so viel Gewinn zu ziehen, daß er sich ein Vermögen zusammenscharrt. Diese Sorge erklärt auch zugleich den Eifer, mit dem die Beamten überall, wo es geht, Trinkgelder zu erpressen suchen. Unsere Hindernisse bei dem Zollamt in Choï waren, wie schon erwähnt, derselben Art. Die hohen Beamten verkaufen alle Ämter; ein Sohn des Schah, der zur Zeit Kriegsminister war, trieb den Handel so weit, daß er die Stellen in der Armee an den Meistbietenden öffentlich verkaufte.

So geht es in gewöhnlichen Zeitläufen. Aber die Söhne des Schah, die von seinen verschiedenen Frauen und Kebsweibern herstammen, bilden ein neues Element der Zersetzung. Da ein jeder von ihnen hofft, entweder zum Throne oder doch zu einer einflußreichen Stellung zu gelangen, so benützen sie ihre Stellungen, um sich um jeden Preis einen großen Anhang zu verschaffen; daher kommt es auch, daß bei dem Tode des Schah die Thronfolge gewöhnlich erst durch blutige Kämpfe errungen werden muß. Das alte System, das darin bestand, die Prinzen der königlichen Familie beiseite zu schaffen, war zwar barbarisch, hatte aber für das Land doch eine praktische Seite.

Man merkt bald, daß kein bestimmter Grundsatz außer dem der Bereicherung die Verwaltung leitet. Jeder Beamte ist in irgend einer Weise in sein Amt eingedrungen ohne jede Vorbereitung, bloß durch Gunst. Von ernsthaften Verbesserungen im Lande kann deshalb gar keine Rede sein. Die schönsten Vorschläge überleben selten den, der sie entworfen hat, wenn man annehmen will, was aber selten zutrifft, daß sie im Ernste gemacht wurden und nicht, um im trüben zu fischen.

Nichts ist besser im stande die Schwäche der Regierung zu zeigen, als ihr Verhalten den Räubern gegenüber.

Ein kurdischer Brigant, Hasso, Anführer einer gut organisierten Räuberbande, hat vor einigen Jahren dem ganzen Gebiete von Urmia Brandschatzungen auferlegt. Die neunzehn Kanonen von Urmia waren in Kriegsbereitschaft, die ganze Armee von Aderbeidschan rückte vor; Hasso machte sich darüber lustig. Während seine Gesellen die Truppen des Schah schlugen, kam er ruhig nach Urmia, um seine Einkäufe zu machen. Als die persische Regierung des Kampfes müde war, gab sie diesem Hasso mit seiner gnädigen Einwilligung den Titel eines Oberst und eine jährliche Pension von 11000 Kran.

Kurze Zeit nachher verheerte ein anderer kurdischer Anführer, Scheikh Mohammed Abdullah[1]) das ganze Gebiet von Urmia mit Feuer und Schwert und belagerte die Stadt. Mit ein wenig mehr Entschlossenheit wäre er Herr der Stadt geworden. Niemand war zum Widerstand vorbereitet und die Mutlosigkeit sehr groß. Ohne das mutige Vorgehen des Apostolischen Delegierten Clusel wäre die Stadt verloren gewesen. Aber Mohammedaner und Christen achteten den Delegierten wegen seiner Tugenden und seines Charakters so hoch, daß es ihm gelang, ihren Mut zu beleben, den Widerstand zu organisieren, wodurch den Truppen des Schah

1) Die Expedition Abdullahs reicht bis 1880 hinauf. Er bewohnte eine unzugängliche Gegend in dem Lande von Soldus, wo die Wege derart waren, daß nach dem Volksglauben zwei Mann eine ganze Armee aufhalten konnten. Statt einen Raubzug in Eile zu unternehmen, belagerte er Urmia zwei Monate; dadurch gewannen die Perser Zeit, ihn zu schlagen.

zur Ankunft Zeit genug zur Verfügung stand. Der Schah belohnte das Vorgehen Clusels, indem er ihn mit aller möglichen Pracht nach Teheran, der Residenz, schickte, worin bekanntlich die höchste persische Auszeichnung besteht.

Dergestalt ist die Schwäche der Regierung im Innern. Nach außen ist die politische Situation Persiens, aufgereizt durch die gegenteiligen Einflüsse Englands und Rußlands, sehr schwierig. Da England weiter entfernt ist als Rußland, ist es auch weniger zu fürchten. Gelingt es England aber, sich irgend ein Privilegium zu verschaffen, so zeigt gleich der russische Bär seine Tatzen, so daß es ihm gelingt, sich noch ein größeres anzueignen.

Zu der Zeit, als wir in Persien waren, war es England gelungen, den Karunfluß durch eine englische Schiffahrtsgesellschaft befahren zu lassen. Darüber geriet Rußland in Zorn. Als 1889 der Schah den Zaren besuchte, wurde er wie ein Knecht empfangen, mit dem sein Herr unzufrieden ist. Das Ende vom Lied war, daß der Schah von dem Zaren gezwungen wurde, einen Vertrag zu unterzeichnen, wodurch Rußland der Besitz von Chorassan für die Zukunft zugesichert wurde. Wahrscheinlich hoffte Rußland auf Unruhen, die bei dem Tode Nasr-Eddins, der am 1. Mai 1896 durch die Kugel eines Meuchelmörders fiel, entstehen würden. Übrigens machen die Russen aus ihrem Vorhaben gar kein Geheimnis. Ein hoher Beamte sagte uns: „Wir müssen Chorassan haben als Operationszentrum gegen Indien; deshalb haben wir auch die Transkaspische Eisenbahn gegen die Grenze dieser Provinz hin gebaut; in vier Jahren werden wir Chorassan in Besitz nehmen." Im November 1890 wußten die Zeitungen zu melden, daß Rußland sich die Erlaubnis zu verschaffen gewußt habe, eine Eisenbahn von Rescht nach Teheran zu bauen. „Der Schah", sagte uns derselbe Beamte, „ist nur noch ein Lieutenant des Zaren."

Ungeachtet aller dieser Mißbräuche und trotz aller Schwächen der Regierung ist das Volk im allgemeinen ruhig. Eine lange Erfahrung hat ihm die Kenntnis verschafft, daß es nur seinen Tyrannen wechselt, wenn es unter eine andere Herrschaft kommt. Von dieser Seite hat die Regierung also nichts zu fürchten, weshalb sie sich auch um die Kritiken ihrer Thätigkeit nicht weiter kümmert. In den Kaffeehäusern werden alle möglichen Nachrichten verbreitet, und die Politiker beurteilen die Regierung mit dem größten Freimute. Vorausgesetzt, daß die Unterthanen sich ruhig ihre Steuern abzwicken lassen, kümmert sich die Regierung wenig um dieselben.

Das bare Geld ist selten, namentlich auf dem Lande. Der meiste Handel ist Tauschhandel, der durch die bekannte Zahlungsunfähigkeit hervorgerufen ist. Das wenige Bargeld geht nun auch noch ins Ausland, um die von dort eingeführten Waren zu bezahlen, da die Einfuhr die Ausfuhr bedeutend überwiegt.

Nun zu den Geldverleihern. Die Seltenheit des Bargeldes und die Unbeständigkeit der Bedingungen gestatten diesen Leuten, außerordentliche Zinsfüße zu verlangen. In dem Handel schwankt der Zinsfuß von 12 bis 24 Prozent, und über diese Bedingungen weiß kaum einer etwas zu sagen. Der eigentliche Wucher nach persischen Begriffen fängt erst bei dieser Grenze an und schwankt zwischen 24 und 60 Prozent, ohne die Zinseszinsen zu umfassen, die für sich allein mit größter Genauigkeit berechnet werden.

Wir haben kaum etwas von den eigentlichen Persern erzählt. In Aderbeidschan giebt es ihrer wenige, da die Einwohner mehr ein Mischvolk von Kurden, Türken, Chaldäern und Armeniern sind, wie ja auch die türkische Sprache daselbst mehr verbreitet ist als die persische. Man kann sagen, daß das persische Element im allgemeinen unterdrückt ist. Die Dynastie der Afstkaren (Nadir-Schah) wie auch die jetzt regierende Dynastie der Kadscharen sind turkmenischen Ursprunges; aber die persische Zivilisation hat diese fremden Elemente durchdrungen, obgleich die echten Perser nur in Farsistan wohnen.

Übrigens muß man sich an das gewöhnliche Volk halten, wenn man von einer bestimmten Rasse sprechen will. Die vornehmen und noch mehr die souveränen Häuser verlieren schnell ihre Rasse durch die Heiraten mit andern Stämmen. Da die Georgierinnen lange Zeit für die schönsten Sklavinnen gegolten haben, so findet sich kaum eine einzige fürstliche Familie, die kein georgisches Blut besitzt. Die Perser, wenn man diesen Ausdruck als gleichbedeutend mit den mohammedanischen Bewohnern Persiens nimmt, sind im allgemeinen tapfer und lebhaft und zeichnen sich durch eine fruchtbare Phantasie aus; sie sind wollüstig bis zum Übermaß, und die Ehe ist bei ihnen ein ziemlich verfallenes Institut.

Selbstverständlich sind sie Fatalisten, wenn auch nicht in dem Maße wie die Türken; aber der Aberglaube ist noch sehr groß bei ihnen, und die Sterndeuter genießen bei ihnen das höchste Ansehen. Sie sind sehr verschwenderisch, und zu derselben Zeit verstehen sie auch gut zu heucheln und zu betrügen; kurz, jedes Mittel ist ihnen recht zur Befriedigung ihres Luxus. Wenn sie eine Sache wünschen und sei es von den größten Herren, verlegen sie sich auf die eindringlichsten Schmeicheleien; haben sie die Sache aber erhalten, so würdigen sie den Geber keines Blickes mehr, vorausgesetzt, daß ihnen bekannt ist, daß er nichts Begehrenswertes mehr für sie hat. Es leuchtet wohl ein, daß bei solchen Fehlern die Großmütigkeit nicht die starke Seite im persischen Charakter ist. Aber sie sind höflich und für die Fremden zugänglicher als die Türken. Betreffs der Nahrung muß man ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie sich mehr nach ihren religiösen Vorschriften richten als die Türken; ein echter Perser wird niemals mit einem Christen gemeinschaftlich speisen; hat er ihm eine Schüssel leihen müssen, so zerbricht er sie. Aber im allgemeinen kann man nicht sagen, daß Haß oder Verachtung gegen Andersgläubige mit diesen religiösen Vorschriften verbunden sind. Wenngleich die Perser auch höflich sind, so wäre es doch nicht ratsam, auf diese Höflichkeit zu große Stücke zu halten. Im Gegensatz zu der Türkei giebt es in Persien noch viele ererbte Höflichkeit[1]).

Die persische Bevölkerung teilt sich in eine seßhafte und umherziehende. Der nomadische Teil des Volkes ist der stärkere und tapfere; unter ihnen bilden die Kadscharen den wichtigsten Stamm. Die bedeutendsten Ämter gehören ihnen wie von Rechtswegen, da die gegenwärtige Dynastie aus diesem Stamm hervorgegangen ist. Die Afstkaren, die auch eine Dynastie, die des Nadir-Schah, hervorgebracht haben, wohnen hauptsächlich in Aderbeidschan.

---

1) Die Bezeichnung Mirza, die sehr häufig angewandt wird, bedeutet, wenn sie vor dem Namen steht, den Vorzug der Geburt, weshalb sie in dieser Weise auch nur bei hochgestellten Personen angewandt wird. Steht sie aber nach dem Namen, so bedeutet sie nur eine einfache Qualifikation, die gesetzeskundige Leute oder auch Schreiber besitzen.

Indessen ist die Trennung zwischen den seßhaften Persern und den Nomaden nicht streng durchgeführt, da Heiraten zwischen beiden Arten vorkommen. Wenn der Landmann sehr zurückgegangen ist, verläßt er sein Land und wird Nomade; hat er später Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, so nimmt er seine Arbeiten wieder auf.

Die Künstler in Persien sind geschickt, aber mehr Gewohnheitsarbeiter. Sie stellen ganz reizende Sachen mit unglaublich schlechten Werkzeugen her; aber wenn sie einmal ein Modell fertig haben, so wird es auch unzählige Male reproduziert.

Über die Lebensweise der eigentlichen Perser können wir aus eigener Erfahrung wenig berichten, da wir meistens bei Christen, Chaldäern oder Armeniern, logierten.

Die gewöhnlichen Speisen in Persien sind, wenn sie nicht zu oft auf den Tisch kommen, ausgezeichnet. Die Hauptrolle spielt der Reis; die Kurden ersetzen ihn oft durch die Hirse, was jedoch in bessern Häusern nicht geschieht. Man bereitet den Reis auf mancherlei verschiedene Weisen, die sich aber im allgemeinen durch die Farbe oder einige dazu gehörende Gewürze unterscheiden.

Die meist verbreitete Art den Reis zuzubereiten, ist der Pilau, dieses so ausgezeichnete und berühmte Gericht der Orientalen. Für meinen Teil kann ich versichern, daß ich keine Speise kenne, die zu derselben Zeit so einfach, so angenehm und so gut ist als gerade der Pilau. Man kann dazu nur sehr guten Reis verwenden, wie wir ihn in Europa nicht oder doch nur höchst selten zu sehen gewöhnt sind. Zunächst wird der Reis abgebrüht, um ihn zu erweichen; darauf wäscht man ihn kräftig in kaltem Wasser und läßt ihn trocknen. Auf dem Boden des Topfes, worin der Reis gekocht werden soll, liegt Fleisch, gewöhnlich Hammelfleisch. Darauf kommt nun der Reis. Auf den Reis gießt man die nötige Butter, die vorher geschmolzen worden ist. Der Topf wird gehörig geschlossen und auf ein schwaches Feuer, gewöhnlich auf glühende Kohlen gesetzt. Nachdem das Kochen beendet ist, kommen je nach den Umständen noch verschiedene Zuthaten dazu: getrocknete Aprikosen u. s. w.

Das Kochen des Pilau ist eine sehr kritische Sache, so daß der Ruf eines Koches von dem Umstande abhängt, wie er mit der Bereitung des Pilau fertig wird; unser Gegu verstand dieses Geschäft ausgezeichnet.

In dem türkischen Armenien und besonders in dem Bassin des Tigris haben wir oft den Pilau durch den Burgul ersetzt gefunden. Der Burgul wird auf dieselbe Weise bereitet wie der Pilau, nur daß man statt des Reises gewöhnlich Getreide dazu verwendet. Dieses wird zuerst abgebrüht und dann durch Stöße mit einer Holzkeule in einem Mörser geschält. Der Kebab oder Rostbraten von Hammelfleisch begleitet gewöhnlich das Gericht. Das Fleisch wird in kleine Stücke geschnitten und dann mit dem Bratspieß durchbohrt und am Feuer gebraten. Zuweilen wird das bestimmte Stück Fleisch auch ganz geröstet; aber dieses Verfahren ist deshalb selten, weil das Fleisch dann gewöhnlich nicht ordentlich gebraten auf den Tisch kommt; während es an einigen Stellen bereits verkohlt ist, sind andere noch halb roh.

Sowohl in Persien wie in Armenien giebt es ausgezeichnete Schafe. Das Fleisch derselben ist köstlich, und das tägliche Genießen desselben bringt weniger Abneigung gegen dasselbe hervor, als es bei uns mit dem Rindfleisch geschieht. Diese Schafe zeichnen sich durch ihren außerordentlich großen Schwanz oder vielmehr durch den großen Fettklumpen aus, in dem der Schwanz endigt. Dieser Fettklumpen wiegt oft 10 bis 12 Kilogramm.

Das Feldhuhn ist ebenfalls sehr häufig und sein Fleisch sehr geschätzt. Vor unseren Feldhühnern zeichnet es sich durch seine Größe aus. Auch wird viel Hühnerfleisch im täglichen Leben verzehrt; aber es ist nicht so schmackhaft wie das unserer Hühner, weshalb man seiner auch bald überdrüssig wird.

Der Yoghurt ist ein aus saurer Milch bereitetes Nahrungsmittel. Zunächst wird die Milch gekocht, und dann wird ihr, so lange sie noch lauwarm ist, ein Gärungsstoff zugesetzt, wodurch sie gerinnt und einen säuerlichen Geschmack annimmt. Im Sommer ist dies eines der gesündesten Nahrungsmittel und in der ärmsten Hütte zu haben. Der Kaymak ist eine Art Käse, der aber zu viel wohlriechende Kräuter enthält, um als wohlschmeckend gelten zu können.

Die Wohnungen sind im allgemeinen sehr einfach. Die Umfassungsmauern sind gewöhnlich aus Stampferde, die Häuser selbst meistens aus ungebrannten Ziegelsteinen errichtet. Das Hauptmaterial besteht also aus Erde, die zu der Baustelle getragen wird; das Material wird an der ersten besten Stelle gegraben. Die Maurer fügen der Erde eine gewisse Menge zerkleinertes Stroh bei, um ihr eine größere Festigkeit zu geben und die Ziegelsteine am Zerbrechen zu hindern. Die Erde wird gehörig angefeuchtet und von den Maurern mit den Füßen getreten. Darauf wird die Erde in dünne, hölzerne Formen gefüllt, die ungefähr 21 Centimeter lang, 16 Centimeter breit und 6 Centimeter hoch sind. Ist die Form gefüllt, so glättet der Maurer mit der Hand die Oberfläche und taucht dann das Ganze in einen Kübel Wasser. In diesem Wasser befindet sich zerkleinertes Stroh, das sich dann an die Oberfläche des Ziegels ansetzt. Darauf wird die Form geleert, und der Ziegel kann an der Sonne etwas trocknen. Darnach werden sie in Reihen aufgestellt, der eine gegen den andern, um völlig zu trocknen.

In der Mitte Persiens werden die Häuser oben meist durch ein Gewölbe abgeschlossen; in Aderbeidschan besteht die Decke des Hauses gewöhnlich aus einer ebenen Fläche, die von einem Gebälk aus Pappelholz getragen wird. Auf dieses Gebälk kommt ein dichtes Flechtwerk zu liegen, das dann mit einer dicken Schicht Stampferde bedeckt wird.

Die Errichtung dieser Terrassen ist die heikelste Arbeit bei dem ganzen Bau; zunächst darf sie nicht zu schwer gemacht werden, dann darf sie aber auch nicht zu viel Hang haben, weil sonst der Seitendruck auf die nicht soliden Mauern zu groß würde, und endlich müssen sie aber doch so viel Neigung haben, daß das Wasser ablaufen kann. Bei jedem stärkeren Regen muß natürlich die Terrasse leiden; auch ist sie in Wirklichkeit wohl der einzige Teil der Wohnung, der sich einer Unterhaltung zu erfreuen hat. Um das Holzwerk vor der Zerstörung durch Insektenlarven zu schützen und andere kleinere Tiere von dem Eindringen in das Dach fernzuhalten, streut man Salz auf das Gebälk und zwischen die verschiedenen Lagen der Stampferde. Wie sich dieses Schutzmittel bewährt, konnten wir nicht feststellen, wohl sahen wir es häufig in Kurdistan und Persien anwenden.

Von den Schlosserarbeiten kann nichts erzählt werden, da dieselben in den persischen Häusern unbekannt sind. Die Thüren sind sämtlich aus Holz und drehen sich um einen Zapfen, der in zwei gemachten Einschnitten befestigt ist. Der eine dieser Einschnitte befindet sich in der Thürschwelle, der andere in der Oberschwelle. Zum Schließen dient ein Drücker, der zu einem hölzernen Schlosse paßt, das zu-

weilen sehr erfinderisch und mit großer Überlegung angebracht ist. Während elegante Decken das erwähnte Flechtwerk verdecken, finden sich diese plumpen Thüren in den schönsten Häusern; man kann kühn sagen, daß sie allgemein im Gebrauch sind.

Die Einrichtung der Fenster ist sehr einfach; viereckige Stücke Papier, das mit Öl gedrängt ist, ersetzen überall die Scheiben.

Was das Mobiliar betrifft, so ist es sehr einfach; der ganze Luxus besteht aus Teppichen. In den Empfangssälen befindet sich an der Wand eine einfache Bank, die ungefähr fünfzehn bis fünfundzwanzig Centimeter höher ist als der Boden. Diese ziemlich breite Bank ist mit Kissen und prächtigen Teppichen bedeckt. Die Perser haben die Gewohnheit, an der Thüre stets ihre Fußbekleidung abzulegen; auf diesen Sitzen kauern sie mit gekreuzten Beinen und bringen den größten Teil des Tages dort zu. Die Gewohnheit, die Schuhe an der Thüre auszuziehen, ermöglicht es, die Teppiche lange Zeit zu erhalten; so sahen wir z. B. in einem Hause einen Teppich aus Chorassan, der zweihundert Jahre alt war. Es schien, als ob mit der Zeit die Farben desselben nur noch schöner geworden wären. Die Wände sind nur gekälkt und haben als Schmuck nur eine Art von viereckigen Nischen aufzuweisen. Die „modernen" Häuser fügen noch dazu als Zierde schreckliche Bilder in der Art unserer bekannten bunten Bilderbogen. Die Rauchtische und Kaffeeservicen sind dagegen durchweg elegant.

Vom Reisen ist der Perser im allgemeinen kein Freund; und nur aus geschäftlichen oder religiösen Rücksichten unternimmt er zuweilen eine Reise. Von Vergnügungsreisen, ja sogar von einem einfachen Spaziergang hat die Mehrheit des Volkes gar keine Vorstellung. In den bessern Kreisen bringen die Reisen des Schah eine andere Anschauung in diesem Punkte hervor, doch wahrscheinlich ohne besondern Nutzen; denn die Perser suchen durch ihren Aufenthalt in Europa gewöhnlich nichts weiter, als ihren angeborenen Lastern noch neue üble Gewohnheiten hinzuzufügen; gute Erfahrungen aber bringen sie gewöhnlich von einer solchen Reise nicht mit.

Früher war das Reisen in Persien bedeutend erleichtert durch das Netz der Karawanen und Khane, die Persien bedeckten. Diese Khane waren oft großartige Gebäude (zum Übernachten), die entweder der Schah oder Privatleute errichten ließen und die durch Stiftungen unterhalten wurden. Heute ist von diesen Einrichtungen kaum mehr eine Spur zu sehen.

Der Perser reist gewöhnlich zu Pferde, deren man recht gute in Persien findet. Die Pferde der Karawanen dagegen sind gewöhnlich schlechte Gänger Die Perser lassen sie zu viel und auch zu früh arbeiten. Maultiere und Esel sind auch sehr verbreitet; ein eigentümlicher Gebrauch der Perser besteht darin, diesen Tieren die Nüstern zu spalten, um das Atmen zu erleichtern. Eines der gewöhnlichsten Rachestücke, die sich ein Perser erlaubt, besteht darin, dem Esel seines Feindes die Ohren abzuschneiden. Nach der Zahl der ohrlosen Esel zu schließen, die wir sahen, muß man annehmen, daß der Perser sehr zur Rache neigt.

Die Beförderung der Waren geschieht lediglich durch Kamele, und auch die Frauen benutzen dieses Transportmittel bei etwaigen Reisen. Da diese nach den religiösen Vorschriften in der strengsten Zurückgezogenheit reisen müssen, so schließt man sie dabei in eine Art Nische ein, die Kadschawas genannt werden. Ein jedes Kamel trägt zwei solcher Nischen, die sich gegenseitig das Gleichgewicht halten.

Damen der bessern Stände bedienen sich des Luxus einer Sänfte, die getragen wird. Diese Sänften, die aber auch aufs sorgfältigste vergittert sind, werden von zwei Maultieren getragen. Vornehme Männer bedienen sich zuweilen bei ihren Reisen auch solcher Sänften, wenn sie fürchten, durch das Reiten zu sehr zu ermüden.

Eine Begegnung mit einer hohen Dame ist auf der Reise gewöhnlich eine sehr unangenehme Sache, besonders wenn diese Dame zu dem Harem des Schah gehört. Ein Kurier, der vor der Karawane herreitet, verkündet den „Kuiruk“, d. h. den Befehl, die Stellen, wo die Karawane vorbeikommt gänzlich zu räumen. Dieser Befehl muß schleunigst ausgeführt werden; früher hatten Leute, die nicht rasch genug verschwanden, von der Brutalität dieser Kuriere viel zu leiden, die mit Knütteln die Ausführung ihres Befehls ins Werk setzten.

Gewöhnlich reist man in Karawanen, indem man sich je nach dem Belieben Pferde kauft oder mietet; selbstverständlich ist es angenehmer, selbst eine Karawane zu bilden, als sich einer Gesellschaft von Kaufleuten anzuschließen. Ein Reisender, der Eile hat, kann die Postpferde benutzen und im „Tschapar“ reisen. Persien besitzt wirklich den großen Vorteil vor der Türkei, daß es ein viel besser organisiertes Postwesen als diese besitzt; mittels einer entsprechenden Abgabe ist es möglich, an jedem Posthause neugesattelte Pferde zu finden. Selbstverständlich ist es dabei, daß der Postmeister den Reisenden über die Entfernung zu täuschen sucht. Auch ist es ganz natürlich, daß er sich die erforderliche Anzahl Pferde auf die sparsamste Weise zu verschaffen sucht. Die königlichen Kuriere dagegen betreiben im großen Maßstabe das Requirieren der Pferde, wobei sie aber gewöhnlich das Zurückbesorgen derselben vergessen. — Für den Reisenden, der Eile hat und nicht viel Gepäck mit sich herumschleppt, hat das Reisen auf diese Weise Vorteile; demjenigen aber, der gerne etwas von Land und Leuten sehen möchte, ist es entschieden abzuraten.

Die Grenze ausgenommen, die oft von den Raubzügen der Kurden heimgesucht wird, ist das Reisen in Persien ziemlich gefahrlos. Ein deutscher Offizier, der längere Zeit in Persien gereist war und das ganze Land kannte, versicherte uns, daß ein Europäer, wenn er nicht gerade mit seinem Reichtume prahle und im Besitze einer guten Flinte sei, die ihm die nötige Achtung verschafft, von einem Ende Persiens bis zum entgegengesetzten reisen könne, ohne irgend einen räuberischen Überfall fürchten zu müssen.



Kurdischer Schild mit Patronentasche.

Zehntes Kapitel.

Die Missionen von Urmia. Die Umgebung der Stadt.

Die Christen des Landes. Die Armenier. Die Chaldäer; Nestorianer und ihr Ursprung. Rom und die Nestorianer. Gründung der amerikanischen presbyterianischen Mission. Herr Boré. Gebäulichkeiten der katholischen Mission. Ihre Drangsale. Herr Perkins und sein böser Einfluß. Angelegenheiten der Kirche in Ardischai. Vertreibung der katholischen Missionare. Herr de Sartiges; Mgr. Clusel und sein Ansehen. Gegenwärtiger Stand der katholischen Mission von Urmia und der amerikanischen Mission. Die Mission der englischen Episkopal-Kirche. Umgebung von Urmia. Der Bisau-Dagh und seine Traditionen. Die Kirchen und ihre niedrigen Thüren. Gie-Tape. Einige chaldäische Gebräuche. Schrecken vor den Fröschen. Die vagabundierenden, falschen Priester.

Urmia kann als der Mittelpunkt des katholischen Lebens in Persien betrachtet werden, weil hier die Lazaristen ihre bedeutendste Mission haben und auch der Apostolische Delegierte hier residiert.

Die Christen des Landes sind entweder Armenier oder Chaldäer. Die erstgenannten sind hier zu Hause, mögen sie auch in der Zahl den andern nachstehen. Die andern sind gleichsam nur verlorene Posten der chaldäischen Bevölkerung Mesopotamiens.

Diese, die schon zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Mohammedaner Nestorianer waren, mußten sich schließlich aus den Ebenen zurückziehen, um so den Verfolgungen zu entgehen. Sie fanden eine sichere Zufluchtsstätte in den Bergen von Kurdistan. Hier war es ihnen, dank ihrer sehr hierarchischen Organisation und ihrer Anhänglichkeit an ihr religiöses Oberhaupt möglich, ihre Religion und ihre nationale Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten. Ihr religiöses Oberhaupt, ihr Katholikos, wohnt in den unzugänglichen Klüften des Zab.

Ein Teil dieser nestorianischen Chaldäer überschritt die Grenzscheide der Gebirge und breitete sich auf der persischen Hochebene aus, namentlich in dem westlichen Teile von Aderbeidschan.

Von Rom aus hielt man immer ein Auge auf die Bevölkerung, die durch das nestorianische Schisma[1]) sich von Rom getrennt hatte.

Während langer Zeit war die Vereinigung schier unmöglich. Wenn man eine solche bewerkstelligen wollte, war man wegen der hierarchischen Organisation dieser Völker in Rom an einen bestimmten Plan gebunden; man mußte zunächst einige Bruchstücke dieses Volkes zu gewinnen suchen, um auf diesem Wege zu den Häuptlingen desselben zu gelangen; dann mußte man diese zu vereinigen suchen, um so auf die Masse des Volkes einen Eindruck machen zu können.

Die Sorge, die Häuptlinge zu gewinnen, war es, die Rom veranlaßte, seine Thätigkeit in dem Becken des Tigris und des Zab, wo die Dominikaner schon länger als ein Jahrhundert wirkten, zu konzentrieren, Deshalb blieben auch die persischen Chaldäer für eine Zeitlang außerhalb der direkten Thätigkeit der Mission von Mosul; gewisse indirekte Anregungen kamen ihnen doch auch noch durch die Mission zu gute, wie die Rückkehr der Einwohner von Khosrawa zur katholischen Kirche gezeigt hat.

Und gerade diese Isolierung war es, die der American board of Commissioners for foreign missions[2]) veranlaßten, eine presbyterianische Mission in Urmia zu gründen. Die ersten Missionare ließen sich daselbst im Jahre 1835 nieder.

Ungefähr in derselben Zeit kam ein Katholik dazu, der damals noch Laie war, Herr Boré, bei der Gelegenheit, als er im Auftrage der französischen Regierung eine wissenschaftliche Reise dorthin unternahm, aus eigenem Antriebe in mehreren Städten Persiens Privatschulen zu gründen.

Die Gründung der protestantischen Mission war für die Katholiken eine bedenkliche Thatsache. Schon in Hinsicht auf den Glauben konnten sie nicht mit Vergnügen zusehen, wie sich neben ihnen Missionare niederließen, die in ihrem Christentum immer mehr zu einer dogmatischen Anarchie neigten.

Auch hinsichtlich der bereits gewonnenen Stellung und der bereits durch die Thätigkeit der Missionare erschienenen Früchte bedeutete die Gründung dieser genannten Mission für die Katholiken eine Gefahr. Mit Rücksicht auf die eigentümliche Lebensweise der Nestorianer konnten die neuen Missionare nicht auf einen Bruchteil der Nation einwirken, ohne sich an die ganze Nation zu wenden, und ihre Thätigkeit selbst, wenn sie auch nicht von feindseligen Gesinnungen gegen die Katholiken getragen war, konnte nur diesen empfindlich schaden.

Es war deshalb unerläßlich, in Persien eine Mission zu gründen selbst auf die Gefahr hin, die Mission in Mesopotamien ihrem Schicksal überlassen zu müssen und die Existenz der katholischen Gemeinde in Salmas und einiger kleinerer Niederlassungen von Katholiken in der Umgegend von Urmia in Frage zu stellen.

---

1) Bekanntlich drehte sich die Grundlehre des Nestorius um das Geheimnis der Menschwerdung; er lehrte, in Christo seien zwei Personen, leugnete also die hypostatische Union der menschlichen Natur mit der göttlichen zu einer göttlichen Person. Nach seiner Lehre sei Christus nur Mensch, in dem der Sohn Gottes seine Wohnung aufgeschlagen hat. Nach dieser Irrlehre dürfte man also nicht mehr sagen, daß Gott für uns gestorben sei, daß Maria die Mutter Gottes sei etc. Diese Irrlehre wurde auf dem Konzil zu Ephesus 431 verworfen.

2) Gesellschaft für fremde Missionen.

Herr Boré, der schon in Urmia und Salmas Schulen gegründet hatte, beschäftigte sich mit dieser neuen Gründung. Dank seinen Bemühungen kamen 1840 die ersten Lazaristenmissionare an. Sie ließen sich in Urmia und 1841 in Tebris nieder und übernahmen später auch die Leitung der Schule, die Boré in Ispahan gegründet hatte.

Bald begannen auch für die Missionare Drangsale, die durch die schismatischen Armenier verursacht wurden, die an dem russischen Gesandten, dem Grafen von Medem, eine kräftige Stütze fanden.

Dieser benutzte seinen großen Einfluß, um die persische Regierung zu veranlassen, einen Firman zu erlassen, der jegliche Bekehrungsversuche untersagte. Jeder Fremde, der dabei betroffen wurde, hatte unnachsichtlich die Ausweisung aus dem Lande verwirkt; jeder Einheimische wurde mit körperlichen Züchtigungen und einer Geldbuße bestraft. Der Firman hatte sogar rückwirkende Kraft, wodurch einer der katholischen Missionare, Fournier mit Namen, des Landes verwiesen wurde.

Wiewohl der Firman in seinen Bestimmungen allgemein gehalten war, fand er doch nur Anwendung auf die katholischen Missionare. Die Amerikaner in Urmia wurden niemals davon betroffen und setzten ruhig ihre Bekehrungsversuche fort. Die Lazaristen — zwei Missionare und ein Laienbruder machten damals die ganze Mission aus — begaben sich indes mehr oder weniger offen wieder an ihr Werk. Ungeachtet ihrer kleinen Zahl und ihrer geringen Hilfsmittel kamen sie bald dazu, im Jahre 1843 eine ganz kleine Kirche zu bauen. In derselben Zeit vergrößerte und erweiterte sich auch ihr Einfluß ganz bedeutend.

Es ist möglich, daß die amerikanische Missionsgesellschaft anfänglich nur ihr Werk lediglich aus Bekehrungseifer gegründet hat, ohne eine feindselige Absicht gegen die Katholiken und ohne zu wissen, daß sie damit notwendigerweise in die Rechte der Katholiken eingriff, die mit ihrem Schweiße und selbst mit dem Blute ihrer Missionare das Land bereits gedüngt hatten.

Aber nachdem einmal die Mission gegründet war, mußte das Verhältnis durch die Lage der Dinge zwischen den Vertretern der beiden Konfessionen notwendigerweise ein gespanntes werden.

Um zu verhindern, daß aus den getrennten Brüdern feindliche Brüder würden, wäre von beiden Seiten eine mehr als außerordentliche Klugheit erforderlich gewesen. Leider zeigte aber der Gründer der amerikanischen Mission, der hochwürdige Perkins, von Anfang an eine grausame Feindseligkeit gegen die Katholiken. Die Feindseligkeit fand Nahrung an der tiefen Unwissenheit, die Perkins in allen Fragen, die die Katholiken betrafen, an den Tag legte, und schien bald eine seiner fixen Ideen zu werden.

Man muß bedauern, auf jedem Tritte dieses Mannes den Spuren seiner Abneigung gegen die Katholiken zu begegnen; um so mehr aber wird man erstaunen, wenn die Amerikaner noch den Mut haben, sich den Ruhm zuzuschreiben, immer gerecht und offen ihren Gegnern gegenüber gewesen zu sein.

Es liegt zwar nicht in unserer Absicht, die alten Geschichten wieder aufzuwärmen. Aber das Buch des Perkins [1]) über die Mission in Persien ist zur Zeit

1) A Residence of eight years in Persia among the Nestorian christians.

viel gelesen worden. Um den Leser in den Stand zu setzen, sich über den kritischen Wert dieses Buches ein Urteil zu bilden, sollen einige Stellen aus dem Machwerke angeführt werden.

Für den hochwürdigen Perkins besteht zwischen dem Papst und dem Antichrist kein bemerkbarer Unterschied. Er wagt kaum von dem Papst zu sprechen, ohne sein Gewissen durch einige Stoßseufzer zu beruhigen, die so ziemlich denselben Inhalt haben, nämlich: „Thou enemy of all righteousness“ (Du Feind aller Gerechtigkeit).

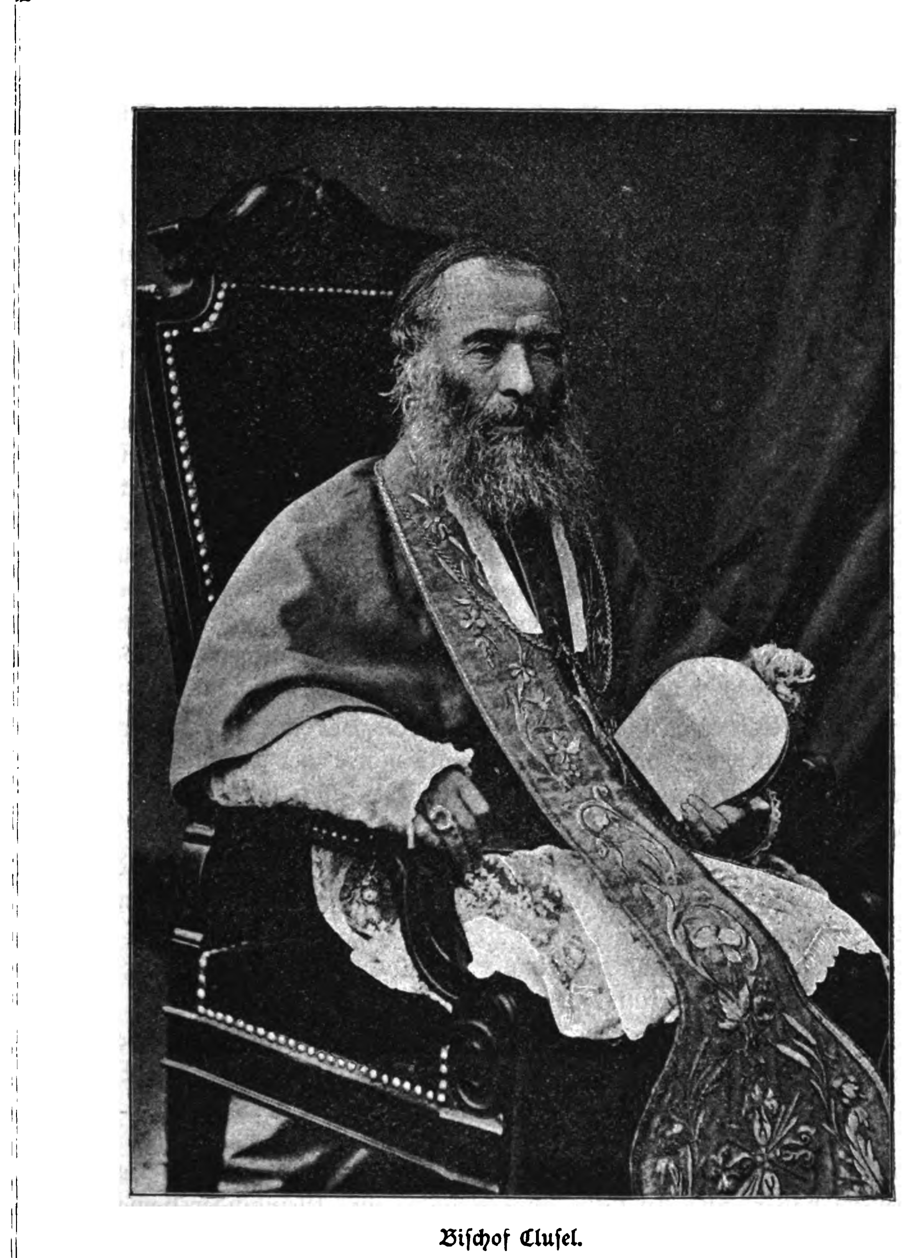
Da Perkins in solchem Tone sich ergeht, ist es nicht zum Verwundern, daß er auch an der „jesuitischen Krankheit“ leidet. Diese „Söhne der Finsternis“ hatten niemals etwas mit den Nestorianern zu schaffen; aber Perkins leidet an der Sucht, auf jedem Schritt und Tritt Jesuiten zu wittern. Boré, der wie schon erwähnt worden ist, damals noch ein Laie war (er trat erst 1854 in den Lazaristenorden ein), ist für ihn ein Jesuit, ein „child of the devil“ (ein Kind des Teufels) (Seite 396).

Weiter erzählt er, wie Gesandte des Papstes — selbstverständlich sind es immer Jesuiten — Mar Schimun, dem nestorianischen Patriarchen, das Anerbieten gemacht haben, Nestorius heilig zu sprechen, — einen von der Kirche feierlich verworfenen Irrlehrer, — wenn der Patriarch die Oberherrschaft Roms anerkennen wollte.

Diese Stellen, die nicht einmal die schlimmsten sind, zeigen aufs deutlichste, zu welch traurigen und zugleich lächerlichen Verirrungen die Leidenschaft führt, namentlich wenn sie auf die Unwissenheit gepfropft ist wie bei Mr. Perkins.

Diese Stellen erlauben auch die Annahme, daß Perkins der erwähnten Verkündigung bezw. dem Erlasse des königlichen Firmans nicht fremd gegenüberstand, zumal er es anzulegen wußte, seine Mission sogar noch unter den Schutz der Maßregeln zu stellen, die der Firman enthielt. Hier kann man auch und ganz gewiß mit allem Rechte das Sprichwort anwenden: Is fecit cui prodest.

Unglücklicherweise ließ es Perkins bei diesem traurigem Kampfe nicht einmal bewenden. Er erhielt Kenntnis von der Wiedererbauung einer Kirche der Katholiken in Ardischai, und die Folge davon war, daß er dem Bischof des Ortes einen Prozeß aufhalste. Der Prozeß wurde zweimal zu Gunsten der Katholiken entschieden. Damit war Perkins aber nicht zufrieden, sondern ließ die Erkenntnisse aufheben und die Sache in Teheran anhängig machen. Er selbst begab sich dorthin und durch die Unterstützung des russischen Gesandten, eines geschworenen Feindes der Katholiken, brachte er es dahin, daß die Katholiken verurteilt wurden und ein Firman gegen sie erlassen wurde. Die Immobilien der Mission in Urmia wurden durch die Umsicht eines Katholiken von Tebris gerettet, der dieselben vor der Bekanntmachung des Firmans erwarb. Der eine der Missionare, Darnis mit Namen, wurde ausgetrieben. Dem andern, Clusel, gelang es, sich zu verbergen; durch die Unterstützung eines Missionars, der während des Prozesses angelangt war und deshalb keine Erwähnung in dem Firman gefunden hatte, konnte er noch, wenn auch mit tausend Schwierigkeiten, einigen Einfluß auf die Katholiken ausüben. Dieser Zustand der Ächtung dauerte bis zur Ankunft des Herrn von Sartiges, der im Auftrage der französischen Regierung eine diplomatische Mission nach Teheran unternahm. Dieser sorgte, daß den Missionaren keine weitere Beschränkungen auf-



Bischof Clusel.

erlegt wurden; aber die Kirche in Ardischai wurde den Katholiken erst im Jahre 1866, also zwanzig Jahre später zurückgegeben. Damit war auch die Zeit der größten Schwierigkeiten glücklich zu Ende.

Übrigens kann man die Amerikaner, wie geartet sie sonst auch immer sein mögen, für das Verfahren Perkins' nicht verantwortlich machen; auch scheint sich seine Anschauung nicht auf seine Nachfolger vererbt zu haben; aber Fälle solcher Art stempeln schließlich ein ganzes Unternehmen zu einem tendenziösen, und der Einfluß solcher Handlungen läßt sich oft noch lange Zeit bemerken.

Wenn man solche Thatsachen weiß, macht es einen höchst komischen Eindruck, wenn man liest, wie Perkins die Rolle eines von Wölfen umgebenen Schafes spielt.

Was die von Perkins gegen Mgr. Clusel, damals noch einfacher Missionar und später Apostolischer Delegierter, erhobenen Beschuldigungen betrifft, so werden diese, nach dem was oben von dem Reverend erzählt worden ist, wohl samt und sonders hinfällig, so daß auch ein näheres Eingehen darauf nicht nötig erscheint. Im übrigen haben wir zur Rechtfertigung Clusels die Thatsache, und dabei muß noch betont werden, dies geschah in einer Stadt, die zu drei Vierteln von Mohammedanern bewohnt ist, und in einem Lande, wo das Christentum verachtet ist, daß Clusel es dahin brachte, daß er von allen geachtet ward; ja man erzeigte ihm wahrhaft fürstliche Ehren. Wenn er Urmia verließ, schien das Ehrengeleite, dem sich anzuschließen die Mohammedaner für eine Ehre hielten, eines Fürsten würdig. Kehrte er zurück, so schickte ihm der Gouverneur eine oder zwei Meilen vor die Stadt eine Ehreneskorte entgegen. Bei seinem Tode überstiegen die Begräbnisfeierlichkeiten alles, was man bis dahin in dem Lande gesehen hatte.

Unter einer Regierung wie in Persien, wo die Beamten nur zu stehlen verstehen, kam es zuweilen vor, daß die Gouverneure von Clusel Geld liehen, wenn sie in Not waren, und wie man erzählt, erstatteten sie es auch wieder, was doch bei solchen Beamten viel bedeutet.

Für denjenigen, der die Verhältnisse des Orients kennt, genügt diese eine Thatsache, vorausgesetzt, daß sie wahr ist, als Prüfstein für den moralischen Einfluß, den Clusel erreicht hat.

Gegenwärtig ist die Mission von Urmia beträchtlicher und blühender; sie wird von fünf Missionaren und sieben Barmherzigen Schwestern geleitet.

Die Kirche ist, wenigstens für den Orient, ein bemerkenswerter Bau. Das Kollegium zählt hundert Schüler, wovon sich jedes Jahr zwölf auf den Eintritt in das Seminar in Khosrawa vorbereiten.

Die Mission unterhält ungefähr fünfzig Waisen und bringt auch noch die Unterhaltungskosten für fünfundvierzig Dorfschulen in der Ebene von Urmia auf. Die Schwestern haben eine Apotheke, eine Schule, eine Kleinkinder-Bewahranstalt und besuchen auch noch die Kranken in den Häusern.

Um die zwölf Europäer am Leben zu erhalten, ferner um die Lehrer von Urmia zu besolden, die Waisen zu erhalten, dazu noch fünfzig eingeborene Priester, um die Kosten für die Apotheke und fünfundvierzig Schulen außerhalb der Stadt aufzubringen, empfängt die Mission in Urmia von dem Verein zur Verbreitung des Glaubens jährlich 15500 Francs: Österreich liefert als Meßstipendien ungefähr

dieselbe Summe, die hauptsächlich dazu bestimmt ist, den einheimischen Klerus zu unterhalten.

Khosrawa mit allen seinen Anstalten empfängt auch jährlich 15000 Francs. Diese Summen, zu denen ab und zu irgend ein freiwilliges Almosen eines hochherzigen Menschen kommt, sind im Vergleich zu den Summen, welche die amerikanische Mission verschlingt, unbedeutend zu nennen. Die Bankiers von Tebris bezahlen jährlich an diese Mission hunderttausend und, wie man uns erzählte, auch wohl 150000 Francs.

Ungeachtet dieser ungleichen Verteilung der Hilfsmittel, und obwohl die amerikanische Mission einen viel vornehmern Anstrich als die der Lazaristen hat und ihre Mittel größer sind, konnten die Amerikaner 1890 doch nur 2127 Kommunikanten aufweisen.

Die katholische Bevölkerung der Lazaristenmission in Urmia und Khosrawa beträgt 8974 Seelen. Diese Bevölkerung besteht zum großen Teile aus den zur katholischen Kirche zurückgekehrten Nestorianern. Die nestorianischen Priester sind im allgemeinen sehr unwissend und fallen, wenn sie sich bekehren, gewöhnlich der Mission zur Last, da sie zu einem ordentlichen Dienste unfähig sind.

Dank ihrer Isolierung und ihrer Hierarchie, und man möchte auch sagen, Dank ihrer Unwissenheit, die sie instinktiv und ohne Unterscheidung alles von ihren Vorfahren Überkommene festhalten ließ, haben sie ihren Glauben unversehrt erhalten bis auf die Punkte, die sie von der katholischen Kirche trennen. Ihre Unwissenheit ist staunenerregend.

Nicht ein einziger Nestorianer, selbst ihr Patriarch nicht, besaß im Jahre 1830 eine vollständige Bibel. Sie wären früher schon leicht zur katholischen Kirche zurückgekehrt, wenn die Frage um das erbliche Patriarchat nicht bestände, das Rom aber durchaus nicht zugestehen kann.

Heute wird, je weiter man geht, das Werk der Katholiken unter den Nestorianern immer schwieriger. Perkins' Thätigkeit hat Spuren hinterlassen. Die von ihm bis zum Übermaß verbreiteten Verleumdungen haben viel Vorurteile und Haß erzeugt.

Zudem bietet das Vorhandensein der zwei Missionen, der katholischen und der protestantischen, eine schwierige Probe für die Charaktere Außerdem, daß die amerikanische Mission in Betreff des Glaubens volle Freiheit läßt, ja sogar den Unglauben begünstigt, gewinnt sie auch die Nestorianer leichter dadurch, daß sie ihnen materielle Vorteile bietet und sie veranlaßt, ihre Lebensweise nach den erhofften Vorteilen einzurichten. Die darauf spekulieren brauchen an der Pforte der Lazaristen nicht anzuklopfen, bei denen überhaupt das Geld rar ist und Ausgaben nur für die wichtigsten Sachen gemacht werden können.

Trotzdem die Lazaristen ein armseliges Leben führen, da sie kein Gehalt beziehen und ihre Einrichtungen so armselig sind, so haben doch die europäischen Traditionen eine Ordnung, eine Organisation, eine bis ins Kleinste gehende Sorge in der Mission eingeführt, die sie über alle andere Einrichtungen im Lande weit hervorhebt. Darin liegt aber auch zugleich eine unabwendbare Gefahr; nämlich die Gefahr der Eifersucht und auch die der Einbildung, daß hinter den Mauern der Mission große Reichtümer aufgespeichert liegen müssen.

Für die Lazaristen ist zwar jetzt die Gefahr auf das Minimum zurückgeführt. Aber es liegt auch zugleich das Geheimnis darin, weshalb die amerikanische Mission so wenig Erfolge aufzuweisen hat. Ohne Zweifel liegt ein Hauptgrund in der dogmatischen Anarchie, die so viele Credos als Missionare hervorbringt; ein anderer Grund, der nicht viel weniger schwerwiegend ist, besteht in dem Mangel an jedem moralischen Einfluß. Die amerikanischen Missionare sind auf das herrlichste eingerichtet, haben Familien und beziehen ein Einkommen von 600 bis 800 Toman [1]), die bei der Geldkalamität in Persien einen entschieden höheren Wert haben; bei der Geburt eines jeden Kindes erhalten sie eine Prämie; sie bleiben eine Zeit lang in Persien und erhalten später in Amerika eine gute Stelle; in ihrem Benehmen ist durchaus nichts Geistliches zu erkennen. Alle diese Umstände tragen dazu bei, diesen Missionaren mehr das Ansehen menschenfreundlicher Arbeiter zu geben als das von Missionaren, die einem höheren Rufe folgen, der das Opfer der irdischen Zukunft und der Annehmlichkeiten des Lebens verlangt. Deshalb führt auch ihr Einfluß in religiöser Hinsicht, anstatt etwas Positives zu leisten, zu den traurigsten Ergebnissen; er erzeugt nach und nach Gleichgiltigkeit und Unglauben.

Ich will hierbei weder die gute Absicht der Missionare, noch ihr Verdienst oder ihre Hingebung verkennen; ich erwähne nur die Thatsachen, wie sie sich dem unbefangenen Beurteiler vorstellen.

In rein humaner Hinsicht hat die amerikanische Mission etwas sehr Gutes geleistet, und wenn sie es auch nur durch ihre Mäßigkeitsvereine fertig gebracht hat, nämlich die Verminderung der Trunksucht, dieses in dem Gebiete von Urmia so allgemein verbreiteten Lasters.

Heute sind die amtlichen und äußern Beziehungen zwischen den Missionen der Lazaristen und der Amerikaner ziemlich gut. Sie empfingen uns sehr liebenswürdig in ihrem schönen Gebäude. Bei genauer Prüfung merkt man aber trotzdem immer noch den Einfluß der Traditionen Perkins'.

Im einzelnen kann die von den Amerikanern angewandte Taktik, um die Nestorianer [2]) zu gewinnen, nicht hier angeführt werden. Im allgemeinen aber verfahren sie so: Die religiösen Irrtümer der Nestorianer werden von den Amerikanern schlau benutzt, sie beginnen damit, daß sie sich als Geistesverwandte der Nestorianer aufspielen und die Reinheit ihrer Lehre bewundern, die gleich ihnen den Papst nicht anerkennen und der allerseligsten Jungfrau Maria gegenüber ähnliche Stellungen einnehmen. Nach und nach machen die Amerikaner dann einen Angriff auf den Aberglauben der Nestorianer, der übrigens sehr verbreitet unter diesen ist, und suchen so langsam ihre Religion an den Mann zu bringen.

Heute verfahren sie dabei mit einer gewissen Langsamkeit, denn die Eile, mit der sie anfänglich das Missionswerk betrieben, ist ihnen teuer zu stehen gekommen. Im Juni 1844 hatten sie in einer nestorianischen Synode den Bischöfen und Vor-

1) Ein Toman ist zehn Kran = 6,20 M.

2) „Wir legen es nicht darauf an, die bestehende Kirchenverfassung der Nestorianer umzustoßen oder irgend andere Neuerungen bei ihnen einzuführen, außer denen, welche unfehlbar aus allgemeiner Bildung und fleißigem Bibellesen hervorgehen." (Z. D. M. G. 847. — Brief des D. T. Stoddard an den Professor Bernstein.) Diese „Kirchenverfassung" der Nestorianer ist aber doch bei weitem noch keine presbyterianische.

nehmen den Vorschlag gemacht, ihr altes Gepäck einfach über Bord zu werfen und die reine und einfache Lehre des Presbyterianismus anzunehmen. Aber die Versammlung war noch nicht reif für einen solchen Entschluß Die Nestorianer quittierten diesen Vorschlag damit, daß sie die Versammlung im Zorne verließen, um sich auf die Schulen und Gebäude der amerikanischen Mission zu stürzen und diese zu plündern[1]). Von da an geht man seitens der Amerikaner langsamer und vorsichtiger zu Werke.

In den letzten Jahren ist nun noch, um die Verwirrung auf das höchste zu steigern, eine englische Mission hinzugekommen. Da sie den Nestorianern eine hierarchisch eingerichtete Kirchenordnung bietet, hat sie viele Aussichten, unter den Nestorianern Anhänger zu gewinnen. In politischer Hinsicht hat sie ebenfalls manches erreicht. Bis dahin vertraten die Amerikaner die englischen Interessen in Urmia. Nachdem aber einmal echte Engländer daselbst wohnhaft waren, bekümmerte sich England nicht mehr um die Amerikaner, deren Glücksstern damit erlosch.

Indes ist diese Mission noch im Werden. Die Mitglieder derselben gehören zur englischen Hochkirche, to the very high church (zu der wahren Hochkirche). Es ist darum ungemein komisch, wenn man sieht, mit welchem Eifer sie irgend einen katholischen Gebrauch ergreifen und sich der römisch-katholischen Kirche anzubequemen suchen. Ob sie jemals dahin kommen werden, einzusehen, daß, wenn ihre Vorfahren diese ehrwürdigen Gebräuche nicht verlassen hätten, die diesen das Zeichen der römischen Suprematie waren, sie dieselben nicht wieder aufzunehmen brauchten, wodurch sie doch bei einigem Nachdenken zur Einheit mit Rom gelangen müssen? Für viele von ihnen darf man diese Hoffnung hegen; denn ihre liturgische Entwickelung ist meistens von gewissenhaften Studien begleitet.

Die Beziehungen zu den Lazaristen lassen an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig; auch uns empfingen die Engländer mit der größten Liebenswürdigkeit und bereiteten uns einen vergnügten Abend. Der russische Konsul ist, schon durch seine amtliche Stellung, ihr größter Feind.

Die Hochkirchler haben sich stets bemüht, den katholischen Glauben in keinem Punkte anzugreifen. Aus guter Quelle erfuhren wir, daß ihr Katechismus ein genauer Auszug eines unvollständigen katholischen Katechismus ist; sie haben ihn sogar dem Apostolischen Delegierten übersandt.

Was für eine Zukunft mag dieser Mission beschieden sein? Es ist sicher, daß sie bei ihrer täglichen Arbeit mehr oder weniger bedeutend in Wettbewerb mit der katholischen tritt. Sie hat aber wenigstens den Vorteil, den Nestorianern ein Christentum zu vermitteln, das bei all seinen Mängeln doch noch solid ist[2]).

---

1) Hierbei muß man bemerken, daß zu dieser Zeit die katholische Mission aufgelöst war und die Missionare in der Verbannung lebten. Deshalb hatte Perkins auch unrecht, wenn er diese für den erwähnten Aufruhr und die Zerstörungen verantwortlich machte.

2) Nach unserer Abreise haben die Engländer unklugerweise bei den Nestorianern den englischen Einfluß zu sehr in den Vordergrund gedrängt und Versprechungen der Unabhängigkeit durchblicken lassen, worauf ihnen seitens der Türken, wahrscheinlich durch russischen Einfluß, der Aufenthalt untersagt worden ist. — Die Mission zu Urmia haben sie durch die Gründung eines Hauses der Schwestern von Bethanien ergänzt, eine genaue Nachahmung der katholischen Einrichtungen.



Nachdem wir die Missionen besucht hatten, blieb uns noch übrig, unsere Kenntnis des Landes zu vervollkommnen; bei unserer knapp bemessenen Zeit war das Einfachste, einen Ausflug zu veranstalten, der uns einen Blick über das gesamte Gebiet von Urmia gestattete. Als Ziel dieses Ausfluges kam naturgemäß der Bisau-Dagh (Kalbsberg) zunächst in Betracht.

28. September.

Etwas nach sieben Uhr des Morgens brachen wir auf. Der genannte Berg oder um der Wahrheit die Ehre zu geben, dieser felsige Hügel, erhebt sich isoliert am Rand der Ebene, an dem Ufer des Sees, den er um ungefähr hundert Meter überragt.

Von Urmia aus ist zu Pferde in ungefähr zwei Stunden ein kesselförmiges Thal, von Felsen eingeschlossen, zu erreichen, das ungefähr im halben Abhang des Berges liegt. Dort entspringt eine kleine Quelle, die von einem Busch wirklicher Bäume beschattet wird, die freilich hier von Gottes Gnaden wachsen, nicht durch die Fürsorge der Menschen Man muß in jenen Ländern gewesen sein, um die Poesie eines ästigen Baumes und den Zauber eines grünen Domes überhaupt verstehen zu lernen.

Während wir die Sache betrachteten, langte eine stattliche Schar Reiter an. Es war der Paraschbachi, der erste Diener oder Hausmeister des Gouverneurs. Dieser ist eine wichtige Persönlichkeit, weshalb ungefähr zwanzig Reiter ihn begleiteten. Der Paraschbachi machte eine Vergnügungs-Pilgerreise zu einem noch höher gelegenen Felsen, der das rechte Ufer des Baches beherrscht.

Dieser Felsen ist heilig, denn Ali ließ daselbst den Eindruck seiner Hand zurück. Deshalb kommen die Schiiten häufig hierher, um diesen heiligen Ort zu verehren. Auch behauptet man, daß sich mehrere Legenden von Zend-Avesta an diesen Berg knüpfen.

Wir unterließen den Besuch des heiligen Ortes, um den Gipfel des Bisau-Dagh zu ersteigen, was nicht ohne Schwierigkeiten geschah.

Die Aussicht daselbst ist wunderbar schön. Von einer Seite scheint die Sonne auf die metallisch-glänzende Oberfläche des Wassers; von der andern Seite macht die Ebene von Urmia den Eindruck eines orientalischen Teppiches, wo die Oase von Bäumen, die Weinstöcke, die bebauten und die brachliegenden Felder und die Sandhaufen Zeichnungen bilden, deren Töne in einer merkwürdigen Harmonie mit einander stehen. Dazu kommen noch die im Westen die Ebene abschließenden Berge von Kurdistan mit ihren scharfen Einschnitten und bläulichen Reflexen.

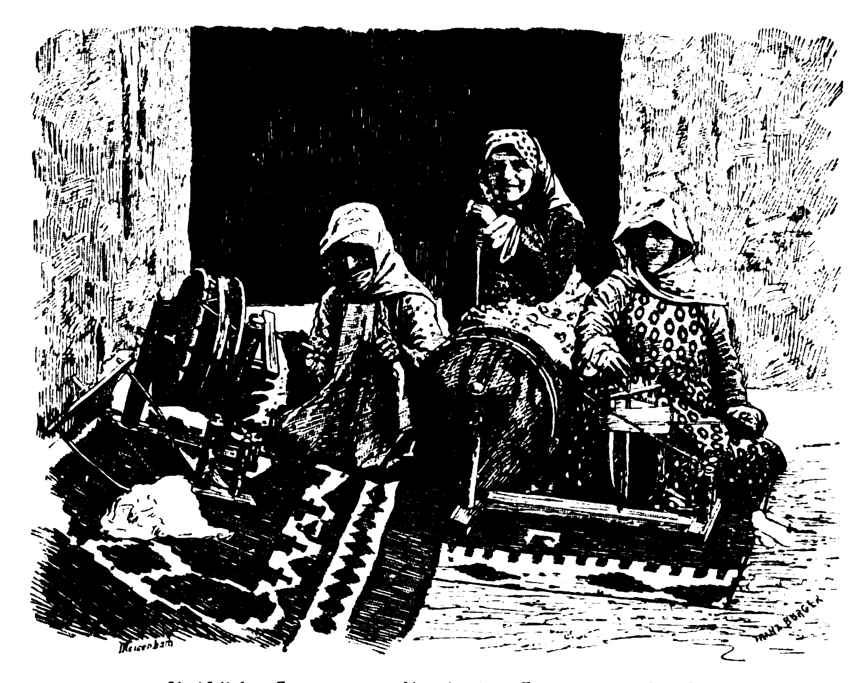
Von der Höhe des Berges war es uns möglich, verschiedene Irrtümer in der Kiepertschen Karte bemerken zu können.

Zurückgekehrt zur Quelle, fanden wir die muselmännische Gesellschaft im Begriff zu speisen. In liebenswürdiger Weise boten sie uns von ihrem Thee an, wodurch eine längere Unterhaltung hervorgerufen wurde. Unsere Instrumente, (Barometer Fernrohre etc.) reizten die Neugierde sehr und waren oft der Gegenstand sehr bizarrer Bemerkungen.

Anstatt auf geradem Wege nach Urmia zurückzukehren, machten wir einen längern Umweg, um eine alte Kirche zu besichtigen, die den Namen der Apostelfürsten Petrus und Paulus trägt, die aber im Grunde genommen nichts Interessantes bot.

Alle Kirchen des Landes sind arm, und man muß schon zufrieden sein, wenn sie nur einigermaßen reinlich gehalten sind.

Alle haben eine erstaunlich niedrige Eingangsthüre, durch die jedesmal nur eine Person eintreten kann, wobei sie gezwungen ist, sich durch tiefes Bücken gleichsam in zwei Teile zu zerlegen. Diesen Gebrauch legt man als Zeichen der Demut aus, die jeden Christen auszeichnen soll, und als eine materielle Übersetzung der Worte des Heilandes: „Gehet ein durch die enge Pforte!" Diese Erklärung ist einigermaßen annehmbar. Aber ich muß gestehen, daß mir eine andere Erklärung glaubwürdiger erscheint. In jenen Dörfern sind nämlich die Kirchen die einzigen Gebäude, die solid errichtet sind. Das Dach kann leicht als ein verschanztes Kampf-



Christliche Frauen aus Urmia im Innern des Hauses.

terrain dienen; die Frauen und Kinder können in dem Innern der Kirche eine Zuflucht finden, und da die Thüre so schmal und niedrig ist, kann sie leicht mit Hilfe von wenigen Sachen verbarrikadiert werden. In solchen Ländern, die stets den Einfällen räuberischer Horden ausgesetzt sind, ist diese Operation oft genug angewandt worden. Dieser Thatsache schreibe ich für meinen Teil die Errichtung der niedrigen und engen Thüren zu, mehr als den oben erwähnten Gründen.

Wir machten noch einen kleinen Ausflug zu dem Dorf Giey-tape, um nach Inschriften zu suchen, die wir aber nicht entdecken konnten.

Ehe wir von Urmia Abschied nehmen, will ich noch einige Gebräuche anführen, die mir besonders aufgefallen sind.

Bei den Chaldäern bleibt eine junge Frau in den ersten zwei oder drei Jahren der Ehe verschleiert. Während vier oder fünf Jahren spricht sie nicht mit ihrer



Schwiegermutter als durch Zeichen oder durch die Vermittelung der Kinder. Niemals aber spricht sie mit ihrem Schwiegervater, wenn dieser es ihr nicht befiehlt; es giebt ganz greise Frauen, die niemals in ihrem Leben mit ihrem Schwiegervater gesprochen haben. Außer zu diesen zwei Personen spricht die junge Frau nur zu den Kindern der Familie und sonst zu keinem Menschen. Diese Gebräuche, die auffallend erscheinen, sollen in Nachstehendem etwas gerechtfertigt werden.

Die jungen Mädchen werden nämlich gewöhnlich im Alter von zwölf Jahren verheiratet. Die Missionäre kämpfen mit aller Macht gegen diesen Gebrauch, der aus mehreren Gründen für das Volk nachteilig wirken muß.

Die Einwohner Urmias haben einen abergläubigen Schrecken vor froschartigen Tieren und geben den Katholiken den Spitznamen „Froschesser", weil diese den Widerwillen der andern gegen die Frösche nicht teilen, sondern weil sogar einige nach dem Beispiel der Missionare diese Tiere teilweise essen. Sollte hier nicht ein Rest des altpersischen Glaubens zu finden sein, der die Frösche als unreine Tiere betrachtet, die vertilgt werden müssen?

Die Christen essen durchschnittlich mehr Fleisch als die mohammedanischen Perser. Indes halten sie ihre Fasttage mit der größten Strenge. Eier, Fleisch, Butter und Milch sind an diesen Tagen untersagt, und die Nahrung besteht nur aus Brot, Bohnen, andern Hülsenfrüchten und Baumfrüchten. Jedoch ist das Fasten mehr eine strenge Abstinenz, denn die bezüglichen Bestimmungen über die Zeit des Essens und die Menge der Speisen sind durchaus nicht so streng, wie man wohl anzunehmen geneigt ist.

Es fehlt nicht an gewissen Bestimmungen betreffs des Fastens, an denen die Nestorianer sehr streng festhalten. Ein Missionar fragte einen nestorianischen Priester, warum seine Glaubensgenossen sich nicht mit den Chaldäern zu einer und derselben Kirche vereinigten, und war nicht wenig erstaunt, als er zur Antwort bekam: „Ihr seid andere Katholiken, ihr raucht an den Fasttagen, was eine schwere Sünde ist."

Die Chaldäer, besonders die Nestorianer, treiben im großen ein einfaches Geschäft, das wenig ehrlich, aber, wie es scheint, um so einträglicher ist, und dessen Bekämpfung den Missionaren bis zur Stunde große Mühe macht. Durch die Leichtigkeit, mit welcher nestorianische Bischöfe Zeugnisse ausstellen, veranlaßt, durchzieht ein großer Teil ihrer Gläubigen unter der Verkleidung als Bettelpriester das russische Gebiet. In Deutschland wurden 1894 noch einige solcher Bettelpriester wegen Bettelei verhaftet. Die russischen Bauern, die einfache und naive Leute sind, lassen sich von den Nestorianern betrügen. Auch werden diese falschen Priester zuweilen zu Kranken gerufen. Ein solcher, der das Gewerbe nicht mehr betrieb, erzählte mir mit einem gewissen Stolz, wie er einst in einem solchen Falle, wiewohl er nicht lesen konnte, bedächtig irgend ein Buch öffnete und etwas murmelte, zwar kein Gebet, wohl aber Beschimpfungen, die dem angeführten Kranken galten. Das Geschäft ist sehr einträglich; man erzählt sogar von einem nestorianischen Bischof, daß er im Verein mit seinen Gaunern eine wirkliche Kommanditgesellschaft gegründet hat, wobei er nach dem Verhältnis seines Amtes und der durch die Zeugnisse bekundeten kirchlichen Würden an dem Gewinn teilnahm.

In ihrer Gesamtheit sind die Chaldäer meist vagabundierende Leute. Geht es ihnen in ihrem Lande nicht besonders, so versuchen sie ihr Glück auswärts. Von einer solchen Reise kehren sie gewöhnlich ganz verkommen zurück; ihr Verdienst hat ihnen nichts genützt, denn sie beeilen sich meist, ihn rasch zu vergeuden.

Als Ausnahme führt man den Stamm der Tiari an, die in den Bergen wohnen und seßhaft sind. Sie genießen durch ihre peinliche Ehrlichkeit und die Reinheit ihrer Sitten großes Ansehen.



Elftes Kapitel.

Von Urmia nach Wan.

Abreise des russischen Konsuls. Es gelingt uns, Katerdschis zu finden. Unsere Abreise von Urmia. Nasi. Von Nasi nach Giangetschin. Drei Bäume; kurdisches Lager; der Naslu-Tschaï; Giangetschin; unser Gastwirt und seine Wohnung; Zauber der Abende; der Steuerempfänger. Von Giangetschin nach Disa; ich kaufe ein Pferd; die türkische Grenze; das Thal von Baradost; Eintritt in das Becken des Zab; Irrtümer in der Kiepertschen Karte. Disa; Kascha Givergis; altertümliche Gastfreundlichkeit. Von Disa nach Pilunkiegh; das Zollamt und die Länge der Geschäfte; komische Zwischenfälle. Das Thal des Nehil-Tschaï. Pilunkiegh. Von Pilunkiegh nach Khatibaba. Von Khatibaba nach Baschkala. Baschkala; Iskender Effendi; kurdische Bewässerungsanlagen. Photographische Aufnahme von Baschkala. Das Land Albag. Von Baschkala nach Mahmudinsch; Fehler der Kiepertschen Karte. Der wahrscheinliche Ort der Ermordung des unglücklichen Schulz; der Tschuk und sein Paß; armselige Mahlzeit; die Festung Mahmudinsch; schlechter Wille der Eingeborenen; Geschichte der Stadt. Von Mahmudinsch nach Wan; die Brücke über den Kotur; Norkiegh; der Paß des Warak. Wan. Begegnung mit dem Pater Duplan. Gendarmen, die uns erwarten sollten, wollen uns arretieren; Einmischung des russischen Konsuls; Abend bei Kolubakin.

Da der russische Konsul es mit seiner Reise nach Wan eilig hatte und wir nicht dazu kommen konnten, für diese seltene und ziemlich unsichere Reise Pferde zu finden, waren wir gezwungen, Kolubakin allein reisen zu lassen. Die „Gelegenheit", welche die Verletzung der unsern Familien gegebenen Versprechungen rechtfertigte, war somit nicht mehr vorhanden; aber wir waren einmal auf der Reise, und unsere Ehre stand auf dem Spiele; darum mußten wir vorwärts.

Endlich gelang es uns, Pferde zu finden, aber diese waren schlecht im Stande. Ein Karawanenführer aus dem Innern Persiens, der nach einem Aufenthalte in Urmia über Dilman nach Tebris reisen wollte, verstand sich dazu, uns die notwendigen Pferde zu leihen. Sein Sohn, ein Bursche von fünfzehn Jahren, und ein Diener begleiteten uns. Der alte Perser erwartete unsere Rückkehr von Wan in Dilman.

30. September.

Nach dem Essen brachen wir auf und ritten bis Nasi in der Begleitung des Herrn Montéty. Der Weg hielt sich beständig in einer Ebene mit kleinen wellenförmigen Erhöhungen bis zu dem kleinen chaldäischen Dorfe, das auf dem linken Ufer des Naslu-Tschaï erbaut ist. Wir wurden von dem Pfarrer aufgenommen. Derselbe ist noch jung, aber Witwer und mit Kindern mehr als gesegnet, weshalb er auch selbstverständlich arm ist. Wie kann er sich bei der Sorge um seine Familie noch mit seinem Amte beschäftigen? diese Frage drängte sich uns unwillkürlich auf. Die Kirche starrte von Schmutz. Der Kirchhof enthielt keine interessanten Inschriften, trotzdem man uns die gegenteiligen Versicherungen gegeben hatte.

1. Oktober.

Um achteinhalb Uhr des Morgens reisten wir weiter. Wir trennten uns von Montéty und wandten uns dem Gebiete von Baradost zu.

Der Naslu-Tschaï bewässert das Land von Baradost. Er fließt von Norden nach Süden, dann durch verschiedene Engpässe, wendet sich darauf in einem Bogen nach Osten bis Nasi, worauf er dem See zufließt. Auf der Reise von Nasi nach Giangetschin durchschnitten wir den Bogen. Der Weg führt über eine Art terrassenförmige Hochebene, durch eine durchaus nackte Gegend, die hier und da von kleinen Gießbächen durchschnitten ist, deren Wasser dem Naslu-Tschaï zueilt. In dem Augenblick, wo wir den Paß, der uns von Baradost trennte, überschreiten wollten, machten wir an dem Ufer eines Bergstromes Halt und staunten. Drei Bäume standen am Wege; niemand hat sie gepflanzt. Dies ist für die dortige Gegend ein kleines Wunder. Das kleine Gebüsch von Bisau-Dagh abgerechnet, waren dies die ersten wildwachsenden Bäume, die wir seit drei Wochen gesehen hatten, d. h. seitdem wir den Eschek-Meidan überschritten hatten.

Der Paß ist durch einen Schmugglerposten verteidigt, der uns einige Besorgnis einflößte; er erwartete uns mit den Waffen in der Hand und musterte uns scharf vom Kopf bis zu den Füßen. Ist es ein Regierungsposten oder der Wachtposten einer kurdischen Räuberbande? Im Grunde war das ziemlich dasselbe; wir waren zufrieden, daß wir unsere Flinten bei uns hatten und stolz vorbeigehen konnten.

Indem wir das Thal des Naslu-Tschaï wieder erreichten, kamen wir kurz vor Giangetschin an einem Lager nomadischer Kurden vorbei. Ihre großen braunschwarzen Zelte sind zwar malerisch von Ansehen, gewähren aber bei näherer Besichtigung einen armseligen Anblick und sind durchaus nicht einladend.

Die Ebene von Giangetschin scheint früher ein See gewesen zu sein, der seine Deiche durchbrach und sich durch die Schlucht ergoß, die der Naslu-Tschaï bei seinem Austritt aus der Ebene durchläuft.

Ankunft 4½ Uhr nachmittags.

Ein vornehmer Christ des Ortes nahm uns in sein Haus auf. Man gelangt in dasselbe durch einen Gang, der zugleich als Pferdestall dient.

Das eigentliche Haus ist ein rechteckiger Saal von ungefähr acht Metern Länge und sechs Metern Breite. Das Dach ist nicht mehr platt wie in der Ebene von Urmia; vier hölzerne Pfeiler, die in den Ecken des Saales stehen, tragen zwei Balken, auf denen im Winkel drei Balken liegen; diese tragen wieder zwei Balken, und so geht es fort. Jede obere Lage steht etwas gegen die untere zurück. Das

Ganze bildet ein pyramidenförmiges Gerüst, das mit Flechtwerk bedeckt ist, worauf sich eine ordentliche Schicht Stampferde befindet. Die Spitze des Daches ist offen in einer Weite von ungefähr zwei Fuß. Diese Öffnung dient zugleich als Fenster und Kamin.

Das Haus enthält noch einige andere bewohnbare Räume; aber diese sind von dem Steuerempfänger in Beschlag gelegt, der in das Dorf gekommen ist, um die Leute zu schröpfen. Dieser ehrenwerte Beamte litt am Fieber und verlangte sofort unsern Rat. Man behauptet (siehe Ritters Erdkunde IX, 746), daß, sobald im Herbste die Nächte anfangen kühler zu werden, die intermittierenden Fieber in ganz Kurdistan herrschen, worunter wir aber niemals zu leiden hatten.

Die ganze Familie wohnt in dem großen Zimmer; uns trat man eine der langen Seiten desselben ab; zu unserer Seite ließen sich die Männer nieder; uns gegenüber erhielten während der Nacht die Frauen und Kinder ihre Stelle; endlich, um das Bild zu vervollständigen, ließ sich mit den Kindern eine Herde kleiner Ochsen friedlich in dem Zimmer nieder. Aus der Mitte dieser ländlichen Bewohner machte sich bald ein scharfer Geruch bemerkbar. — Diese Abende besitzen auch einen Zauber, wenn man nach den Mühen des Tages den Thee im Kreise der alten Leute des Dorfes trinkt, die kommen, um den Fremden ihre Ehrerbietung zu bezeugen und zugleich ihre Neugierde zu befriedigen. Es sind kräftige, freie Gestalten, von Natur aus Räuber. Sie beobachten den Fremden mit großer Neugier, würdigen ihn auch zuweilen einiger Fragen und antworten, wenn er etwas fragt, in Rätseln. Bei dem flackernden Scheine des Herdes, wenn der sich mit aller Gewalt aufdrängende Schlaf dem Reisenden nur mehr eine halbklare Erkenntnis der Sachen läßt, nehmen diese fremden Silhouetten, die ab und zu einige Worte mit halblauter Stimme wechseln, in ihrer Unbeweglichkeit und Geringschätzung einen phantastischen Anstrich an, und gerade dieser Traum im Zustande des Halbwachens läßt dem Reisenden angenehme Erinnerungen zurück.

Aber gerade die Höflichkeit dieser Bergbewohner wird zuweilen lästig. Sie blieben ruhig auf ihrer Stelle, selbst als wir uns hinlegten und schnarchten. Anfänglich war uns dieses selbstverständlich lästig; für die Folge wurden wir aber daran gewöhnt, uns in ihrer Gegenwart anzukleiden, ohne uns um die Leute weiter zu kümmern.

2. Oktober. Abreise um 7 Uhr morgens.

Der Hausherr begleitete uns bis zur türkischen Grenze, die er aber nicht überschritt, wenigstens nicht auf dem gewöhnlichen Wege, weil er eine Martiniflinte trug, die aus der türkischen Armee stammte und die ihm am Zollamte konfisziert worden wäre.

Die Grenze durchschneidet das Thal von Baradost, nachdem man kaum eine halbe Stunde im Gebirge ist. Der Grenzposten von Basirka befindet sich eine Stunde vor dem Thale. Dieses ist nackt und bietet durchaus nichts Interessantes, wohl aber ein günstiges Terrain zu Diebesherbergen.

Ehe wir uns von unserm Gastwirt in Giangetschin trennten, kaufte ich von ihm für vierzehn Toman (ungefähr achtzig Mark) sein Pferd, ein dreijähriges Füllen. Es war von guter Rasse, aber ein wenig müde, da es in vierzehn Tagen keinen Stall gesehen hatte. Zur Erinnerung an sein Heimatland gab ich ihm den

Namen Baradost. Seine Gangart war ausgezeichnet, aber seine Faulheit außerordentlich. Infolgedes erhielt es von uns den Schimpfnamen „Djamuk“ (Büffel).

Ein wenig später überholten wir einen kleinen Trupp kurdischer Eseltreiber, die Weintrauben von Urmia nach der Türkei brachten. Sie ließen uns einige Pfund ab, die ein Extragericht für unser Mittagessen abgaben. Das Wetter war dumpf und bedeckt, der Himmel und das Thal bilden ein Gemälde, grau auf grau, schrecklich traurig und öde.

Der Weg biegt nach Südosten. An der Stelle, wo er nach der Karte von Kiepert sich nach Nord-Westen wendet, um Kuledere zu erreichen, verließen wir ihn und folgten einem andern, der mehr gebahnt zu sein schien; in südlicher Richtung erreichten wir den Paß, der das Becken von Urmia und das des großen Zab trennt.

Von dem Paß aus hat man eine herrliche Aussicht auf die schneebedeckten Berge des Hakkiari, des Herzens Kurdistans. Von hier aus kann man sich gut über die Erhebung des persischen Plateaus Rechenschaft geben. Während wir, um den Paß zu erreichen, von Urmia aus im ganzen wenig gestiegen waren, öffneten sich vor uns tief eingeschnittene Thäler, die in den Bergen gigantische Spalten bilden und mit starkem Gefälle sich zu den Ebenen von Mesopotamien senken. Wir erreichten ein ödes Thal und kamen bald zu dem ersten Dorfe nach Basirka. Kiepert nennt es Sarai, aber die Leute der dortigen Gegend haben ihm den Namen Serdsch-Kaleh gegeben, da es wirklich mit einer kleinen Festung, die Kaleh heißt, gekrönt ist.

Ankunft 6 Uhr 50 Minuten abends.

Anderthalb Stunden später erreichten wir mit einbrechender Nacht Disa da, wohin Kiepert Serdsch-Kaleh verlegt. Kiepert bezeichnet Disa an einem andern Flüßchen, genau auf dem 42. Längegrad und südöstlich von dem wirklichen Disa. Disa ist gelegen an dem Zusammenfluß zweier Flüsse; der zur rechten Hand ist derjenige, dessen Laufe wir gefolgt sind; der zur linken scheint der bedeutendste Nebenfluß des Nehil-Tschaï zu sein und ist derjenige, an dessen Ufer Kiepert Disa verlegt, freilich achtundzwanzig Kilometer weiter stromaufwärts.

Disa liegt terrassenförmig um einen Hügel, der mit einer alten Zitadelle gekrönt ist, und bildet in dem Halbschatten des Abends ein malerisches Bild. Unser Eintritt in die Stadt war ergötzlich. Wir hatten Gegu gefragt, ob er Disa kenne, welche Frage er mit „Nein“ beantwortete. Aber von allen Seiten kamen Brigantenphysiognomien an uns heran und riefen ihm ganz familiär: „He, Gegu!“ zu. Wir verlangten Aufklärung von unserem Führer. „Vater!“ antwortete er lachend, „Schaudi Disa nicht kennen, aber“ — er begleitete diese Worte mit einer bezeichnenden Geberde — „Schaudi gut kennen die Gegend um Disa herum.“ In früheren Zeiten hatte der alte Räuber hier gekreuzt. Ein anderes Ereignis: Die Häuser sind an den Hügel angelehnt und zur Hälfte unterirdisch, und ihre Dächer sind ganz kahl wie der Boden. Bei der Dunkelheit machten unsere Pferde etliche Male unfreiwillige Spaziergänge auf den terrassenartigen Dächern zum großen Schrecken der Frauen.

Endlich langten wir bei dem chaldäischen Geistlichen an. Dieser, Kascha-Givergis mit Namen, ist ein Mönch aus dem Kloster von Rabban-Hormis. Der Empfang war wirklich patriarchalisch. Wir wohnten mit dem Pfarrer in einem Zimmer zusammen, das sehr reinlich und mit Teppichen geziert war. Kaum hatten

wir uns gesetzt, als ein Diener mit einer schönen persischen Gießkanne kam; er kniete nieder, zog uns die Schuhe aus und begann, uns die Füße zu waschen. Diese mit einer gewissen Würde und mit dem Bewußtsein, eine Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt zu haben, vollzogene That, machte einen eigentümlichen Eindruck auf uns. Fanden wir nicht am Ende des neunzehnten Jahrhunderts dieselbe Form der gastfreundlichen Höflichkeit wie zu Abrahams Zeiten?

3. Oktober.

Der Morgen war unangenehm; wir mußten zum Zollamte und alsdann dem Kaimakan, dem Chef des Kasa oder des Gebietes von Guiavar, einen Besuch machen, und keiner der Beamten beeilte sich überhaupt aufzustehen. Der Kaimakan empfing uns sehr zuvorkommend; aber das Zollamt ist türkisch geblieben. Der Pfarrer hatte uns vorher schon in Kenntnis gesetzt über die Schwierigkeiten, die uns durch unsere Drucksachen erwachsen könnten; auch erbot er sich in liebenswürdigster Weise, unsere Bücher bei sich zu verbergen. Wir ließen also in unseren Koffern nur einige chaldäische Gebetbücher und einige alte französische Zeitungen.

Das ganze Zollamt geriet in Verwirrung! Die chaldäischen Bücher konnten auf das Wort des Paters, der sich für ihre Ungefährlichkeit verbürgte, passieren; aber für die Zeitungen war dies nicht zulässig. Mit den klarsten Gleichnissen suchten wir den Beamten den mannigfachen Gebrauch dieser Journale auf der Reise begreiflich zu machen, aber die Sache war zu wichtig. Sie mußten nach Baschkala geschickt werden, wo ein Beamter war, der die französische Sprache verstand. Nun fand sich bei den Zeitungen noch ein verirrter Brief, der wieder den Gegenstand großer Beunruhigung bildete. Als Hyvernat von dem Brief reden hörte, nahm er ihn ruhig und zerriß ihn; jetzt geriet der Chef des Zollamtes beinahe in Verzweiflung. „Wie," schrie er, „Sie zerreißen den Brief, und ich habe in meinem Bericht schon davon gesprochen? Haben Sie keinen andern?" Auf diese naive Frage zog Hyvernat ganz bedächtig einen aus seiner Tasche. „Päkei, Päkei!" (sehr gut, sehr gut) schrie der Zollamtsvorsteher ganz entzückt, da er den zerrissenen Brief ersetzen konnte. Alles war gut, und niemand dachte daran, die Nachforschungen nach andern wichtigen Dokumenten noch fortzusetzen.

Der Besuch auf dem Zollamte war offiziell beendigt; aber das Ganze war ohne Backhschich verlaufen, und diese Frage mußte noch nebenbei erledigt werden. Kascha-Giverghis übernahm dies für uns. Aber all sein Kommen und Gehen, all seine Besuche fruchteten nicht viel, so daß wir erst um drei Uhr des Nachmittags in der Begleitung zweier Zabtiehs unsere Reise fortsetzen konnten.

Abreise 3 Uhr nachmittags.

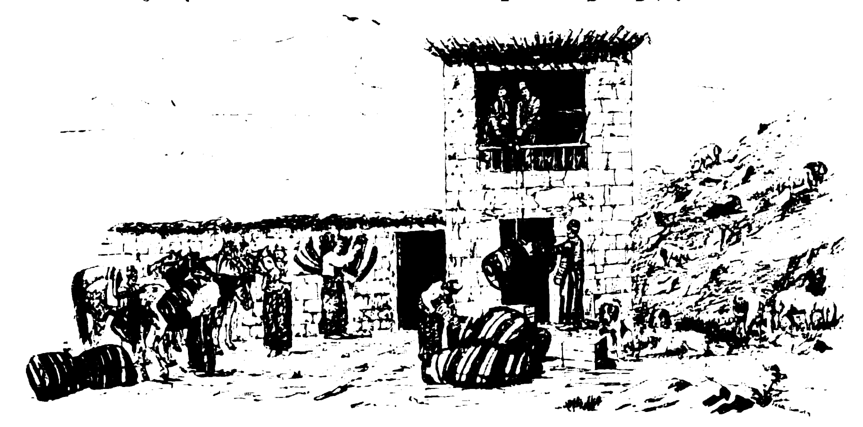
Auf einer Strecke von anderthalb Stunden ist der Nehil-Tschaï, an dessen Ufer wir weiterzogen, ein Fluß mit ruhigem Lauf; an einer Stelle bildet er sogar eine sehr tiefe Lagune, die mit Schilf eingefaßt und mit Knäkenten bevölkert ist. Aber bald wagt er sich in die außerordentlich engen und steilen Engpässe. Um die von den Felsen gebotenen Hindernisse zu überschreiten, muß man sich eines Pfades bedienen, der in phantastischer Weise bald steigt, bald fällt; er ist einfach schrecklich, aber der Anblick ist wunderbar. Auf dem Grunde der Schlucht fließt der Nehil-Tschaï, dessen Wasser in smaragdgrüner Farbe schimmert; nach Süden zu erhebt sich ein ganzes Chaos von hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Bergen. Der

Tura-Galila und der Tura-Gelka können sich mit ihren Gletschern würdig den Alpen zur Seite stellen.

Ankunft 6 Uhr 40 Minuten des Abends.

Nach anstrengendem Klettern erreichten wir das Dorf Pilunkiegh. Dieses liegt am Fuße eines Felsen, der in dem Halbschatten den Eindruck eines liegenden, riesenhaften Löwen macht. Pilunkiegh zählt nur einige Hütten. Wir schliefen in dem Palast des Dorfes, einer Loggia auf einem Pferdestall, die zwar einen herrlichen Blick auf die Berge gestattete, aber nur von drei Seiten verschlossen war; den Verschluß an der vierten Seite ersetzten wir, so gut es ging, durch unsere Plaids.

Nach dem Abendessen kam der kurdische Hausherr, um uns Gesellschaft zu leisten. Ganz erstaunt waren wir, als wir sahen, daß seine Frau ihn begleitete und dazu nicht einmal verschleiert war. Ihr Profil ist beinahe schön zu nennen, nur macht es einen zu harten Eindruck. Sie trug ein georgisches Diadem, und die



Szene aus Pilunkiegh.

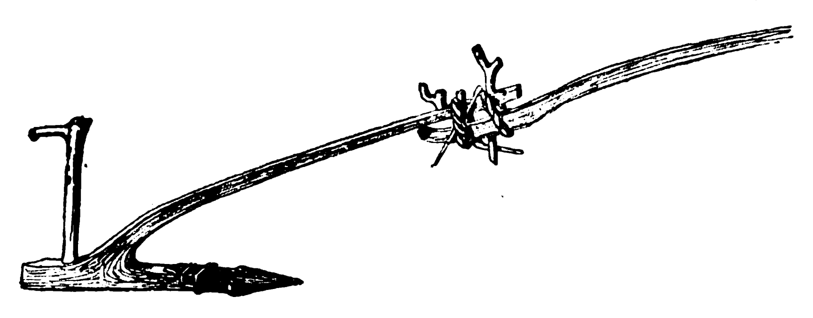
Lumpen, die aber die kurdische Künstlerin verrieten, kleideten sie herrlich. Sie brachte den ganzen Abend bei uns zu; hier ist man von der Zurückgezogenheit der persischen Frauen weit entfernt. Man merkt, daß diese Frau, ungeachtet ihrer tieferen Stellung, doch in Wirklichkeit die Herrin des Hauses ist. Ihr kleines Mädchen im Alter von zehn Monaten sah ganz munter und wild aus.

Diese Überlegenheit der kurdischen Frauen ist von fast allen Reisenden bemerkt worden. Da die Bevölkerung ein halbes Nomadenleben führt, und die Frau an allen Gefahren desselben teilnimmt wie an allen Anstrengungen des Mannes und zuweilen Proben eines außerordentlichen Mutes ablegt, so ist sie allmählich dazu gekommen, sich in der Familie eine höhere Stellung zu erobern. Was die Männer betrifft, so kann man auf jeden von ihnen das türkische Wortspiel anwenden: „Kurd-Kurd". Im Türkischen bezeichnet einmal das Wort Kurd den Namen des Stammes und ein anderes Mal den Wolf. Dieses Zusammentreffen zwischen dem räuberischen Sinn des Volkes und dem des Wolfes, dessen Namen das Volk auch trägt (im Türkischen), ist pikant.

Pilunkiegh scheint nur eine Sommerstation zu sein; denn die Menge der Herden, die sich während der Nacht um das Dorf drängen, steht in keinem Verhältnis zu den Ställen; auch scheinen die Wohnungen nicht für den Winter eingerichtet.

4. Oktober. Abreise 6½ Uhr des Morgens.

Unsere Reise fing damit an, daß unsere Pferde stürzten, wobei sie beinahe tot geblieben wären. Darauf gab es ein Auf- und Absteigen, während wir meistens zu Fuß reisten. Wir gingen nämlich in nördlicher Richtung, während der Nehil-Tschaï nach Osten fließt, um sich mit dem Zab zu vereinigen, wobei er unzugängliche Schluchten passiert. Wir verließen darum das Thal des Nehil-Tschaï, um auf dem kürzesten Wege zu der Höhe zu gelangen. Gegen elf Uhr überschritten wir einen Zufluß des Zab, der von Bergen malerisch eingeengt und mit Bäumen eingefaßt ist. Aus Furcht vor Briganten wollten unsere Zabtiehs sich hier nicht aufhalten. Nach längerem Steigen kamen wir auf eine große Hochebene. Obgleich es bereits Anfang Oktober war, hatten die Leute kaum mit der Ernte begonnen, weil die Früchte wegen der hohen Lage erst so spät reifen. Nach den Erzählungen unserer Zabtiehs soll dort kurz vorher zwischen den Briganten und den Einwohnern des benachbarten Dorfes ein blutiger Kampf stattgefunden haben.



Kurdischer Pflug.

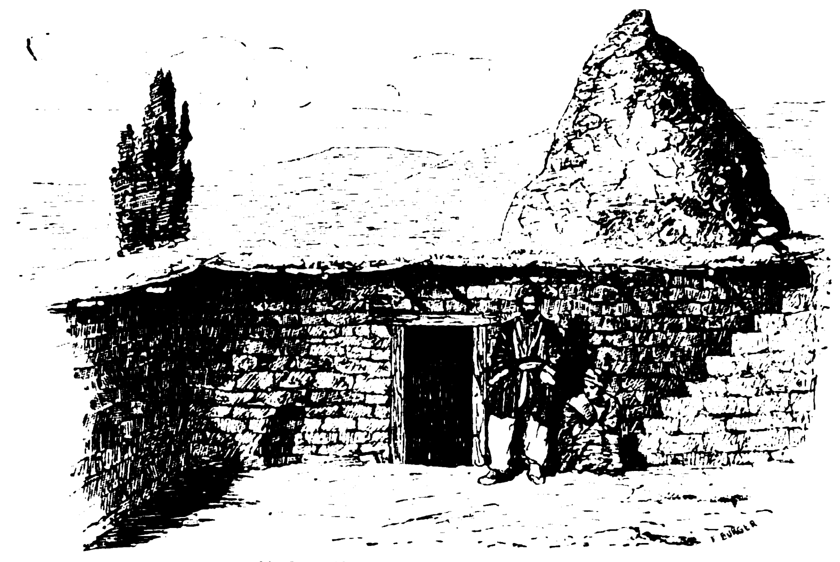
Endlich stiegen wir abwärts in ein Thal, wo wir unterhalb des Dorfes Bovis bei einer Quelle Halt machten. Es war ungefähr zwei Uhr des Nachmittags, und der Hunger machte sich bei uns sehr fühlbar.

Bovis liegt nur eine halbe Stunde vom großen Zab entfernt. Wir fanden dort von neuem, daß das Land überall das Gepräge der Hochebene trägt; stromaufwärts, also nördlich von Bovis, trägt das Land die Bezeichnung Albag; das Thal ist breit; die Höhen, die es einfassen, gleichen mehr mäßig hohen Hügeln als Bergen. Langsam durchfließt der Zab [1]) das Thal, indem er merkwürdige Krüm-

1) Der große Zab hat seine Quelle im Albag unter dem 38. Grad nördl. Breite in einer Höhe von 2286 Metern (Ritters Erdkunde IX. 641). Nach unsern Berechnungen ist die Höhe um 200—300 Meter zu gering angegeben. Fünfzig Kilometer unterhalb Mosul vereinigt er sich mit dem Tigris, genau auf dem 36. Breitegrad in einer Höhe von ungefähr 150 Metern über dem Meere. Seine Hauptrichtung ist die von Norden nach Süden. Indessen ist sein Lauf viel länger, als man nach den hier gemachten Angaben annehmen soll. Wenn man die Länge des Laufes auf 450 Kilometer annimmt, bleibt man wohl noch hinter der Wirklichkeit zurück. Eine Länge von 450 Kilometern angenommen, ergäbe doch noch immerhin ein Gefälle von 4,77 Metern auf das Kilometer. Alle diese Angaben sind indes, wie nochmals betont werden muß, nur annähernd richtig; denn erstens hält es schwer, diese Gegenden zu besuchen, dann aber ist es noch schwieriger, daselbst topographische Aufnahmen zu machen. Die Bewohner jener Gegenden sehen in solchen Operationen entweder Hexereien oder Spionage. In diesen beiden Fällen würden die Kurden zu einem Entschluß kommen, dessen Ergebnis das wäre, den Spion oder den Hexenmeister bei Seite zu schaffen.

mungen beschreibt, die uns unwillkürlich an die der Theiß erinnerten. Nach Süden zu ist der Gegensatz um so bemerklicher; der Zab wagt sich in die engsten Schluchten; die ihn begleitenden Berge nehmen die sonderbarsten Formen an und erheben sich zu ungeheurer Höhe über das Thal, durch das der Fluß sich nun in rasch aufeinander folgenden Strudeln hinabstürzt. Es ist dies die Gegend von Dschulamerik, die natürliche Festung Kurdistans. Die Wege daselbst sind nur schmale Pfade, die oft aus Balken errichtet sind, welche die Abgründe überdachen. Es ist dies die Heimat der tapfersten Kurden und der Nestorianer, die jenen an Stolz und Unabhängigkeitssinn durchaus nichts nachgeben.

Tavernier hat diese Gegenden besucht, als er sich von Tebris nach Dschesireh begab. Nach ihm hatten sich einige unerschrockene Missionare allein dorthin gewagt. Schulz war der erste, der sie in unserm Jahrhundert besuchte.



Unsere Wohnung in Khatibaba.

Wir durchwateten den Zab dem Dorfe Bovis gegenüber und erstiegen sein rechtes Ufer, indem wir beständig der Telegraphenlinie folgten, die durch die türkische Regierung von Baschkala nach Dschulamerik angelegt worden ist. Es ist merkwürdig, wie man uns erzählte, daß die Kurden, selbst wenn sie mit der türkischen Regierung nicht auf einem besonders guten Fuße stehen, doch nicht daran denken, die Telegraphendrähte zu durchschneiden. Die arabischen Bewohner Mesopotamiens dagegen sind boshafter und beginnen ihre Empörungen stets mit der Zerstörung der Telegraphenlinien. Auf unserm Wege trafen wir verschiedene schwefelhaltige Quellen. Das Wetter war unangenehm, und die Pferde schleppten sich nur mit vieler Mühe fort. Gegen Abend stiegen wir zu einem Zufluß des Zab hinab, dessen Krümmungen noch merkwürdiger sind als die des Zab. Unser Nachtlager wählten wir in Khatibaba.

Ankunft 6 Uhr 15 Minuten des Abends.

Das Haus war sehr niedrig, aber trotzdem geräumig genug; das Zimmer, das uns angewiesen wurde, ist sehr unangenehm, weil es außer dem Kamin, der der



Thüre gegenüber angebracht ist, keine Öffnung enthält. Stopfen wir den Kamin zu, so ist es zum Ersticken; lassen wir ihn offen, so ist der schreckliche Luftdurchzug nicht auszuhalten. Nach dem anstrengenden Reisen wurde Hyvernat noch mit einer tüchtigen Migraine beglückt. Kascha-Isaak und ich befanden uns nicht viel besser. Der arme Gegu, der übrigens Glück hatte und eine kostbare Omelette mit Tomaten zurechtmachte, war untröstlich darüber, daß wir seiner Kochkunst so wenig Ehre erwiesen.

5. Oktober. Abreise 7½ Uhr morgens.

Um das an einem Zufluß des Zab gelegene Baschkala zu erreichen, ist es unnütz, das große Thal zu benützen; wir stiegen auf dem kürzesten Weg durch die Hügel hinauf. Unterwegs überraschte uns ein sündflutlicher Regen [1]).

Ankunft 10 Uhr 45 Minuten des Morgens.

In Baschkala wurden wir durch Iskender-Effendi, einen Beamten der ottomanischen Tabaksregie, sehr freundlich empfangen. Er ist ein geborener Italiener und verliert hier in der Eintönigkeit seines verlorenen Postens und in den Gefahren einer türkischen Verwaltung seine Zeit.

Baschkala (zu deutsch: Hauptfestung [der Gewässer]) liegt schön an den Westabhängen der Isperisberge in einer Höhe von 2000 Metern (unsere Barometer gaben die Höhe auf 2140 Meter an) und ist stufenweise an den Anhängen hinaufgebaut, die von einer alten Festung beherrscht werden. Es ist die höchste Stadt der Türkei; die Sommer sind schön und gemäßigt; die Winter sind lang und mehr schneeig als kalt. Getreide, wie auch Reis und Gerste, gedeihen gut in der Umgegend.

Vor dreißig Jahren war Baschkala nur ein armseliges Dorf. Als das Vilayet (Bezirk) von Hakkiari gebildet wurde, wurde Baschkala dessen Hauptstadt, und von da an datiert sein Aufschwung. Das Vilayet wurde wieder aufgehoben und mit dem von Wan vereinigt; aber Baschkala behielt seine Bedeutung, denn es ist ein in Kurdistan vorgeschobener Posten und kann einst als Handelsstation zwischen Persien und der Türkei noch eine Rolle spielen, wenn die türkische Regierung einmal dazu gelangen wird, die Wege sicher zu machen. Gegenwärtig ist Baschkala eine wichtige Telegraphenstation auf der türkisch-persischen Linie, sowie Ausgangspunkt mehrerer Wege in den Hakkiari.

Beim Ausgang aus der Stadt sieht man noch die Ruinen einer Fahrstraße, die indes niemals vollendet worden ist und deren Brücken noch zu erbauen sind.

Wir haben auf unserer Reise keine Briganten gesehen, wohl schöne kurdische Typen. Diese Kurden haben in den Thälern, die wir durchreisten, sehr bemerkenswerte Bewässerungsanlagen gemacht. Sie leiten aus unglaublichen Entfernungen das Wasser auf den Gipfel der Hügel, um ihre kleinen Wiesen damit zu bewässern. Diese Kanäle sind ohne jegliche Nivellierinstrumente, lediglich nach dem Augenmaß hergestellt. Unglücklicherweise scheint es, daß die Kurden es nicht verstehen, aus ihren Arbeiten den größten Nutzen zu ziehen. Immer und überall findet sich die

1) Es scheint in der That, daß der Fluß von Baschkala, obgleich er kürzer ist, der Hauptarm des Zab ist. Von Anfang an ist er bedeutender als der Zeï, obwohl dieser länger ist. Der Zeï kommt von Norden und bewässert den Albag.

Wiederholung: fruchtbarer Boden, der aber infolge der praktischen Unfähigkeit und besonders durch den Mangel einer guten Regierung schlecht angebaut ist.

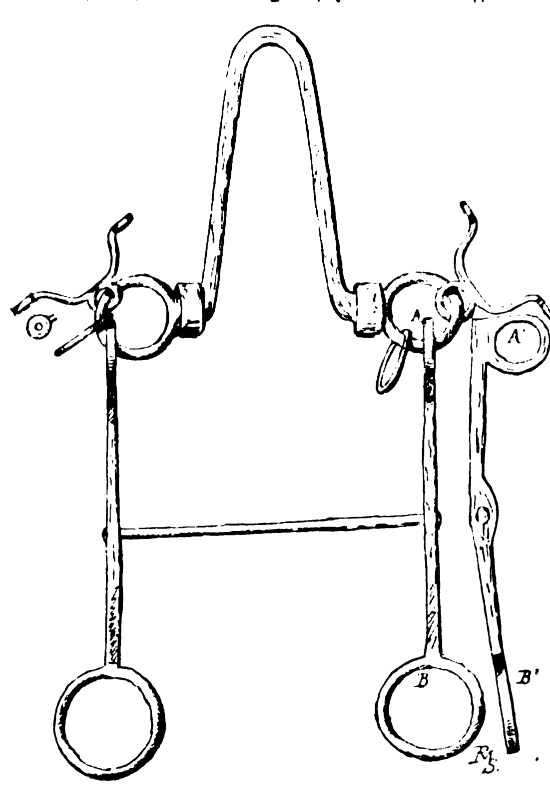
Gegen drei Uhr des Nachmittags begab ich mich in eine Ebene hinab, um eine photographische Aufnahme von der Stadt zu machen. Bei meiner Rückkehr traf ich eine ganze Bande von Beamten, den Vekil (Stellvertreter des Mutessarif, des Vorstehers der Provinz Albag) an der Spitze. Diese Beamten schienen keine Lust zu haben, sich meinetwegen in Unruhe bringen zu lassen und verschwanden. Kaum war ich weitergegangen, als sie Gegu anriefen, um ihn auszuforschen. Selbstverständlich machte sich dieser irgend etwas zurecht. Ich trat bei Iskender-Effendi ein; bald empfingen wir den Besuch des persischen Konsuls, Isaak Khans, eines jungen Mannes von sehr schönem Typus, dazu gut französisch sprechend. Kaum war dieser weggegangen, als der Chef der Polizei und ein Hauptmann erschienen. Der Hauptmann fragte mich ziemlich grob, mit wessen Erlaubnis ich das Wagestück unternommen habe, die Stadt zu photographieren. Ich antwortete ihm, daß ich dies ohne jeglichen Hintergedanken gethan habe, sondern lediglich deshalb, weil mir die Ansicht so gut gefallen habe. Er erwiderte, es sei verboten, ohne Erlaubnis Aufnahmen von der Stadt zu nehmen. „Kraft welches Gesetzes?" fragte ich. Da gerieten sie wegen der Antwort in große Verlegenheit. Als sie nicht aufhörten, uns zu fragen und zu langweilen, wurden wir aufgebracht und erklärten ihnen, die Platten gegen ein über die Auslieferung aufgenommenes Protokoll auszuhändigen; aber darauf gingen sie nicht ein. Nun verlangten wir, zum Mutessarif geführt zu werden. Unter dem Vortritt der Beamten setzten wir uns in Bewegung, gefolgt von Gegu, der den gefährlichen Apparat trug.

Da der Mutessarif abwesend war, wurden wir von seinem Stellvertreter, dem Vekil, einem alten Gelehrten mit grauem Barte empfangen; er hatte schöne Gesichtszüge, aber ein falsches Aussehen. Er war mit einem grünen Pelzmantel bekleidet und trug einen weißen Turban.

Er begann die Verhandlung damit, uns zu eröffnen, daß es untersagt sei, eine photographische Aufnahme von der Stadt zu machen. Wir dagegen verlangten den Wortlaut des Gesetzes zu hören und boten ihm gegen ein entsprechendes Protokoll unsere Platten an. Vor diesem Entschluß schrak der alte Mollah zurück und sagte uns, er denke, daß das Gesetz uns verbiete, die Stadt zu photographieren, und daß er unsern Erlaubnisschein sehen wolle. Wir entgegneten ihm trocken, ein Mollah solle nicht denken, daß ein solches Gesetz existiere, sondern er habe das zu wissen. Diese Antwort reizte ihn sehr. Er bestand nicht weiter auf seiner Forderung und erklärte uns nur, daß er den Wali (Gouverneur) von Wan von der Sache sofort benachrichtigen werde, weil wir vielleicht ein sehr schweres Vergehen auf uns geladen hätten, indem wir die Sicherheit des ottomanischen Reiches gefährdeten. Vor dieser hohen Weisheit des Mollah mußten wir schweigen, machten ihm aber doch das Anerbieten, ihn selbst zu photographieren. Jetzt war die Verlegenheit des Alten sichtbar; er wäre gern auf unser Anerbieten eingegangen, aber er schenkte uns kein Zutrauen. Kurz, er verweigerte uns die Erfüllung unserer Bitte, indem er sich hinter die Vorschrift des Korans verschanzte, die verbietet, sich abbilden zu lassen, und welche Vorschrift er nicht zu übertreten wage. Wir beendeten die Sitzung, indem wir für den andern Morgen Zabtiehs verlangten. Man beglaubigte unsere Pässe mit der Be-

merkung: „Gekommen von Hakkiari und abgereist nach Wan." Der Abend wurde uns etwas verdüstert durch die Vorahnung neuer Schwierigkeiten mit dieser beschränkten ottomanischen Verwaltung.

Iskender-Effendi zeigte uns ein schönes Gebiß, das in einem alten Grabe des Giavar, bei Disa, gefunden worden war. Das Skelett des Pferdes lag neben dem Skelette eines Mannes, und es schien, als ob an dem Orte sich noch sehr viele Gräber befinden. Leider konnten wir keine genaue Auskunft erhalten, weshalb wir uns auf diese Mitteilung beschränken müssen, die vielleicht irgend einem Anthropologen als Führer dienen kann. Das Gebiß aus Schmiedeeisen ist sehr schwer; es wiegt 500 türkische Dramen (ungefähr 1600 Gramm).



Gebiß von Giavar.

Die Provinz Albag, wovon Baschkala heute das Zentrum ist, hat in der christlichen Geschichte Armeniens eine bedeutende Rolle gespielt. Sie bildete einen Teil der Provinz Waspurakan und scheint eine der ersten Gegenden gewesen zu sein, die das Licht des wahren Glaubens erhielt. Die armenische Tradition verlegt den Ort, wo Bartholomäus den Martertod erlitt, in die alte Stadt Albag, wie man auch in einem Kloster fünf Stunden nordöstlich von Baschkala sein angebliches Grab zeigt. Die Bevölkerung des Distriktes ist heute zum größten Teil mohammedanisch, doch zählt man noch mehr als tausend armenische Familien. Die nestorianischen Gebiete fangen erst hinter Kermi, unterhalb der Vereinigung des Nehil-Tschaï mit dem großen Zab, an.

6. Oktober. Abreise 7½ Uhr morgens.

Im Augenblick der Abreise kamen unsere zwei Zabtiehs an; allem Gebrauche zuwider waren es zwei Infanteristen. Da wir durch sie nicht auf unserer Reise aufgehalten zu werden wünschten, schickten wir sie zurück. Iskender-Effendi gab uns darauf einen Beamten der Regie als Führer.

Der Weg geht von Baschkala nicht in gerader Richtung auf Tschuk zu, wie ihn Kiepert auf seiner Karte verzeichnet. Um diesem Wege zu folgen, müßte man vor Tschuk einen sehr steilen Paß erklettern. Um dieses zu vermeiden, geht der Pfad nordöstlich um den Ausläufer des Gebirges herum, das die Thäler von Baschkala und des Tschuk von einander trennt und sich nur unmerklich von der Ebene des Albag abhebt. In der Ebene liegt das Dorf Kalai-Kerari; es ist dies wahrscheinlich der Ort, wo der unglückliche Schulz im November 1829 ermordet

wurde[1]). Unternehmend, mutig, aber durch sein Gepäck zu viel Aufsehen machend und dazu den großen Herrn spielend, versuchte er zu sehr die kurdische Begierlichkeit. Nachdem er Dschulamerik — der erste in diesem Jahrhundert — besucht hatte, wurde er durch den kurdischen Anführer, der sich zu seinem Führer angeboten hatte, heimtückischer Weise ermordet. Sein tragischer Tod vermehrte noch den schlechten Ruf des Landes; die Bewohner desselben witterten in jedem Europäer einen Rächer für den begangenen Mord und hielten deshalb lange Zeit ihre Berge dem Eindringen der Europäer verschlossen.

Bald dreht sich der Pfad nach Westen, und wir verloren das Thal des Zab aus den Augen. Unsere persische Tscherwadare sind wahre Faulenzer; während der eine ein Kind ohne jegliche Erfahrung ist, raucht der andere leidenschaftlich Opium. Um sie in Gang zu bringen, mußten wir zu Knutenhieben greifen und hatten so noch einmal Gelegenheit, die absolute Wirkung dieses Mittels auf die Perser konstatieren zu können. Von dem Moment an wurden die Leute sehr gelenkig und pünktlich; aus Brummbären und Murrköpfen wurden sie heitere, lachfrohe Menschen.

Nachdem sich der Pfad um den Bergausläufer gewunden, steigt er in das Thal von Tschuk und überschreitet den Fluß eine Strecke unterhalb des Dorfes. Alsdann beginnt eine steile Partie bis zu der Paßhöhe, die das Becken des Zab von dem geschlossenen Becken des Wansees trennt. Wir erreichten den Beginn des Passes gleich nach Mittag. Hier wollten wir frühstücken und uns an den reichlichen Vorräten, mit denen Iskender-Effendi uns versorgt hatte, gütlich thun. Aber welche Täuschung! Die Dienstboten Iskenders hatten während der Nacht ungefähr alles aufgezehrt, so daß uns nichts blieb als einige Stücke schlecht gebackenes Brot, drei oder vier Zwiebeln und paar Hammelknochen, deren Reinigung von Fleisch aber auch schon eine vollendete Thatsache war. Wir mußten uns zufrieden geben. Wir zerbrachen die Knochen, um gleich wirklichen Troglodyten das Mark zu verzehren, und setzten dann unsern Weg fort, freilich sehr wenig gestärkt.

Wir erreichten den Paß gegen 1½ Uhr. Seine Höhe beträgt nach Angabe unserer Barometer 2780 Meter, während Binder dieselbe auf 3200 angiebt.

Beim Beginn des Passes stand ein Posten Zabtiehs; zwei von ihnen wollten uns um jeden Preis begleiten, da sie Gefahr für uns fürchteten. Gegu, der das Land am besten kannte, riet uns, die Begleitung anzunehmen, und wir folgten seinem Rate. Diese ganze Gebirgspartie hat Überfluß an dem Anscheine nach schieferhaltigen Felsen, die in allen möglichen Farben erglänzen: rot, grün, schwarz, grau. Das Terrain ist zu einem Hinterhalt wie eigens geschaffen. Im Winter häuft sich bei dem Paß eine große Menge Schnee auf. Auch ist der Weg von großen Steinen abgesteckt, die dem Reisenden dann als Wegweiser dienen sollen.

---

1) Grant und Ainsworth bezeichnen Kalai-Kerari als Ort der Ermordung des Schulz. Das Zeugnis Grants, eines methodistischen Missionars, der kurze Zeit nach der Ermordung in Urmia ankam, dürfte von großem Werte sein. (Grant, the Nestorians, chap. IX. — Ainsworth II. 294).

Ritter giebt in seiner Erdkunde IX. 647 als wahrscheinlichen Schauplatz des Verbrechens die Umgebung von Arsa-Atis, einige Stunden südlicher an. (cf. Willock's letter in the journal of the Royal Asiatic Society. March 1834. No. 1, p. 134—137).



Bei dem Abstieg in das Thal von Coschab ist der Anblick der Berge sehr schön, während das Thal selbst nichts Pittoreskes bietet.

Bei einer Biegung des Weges sahen wir plötzlich auf einem unzugänglichen Felsen die Festung Mahmudiysch vor uns. Sie besteht aus den sehr großen Ruinen eines Schlosses, das prachtvoll gewesen sein muß. Von der Höhe des Felsen ähnelt die Festung einem Adlernest, aber sie beherrscht das Thal und sperrt es völlig ab. Als Ruine fällt sie durch ihre pittoreske Wildheit auf, die sich selten so findet[1]).

Ankunft 5½ Uhr nachmittags.

Die späte Ankunft und die trüben Erfahrungen von Baschkala verhinderten mich, eine photographische Aufnahme zu machen.

Die Stadt liegt zu beiden Seiten des Coschab (zu deutsch: gutes Wasser), die durch eine schöne Brücke mit einander verbunden sind. Die ganz aus Mohammedanern bestehende Bevölkerung ist sehr fanatisch und zeigte keine Spur von Zuvorkommenheit. Nicht einmal ein Nachtlager wollte man uns geben. Da gewahrten wir endlich ein ganz neues Haus, das noch unbewohnt war; ohne jedwede Zeremonie quartierten wir uns daselbst ein, indem wir die zahlreichen Öffnungen, so gut es ging, verstopften. Auch hinsichtlich der Lebensmittel hatten wir Schwierigkeiten zu bestehen. Glücklicherweise hatte Gegu noch einige Hülsenfrüchte und etwas rohes Fleisch. Auch fand er grundschlechtes Brennmaterial, wovon man ihm allerdings auch noch die nötige Menge verweigert hatte, nämlich eine Art dornige, verkümmerte Pflanze. Mit Aufbietung vieler Geduld kam er dann endlich dazu, uns à la russe ein Bordj (eine Kohlsuppe) zu kochen, die uns trefflich mundete.

Mahmudiysch oder Coschab war lange Zeit der Sitz eines mächtigen Emirs, der es verstand, seine Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, indem er sich je nach den Umständen entweder den Türken oder den Persern anschloß. Diese Emire gaben sich für Nachfolger der Ommyaden aus. Der Begründer der Dynastie, Scheik Mahmud, hatte vom Khan „Schwarzer Hammel“ als Belohnung für seine Tapferkeit die Belehnung mit diesen Ländern erhalten. Er ließ sich in Coschab nieder, und sein Volk erhielt den Namen Mahmuden. Die Mahmuden waren ursprünglich Yesiden, traten aber unter Hassan-Beg, ihrem neunten Emir, zum Islam über.

7. Oktober. Abreise 5½ Uhr des Morgens.

Wir hatten unseren Tscherwadaren die Knute versprochen, wenn sie nicht um vier Uhr reisefertig wären. Infolge dieser Vorsichtsmaßregel konnten wir schon um 5½ Uhr abreisen. Unser Führer legte eine schreckliche Furcht vor den Briganten an den Tag.

Ungefähr zwei Stunden lang bleibt der Weg auf dem linken Ufer des Coschab; zwei felsige Ausläufer versperren alsdann das Thal, indem sie nur eine enge Schlucht lassen, durch die der Fluß zieht. Diesen Punkt hat man benützt, um über den Coschab eine Brücke zu bauen, die nur aus einem einzigen Bogen besteht und infolgedessen nicht besonders fest zu sein scheint. Nachdem die Brücke, die in einem sehr schlechten Zustande ist, einmal hinter uns lag, mußten wir wieder tüchtig klettern, um den einen Ausläufer zu umgehen. Unterhalb der Schlucht erweitert

1) Binder giebt davon eine ausgezeichnete Photographie Seite 127.

sich das Thal von Coschab wieder, bietet aber von da ab wenig Interessantes. Eine Gewitterschwüle erschwerte den Marsch sehr, weshalb unsere ganze Gesellschaft in eine kleine Unordnung geriet. Zur Linken ließen wir Hindostan liegen, überschritten ein Hügelland und gelangten schließlich zu dem kleinen armenischen Dorfe Norkiegh, das in einem Seitenthale des Coschab liegt. Das Dorf selbst ist schmutzig; indes fanden wir ein ziemlich anständiges Haus, wo wir etwas ausruhen konnten.

Gleich nach Mittag setzten wir uns wieder in Bewegung, um den Paß von Warak zu ersteigen. In dem Maße, wie wir uns dem Gipfel näherten, zog auch das Gewitter drohend näher; deshalb trieben wir unsere Pferde zur Eile an und legten eine gute Strecke im Galopp zurück. Da erblickten wir ganz unerwartet das Ende des Sees von Wan vor uns. In der Ferne erhob sich die imposante Masse des Sipan-Dagh, während sich zu unseren Füßen ein grüner Fleck ausbreitete, nämlich Wan mit seinen Gärten. Die Erscheinung dauerte nur einen Augenblick, da brach ein Sturm los und hüllte den Berg mit einem leichten Mantel von Schnee ein.

Beim Eintritt in die Ebene trafen wir den Pater Duplan, einen Dominikaner-Missionar von Wan, den wir durch eine Depesche von unserer Ankunft unterrichtet hatten, und der die Liebenswürdigkeit besaß, selbst zu unserem Empfange zu erscheinen.

Der Anblick der Ebene von Wan ist entschieden viel großartiger als der der Ebene von Urmia. Das gebirgige Thal, das wir verließen, bildet eine Art Einfassung. Schöne Gebüsche tragen zur Belebung der Landschaft bei. Von hier aus gesehen, erscheint das Wasser des Sees in einem metallischen Glanze, ähnlich dem des frisch gehärteten Stahls. Endlich ist die Landschaft noch durch den Sipan-Dagh abgeschlossen. Zwar kann dieser mit dem Ararat gewiß nicht wetteifern, dessen Linien mehr abgerundet sind und mit dem schneebedeckten Gipfel den Hintergrund eines wahrhaft schönen Landschaftsbildes abgeben. Aber das ganze Becken von Wan ist bezaubernd durch die Anmut seiner Umrisse. In Urmia fragt man sich unwillkürlich, warum der See gerade dort ist. In Wan dagegen bildet der See den Hauptteil des Landschaftsbildes.

Als wir an einem Bache, nahe beim Eintritt in die „Gärten" angelangt waren, sahen wir plötzlich den Weg durch eine Bande Gendarmen versperrt, die uns erwarteten; der Unteroffizier forderte uns auf, ihm zum Hekümeht (Bureau des Gouverneurs) zu folgen. Wir wollten ihm unsere Papiere zeigen, aber er antwortete uns, daß ihn die Papiere nichts angingen, und daß er nur den Befehl habe, uns dem Polizeichef vorzuführen.

Einem solchen unqualifizierbaren Verfahren, das einer Verhaftung ziemlich ähnlich sah, weigerten wir uns einfach zu gehorchen und erklärten den Gendarmen, daß sie Gewalt anwenden müßten. Sofort schickte Pater Duplan seinen Diener im Galopp zum russischen Konsul, um ihn von dem Vorfall zu unterrichten. Während wir so auf unsere Verteidigung bedacht waren, zogen die Gendarmen allmählich andere Saiten auf. Sie drückten uns ihr persönliches Bedauern aus, daß sie zu solch seltsamen Verrichtungen kommandiert worden seien, und wollten warten, ob ihnen die Ausführung des Befehls vielleicht erspart bliebe. Vor einer Gewaltthat haben sie Furcht, weil wir Europäer sind und vielleicht mit der Unterstützung unserer Regierung reisen. Wenn man uns verhaften und dann gezwungen würde, uns

mit den üblichen Entschuldigungen wieder in Freiheit zu setzen, würde der Polizeichef das alte türkische Manöver anwenden, nämlich seine Hände in Unschuld zu waschen und zu sagen, er sei nicht richtig verstanden, und seine Ordres seien überschritten worden, und zum Beweis dafür wolle er den Gendarmen eine empfindliche Strafe erteilen. Dies wissen die Gendarmen auch ganz gut, und darum zögerten sie auch und warteten das Resultat der Appellation an den russischen Konsul ab.

Das Ergebnis dieser Appellation ließ nicht lange auf sich warten; nach kaum zwanzig Minuten erschien im gestreckten Galopp der gefürchtete Hadschik, der Kawaß des Konsuls. Mit der Knute in der Hand befahl er den Gendarmen, zu verschwinden; wie Lämmer gehorchten sie, indem sie sich in eine respektable Entfernung zurückzogen. Aber ihre Achtung verwandelte sich in demütige Unterwerfung, als wir nach einigen Schritten dem Konsul selbst begegneten. Er saß im Wagen mit seiner Frau und deren Vater, Michel Kowadenski. Kolubakin ließ Hyvernat in den Wagen steigen. Sein Schwiegervater nahm das Pferd Hyvernats, und so hielten wir mit großem Pomp unsern Einzug in Wan. Der Wagen fuhr direkt zum Konsulat. In der Begleitung Kowadenskis brachte ich sofort unser Gepäck zu den Missionaren und begab mich dann mit Pater Duplan zu Fuß in die Wohnung Kolubakins.

Um das Haus des Konsuls zu erreichen, mußten wir an einem Posten vorbei, wo sich gerade der Tabur-Agassi (der Polizeichef) befand. Er ließ uns durch einen Beamten rufen. Teils durch Einschüchterung, teils durch Überredung suchte er uns zum Eintritt in den Posten zu veranlassen, indem er vorgab, mit uns reden zu wollen. Die List war indes zu grob, um uns auf diese Weise in die Höhle des Löwen zu locken. Pater Duplan ließ ihm antworten, daß, wenn er mit uns amtlich zu verhandeln habe, nicht ein solcher Posten, eine Schenke nämlich, der geeignete Ort dafür sei, sondern der Konak, wo die Frage erledigt werden könnte. Wolle er uns aber aus Höflichkeit grüßen, so sei der Ort weder seiner noch unser würdig. Als der Offizier noch auf seiner Forderung beharrte, trat Kowadenski mit einem befehlenden Tone dazwischen und geleitete uns zum Konsulat. Die Polizisten folgten uns, so daß der Konsul genötigt war, sie vor die Thüre setzen zu lassen.


Scheik Hamid.

Es schien, als ob unsere Anwesenheit die Türken sehr beunruhigte, die von der Manie befallen sind, in jedem Reisenden einen Spion zu erblicken. Wir sind geistlich; und das letzte Schreiben des Papstes an die Armenier hatte in dem Lande große Aufregung hervorgerufen; vielleicht glaubte man auch noch, daß wir in Beziehung zu diesem Schreiben standen. Wir hatten Kascha Isaak bei uns, der ein Chaldäer ist, und der Wali hatte durch häßliche Manöver, die er als Mitschuldiger der Kurden unternommen hatte, damals mit den Christen des Hakkiari manchen Strauß auszufechten. Dazu kam noch, daß wir unter der Führung eines Beamten der Regie gekommen waren, der zu gleicher Zeit in dem Dienste Scheik Hamids war, eines der angesehensten Männer des Landes, und Scheik Hamid war, was wir aber damals noch nicht wußten, ein Todfeind des Walis. Es ist also leicht erklärlich, daß wir im höchsten Grade verdächtig waren.

Indem wir der Dinge harrten, die über uns kommen würden, verbrachten wir auf dem Konsulat aber einen angenehmen Abend. Das Haus ist nett eingerichtet. Durch eine Menge Bilder und patriotischer Erinnerungen scheint man dem Bedürfnis, sich an das Vaterland zu erinnern, entgegenkommen zu wollen. Frau Kolubakin ist eine junge Frau, der es aber an dem erforderlichen Mute fehlt, um sich hier einzugewöhnen, wo ein geselliger Verkehr unmöglich ist. Der Konsul ist ein junger, energischer Mann, der sicher noch eine große Zukunft hat.

8. Oktober.

Wir quartierten uns bei den Dominikanern ein. Pater Rhetorius und Pater Duplan empfingen uns wie alte Freunde. Man wird schnell in diesen entfernten Gegenden mit einander bekannt, wenn man denselben Gefahren und denselben Scherereien ausgesetzt ist und man sich zudem durch denselben priesterlichen Charakter nahe steht.



Zwölftes Kapitel.

Unsere Drangsale in Wan vom 7. Oktober bis zum 14. November.

Die bedenkliche Lage. Hyvernat ruft den russischen Schutz durch die Vermittelung des französischen Gesandten an. Der russische Konsul nimmt uns unter seinen provisorischen Schutz. Unverschämte Depesche des Walis. Gleichgiltige Haltung des französischen Gesandten. Das Piano des russischen Konsuls. Der russische Konsul wird gezwungen, uns den Türken auszuliefern. Das Fest des Schahs von Persien. Ausflug nach Toprak-Kala und großes Diner im persischen Konsulat. Der Mektubdschi teilt uns die von Konstantinopel gekommenen ernsten Befehle mit. Alles beginnt wieder von neuem! Wir entscheiden uns, auf Persien zu verzichten, um unsere Aufgabe in Wan zu erfüllen und dann Kurdistan zu durchreisen. Ausflug mit Russell; dabei von den Polizisten überwacht. Unsere Geheimpolizei. Ausflug nach Deïrmankjöi. Joseph Grimaud. Abreise Kolubakins, seine Befürchtungen unsertwegen. Joseph Grimaud beinahe verhaftet. Scherifoff und der Abend bei ihm. Neue Schwierigkeiten. Nathanael wird in Baschkala zurückgehalten; sein Paß. Unser Gepäck ist in Gefahr. Abreise des englischen Konsuls. Ausflug nach Erdscheck. Nathanael wird verhaftet. Endlich erhalten wir unsere Briefe vom Vezir und russischen Schutz, aber dieser ist mehr eine Empfehlung, also kein amtlicher Schutz. Schwierigkeiten, die Keilschriften bei 10 Grad Kälte abzuschreiben. Rückkehr des Walis; die Schande bei seinem Empfange. Der Wali Kalil Pascha. Wir besuchen ihn; Lösung des Knotens durch die Zusammenkunft; eine harte Alternative; wir verzichten auf den russischen Schutz. Ausflug gen Keschik-Göl. Ankunft Nathanaels. Untersuchung des Gepäcks. Spiel des Walis. Langweilige Inventur im Polizeibureau. Trennung von Nathanael.

Wir befanden uns unleugbar vor großen Schwierigkeiten, die bedeutenden Umfang anzunehmen drohten. Die Verwaltung des türkischen Armenien wird von der hohen Pforte nicht ernstlich genug kontrolliert; seine Wali (Gouverneure) haben alle Gewalt in Händen und machen leider oft genug davon einen abscheulichen Gebrauch. In unserem Falle konnte der Wali uns viele Unannehmlichkeiten bereiten.

Hyvernat hatte im Anfange der Reise von der türkischen Regierung Briefe des Vezirs verlangt, die ihn, indem sie den Zweck seiner Reise erwähnten, zu gleicher Zeit den verschiedenen Gouverneuren empfehlen sollten. Bei unserer Anwesenheit in Konstantinopel hatten unsere Freunde daselbst uns solche Briefe als bloße

Formalität geschildert; einige sogar warnten uns vor denselben, indem sie — die Briefe — mehr eine Gefahr als eine Hilfe bedeuteten, da dadurch zu sehr die Aufmerksamkeit der mißtrauischen türkischen Beamten geweckt würde. Deshalb hatte ich auch davon abgesehen und meine Freunde gebeten, mir einen Teskereh oder einen Paß zu verschaffen, der für eine Reise nach dem Innern der Türkei unerläßlich ist.

Hyvernat hatte seine Briefe durch den französischen Gesandten verlangt. Als wir Konstantinopel verließen, waren sie noch nicht fertig, und das eben begonnene Beïramsfest drohte, die Sache zu sehr in die Länge zu ziehen. Hyvernat entschloß sich deshalb abzureisen und glaubte dem Versprechen, daß man ohne Verzug die Briefe nach Tiflis schicken werde. Trotz der Dauer unseres Aufenthaltes in Rußland war nichts angelangt, und schon befanden wir uns auf türkischem Gebiete, ohne die Papiere zu besitzen. Im Grunde genommen waren sie also auch entbehrlich, da wir ja jeder mit einem Teskereh ausgerüstet waren.

Aber da wir es mit mißtrauischen Leuten zu thun hatten, gab der russische Konsul meinem Begleiter Hyvernat den Rat, dem Gesandten zu telegraphieren, ihm die Thatsachen auseinander zu setzen und den russischen Schutz zu verlangen.

Für mich war die Sache noch verwickelter. Ich konnte nicht daran denken, mich an den deutschen Gesandten zu wenden; bei unserm Aufenthalt in Konstantinopel hatte ich zwar versucht, ihn in seiner Residenz in Therapia zu besuchen, aber ihn niemals zu Hause getroffen. Er kannte mich also nicht. Um das Maß voll zu machen, hatte ich nicht einmal mehr meinen Paß. In dem Wirrwarr bei unserer Abreise von Tiflis war er liegen geblieben. Glücklicherweise hatte ich eine besondere Empfehlung des französischen Gesandten beim Heiligen Stuhl erhalten. Ich konnte mich darauf berufen und, indem ich so viel als möglich in den Hintergrund trat, als Sekretär der Sendung Hyvernats figurieren.

Gewöhnlich ist eine Sache oft nicht so schlimm, als es beim ersten Blick erscheint; hier aber lagen die Verhältnisse anders. Bei den gespannten Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland würde der deutsche Gesandte ohne Zweifel die Protektion des englischen Konsuls der des russischen vorgezogen haben, was unter den obwaltenden Verhältnissen mit unserer Auslieferung an den Wali ziemlich gleichbedeutend war, denn kraft der Instruktionen seiner Regierung ist der Vertreter Ihrer Majestät der Königin von England in Wan nur der erste Diener des türkischen Gouverneurs. In persönlicher Hinsicht ist der englische Konsul sehr liebenswürdig und scheint sich der erbärmlichen Rolle, die er infolge des Befehles des Auswärtigen Amtes spielen muß, zu schämen; aber er ist als Beamter gezwungen, sich zu beugen, und falls er sich irgendwie stolz zeigen würde, wäre eine Desavouierung ganz sicher.

Hyvernat telegraphierte also ohne Aufschub dem französischen Gesandten.

Der russische Konsul Kolubakin verbrachte den Abend bei uns. Seine Unterhaltung ist ebenso unterhaltend als belehrend; er ist lange Zeit hindurch Konsul an der chinesischen Grenze gewesen und war deshalb auch imstande, uns manche interessante Einzelheiten über die Bewohner des Himmlischen Reiches zu geben, dessen starke Ausdehnung sich durch eine friedliche Einwanderung in die Nachbarländer zeigt. Nach seiner Meinung bildet China für die Zukunft eine große Gefahr für die Nachbarstaaten (?).

9. Oktober.

An diesem Morgen erhielten die Patres eine Depesche des Walis, der damals gerade in der Provinz Hakkiari war. Diese Depesche kann als Muster einer frechen Dummheit gelten. Was uns angeht, warf Khalil Pascha den Patres vor, uns der türkischen Gerichtsbarkeit entzogen und uns verhindert zu haben, unsere Papiere zu zeigen.

Der französische Gesandte antwortete auf die Depesche Hyvernats und kündigte gleichzeitig an, daß die Briefe des Vezirs nach Tiflis gesandt worden seien; von dem russischen Schutz erwähnte er kein Wort. Auf die Veranlassung des Konsuls telegraphierte Hyvernat von neuem, denn die Sache schien für uns bedenklich zu werden. Angesichts der Gefahr, in der wir uns befanden, nahm uns Kolubakin aus eigenem Antrieb für zwei Tage unter seinen persönlichen Schutz und benachrichtigte die türkische Verwaltung von diesem Schritte; aber ohne Befehl von Konstantinopel kann er nicht mehr für uns thun. Nach Ablauf dieser Frist mußte er uns dem Gouverneur ausliefern.

Zum Glück für uns setzte er sich mit dem englischen Konsul in Verbindung, und beide gaben uns ihr Ehrenwort, daß sie selbst ohne Befehl zu unsern Gunsten eintreten würden, wenn der Wali in die Behausung der Dominikaner eindringen oder uns verhaften sollte.

Wir durften also glauben, für den Augenblick vor einer ernstlichen Gefahr geschützt zu sein, aber wir mußten doch noch manche Widerwärtigkeiten erfahren.

Des Abends speisten wir bei Kolubakin; es ist nicht zu beschreiben, welch gemütlichen Eindruck die von Frau Kolubakin auf dem Klavier gespielten Arien auf uns machten; das war ein Abend nach europäischer Art in dieser verlorenen Ecke der Erde.

Dieses Klavier hat sogar eine Geschichte. Als Konsul genießt Kolubakin Befreiung von den Zöllen; als das Piano in einer fest verschlossenen Kiste anlangte, hielten die Türken den Inhalt der Kiste für eine Kanone; eine andere Kiste mit Gemälden sollte die Kugeln enthalten. Da gab es kein Zögern mehr, das Reich war in Gefahr, und man schleppte die Sachen zum Zollamte. Hier wagte man zwar nicht, die Kisten zu öffnen, aber man verweigerte deren Auslieferung. Nach mehreren vergeblichen Aufforderungen brachte der Konsul seine Untergebenen alle auf die Beine und begab sich in Begleitung seines Kawassen zum Zollamte. Eine Menge armenischer Gaffer folgte ihm. Hier wiederholte er seine Aufforderung, welche wieder mit einer Weigerung beantwortet wurde. Darauf zog der Konsul seinen Revolver, legte ihn auf den Chef des Zollamtes an und erklärte, daß er ihm, dem Chef, sogleich eine Kugel durch den Kopf jagen werde, falls einer der Beamten nur eine Hand an die Kisten legen würde. Zu gleicher Zeit gab er den Gaffern, denen die Sache gefiel, ein Zeichen, worauf diese die Sachen zum Konsulat schleppten. Jetzt wandte sich die Sache; der Konsul zwang den Zollamtschef, ihm zu folgen, und ließ dann vor seinen Augen die Kanone auspacken. Dann rief er seine Frau und sagte zu den Beamten: „Sie haben die Kanone gesehen, hier ist der Artillerist!" Der „Artillerist" spielte sofort die russische Nationalhymne.

10. Oktober.

Da wir eine Haussuchung befürchten mußten, gab ich an demselben Abend mein Tagebuch und noch sonstige Papiere dem russischen Konsul in Verwahr.

Als immer noch keine Nachricht von Konstantinopel angelangt war, mußte uns der russische Konsul das Ende seines Schutzes ankündigen, obwohl er gehört hatte, daß sein Gesandter bereit sei, zu unseren Gunsten einzutreten. Infolge dessen stellten wir uns dem Mektubdschi, dem Stellvertreter des Gouverneurs vor, als der Gouverneur gerade abwesend war. Er war gezwungen zu konstatieren, daß unsere Papiere vollständig in Ordnung waren.

11. Oktober.

Die nächste Depesche des französischen Gesandten erwähnte kein Wort von dem russischen Schutz, kündigte uns wohl die Absendung „ernstlicher Befehle" von Konstantinopel aus an, woran wir indes nicht glaubten. Doch mußte der Mektubdschi irgend welche, wenn auch unbestimmte Weisungen erhalten haben, denn sonst würde er uns sicherlich nicht so höflich empfangen haben nach der unverschämten Depesche des Walis, da er uns doch früher hatte verhaften wollen.

12. Oktober.

Tags darauf war der Geburtstag des Schahs von Persien, weshalb wir mit den Patres zu dem persischen Konsul gingen, um ihm bei dieser Gelegenheit unsere Aufwartung zu machen. Der Konsul war mit einer voll buntem Flitter bedeckten Uniform bekleidet; er scheint sehr überzeugt zu sein von seiner Wichtigkeit und an einer unheilbaren Eitelkeit zu leiden. Er befand sich im Zustande des zurückgehaltenen Zornes, weil der Mektubdschi die Unverschämtheit gehabt hat, bei diesem Feste bei ihm vorzusprechen, ohne mit der Uniform bekleidet zu sein. Wenn ich mich recht erinnere, heißt der Konsul Mahmud Khan; übrigens sprach er ziemlich gut französisch.

Der russische und der englische Konsul hatten die Liebenswürdigkeit, uns Einladungen zu dem großen offiziellen Diner zu verschaffen, das des Abends auf dem persischen Konsulat stattfand. Ihr Zweck dabei war hauptsächlich der, unser Ansehen in Wan zu erhöhen.

Wir benützten die ersten Stunden des Nachmittags, um Toprak-Kala (zu deutsch: Staubschloß) zu besuchen[1]). Toprak-Kala ist eine alte Festung, die von den armenischen Königen zur Zeit ihrer Kämpfe mit den Assyrern errichtet wurde; sie beherrscht ein felsiges Plateau im Osten der Stadt. Nach assyrischem Gebrauche hatte man ungebrannte Ziegelsteine für die inneren Seiten der Mauer verwandt.

Der Einfluß der Zeit und des Regens haben diese Ziegelsteine aufgeweicht; nach und nach fällt alles zusammen. Die Ruinen von Toprak-Kala wie alle der alten Paläste der Thäler des Tigris und des Euphrat bilden nur mehr einen regelrechten Erdhaufen, wo nur ein geübtes Auge die Anwesenheit eines alten Baudenkmals erspähen kann. Hier wurden durch Chantre und Barry Ausgrabungen ver-

1) Toprak-Kala ist auf einem Ausläufer des Zemzem-Dagh erbaut. Auf einem der Wege dahin befindet sich die berühmte Inschrift des Agh-Keuprü.



anstaltet, desgleichen durch die Engländer. Gegenwärtig sind die Arbeiten zwar eingestellt, aber die Spuren derselben sind noch deutlich sichtbar [1]).

Von der Höhe von Toprak-Kala ist die Aussicht auf Wan und den See wunderbar.

Die Felsen, die den Ostabhang der Erhöhung bilden, sind sehr steil; in der südöstlichen Ecke öffnet sich ein in den Felsen ausgehöhlter stufenförmiger Gang, der zu einer weiten Grotte führt. Der Vorhof dieses Ganges hat kaum ein Meter im Durchmesser; drei stark beschädigte Fenster lassen das Tageslicht eindringen. Auch die Grotte ist nach meiner Ansicht von menschlicher Hand hergestellt [2]). Sie hat lange Zeit den Briganten als Zufluchtsort gedient, weshalb sie auch heute noch sich keines besonderen Rufes bei den dortigen Bewohnern zu erfreuen hat.

Wir kamen zu rechter Zeit noch zurück, um uns in das persische Konsulat zu begeben. Die Gesellschaft war schon in dem Diwan versammelt. Auf einem Buffet waren verschiedene Nebengerichte aufgestellt: Kaviar, Tomatensalat, Häringe etc. Diese Vorgerichte, durch reichliches Getränk gewürzt, z. B. durch Schnaps, Wudky oder Arak bilden den Zakuski. Der Zakuski wird in Rußland vor jeder Mahlzeit genommen, und dieser Gebrauch hat sich bis Persien und die Türkei verbreitet. Jeder bedient sich nach seinem Belieben. Gewöhnlich dauert bei dem persischen Konsul dieses Vorspiel sehr lange, so daß man sich erst zwei bis drei Stunden nachher zu Tische setzt. Wenn aber der russische Konsul anwesend ist, vollzieht sich die Sache viel rascher. Von der langen Dauer bei früheren Gelegenheiten ermüdet, hatte er erklärt, sich zurückzuziehen, wenn der Zakuski länger als eine Stunde dauere. Darum trug man Sorge, mit dem Fest schon vor der Ankunft des russischen Konsuls zu beginnen, und so war es möglich, daß man sich, nachdem der Zakuski anderthalb Stunden gedauert hatte, zum Essen setzen konnte. Bereits wurden die Köpfe warm. Selbstredend ist keine Rede mehr von dem alten persischen Tafelgeschirr; das Diner wird auf einem Tisch serviert, und die Gäste sitzen an demselben nach europäischer Art.

Ich habe mich vergeblich bemüht, das Menu genau zu behalten. Das Diner, nach französischer Art hergerichtet, war gut, aber zu reichlich; Suppe, Hammelfleisch, Hühnchen in Reis, ein süßes Gericht mit Gelée, Pilau folgen in der Weise auf einander, daß nach jedem Gang eine süße Schüssel eingeschoben wurde. Der gewöhnliche Wein war gut, aber der besondere war der reinste Fabrikwein.

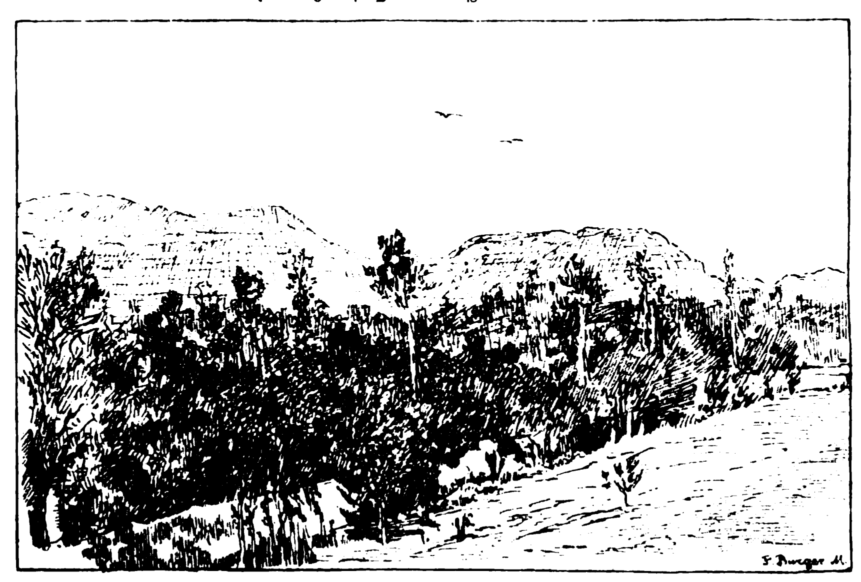
Die offiziellen Toaste konnten kaum angebracht werden; denn ein Armenier, der bestellt war, die Toaste auszubringen, und besonders der Telegraphenmudir waren beide schon betrunken und daher in ihren Reden unerschöpflich; es braucht deshalb auch kaum erwähnt zu werden, daß ihre Toaste absolut stupid waren und nur den

1) Mr. Reynolds von der amerikanischen Mission hat uns in freundlicher Weise die Photographie verschiedener Bronzegegenstände vermittelt, die durch die Ausgrabungen zu Tage gefördert worden sein sollen; einige Tage später konnte Hyvernat ein Bruchstück eines bronzenen Brustschildes kaufen, das ebenfalls daher rührt. Elisée Reclus behauptet in seiner Geographie, daß Chantre Ausgrabungen dort veranstaltet hat. Wann dies gewesen sein soll, kann hier nicht untersucht werden, da Chantre in seiner Reisebeschreibung (Tour du Monde LVIII, 288) ausdrücklich sagt: „Ich konnte wegen Mangels an Zeit keine Ausgrabungen veranstalten."

2) Texier, der diese Grotte das Zenzem nennt, findet, daß „nichts darin die Arbeit eines Menschen erkennen läßt". Ich habe diese Stelle erst nach unserer Rückkehr gelesen, aber sie stimmt mit meinen bestimmten Erinnerungen nicht überein. (Texier, Arménie II. 17).

Zweck hatten, um jeden Preis zum Trinken zu veranlassen. Der russische Konsul beherrschte die Situation. Als der persische Konsul die schlimme Laune seines Amtsgenossen sah, suchte er, so gut es ging, die schlechten Toaste zu entschuldigen. Schließlich kam man dazu, auf das Wohlsein des Universums zu trinken.

Der charakteristische Zug dieses Diners schien mir, außer einer gemeinen Bestialität bei mehreren Gästen, in dem gänzlichen Mangel an einer allgemeinen Unterhaltung zu liegen. Solchergestalt dreht sich alles um Intriguen, und die Köpfe waren so wenig über irgend etwas unterrichtet, daß, nachdem die gewöhnlichen Zoten vorbei waren, niemand etwas Rechtes zu sagen wußte.



Toprak-Kala.

13. Oktober.

Wir wurden von dem Mektubdschi eingeladen, um die Mitteilung der berühmten „ernstlichen Ordres" entgegenzunehmen, die von Konstantinopel angelangt waren. Wie es recht war, begann die Sitzung durch eine vorbereitende Stille, Zigaretten und Kaffee. Endlich wollte uns der Mektubdschi die Depesche vorlesen, aber es war ihm unmöglich, dieselbe irgendwo zu finden. Nun entspann sich eine hochdramatische Szene zwischen dem Mektubdschi und seinen Beamten, die wohl eine halbe Stunde dauerte. Endlich war die Depesche gefunden. Sie schrieb vor, uns anständig zu behandeln und sich überhaupt an die Briefe vom 28. August zu halten. Damit sind die Briefe des Vezirs gemeint, die sich damals gerade, Gott weiß wo, befanden. Wie es auch nicht anders sein konnte, hatte man in der Depesche gar keine Anspielung auf den Inhalt der Briefe gemacht, und der Mektubdschi hatte von demselben auch keine Ahnung. Er behandelte uns anständig, aber für Hyvernat war es unmöglich, den Hauptzweck seiner Reise auszuführen, nämlich die Keilinschriften zu kopieren oder zu photographieren.

Die Sache mußte wieder von vorne beginnen, es mußte abermals nach Konstantinopel telegraphiert werden. Schöne Aussichten!

Ein Besuch bei Munir Pascha, dem militärischen Kommandanten von Wan, brachte uns wieder in bessere Laune. Er war mit den Patres befreundet und empfing uns deshalb an der Kaserne auf angenehme Weise: er ließ uns zu Ehren die Regimentsmusik spielen. Ein Kritiker hätte vielleicht manches an der Musik zu tadeln gehabt. Aber in Wan kamen uns die von den Kurden gespielten Weisen herrlich vor. Man muß eben mit den Verhältnissen rechnen. Munir Pascha wird von seinen Soldaten fast angebetet.

14. Oktober.

Angesichts der Schwierigkeiten, die uns in Wan zurückhielten und die unüberwindlich zu werden schienen, berieten wir über die Möglichkeit, auf unsere Reise durch Persien zu verzichten; denn unsere Reise, die an sich schon beschwerlich genug war, ließ keinen weitern Aufschub zu. Der unfreiwillige Aufenthalt in Wan brachte uns schließlich dahin, daß wir mitten im Winter auf den Hochplateaus Persiens reisen mußten. Sollte es nicht besser sein, nachdem die verschiedenen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt sind, wenn wir unsere Geschäfte in Wan besorgen und dann durch die kurdischen Berge Mosul zu erreichen suchen? In diesem Falle würde Kascha Isaak nach Khosrawa zurückkehren und Nathanael mit unserm sämtlichen Gepäck zu uns senden. Da eine Karawane persischer Kaufleute nach Salmas zurückkehrte, wurden wir bald dahin einig, daß Kascha Isaak die Karawane begleiten sollte, während wir auf Persien verzichteten.

15. Oktober.

Der gestrige Tag, ein Sonntag, verlief ganz mit dem Abstatten von Besuchen; es ist unglaublich, wie viel Kaffee wir dabei trinken mußten. Heute morgen haben die Kaufleute die Reise angetreten, und wir haben unsern diensteifrigen und praktischen Kascha verloren, der uns ein sehr angenehmer Reisegefährte gewesen war.

18. Oktober.

Drei Tage verbrachten wir mit völligem Nichtsthun. Auf die Depeschen Hyvernats antwortete der französische Gesandte, daß er uns keinen bessern Rat geben könne als den, die Briefe des Vezirs abzuwarten; von der russischen Protektion schwieg er wieder.

Der englische Konsul, Mr. Russell, lud uns zu einer Jagdpartie in der Richtung nach dem Erdscheck-See ein; das Ziel war ein großer Sumpf, der ungefähr zwei Wegestunden von Wan entfernt liegt. Hier wimmelt es von Enten, aber ohne Kähne und Hunde ist es unmöglich, ihnen beizukommen. Bei dem Essen stieß Kolubakin zu uns; nach einem vergnügt verbrachten Tag erreichten wir Wan bei dem schönsten Mondenschein.

19. Oktober.

Während dieses Ausfluges folgten uns stets Polizisten, die sich hinter den Felsen verborgen hielten. Wir erfuhren es durch ein Mitglied dieser ehrenwerten Gesellschaft, der — echt türkisch — es übernahm, im Auftrag der türkischen Verwaltung uns auszuspionieren und auch auf unsere Rechnung die türkische Verwaltung auszukundschaften. Ich muß sagen, so seltsam es auch klingen mag, daß er uns stets nett von den Anschlägen, die gegen uns geschmiedet wurden, unterrichtet hat. Er riet uns auch, auf unserer Hut zu sein, denn da Tabur Agassi von seinen Polizisten über unsern gestrigen Ausflug keinen günstigen Bericht (für sich) erhalten

hatte, klagte er sie der Verräterei an und wird wahrscheinlich das nächste Mal die Sorge unserer Überwachung besser geschulten Leuten anvertrauen.

21. Oktober.

Ein armenischer Renegat, Simon Serdschulian, hatte uns von Keilinschriften, die sich in der Umgebung von Wan befinden, gesprochen. Wir durften gar nicht daran denken, sie zu photographieren; aber wir suchten uns über ihre Existenz zu unterrichten, ohne die Sicherheit des ottomanischen Reiches zu gefährden. Wir veranstalteten deshalb eine kleine Expedition in der Gesellschaft Joseph Grimauds, des Aufsehers der Brücken und Straßen [1]).

Anstatt die Expedition zu Pferde zu unternehmen, ließen wir uns bereden, ein Vehikel zu gebrauchen, das den Namen Coupé trägt und uns ein Bild des Zustandes der Wagenfabrikation in Wan gab. In der Form erinnert es zwar an ein europäisches Coupé, besitzt aber nicht einmal Fenster; diese sind durch kleine Bretter ersetzt, die nicht einmal gerade sind. Auch ist keine einzige Thüre in richtigem Zustande. Zu einem uns unbekannten Zwecke hat man auch abschüssige Sitze angebracht. Die Federn haben alle erdenklichen Formen und bestehen mehr aus Kordel als aus Metall. Aber dies ist noch nichts gegen das Pferd auf der rechten Seite. Schon seit der Abfahrt zeigte es seine Unzufriedenheit durch heftige Hufschläge; trotzdem erreichten wir, so gut es eben ging, das Dorf Sirket (Sigke). Dort fanden wir zwei Reste von Keilinschriften am untern Ende zweier Gesimse an der Thüre, die zu der Vorhalle der Kirche führt. In der Vorhalle selbst findet sich noch ein Rest zu ebener Erde. Alle drei sind gut erhalten und zeigen schöne Züge. Der Hintergrund einer Nische zur rechten Seite der Thüre trägt ebenfalls eine Inschrift, die leider sehr verstümmelt ist. Die Kirche selbst ist alt.

Am Ausgang des Dorfes beherrscht der Weg eine kleine Schlucht. Unser berühmtes Pferd, das gerade solche Plätze wählte, um seine Widerspenstigkeit zu zeigen, zwang uns mehrere Male, aus dem Wagen zu steigen, so daß wir es schließlich vorzogen, unser Gefähr im Stich zu lassen und uns auf einer Büffel-Arabah einzunisten, die sich gerade in unserem Bereich befand; auf diese Weise kamen wir zwar langsamer voran, aber doch wenigstens sicher.

Die Arabah ist ein zweiräderiger Wagen von der denkbar einfachsten Beschaffenheit; die zwei Räder sind hölzerne Scheiben und bilden ein Ganzes mit einer schweren hölzernen Achse; das Rahmengestell der Arabah liegt auf der Achse ohne irgend eine Unterlage als Äste von Weiden, die sich durch das Reiben abnutzen.

In dem Maße, wie wir höher kamen, gab die dunkle, felsige Masse des Warak, der sich an unserer rechten Seite erhob, der Landschaft ein sehr wildes Aussehen. Das Dorf Tschorawantz oder Tsorawank blieb zu unserer Rechten liegen. Ehe wir in Deïrmankjöï ankamen, packten wir unsern Mundvorrat bei einer Quelle mit gutem, frischem Wasser aus. In Deïrmankjöï fanden wir in dem kleinen Hofe eines Bauernhauses auf einem runden Stein, der früher wahrscheinlich als Fuß

1) Joseph Grimaud war aus der Provence gebürtig. Er verbrachte seine Zeit in Wan als Aufseher der Brücken, die nicht existierten, und der Straßen, die noch nicht da waren. Nachdem er sich mit einer Dame aus Konstantinopel verlobt hatte, wollte er sie im Jahre 1889 in Trapezunt abholen. Nachdem er hier angekommen war, starb er am 11. August plötzlich an einem Blutsturz. Am Tage nach seinem Begräbnis kam seine Braut an.

einer alten Säule gedient hat, eine zweireihige Inschrift, deren Text sich zweimal wiederholte. Wir kehrten zu Fuß nach Tschorawantz zurück, wo in dem Hügel, der das Dorf beherrscht, einige oberflächliche Ausgrabungen veranstaltet worden sind. Unter anderen Altertümern hat man dort auch einige Pfeilspitzen gefunden, die sich in dem Besitz des genannten Reynolds befinden, sowie zwei Säulenschäfte, die wir in dem Hause Serdschulians sahen.

Unser abscheulicher Wagen nahm uns wieder auf; Grimaud setzte sich auf den Bock; aber ungeachtet dreier Knüttel, die er auf dem Rücken des widerspenstigen Pferdes entzweischlug, war es unmöglich, voran zu kommen. Wir überließen das Coupé von neuem seinem traurigen Schicksal und kehrten beim Mondenschein zurück, nebenbei bemerkt, in der besten Stimmung.

Die Gegend, die wir bereist hatten, ist sehr merkwürdig durch die Mischung verschiedener Kalksteinarten mit vulkanischen Produkten.

Eine schlechte Nachricht! Unser Gönner Kolubakin war genötigt, in amtlichen Geschäften eine Reise nach Kars zu unternehmen. Er ist ein außerordentlich beschäftigter Mensch wie auch sein Stellvertreter Scherifoff. Was sie eigentlich auf solchen Reisen machen, weiß ich nicht genau. In jedem Falle machen sie überall Rußlands Übergewicht bemerkbar, hören die Klagen der einen und andern, schüchtern auch zuweilen die stets zu Erpressungen geneigten türkischen Beamten ein und breiten nach und nach das Ansehen und den moralischen Einfluß Rußlands in jenen Gegenden aus, die es sicher eines Tages zu annektieren hofft.

Während unseres Abschiedsbesuches bei dem Konsul verhehlte uns dieser seine Unruhe durchaus nicht, die er unsertwegen hatte. Er fürchtete sogar sehr, daß der türkische Gouverneur nach unserer Abreise von Wan uns ausplündern ließe. Dies ist nichts Außergewöhnliches in jener Gegend; denn als sich der englische Konsul von Mosul nach Wan begab, wurde er auf die Veranlassung eines Pascha hin ausgeplündert; ein gleicher Versuch, der aber glücklicherweise ausgespürt worden war, war vor kurzer Zeit gegen Kolubakin von den Kurden unternommen worden, die, wie man versichert, im Dienste des Walis von Wan standen.

22. Oktober.

Wie schon erwähnt, hatte Grimaud uns auf unserem Ausflug nach Dermankjöi begleitet. Der Tabur Agassi ließ ihn rufen und begehrte zu wissen, warum er bei uns gewesen sei. Grimaud gab zur Antwort, daß es sein gutes Recht gewesen sei, seine Landsleute zu begleiten. Darauf wurde Tabur Agassi zornig und befahl, Grimaud zu verhaften. Grimaud ließ sich nicht einschüchtern und beendete in seiner Geistesgegenwart dadurch die Szene, indem er das Polizeibureau verließ. Eine Stunde später ließ ihn der Mektubdschi rufen, empfing ihn mit Grobheiten und eröffnete ihm, daß er andern Tages Wan zu verlassen habe, um seinen neuen Posten in Baschkala zu übernehmen; aber Grimaud erklärte ihm, daß er nicht eher abreisen werde, als bis er den rückständigen Teil seines Gehaltes empfangen haben werde.

23. Oktober.

So lagen die Sachen. Aber da Grimaud fürchten mußte, verhaftet zu werden und in Baschkala weitere Verrätereien fürchtete, brachte er alle seine Papiere zu dem russischen Konsulat und richtete, für den Fall irgend eines Unglücks, an den

russischen Konsul die Bitte um Schutz. So verhielt es sich mit der Sicherheit, deren wir uns erfreuten. Wir verstanden nun auch die Worte des französischen Gesandten, der auf die Reklamation Hyvernats folgendermaßen antwortete: „Ich kann gar nicht erklären, wie sehr Ihre Sicherheit bedroht ist; geben Sie telegraphisch Aufklärung!" Als ob bei dieser scharfen Beobachtung, der wir unablässig ausgesetzt waren, Hyvernat genaue Einzelheiten angeben könnte, ohne fürchten zu müssen, daß seine Depesche verstümmelt oder unterschlagen würde, und daß durch seine Angabe sofort eine Menge lügnerischer Gegenberichte von seiten der Türken hervorgerufen würde, und als ob ein Gesandter das Recht hätte, einen von seiner Regierung beauftragten Reisenden ohne Schutz zu lassen, der ihn zum vierten Male versichert, daß seine Sicherheit bedroht ist, was der Gesandte aber auch selbst weiß!

Wir verbrachten einen angenehmen Abend bei Scherifoff, dem Stellvertreter des russischen Konsuls; er ist ein mohammedanischer Kaukasier, aber nach europäischer Art erzogen. Er ist jung, tapfer, großmütig, von aufbrausendem Charakter, ein glühender Anhänger Rußlands; durch sein Wohlverhalten zeichnete er sich in Turkestan aus, wohin er mit dem Auftrage geschickt worden war, die Sklaverei zu unterdrücken. Zum Lohn verlieh ihm der Kaiser den Orden des heiligen Wladimir. Scherifoff aber erbat sich als Lohn für sein Verhalten nur eine Gunst des Zaren, nämlich eine junge Russin heiraten zu dürfen, die er seit seiner Kindheit liebte. Der Zar erfüllte die Bitte unter der Bedingung, daß die Kinder in der orthodoxen Religion erzogen würden.

Nach dem Diner sahen wir mehre Proben von Tänzen: russische, georgische, armenische und kurdische. Die beiden ersten waren anmutig; der kurdische Tanz besaß durch die in ihm bekundete Wildheit einen gewissen Zauber; dagegen glich der armenische Tanz mehr dem Tanz eines Bären, wobei kein wesentlicher Moment fehlte, weder der graziöse Rhythmus in den Bewegungen noch das Grunzen des Tieres, denn die Begleitung verdiente keinen anderen Namen. Vier oder fünf Tänzer halten sich gegenseitig an der Schulter; die am weitesten von einander entfernt stehenden halten ein Tuch in den Händen. Der ganze Tanz besteht darin, daß die einzelnen Paare nach einander so langsam als möglich von einem Fuße auf den andern fortschreiten ohne irgend welche Figur zu bilden, bloß das Tuch bewegend und dabei grunzend. Die Tänzer selbst scheinen übrigens an diesen sehr wenig ästhetischen Übungen großen Gefallen zu finden.

24. Oktober.

Da Grimaud sich nach den erwähnten Vorsichtsmaßregeln stärker fühlte, erklärte er dem Tabur Agassi, Derwisch Agha, daß er ihn wegen der Beleidigungen verklagen würde.

Das Conto Derwisch Aghas war schon stark belastet; ungeachtet mehrerer Verbrechen, für die er eigentlich gehenkt werden müßte, hatte er sich lediglich dank der Unterstützung des Walis auf seiner Stelle zu behaupten gewußt. Für den Wali war er eine unschätzbare Hilfe, wenn irgend eine schmierige Geschichte zu erledigen war; aber man hatte gut begründete Beschwerden über ihn in Konstantinopel angebracht. Derwisch Agha bekam Furcht bei der Drohung Grimauds; er machte ihm Besuche und suchte sich zu entschuldigen, wobei er freilich so weit ging,

daß er behauptete, er habe Grimaud nur aus Sorge für dessen Wohlergehen verhaften lassen wollen.

Es ist dies das gewöhnliche Verfahren der Türken, wobei es ihnen zuweilen gelingt, den harmlosen Europäer zu erwischen: sie ergehen sich in tausend Entschuldigungen, die ja nichts kosten, und setzen dann von einer andern Seite ihre Ränke fort.

Inmitten all der Widerwärtigkeiten gewährte uns die Herrlichkeit der Natur eine gute Abwechselung. Das herbstliche Aussehen der Bäume, die frische, belebende Luft erinnerten mich lebhaft an das Elsaß und weckten Heimweh in mir.

25. Oktober.

Der Schnee, der bereits den Warak bedeckte, kündigte das Herannahen der kalten Jahreszeiten an; von einer Abreise unsererseits konnte aber noch keine Rede sein.

Nun noch neue Schwierigkeiten! Nathanael, den wir von einem Tage zum andern erwarteten, telegraphierte uns von Baschkala: Unser Gepäck ist durchwühlt worden; Pulver, Patronen und Bücher sind mit Beschlag belegt worden; mein Reisepaß wurde konfisziert.

Was soll all dies bedeuten? Die Erwähnung des Passes beunruhigte uns am meisten; denn als wir Khosrawa verließen, um uns nach Wan zu begeben, hatte Kascha Isaak keinen türkischen Passierschein; in Urmia verlangten wir einen solchen für ihn von dem türkischen Vizekonsul. Dieser erklärte uns, daß diese Formalität gänzlich überflüssig sei, und daß der Passierschein Nathanaels sehr gut für Kascha Isaak gelten könne, weshalb er ihn auch beglaubigte. In Baschkala hatte der Vekil des Mutessarif die Worte: „gekommen vom Hakkiari und abgereist nach Wan" hinzugesetzt. Dieser Paß konnte in den jetzigen Umständen Nathanael nicht mehr dienen und besonders nicht nach einer Zwischenzeit von vierzehn Tagen. Wir hatten ihm sagen lassen, er solle sich als persischer Unterthan einen persischen Paß oder als Reisender einen französischen Paß durch den französischen Konsul in Tebris verschaffen. Sollte er vielleicht unsern Instruktionen keine Rechnung getragen haben! In diesem Falle würde sich unsere Lage vielleicht noch verschlimmern, und man könnte den Verdacht der Schmuggelei gegen uns aufkommen lassen.

In jedem Falle mußte nun gehandelt werden. Scherifoff veranlaßte uns, ihm eine Erklärung zu überreichen, wodurch wir seinen Schutz anriefen.

30. Oktober.

Eine neue Depesche von Nathanael! Das Gepäck war alle in Baschkala untersucht und nach Wan transportiert, eine der Kisten amtlich versiegelt worden. Er selbst wurde in Baschkala wegen seines Passes noch zurückgehalten. Es war sicher, er hat sich anführen lassen und unsere Weisungen nicht beachtet.

31. Oktober.

Endlich erhielten wir einige nähere Auskunft über die Angelegenheiten von Baschkala durch den angekommenen Mudir der Tabaksregie.

Schon unsere Reise nach Baschkala hatte unangenehme Folgen; Iskender Effendi wäre beinahe verhaftet worden, und man hatte ihm gedroht, seine Wohnung von dem Dach bis zum Keller zu durchwühlen.

Was die gegenwärtigen Schwierigkeiten betraf, so schien es, daß das Gepäck von Baschkala unmittelbar hinter der Grenze festgehalten wurde. Es wurde in Baschkala untersucht, trotzdem Nathanael und Iskender Effendi dagegen protestierten und behaupteten, daß das Gepäck erst in Wan untersucht werden dürfe, da es uns gehöre. Alle photographischen Platten waren dem Anscheine nach verloren. Was Nathanael angeht, so hatte er wirklich seinen türkischen Passierschein vorgezeigt, den vierzehn Tage vorher der Mutessarif von Baschkala visiert hatte; er dachte sich aus der Affaire ziehen zu können, indem er seine Beziehungen zum Groß-Vezir erwähnte; aber vom Bureau des Groß-Vezirs bis Baschkala ist ein weiter Weg.

Iskender Effendi war so in Verlegenheit, so daß er es nicht mehr wagte, Nathanael ein Obdach zu gewähren.

2. November.

Am Allerseelentage lasen wir zunächst die hl. Messe und setzten uns dann in Marsch, um den englischen Konsul Russell bis zum Erdscheck zu begleiten. Russell verließ Wan und nahm den Posten bei den Dardanellen ein. Sein Nachfolger, Davy, war vor einigen Tagen angekommen; er befand sich bei der Gesellschaft mit Scherifoff, Michel Kowadenski und Pater Duplan nebst einer Anzahl Notabeln, allen Kawassen und den Dienstboten; das Ganze bildete eine schöne Kavalkade.

Es wurde eine kleine Sumpfjagd veranstaltet, nach der Scherifoff das Frühstück auf denselben Felsen servieren ließ, wo wir bei unserer frühern Partie mit Russell den Imbiß genommen hatten. Dann machten wir uns auf den Weg nach dem Erdscheksee.

Das Frühstück war gut begossen worden, so daß sich bald eine fröhliche Stimmung bemerkbar machte; nach und nach wurde der Gang der Pferde beschleunigt; auf einen gegebenen Moment ging es im Galopp weiter und bald begann eine wahre Hetzjagd. An einem schlammigen Graben angekommen, machte mein Pferd einen schlechten Sprung, stürzte mit dem Kopf voran, streckte den Schweif in die Höhe und wir beide lagen auf dem Boden, d. h. mein Pferd auf mir. Glücklicherweise blieb mein Pferd vor Bestürzung ruhig, so daß ich mich ohne Verletzung, aber nicht ohne beschmutzt zu sein, wieder frei machen konnte; das Pferd hatte ebenfalls keinen Schaden gelitten.

Wir erreichten Erdscheck erst bei dunkler Nacht, nachdem wir vorher noch an einem Feuer reisender Kaufleute Halt gemacht hatten. Es war dies ein gut brennendes Holzfeuer und machte einen andern Eindruck als die im Orient gebräuchlichen Feuer von Kuhmist und Dornen. Ein Teil von uns wohnte bei dem Pfarrer, der andere in einem benachbarten Hause. Das Diner, das Russell uns servieren ließ, war ganz nach orientalischer Art, wobei auch nach alter Etikette die Finger die Hauptrolle spielten. Ein ganz gebratener Hammel bot den Zähnen viel Widerstand, was leicht begreiflich ist. Am andern Morgen nahmen wir Abschied von Russell, der seine Reise nach Bayasid fortsetzte, während wir nach Wan zurückkehrten.

Der See von Erdscheck, an dem der Weg nach Wan vorbeiführt, bietet in seinem Umrisse durchaus kein anmutiges Bild; sein Wasser ist noch salziger als das des Wansees. Früher war der See durch eine niedrige Sandbank in zwei Teile geteilt. Er liegt in einer Höhe von ungefähr 1800 Metern.

4. November.

Nach einem aufregenden Warten von drei Tagen kam wenigstens endlich ein Teil unserer Leute. Gegu kam und führte Huschannah und Lazarus bei sich; letzterer ist ein überzähliger Reisender, es ist der kleine Sakristan von Khosrawa. Er soll sich in das syrisch-chaldäische Seminar in Mosul begeben, weshalb ihn die Missionare uns anvertraut hatten. Huschannah ist eine junge Chaldäerin von Giey-Tapeh, die ich nach Europa bringen sollte, damit sie eine Beschäftigung erlernt.

Was unser Gepäck betrifft, so langte dieses auch an, ausgenommen die zwei Kisten, die in Baschkala mit einer Menge anderer Gegenstände zurückgehalten wurden.

Die kleine Karawane war drei Stunden hinter Baschkala festgehalten und das Gepäck auf der Stelle untersucht worden. Beim Anblick unserer Patronen wurden die Zollbeamten von Schrecken ergriffen. Nathanael wurde mit einem Ordonnanzposten in einem Zimmer eingeschlossen. Ein wenig später wurde die ganze Gesellschaft mit Gewalt nach Baschkala geführt, das gar nicht in ihrem Wege lag. Nathanael hatte unsern Rat befolgt und sich einen persischen Paß besorgt, aber im kritischen Augenblick beging er die Dummheit, seinen schlechten Paß zu zeigen. Von da an datieren auch all die schlimmen Geschichten, die er erdulden mußte. In Baschkala wurde das Gepäck von neuem untersucht. Es scheint, daß die klugen Zollbeamten bloß drei Packete mit photographischen Platten geöffnet haben; mein „Star-mill" wurde auch für etwas Ähnliches angesehen und gab Veranlassung zu langen und tiefsinnigen Besprechungen.

Hyvernat telegraphierte von neuem dem französischen Gesandten. Da wir erfahren hatten, daß der Gesandte einen Urlaub antreten würde, schöpften wir die Hoffnung, daß sein Vertreter die Sache weniger leicht nehmen würde.

5. November.

Bald meldete uns eine Depesche Nathanaels, daß er Tags vorher fünf Stunden im Gefängnis zugebracht hatte, und daß er nach seiner vorläufigen Entlassung den ganzen Tag Verhöre bestehen mußte. Als wir zum Telegraphenamt gehen wollten, um den Gesandten von dieser neuen Schandthat in Kenntnis zu setzen, fanden wir eine Depesche von dem Vertreter des Gesandten während dessen Urlaub. Der Vertreter, Herr Imbert, kündigte uns darin endlich den russichen Schutz an. Unsere Ahnungen hatten sich erfüllt. In derselben Zeit telegraphierte der russische Gesandte Nelidoff an das russische Konsulat, und Tags vorher soll der türkische Minister dem Wali telegraphiert haben.

Leider wurde ohne Zweifel die russische Gesandtschaft, die sich uns zu Anfang unseres Aufenthaltes in Wan so geneigt gezeigt hatte, durch den Undank, den sie von der französischen Gesandtschaft zu erdulden hatte, gekränkt; auch sie gab uns nur einen offiziösen Schutz[1]). Die Depesche war an den Konsul gerichtet. Sein Vertreter Scherifoff kam kaum dazu, sich die Depesche von Frau Kolubakin aushändigen zu lassen. Dies beunruhigte uns sehr, weil wir sahen, daß zwischen Scherifoff und dem Konsulat gespannte Beziehungen herrschten. In diesem Vorgehen erblickten wir ein Zeichen des Mißtrauens gegen Scherifoff und für uns eine Benachrichtigung. Wir wußten auch, daß er schon öfters einen Verweis erhalten und selbst gemaßregelt worden war, weil er der türkischen Regierung gegenüber zu viel

1) Der offiziöse Schutz darf nicht mit dem amtlichen Schutz verwechselt werden, er ist gleichsam nur eine Empfehlung, ohne viel Wert im Ernstfalle.

Energie gezeigt hatte. Wird alles widerrufen werden, wenn er noch einmal kräftig interveniert?

Allmählich fingen wir an zu fürchten, daß diese offiziöse Protektion sich nur zu bald in eitel Dunst auflösen würde; Scherifoff selbst, der im Anfang viel Eifer für uns gezeigt hatte, schien aufgeregt und beunruhigt[1]).

Endlich erhielten wir, nach einem Warten von einem Monate, die Vezirsbriefe! Sie hatten die Reise von Konstantinopel nach Tiflis gemacht, und von da aus hatten sie Wan erreicht über Batum, Odessa, Konstantinopel, Trapezunt!

Da Kyvernat leidend war, gingen Pater Duplan und ich zum Mektubdschi, um ihm die Briefe zu zeigen. Dieser schien die Depesche des Ministers erhalten zu haben, denn er empfing uns ganz nett und erbat sich bloß einen schriftlichen Bericht über unsere geplanten Unternehmungen. Wir ließen ihm den Bericht denselben Abend noch zugehen und erbaten uns zu gleicher Zeit Zabtiehs zu unserer Begleitung. Scherifoff verpflichtete sich, seine ganze Autorität anzuwenden, um innerhalb vier Tage die noch in Baschkala zurückgehaltenen Gepäckstücke zu besorgen.

Gegen Abend empfingen wir eine Depesche Nathanaels, die uns meldete, daß seine persönliche Angelegenheiten beendet seien, aber daß man übermäßigen Zoll für das Pulver und die Patronen verlange. Es ist auffallend, daß man auch in Baschkala nachgab; es handelte sich jetzt nur noch um die Zollfrage oder vielmehr um das Backhschich.

7. November.

Es war nun ein Monat seit unserer Ankunft in Wan verflossen. Gestützt auf die Briefe des Vezirs, begaben wir uns hinaus um photographische Aufnahmen zu machen. Ein ganzer Monat mußte verfließen unter Streitigkeiten und aufregendem Warten für uns, um zu dem harmlosen Resultat zu kommen, die Keilinschriften photographieren zu dürfen.

Da Kyvernat einen besonderen Bericht über diese Arbeiten liefern will, so können die Einzelheiten hier übergangen werden. Wir suchten nach Möglichkeit die verlorene Zeit wieder zu gewinnen, doch dies hielt schwer. Viele Inschriften müssen kopiert werden, da ihre ungünstige Lage ein erfolgreiches Photographieren nicht zuläßt; zum wenigstens muß der Text, da wo er veröffentlicht ist, durchgesehen werden, um die zahlreichen Fehler der Übersetzung verbessern zu können. Aber bei zehn Grad Kälte, im vollen Winter des Gebirges Keilinschriften kopieren, die oft mehrere hundert Zeilen umfassen! Nach einer Viertelstunde ist man starr vor Kälte, so daß man nicht mehr imstande ist, den Bleistift zu halten und jede Anstrengung zur Aufmerksamkeit einfach unmöglich wird.

An demselben Tage erhielten wir von Baschkala die Briefe, die von Europa nach Tebris und Khosrawa geschickt worden waren. Der Kurier war von einem Klagebrief Nathanaels begleitet. Der Vekil des Mutessarif hatte ihm inbezug auf uns die häßlichsten Lügen erzählt; wir seien während der Nacht von Baschkala geflohen und hätten die gröbsten Vergehen auf uns geladen; die Verhaftung Nathanaels

1) Ich hatte richtig vermutet, als ich annahm, die Stellung Scherifoffs sei erschüttert. Kurze Zeit nach unserer Abreise war der Riß zwischen ihm und dem Konsul offen. Er fiel in Ungnade, und ich konnte niemals erfahren, wohin er geschickt worden ist. Der Gedanke, daß vielleicht sein guter Wille für uns zu seinem Falle beigetragen hat, ist für uns wirklich schmerzlich.

sei lediglich aus dem Grunde erfolgt, weil er in Beziehung zu Leuten gestanden, die bei einer ordentlichen Justizpflege einfach verdient hatten, gehängt zu werden, deren Angelegenheiten übrigens so schlecht waren, daß der französische Gesandte, der sonst die Interessen seiner Landsleute mit wahrer Eifersucht vertrat, sich nicht hineinmischen wollte. Es war nicht zum Verwundern, daß diese Lügen Eindruck auf Nathanael machten und er ihnen teilweise Glauben schenkte.

Trotz alledem kann ich nicht umhin, die Berechnung zu bewundern, auf die der Vekil seine Schurkerei gründete. Durch seine Brutalität wollte er Nathanael einschüchtern und ihn durch seine Erzählung gegen uns aufhetzen, und durch die Verbindung dieser beiden Eindrücke wollte er ihn dann veranlassen, irgend etwas von uns zu erzählen, auf Grund dessen man gegen uns vorgehen konnte. Und sehr wahrscheinlich war es für uns ein großes Glück, daß der Vekil bei Nathanael keinen Erfolg erzielte, denn die Türken haben nicht viel Beweise nötig, um die schlimmsten Konsequenzen zu ziehen.

8. November.

Heute kehrte der Wali von Wan von seiner Reise in der Provinz Hakkiari zurück. Sein Empfang entsprach der armenischen Geschmacklosigkeit; was aber noch schändlicher war, ist der Umstand, daß der englische Konsul, der den Wali nicht einmal persönlich kannte, auf den Befehl seiner Regierung sich unter die Menge mischen und außerhalb der Stadt zwei Stunden im Schnee warten mußte, um imstande zu sein, im Namen seiner Regierung, die er vertrat, die Ehre seines Landes zu den Füßen eines einfachen türkischen Gouverneurs herabzuwürdigen, anstatt eine Gelegenheit abzuwarten, bei der er dem Wali seinen ersten Besuch machen konnte.

An demselben Morgen ließ Hyvernat seine Karte zum Wali tragen und ihn anfragen, zu welcher Stunde er uns empfangen wollte. Der Wali gab zur Antwort, daß er uns um ein Uhr im Konak, dem Bureau des Gouvernements, erwarte. Hyvernat hatte aber fragen lassen, zu welcher Zeit er uns in seiner Wohnung empfangen wolle. Als wir im Konak ankamen, fanden wir den persischen Konsul daselbst, der uns einer langen Unterhaltung über nichtssagende Dinge würdigte.

Der Wali, Khalil Pascha, ist ein Mann von mittlerem Alter, von kleiner, untersetzter Statur; er sieht eher einem Europäer als einem Türken ähnlich, hat einen blonden Bart und blonde Haare, aber ein gemeines und falsches Aussehen. Er trägt einen sehr großen Fez, der ihm bis über die Ohren reicht, wodurch sein scheinheiliges Aussehen nur vermehrt wird. Khalil Pascha ist Gesandtschaftsattaché in Europa gewesen und spricht sehr gut französisch.

Es ist schwer, einen genauen Bericht über unsere Unterhaltung mit ihm zu geben, denn die Konversation bewegte sich nur stückweise. Der Wali entfaltete dabei die größte Unverschämtheit des Lügens mit der Brutalität eines schlecht erzogenen Menschen, der sich materiell stark fühlt und zu schaden sucht. Zuerst fragte er uns, ob unsere Reise fortfahre, gut zu sein. Wir erwiderten ihm darauf, daß wir die verlängerte Abwesenheit seiner werten Person bedauerten, da uns andernfalls manche Unannehmlichkeiten erspart worden wären.

Dann begann der Wali alle Abgeschmacktheiten des Vekils des Mutessarifs von Baschkala zu wiederholen. Als wir ihm entgegneten, daß wir auch noch bereit

seien, die Photographie von Baschkala gegen eine Empfangsbescheinigung auszuliefern, erwiderte er uns, daß wir keinen Anspruch auf eine solche Quittung hätten; er behauptete, es bestehe gar kein Gesetz oder eine Vorschrift, die verbiete, photographische Aufnahmen von Städten zu machen, aber die Wali hätten besondere Instruktionen, und daß die Wichtigkeit der Grenzlage Baschkalas (die nicht einmal Festung ist) und die gegenwärtige politische Lage ihm besonders strenge Maßregeln vorschrieben. Wir antworteten ihm darauf: „Sehr gut," fügten aber hinzu, daß wir die geheime Instruktion, deren sich die Wali erfreuten, doch nicht hätten ahnen können, und daß wir folglich uns auch nicht schuldig erachten könnten, diese Instruktion vielleicht übertreten zu haben. Er sagt uns weiter: „Wenn man Sie auch die Photographie von Baschkala hat nehmen lassen, das in Wirklichkeit ein Punkt ohne jede Bedeutung ist, so ist damit aber noch nicht bewiesen, daß Sie keine Photographie von wichtigen Punkten haben". Dann wiederholte er die Mär von unserer nächtlichen Flucht aus Baschkala und behauptete, daß der Vekil uns befohlen hätte, zurückzukommen und ihn aufzusuchen — nachdem dieser unsere Pässe mit dem Vermerk visiert hatte: „Abgereist nach Wan", und nachdem wir Zabtiehs für den folgenden Morgen verlangt hatten, und wir an dem Morgen unserer Abreise die Zabtiehs, die zu Fuß waren, zurückgeschickt hatten, weil wir voraussetzten, dadurch unnötigerweise aufgehalten zu werden!

Ein neues Verbrechen! Wir hatten Pater Rhetorius telegraphiert, zu einer Zusammenkunft vor die Stadt zu kommen, in der Depesche hieß es „vor die Stadt zu schicken". Dies galt als ein heimlicher Anschlag, als eine Verschwörung. Es war uns unmöglich, dem Wali begreiflich zu machen, daß wir dies nur allein zu dem Zweck gethan hatten, um einen Führer durch die Gärten von Wan zu haben, damit wir uns nicht verirrten, wie es dem Reisenden Binder begegnet war.

Drittes Verbrechen: Nachdem das Gouvernement mit großer Aufmerksamkeit vier Zabtiehs und einen Sergeanten geschickt hatte, um uns zu dem Wachtposten zu führen, leisteten wir Widerstand. Wir bemühten uns, dem Wali zu erklären, daß es in zivilisierten Ländern nicht gebräuchlich ist, einem Reisenden, der ordentliche Papiere besitzt und noch dazu im Auftrage seiner Regierung reist, fünf Gendarmen vor die Stadt entgegenzuschicken, um ihn zum Gouvernement oder zur Wache zu führen, bevor der Reisende sich ein Unterkommen gesucht hat; hätte uns ein Zabtieh erwartet und uns in unsere Wohnung begleitet und uns dann eröffnet, daß wir uns auf dem Gouvernement vorstellen sollten, so wäre alles gut gewesen.

Endlich kam dann noch die Rede auf den russischen Schutz.

Nun wußte der Wali von keinem Maß mehr beim Sprechen und redete drauf los wie ein Besessener. Da alle in Wan ankommenden Depeschen ihm mitgeteilt werden, wußte er auch, daß wir nur einen offiziösen Schutz hatten; auch war er mehr oder weniger über das gespannte Verhältnis zwischen dem Konsul und Scherifoff unterrichtet. Alles dies kam ihm zu gute, er konnte daraus für seine Absichten nur Nutzen ziehen.

Die Patres klagte er der Rebellion an und drohte, sie in Zukunft seinen Zorn fühlen zu lassen. „Wenn Sie fortfahren," sagte er zu uns, „mir gegenüber eine beleidigende Haltung zu bewahren, werde ich mich rächen; und was ich Sie nicht entgelten lassen kann, werden die Patres für Sie bezahlen." Diese Phrase erfüllte

uns mit großer Angst; denn die Patres haben bisher schon alle möglichen Mißhandlungen ausgehalten, und wenn sie nun noch etwas entgelten sollen, so kann dies nur eine Vertreibung oder noch etwas Schlimmeres sein [1]).

„Sie hatten keinen Konsul hier; darum hatten Sie aber auch kein Recht, den Schutz eines fremden Konsuls anzurufen; das türkische Gouvernement ist Ihr „Beschützer". Was die russische Protektion angeht, die Ihnen bewilligt worden ist, so habe ich davon noch keine Nachricht; und übrigens könnte Ihnen diese Protektion nur auf meine vorherige Anzeige (?) bewilligt werden; und selbst wenn ich Nachrichten davon hätte, so bin ich der Mann, der sich schließlich nicht daran stört. Ihr Gesandter hatte durchaus kein Recht, Sie unter russischen Schutz zu stellen."

Dann fügte er, im Widerspruch mit seinen gerade vorher gesprochenen Worten, hinzu: „Wenn man Sie unter den Schutz eines anderen Konsulates (vermutlich des englischen) gestellt hätte, wäre ich eher in der Lage gewesen, dies anzuerkennen. Was das russische Konsulat betrifft, so ist der Konsul abwesend, mit dem ich übrigens nicht auf gutem Fuße stehe; und dieser Scherifoff ist ein Mensch, der sich im Streite mit seinem eigenen Konsul befindet. Niemals werde ich jenem Menschen eine Antwort geben oder ihm das Recht zuerkennen, sich um russische Angelegenheiten zu bekümmern, viel weniger aber um die Ihrigen. Ich nehme seine Intervention nicht an, und wenn Sie fortfahren, sich an ihn zu wenden, werde ich es zu bewerkstelligen wissen, nicht bloß Ihre Mission zu vereiteln, sondern Sie zu verhindern, das Haus zu verlassen und abzureisen. Und wenn Sie vielleicht doch Wan gegen meinen Willen verlassen könnten, so werde ich dann doch noch Ihre Reise vereiteln, und wenn Sie verhaftet werden, wissen Sie, wem Sie es zu verdanken haben. (Wie schon erwähnt worden ist, hat Khalil Pascha in diesem Geschäft bereits einige Übung.) Wenn Scherifoff einen Kawaß nach Baschkala schickt, um Ihr Gepäck zu holen, werde ich denselben arretieren lassen, und Sie bekommen Ihr Gepäck dann gar nicht. Und wenn Sie mit einem Kawaß von Wan abreisen, werde ich Sie auf der Reise verhaften lassen. Entweder Sie vertrauen mir gänzlich und verzichten auf den russischen Schutz, oder ich bereite Ihnen alle möglichen Schwierigkeiten und Gefahren!"

Unsere Lage war schwierig; wenn auch von den Drohungen mindestens die Hälfte bloßes Geschwätz war, so war das Übrigbleibende doch noch immer so ernsthaft, daß es ein reifliches Überlegen erforderte.

Die Drohungen gegen die Patres waren nur der Ausdruck der schlechten Gesinnung, die die Patres leider nur zu häufig schon erprobt hatten. Es schien uns deshalb auch nicht ratsam, uns auf diesen Menschen zu verlassen, der durch seine geringe Zuverlässigkeit sowie durch seine Abneigung gegen die Fremden bekannt war, zumal derselbe unsertwegen von Konstantinopel aus verschiedene Verweise erhalten hatte. Andrerseits schien es aber auch wieder gewagt, uns allein auf Scherifoff zu verlassen; er, als der Vertreter des orthodoxen Rußland, hätte in diesem Falle für uns katholische Priester einen erbitterten Kampf gegen den Wali führen müssen; zudem enthielt das Wort von dem offiziösen Schutz eine so weite Instruk-

---

1) Nach unserer Reise hat sich die Lage der Missionare gebessert, weil der Wali die Ungerechtigkeit seines Mißtrauens gegen sie eingesehen hat, wie man sagt.

tion, die uns bei der erschütterten Stellung Scherifoffs gewagt vorkam; wahrscheinlich liefen wir Gefahr, im kritischen Augenblick zwischen zwei Stühlen zu sitzen.

In dieser Verwirrung leistete Hyvernat auf die russische Protektion mit dem Vorbehalt Verzicht, die Genehmigung des Gesandten zuerst nachzusuchen. Aber davon wollte der Wali nichts hören: alles oder nichts, und zwar sollten wir uns sofort entscheiden.

Ich trieb Hyvernat an, einfach auf den russischen Schutz zu verzichten. Wir hatten ja die Briefe des Vezirs, und dem Wali waren Anweisungen von Konstantinopel zugegangen; von Amts wegen konnte er uns keine Hindernisse mehr in den Weg legen, und wenn er an uns zum Verräter werden wollte, konnte er dies auch dem russischen Schutz zum Trotz. Ich sagte mir weiter, daß es dem Wali im Grunde genommen nur darum zu thun sein konnte, dem russischen Konsulat Schach zu bieten; und da der russische Gesandte uns nur einen offiziösen Schutz angedeihen ließ, so sah ich auch keinen Grund, ihm dieses Schach zu ersparen. Es schien mir das klügste, uns auf den Wali zu verlassen; unsere Köpfe verhalfen Khalil Pascha zur Befriedigung seines Hochmutes. Die Folge wird zeigen, daß meine Berechnung richtig war. Wir verzichteten also auf den russischen Schutz.

Nachdem dieser große Entschluß gefaßt war, bot uns der Wali auf unsere Bitte um Zabtiehs einen Offizier seines Hauses als „Führer“ an und verlangte die Liste der Orte, die wir zu besuchen beabsichtigten. „Wenn Sie gesagt hätten, daß Ihr Zweck der sei, die Keilinschriften zu photographieren, würde niemand Sie daran verhindert haben,“ fügte er hinzu. Ist es bald genug, Schurke? Wie oft hatten wir es gesagt und wiederholt!

Überhaupt wollte der Wali den russischen Konsul bei Seite schieben und sich an uns durch seine Drohungen und Grobheiten rächen für die Verweise, die er von Konstantinopel erhalten hatte. Seinen Zweck hatte er erreicht; es blieb uns jetzt noch übrig zu erfahren, wie er seine Versprechungen halten würde.

Was die Angelegenheit des Passes unseres Reisegefährten Nathanael betrifft, so erklärten wir dem Wali ohne Umschweife den Sachverhalt, wobei wir unsere Verantwortlichkeit erfüllten, da wir dazu berechtigt waren. Wenn Nathanaels Paß auch von Kascha Isaak benutzt worden war, so lag das Vergehen auf der Seite des türkischen Vizekonsuls und nicht auf der unsrigen.

Bei der Erwähnung unserer Gepäckangelegenheit versichert uns der Wali, daß er auf vier Depeschen hin stets die Antwort bekommen habe, daß wir mehr als 12 Kilo Pulver in dem Gepäck hätten, ferner eine große Anzahl Patronen und viele photographische Apparate. Wir hatten aber nur 2500 Gramm Pulver, das zu Geschenken für die kurdischen Häuptlinge bestimmt war, die uns Gastfreundschaft gewährten. Entweder mußten die Zollbeamten schauderhafte Lügner sein oder große Dummköpfe, die unsere Konservenbüchsen für Pulverdosen ansahen, oder aber, was ja auch möglich war, sie hatten wirklich diese Menge Pulver in unser Gepäck gestopft. Vielleicht — und dies auch nicht ausgeschlossen — war die ganze Geschichte nur eine ungeschickte Erfindung des Wali, der dadurch die gegen uns getroffenen Maßregeln zu rechtfertigen suchte. Wir erklärten dem Wali, daß wir nur 2500 Gramm Pulver und einige Hundert Patronen in unserem Gepäck hätten, was mehr an Pulver darin gefunden würde, gehöre nicht uns. Er teilte uns darauf mit, daß

er sofort nach Baschkala telegraphieren werde, damit unser Gepäck in der Begleitung Nathanaels nach Wan geschafft werde. Auf diese Weise endigte die ungeheuer aufregende Sitzung.

Unterdessen war zwei Uhr vorbei; wir waren von Scherifoff um 1½ Uhr zum Mittagessen eingeladen worden. Unser Wirt hatte aber die Liebenswürdigkeit gehabt, uns bis drei Uhr zu erwarten. Der englische Konsul, der Scherifoff einen Besuch abstattete, wurde ebenfalls zum Diner eingeladen. In seiner Gegenwart konnten wir Scherifoff nicht gut über unsere Entscheidung aufklären, weshalb uns das Diner kein Ende zu nehmen schien. Nach dem Weggange des englischen Konsuls erklärten wir Scherifoff unsere Sache. Es schien uns, als ob er durchaus nicht unangenehm davon berührt sei, den Schwierigkeiten einer aktiven Intervention so enthoben worden zu sein; er behielt sich nur vor, im Falle, daß wir von neuem in Unannehmlichkeiten verwickelt würden, dazwischen zu treten.

9. November.

Derwisch Agha[1]), der Offizier, den der Wali zu unserem „Ehrengeleite" bestimmt hatte, kam Tags darauf frühzeitig an: er schien ein rechtschaffener Mensch zu sein, was übrigens im allgemeinen ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal des türkischen Soldaten von dem Zivilbeamten ist. Wir bestellten ihn zum Zusammentreffen in Tebris-Kapu, um die Kirchen von Wan zu besuchen; während des ganzen Tages zogen wir ihn von einer Inschrift zur anderen bei einer intensiven Kälte.

10. November.

Da man uns benachrichtigt hatte, daß sich in dem Thale des Keschik-Göl Keilinschriften befänden, und daß Nathanael noch nicht ankommen könne, setzten wir uns in Bewegung, begleitet von unserem Offizier und drei Zabtiehs. Wir nahmen zunächst den Weg über Coschab bis zum Fuße des hohen Warak; dort schlugen wir den Weg durch das Thal ein, das zur linken Seite des Berges hinaufsteigt, und umgingen auf diese Weise die Hauptspitze der Warakkette. Von dem Augenblicke an wateten wir beständig durch den Schnee.

Bald nahm die Landschaft einen wilden Charakter an und zwar hauptsächlich durch die Masse der phantastisch geformten Berge, die sich in ihrem dunklen Aussehen über den frischen Schnee neigen: es ist eine vollständige Einsamkeit. So stiegen wir weiter bis zu einem etwas ebeneren Teile des Thales; dort haben die Bewohner Wans ein Wehr angelegt, um das Wasser für die Bewässerungsanlagen zurückzuhalten. Das Wehr ist schon ziemlich weit von Wan entfernt. Es selbst dient nur zum Auffangen des Wassers, das durch eine ganze Reihe von Kanälen, die schon viel höher beginnen, ihm zugeleitet wird. Diese Kanäle, die oft an den gefährlichsten Abhängen vorbeiführen, zeugen häufig von einer ernsthaften Arbeit; aber leider ist alles zu sehr türkisch, und diese Kanäle, die so viel Arbeit erfordert haben, werden schlecht im Stand gehalten.

Nach einem dreistündigen Marsche erreichten wir Toni, ein kleines in einem Schlupfwinkel des Gebirges verborgenes Dorf. Hier richtete man das Haus eines Notabeln für uns ein; es bestand aber nur aus einem einzigen Zimmer, d. h. aus

1) Nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter, dem Tabur-Agassi.

einem gemauerten Wall, der sich an der Seite eines großen Pferdestalles hinzog und von diesem durch ein Geländer getrennt war.

Während des Essens verlangten wir weiteren Aufschluß; die Keilinschrift ist da, das steht fest, aber wo ist sie zu finden? Den Ort genau anzugeben sowie die zur Erreichung desselben notwendige Zeit vermag niemand; der eine schätzt die Entfernung auf Schußweite, während der andere zwei Stunden nötig zu haben glaubt, um die Inschrift zu erreichen. Ein dritter behauptet, daß man den Ausflug noch an demselben Nachmittag unternehmen könne, wogegen ein vierter einen ganzen Tag dafür beanspruchen zu müssen glaubt. Alle stimmen aber darin überein, daß ein Teil der Inschrift mit Schutt bedeckt ist. Der Boden war gefroren und mit Schnee bedeckt. Den Schutt wegzuräumen, war unmöglich, da niemand eine Hacke bei sich hatte. Indem wir aus all den sich widersprechenden Angaben das Fazit zogen, kamen wir zu der Annahme, daß die Hin- und Rückreise zu der Inschrift von Toni etwa einen halben Tag beanspruchen werde. Da wir nicht die erforderliche Kleidung bei uns hatten, um dort zu übernachten und das Wetter noch dazu sehr drohend aussah, entschieden wir uns, nach Wan zurückzukehren. Nachdem wir unterwegs noch ein heftiges Schneegestöber bestanden hatten, kamen wir also unverrichteter Sache wieder in Wan an.

Für solche Schneestürme bietet die tscherkessische Burka, deren ich eine in Wladikawkas erstanden hatte, ein gutes Schutzmittel. Es ist dies eine Art großer Mütze aus langhaarigem Filz, die bis zur Erde hinabgeht; man dreht sie immer so, daß sich die Öffnung an der dem Winde entgegengesetzten Seite befindet und ist auf diese Weise vollständig geschützt.

11. November.

Andern Tags kam endlich Nathanael mit dem Reste unseres Gepäcks. Der Wali ließ uns rufen, während wir in dem Bazar waren. Er bestand darauf, daß unsere zwei Kisten in seiner Gegenwart geöffnet würden in dem großen Saale des Konaks, da er der Meinung war, nicht bloß die zwölf Kilo Pulver darin zu finden, sondern auch noch einen großen Sack mit „weißem Pulver von höchst gefährlichem Aussehen; dieses Pulver entzündet sich nicht an einer Flamme, ist also wahrscheinlich Nitroglyzerin." Den Beamten, die mit dem Öffnen der Kisten betraut waren, konnte man die Angst auf den Gesichtern ablesen; auf allen Antlitzen lagerte die größte Aufmerksamkeit. Alle Packete wurden mit der größten Vorsicht neben einander gelegt; kurz, die Szene versprach sehr komisch zu werden.

Als nun nichts mehr in den Kisten war, schrie der Wali: „Wo sind die zwölf Kilo Pulver?" „Jock, Effendi!" „Es ist nichts mehr da," antwortete man ihm. Und wirklich, wir besaßen nicht einmal ganz die von uns angegebene Menge Pulver. Aber das Nitroglyzerin! Das war . . . ein kleiner Sack mit weißem Mehl, das man uns von Khosrawa aus geschickt hatte. Die Zollbeamten, die nur das bräunliche Mehl der dortigen Gegend gewöhnt waren, hatten sich bereits in den gewagtesten Vermutungen über die Natur dieses furchtbaren Produktes ergangen. Der Wali schien außer sich zu sein; er nahm eine wütende Miene an und schrie: „Man hat mich so getäuscht; diese Sache werde ich mit meinen Beamten in Baschkala abmachen. Man führe die Reisenden zur Polizei, daß ein genaues Verzeichnis ihrer Sachen aufgenommen wird, und hernach werde ich handeln!" — Hernach

wird er handeln? Ich glaubte dies einfach nicht. Ich bin fest überzeugt, daß der Wali, wenn er nicht selbst die Schwierigkeiten, die dazu ein sehr dummes Gepräge trugen, veranlaßt hat, er doch wenigstens bestrebt war, sie auszubeuten; was er in unserer Gegenwart aufführte, war nur eine Komödie, die den Zweck hatte, uns hinter das Licht zu führen und in uns den Glauben an seine absolute Unschuld zu erwecken.

Wir begaben uns zum Polizeibureau; da gab es wieder eine neue und langweilige Formalität. Alles wurde genau untersucht, geprüft und gewägt; der Tabur Agassi betrachtete alle unsere Papiere sorgfältig nach einander. Die linkische Manier, mit der er gewisse türkische Schriftstücke handhabte, ließ uns dem Gerücht zustimmen, daß der ehrenwerte Beamte nicht einmal der edlen Kunst des Lesens mächtig sei.

Übrigens fehlte uns eine Masse Gegenstände, die wohl auf der Reise einen neuen Herrn gefunden hatten.

Nachdem die Verhandlung beendet und unsere Tiere wieder mit ihrer Last beladen waren, verließen wir die Bude Tabur Agassis. Wir mußten durch eine Menge Gaffer gehen, die durch unsern „Fall“ sich versammelt hatten. Ungeachtet der Garantie, gewährt durch so viele Untersuchungen, schien unser Gepäck dem Volke noch im höchsten Grade verdächtig, was daraus hervorgeht, daß sich alle beeilten, so weit als möglich von dem Gepäck weg zu kommen. Das Gerücht von unsern gefährlichen Sachen hatte also Glauben gefunden.

Nathanael erzählte uns nun all seinen Verdruß, den er hatte ausstehen müssen; eine türkische Zugabe verdient indes doch noch erwähnt zu werden. Wir hatten in unserem Gepäck 75 Revolverpatronen; diese Sache war bedenklich. Bei der ersten Revision unserer Bagage beeilte sich der Chef des Zollamtes seinen Vorgesetzten dies zu telegraphieren; aber da er dem Anscheine nach ein sehr sparsamer Mann war, wollte er ein Wort in der Depesche ersparen und dachte, die Auslassung des Wortes Patrone sei nicht schlimm; anstatt nun seinen Vorgesetzten die Entdeckung der 75 Revolverpatronen zu melden (jetmisch besch revolver fischenk) setzt er denselben von den gefundenen 75 Revolvern in Kenntnis (jetmisch besch revolver!), und dieses that er, so viel wir erfahren konnten, zweimal. Damit der Leser nicht auf den Gedanken komme, die Erzählung sei aus dem Jägerlatein übersetzt, wiederhole ich, daß die Geschichte durchaus wahr ist.

Der Wali ließ uns noch einmal rufen und teilte uns mit, daß die Nathanael betreffenden Schwierigkeiten beendet seien, wobei er voraussetzte, daß Hyvernat und ich die Garantie für die Ehrenhaftigkeit Nathanaels übernähmen, was wir selbstverständlich zu thun uns beeilten.

Nichtsdestoweniger rieten uns unsere Freunde in Wan zu der größten Vorsicht, ja sie verleiteten uns sogar zu einigem Mißtrauen. „Diese Garantie ist eine Falle; Nathanael ist ein Chaldäer und Missionar, weshalb er in den augenblicklichen Verhältnissen doppelt verdächtig ist. Läßt er sich die geringste, wenn auch noch so unschuldige Abweichung von den Vorschriften oder Gebräuchen zu Schulden kommen, so ist es mit seiner Ehrenhaftigkeit in den Augen der Türkei vorbei, und die Folge davon ist, daß Sie von neuem Gefahr laufen.“ Diese Erwägungen veranlaßten uns zum Nachdenken. Wir standen im Begriff, in Gegenden vorzudringen, die gänzlich außerhalb des Machtbereichs europäischer Konsuln stehen, und die selbst nach der

Herrschaft des Sultans nicht viel fragen; wer konnte die Schwierigkeiten vorhersagen, die unser noch warteten? Da Nathanael den Hauptzweck seiner Reise, nämlich Khosrawa wiederzusehen, erreicht hatte, entschlossen wir uns endlich, uns von ihm zu trennen und unser Heil allein in den kurdischen Bergen zu versuchen. Er sollte durch Persien und Rußland nach Konstantinopel zurückkehren. In achtundvierzig Stunden wird er außerhalb des Bereiches der türkischen Beamten von Wan sein.

Unser guter Freund verließ uns also; seine Rückkehr nach Konstantinopel verlief ganz friedlich; er konnte sogar in Tiflis bei seiner Schwester noch längere Zeit bleiben unter den Augen der russischen Beamten.



Kurdische Flinte und Pulverhorn.

Dreizehntes Kapitel.

Wan: Die Gärten. — Die Menschen. — Sonstiges.

Die Gärten von Wan; ihre Straßen; ihre Bewohner. Die Mission der Dominikaner. Pater Rhetorius; Pater Duplan. Gründung der Mission; die Schwierigkeiten, Verfolgungen. Die amerikanische Mission; Dr. Reynolds. Beschäftigung in unseren unfreiwilligen Mußestunden. Die Alt-Türken und die junge Türkei. Die Beamten von Wan und ihr Charakter; die Angelegenheit der Nestorianer vom Zab; die armenische Verschwörung; der Tabur Agassi: eine starke gerichtliche Phantasie; Luigi d'Amato; der Photograph Patedschan. Wichtigkeit der Konsuln; die russische und die englische Politik. Munir Pascha. Die Armenier von Wan und ihre Sitten.

Kaum waren wir in Wan angelangt, als wir, wie bereits erzählt, uns im Kampfe mit den unglaublichsten Schwierigkeiten befanden.

Da alle diese Hindernisse Schlag auf Schlag einander folgten und sich mit einer unerbittlichen Logik zu einem Ganzen verketteten, wodurch uns der beste Teil unserer Zeit verloren ging und vorläufig alles Andere in den Hintergrund gedrängt wurde, so glaubte ich die Erzählung dieser Schwierigkeiten in ein besonderes Kapitel zusammenfassen und der Beschreibung des Landes vorausschicken zu müssen. Auf diese Weise wurde die Beschreibung der Gegend, die allerdings etwas später auftritt, nicht unnötig ausgedehnt, und die Einheit in der Beschreibung blieb gewahrt. Wir beginnen also wieder mit dem 7. Oktober, wo wir in Wan anlangten.

Der Reisende, der von Baschkala her in Wan eintritt, kommt durch den Teil Wans, der „die Gärten" heißt.

Beinahe alle orientalischen Städte, die wir besucht haben, sind durch die sie umgebenden Wälle eingeengt. Mögen die Wälle auch allmählich dem nagenden Zahn der Zeit zum Opfer fallen, ihre Ruinen bilden aber noch eine geschätzte Barriere, die selbst von den Briganten bei ihren Raubzügen gewöhnlich nicht überschritten wird. Im Schutze seiner Wälle hat der Bürger keine weitere Belästigungen zu fürchten als die der Regierung und ihrer Beamten, einer Bande freilich, die oft die Abwesenheit der Briganten bedauerlich erscheinen läßt.

Um die Wälle breiten sich gewöhnlich Obstgärten aus, deren Ertrag zuweilen zur Reife kommt, ohne daß die Räuber einen starken Zehnten davon erheben. Aber die Gärten sind selten bewohnt, weil die Briganten ihre Raubzüge darein ausdehnen könnten.

Indes ist es hier ganz anders.

Die Festung von Wan ist ein isolierter Felsen inmitten der Ebene und bildet so eine natürliche Warte, von der aus man die Umgebung bewachen kann; eine kleine Garnison genügt darum auch, um die Bannmeile zu verteidigen. Die Bevölkerung der Stadt, zum größten Teil aus Armeniern bestehend, intelligente, zuweilen reiche Leute, nutzt diese günstige Lage zu ihrem Vorteil aus.

Da die Bewohner Wans den Stadtwällen die Sorge um den Schutz der krummen Gassen vertrauen, wo sich in den Bazars die Waren anhäufen, konnten sie nach ihrem Belieben ihre Wohnungen in das Feld bauen, wo sie Raum und Luft hatten. Dadurch sind nach und nach „die Gärten" entstanden. Die Avenüen der Gärten waren durch die alten Pfade vorgezeichnet, die von verschiedenen Punkten



Die Festung Wan, von den „Gärten" aus gesehen.

der Ebene aus bis zu den Stadtthoren gingen; einige Weiler bilden gleichsam den Mittelpunkt dieser Ansiedelungen.

Da die Bewohner Wans die Unbequemlichkeit ihrer engen Gassen mehr als zur Genüge kannten, so konnte es nicht ausbleiben, daß sie den neuen Avenüen in den „Gärten" eine größere Breite gaben. Zahlreiche Quellen standen zu ihrer Verfügung; diese wurden zur Bewässerung benutzt, und überall sieht man an der Seite der Avenüen kleine Bäche, deren Ufer mit Weiden oder Pappeln eingefaßt sind. Zuweilen zählt eine Avenüe vier oder auch sechs Reihen Bäume.

Hinter diesen Bäumen verbergen sich lange Mauern aus Stampferde, die den Obstgarten und in demselben das Wohnhaus beschützen. Die modernsten Wohnhäuser verschmähen den Schutz der Einfassungsmauer und sind dicht an der Avenüe errichtet. Wagehälse haben sogar auf das Erdgeschoß noch eine oder zwei Etagen gebaut. Es ist dies wirklich gewagt; denn die Häuser sind aus ungebrannten Ziegelsteinen errichtet, und dieses Material ist doch für eine solche Bauart sicherlich nicht geeignet.

In vielen Häusern ist der alte Muscharabi, dieses netzartige Gitter aus Holz, das bestimmt war, den Einblick in das Innern der Wohnnng dem profanen Auge zu verwehren, jetzt verschwunden.



Wenn das Wetter schön ist und die Bäume belaubt sind, bieten diese Avenüen des Abends ein schönes Schauspiel, wenn sich eine bunte Menge durch dieselben drängt, die froh ist, hinter den Wällen die Sorge und Arbeit, sowie das Gewühl der Geschäfte zu lassen. Jeder wohlhabende Kaufmann kehrt auf seinem Pferde zurück; zuweilen bringt er auf seinem Tiere noch irgend einen guten Freund mit. Andere kehren in ihrem von Eseln gezogenen Karren zurück, nur sehr wenige sieht man zu Fuß kommen. Die Entfernungen sind übrigens groß. Vom Bazar bis zum Hause der Dominikaner hat man beinahe eine halbe Stunde notwendig.

Man ist bereits so weit vorgeschritten, daß man an einigen Stellen ein Pflaster aus klein geschlagenen Kieselsteinen hergestellt hat. Diesem Pflaster darf man aber nicht zu viel Zutrauen schenken. Bei dem ersten starken Regen verwandeln sich die Avenüen in Schmutzlachen, wobei dann aber meist das poetische Aussehen stark leidet.

Eben ist die Mission der Dominikaner erwähnt worden. Es ist wohl richtig, daß wir mit diesem Hause und seinen Bewohnern anfangen, da wir bei denselben während der Zeit unseres Aufenthaltes Schutz und wirkliches Wohlwollen gefunden haben.

Das Missionshaus ist nach dem Muster eines bescheidenen Wohnhauses erbaut worden. Im Erdgeschoß dient ein einfach geschmücktes Zimmer als Kapelle; im ersten Stock befinden sich zwei Zimmer, je eines für jeden Missionar, und ein ziemlich großer Diwan (Saal). Diese drei Räume haben Ausgänge auf eine Veranda, die von einem flachen Dach bedeckt ist. Von den Seiten her kann der Wind nach Belieben hineinblasen. Für den Winter ist diese Einrichtung allerdings sehr notdürftig.

Um uns Gastfreundschaft gewähren zu können, mußten die Patres sich freilich sehr einschränken, aber sie haben es mit der größten Bereitwilligkeit gethan.

Die Einrichtung, die nur provisorisch ist, entspricht genau der Dürftigkeit des Etats und der Ungewißheit der Stellung. Wenn bessere Zeiten für die Mission kommen, hat man einen geeigneten Platz für ein großes Gebäude, da sich hinter dem Hause ein großer Garten ausbreitet. Die Produkte des Gartens bieten freilich keine große Auswahl, der Winter dauert nämlich in Wan lange; wird es Frühling, so tritt dieser aber auch mit aller Macht auf, so daß die Vegetation sehr üppig wird. Es ist dann unmöglich, diesen raschen Umschwung zu hemmen; in einigen Wochen schießt alles Gemüse in Samen, so daß der Gärtner darüber ganz mutlos wird.

Der Gärtner ist Pater Duplan.

Pater Duplan ist der Gehilfe seines Vorgesetzten, des Paters Rhetorius. Beide sind uns liebe und ausgezeichnete Freunde geworden.

Die sieben Wochen unseres teilweise unfreiwilligen Aufenthaltes in Wan sind uns wohl oft lang geworden; wenn ich mich heute in dieses bescheidene Haus mit seinen mannigfachen Erinnerungen zurückdenke, erscheint mir die Zeit unseres Verweilens daselbst sehr kurz.

Der Pater Rhetorius ist mehr bekannt unter dem Namen Pater Jakob. In den nestorianischen Gegenden heißt er: Abuna Yakub oder gewöhnlich Yakub Beg. Durch seine Gewandtheit in der chaldäischen Sprache, selbst geachtet von den Nestorianern, hat er sich einen Namen in den Bergen erworben.

Pater Duplan besitzt zwar diese Sprachenkenntnis nicht; sein Türkisch verrät viel eigene Erfindung; aber er ist ein Mann der That, er besitzt alle für eine solche Mission notwendigen Talente. Er ist Architekt, Maler und Gärtner, kurz alles, aber dieses mit Eifer und Feuer.

Da die Mission in Wan von der Mission in Mosul hervorgegangen ist, so bildet sie gleichsam einen vorgeschobenen Posten der letzteren. Sie ist aber noch eher ein verlorener Posten zu nennen, denn bis zur nächsten Mission in Saïrd bedarf es beinahe einer achttägigen Reise.

Die Idee, die bei der Gründung der Mission in Wan die Dominikaner leitete, schien glücklich. Wan ist das große armenische Zentrum; dadurch, daß die Domi-



Die Dominikanerpatres von Wan und die Reisenden.

nikaner sich in Wan niederließen, durften sie hoffen, das armenische Schisma zu verdrängen. Wan ist zugleich auch die bedeutendste Stadt von Hochkurdistan; deshalb konnte es auch mit Vorteil als Operationsbasis für das Eindringen in die nestorianischen Gegenden am Zab von Norden her dienen, wie die Mission von Mosul von Süden dort einzudringen sucht. Dies erklärt auch die Anwesenheit eines so befähigten Mannes wie Pater Jakub, der sich stets mit der Bekehrung der Chaldäer beschäftigt, inmitten des armenischen Zentrums.

Leider hatten die Patres, die hier seit 1881 ansässig sind, von Anfang an nicht viel mehr als Schwierigkeiten und Verdruß zu verzeichnen.

Um die Armenier zur Einheit der katholischen Kirche zurückzuführen, waren zwei Dinge erforderlich: eine Schule und wenigstens ein armenischer Priester. Die Schule, unabhängig von jeder religiösen Rücksicht, schien für das Land eine wahre Wohlthat zu sein, aber die Gründung erregte Anstoß an der bösen Halsstarrigkeit



des Walis. Die Patres begannen die jungen Armenier zu vereinigen, um sie die französische Sprache zu lehren; unmittelbar darauf begannen die Bedrückungen und die Drohungen. Zwar wagte der Gouverneur nicht, die Unterrichtsstunden amtlich zu verbieten, sondern ging auf türkische Weise vor, indem er an den Straßenecken Polizisten auf die Lauer stellte. Sahen diese nun einen jungen Mann auf das Haus der Dominikaner zugehen, so hielten sie ihn einfach fest. Dann suchte man den jungen Mann durch allerlei Verleumdungen der Patres von diesen fernzuhalten. Schlug dieses Mittel fehl, dann ging man zur Drohung über: „Wenn du noch einmal zu den Franken gehst, wirst du ins Gefängnis geworfen." Und wirklich blieben die jungen Leute, die durch solche Drohungen eingeschüchtert wurden, von der Mission fern. Gegenwärtig erteilen die Patres den türkischen Offizieren französischen Unterricht. Können sie von dieser Arbeit sich auch nicht viel Erfolg versprechen, so können sie doch die Offiziere, die sich im allgemeinen durch ihre Gerechtigkeitsliebe auszeichnen, für sich günstig stimmen, was im gegebenen Falle von großem Nutzen sein kann.

Betreffs eines armenischen Priesters ist zu bemerken, daß ein solcher einfach unentbehrlich ist. Die schismatische armenische (gregorianische) und die katholische armenische Kirche bilden je eine besondere bürgerliche und religiöse Körperschaft, deren Rechte und Privilegien sich in der Person des von einem Rate umgebenen Patriarchen vereinigen. Dadurch, daß der Armenier in der einen oder andern dieser Körperschaften bleibt, genießt er mancherlei wichtige Vorteile und entgeht in ruhigen Zeiten den drückenden Maßregeln, die der mohammedanische Fanatismus eingeben kann. Wollen die schismatischen Armenier katholisch werden ohne ihre Vorrechte einzubüßen, so müssen sie eben in die religiöse Gemeinschaft der katholischen Armenier eintreten. Da die Patres allein in Wan sind ohne einen Vertreter des katholischen armenischen Patriarchen, der die Abschwörungen der Schismatiker entgegennehmen kann, so verlieren die von den Missionaren Bekehrten in den Augen der Türken ihre Eigenschaft als Armenier, was aber nicht der Fall ist, wenn der Patriarch dieselben in die katholische Kirche aufnimmt. Ist dies letztere nun nicht der Fall, so gehören die Neubekehrten überhaupt keiner privilegierten Körperschaft an. Sie werden arme Christen ohne jegliche Hilfsmittel und Verteidigung und sind sowohl den Mißhandlungen der Mohammedaner als auch denen der aufgeregten Schismatiker ausgesetzt. Da sie nicht mehr als Armenier betrachtet werden, können sie auch nicht einmal auf die Hülfe irgend eines politischen Vertreters eines katholischen Staates hoffen. Deshalb können die Patres bei den Armeniern nicht viel auszurichten hoffen. Die günstigsten Augenblicke sind leider vorbei. Anstalten zu einer offenen Bekehrung können einzig und allein wegen des Fehlens eines armenischen Priesters nicht gemacht werden. So scheitern im Orient noch mehr als im Westen die größten Werke an untergeordneten Fragen. Für den Orden mußte darum die erste Angelegenheit die sein, den Patres einen armenischen Priester, der dann als Stellvertreter des Patriarchen fungierte, zu besorgen.

Nachdem die Patres auf allen ihren Schritten so eifrig überwacht und in allen ihren Unternehmungen gehindert werden und gleichsam widerrechtlich an ihr Haus gefesselt sind, bleiben sie auch noch den Haussuchungen und häßlichsten Bedrückungen

unterworfen; ja einmal standen ihre Namen schon in der Liste der Geächteten. Nur durch ein Wunder entgingen sie dem letztern Unglück.

Die Stellung der beiden Missionare ist also gewiß nicht beneidenswert. Sie behaupten ihre Stelle, und dies ist schon viel; denn dadurch darf man für bessere Zeiten viel hoffen; jeder Schritt zum Rückzug würde zweifellos die Zukunft der Mission in Frage stellen. Aber bei den jetzigen Zuständen können die beiden Missionare auch nicht handeln.

Was die den Missionaren gemachten Schwierigkeiten noch unbegreiflicher macht, ist der Umstand, daß die armenischen Katholiken dem Sultan gegenüber sehr loyal sind, während die schismatischen Armenier sich nicht so leicht zum Gehorsam verstehen können, je nachdem Anregungen von Etschmyadsin, ihrem religiösen Mittelpunkte, kommen, die gewöhnlich darauf zielen, den russischen Einfluß zu vergrößern.

Die Gesellschaft der amerikanischen (protestantischen) Mission, die so bedeutende Niederlassungen in Kleinasien und Persien hat, besitzt auch eine schön eingerichtete Mission in Wan. Diese Mission hat in den letzten Zeiten auch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, so daß ihre Thätigkeit gegenwärtig ganz unbedeutend ist. Die Schulen sind bedroht, und die Zahl der Bekehrten wird stets kleiner. Der katholischen Mission gegenüber hat sie doch zwei Vorteile: Sie verfügt über große Geldmittel und erfreut sich außerdem des Schutzes des englischen Konsuls. Dieser Schutz ist schließlich bei den türkischen Zuständen nicht sehr hoch anzuschlagen; aber er ist offiziell, was für die Amerikaner doch ein großer moralischer Gewinn ist.



Melcon, Knecht der Missionare von Wan.

Der Chef dieser Mission, Dr. Reynolds, ist das richtige Muster eines Amerikaners; er ist ein ausgezeichneter Mensch, durchaus originell und dabei kaltblütig; ungeachtet der langen Zeit, die er schon im Oriente lebt, verrät seine türkische Sprache fast bei jedem Wort den Engländer.

Dr. Reynolds ist ein ausgezeichneter Arzt und gewährt dadurch manche Wohlthaten. Letzthin hat ihm der Wali verboten, die Kranken zu besuchen; dieses alberne und zugleich böswillige Verbot ist durchaus ungerechtfertigt.

Wir unterhielten angenehme Beziehungen zu Dr. Reynolds und seiner Frau während der Dauer unseres Aufenthaltes in Wan. Wie so viele Amerikaner ist Dr. Reynolds Theetrinker, so daß niemals Wein auf seiner Tafel erscheint. Als er uns zu sich einlud, war es grade die Zeit der Weinlese; bei dieser Gelegenheit machte er eine Ausnahme zu unsern Gunsten — Ausnahme ist zwar nicht das richtige Wort — und setzte uns Most vor; da derselbe den Gärungsprozeß noch nicht durchgemacht hatte, so war es auch noch kein richtiger Wein, und das Prinzip war gerettet.



Die Schwierigkeiten, mit denen wir in Wan zu kämpfen hatten, waren nicht bloß langweilig, sondern zuweilen auch gefährlich. Da wir nicht wußten, wie wir die Zeit unserer unfreiwilligen Muße ausfüllen sollten, machten wir Besuche; auf diese Weise haben wir manchen interessanten Einblick in das Leben und Treiben der Einwohner von Wan gethan. Die engsten Straßen wurden uns bekannt, und wir nahmen angenehme Erinnerungen aus manchen Häusern mit, deren Inneres sich uns bereitwillig erschloß.

Der Leser hat bereits erfahren, wie die Türken uns behandelten; doch wird es ihm nicht schwer fallen zu glauben, daß die Kehrseite der türkischen Verwaltung zuweilen ganz erbauliche Szenen enthält.

Was gewöhnlich mit dem Namen „Alte Türkei" bezeichnet wird, bildet durchweg eine sehr sympathische Kategorie von Menschen. Diese Kategorie setzt sich aus gläubigen Muselmanen zusammen, die gewöhnlich ziemlich unwissend, zuweilen auch intolerant, gewöhnliche Alltagsmenschen sind, dabei aber loyal und mit einem nicht zu unterschätzenden Gerechtigkeitsgefühl ausgerüstet. Es hält schwer, ihre Freundschaft zu erwerben; besitzt man dieselbe aber einmal, so kann man sich auch darauf verlassen. Diese Kategorie ist hauptsächlich unter dem niedern Volke vertreten. In der Beamtenwelt ist der „Alte Türke" selten geworden, da er der „Jungen Türkei" den Platz hat räumen müssen.

Die „Junge Türkei", auf der anfänglich viele Hoffnungen ruhten, ist das letzte Erzeugnis des Islams, das schon mehr mit der Zivilisation in Berührung gekommen ist.

Unsere christlichen Gesellschaften können heute noch ihre Fehler ertragen wegen des verborgenen Einflusses, den das Christentum auf die ausübt, die anscheinend weit von ihm entfernt sind, und wegen des Merkmales, den es auf unsere soziale Einrichtungen drückt. Wenn außerchristliche Nationen mit unserer Zivilisation in Berührung kommen, so bemerken sie eben das verborgene Element, das der Zivilisation Leben und Dauer verleiht, nämlich den Geist des Christentums, nicht; sie sehen nur das unvermeidliche Äußere, die Schale, der Kern ist ihnen verborgen, und sie bemächtigen sich der Schale, d. h. der Fehler.

So verhält es sich auch mit der „Jungen Türkei". Der Beamte, der zu der „Jungen Türkei" zählt, versteht gewöhnlich etwas französisch; oft ist er auch in Europa gewesen; er besitzt einen gewissen Firnis von Unterricht, obgleich er im Grunde genommen sehr unwissend ist. Die dem Islam anhängenden Laster hat er beibehalten, die unsrigen gewöhnt er sich dazu an. Er ist genügsam, aber falsch und verdorben. Meist bildet sich der mohammedanische Glaube zum Skeptizismus um. Er sieht das alte Reich in Trümmer sinken, aber er weiß nicht, wie er für seinen Teil an der Wiederaufrichtung mithelfen soll. Stehlen und immer stehlen in dem Maße, wie sich der Kreis seiner Leidenschaften und naturgemäß auch der seiner Ausgaben vergrößert, das ist alles, wozu er fähig ist.

Einige unter ihnen, die nach ihrer Rückkehr aus Europa den unüberbrückbaren Abgrund sahen, der die europäische Zivilisation von dem Islam trennt, mußten nun eine starke Reaktion durchmachen. Sie wurden wieder fanatische Muselmanen, haben aber keinen Zug des „Alten Türken"; persönlich sind sie verdorben; aber für die Türkei sehen sie kein anderes Heil als in einem wilden Fanatismus, der

um jeden Preis einen Kampf haben will. So sieht man diese Art Türken die Repräsentanten der wildesten und grausamsten mohammedanischen Tendenzen werden.

Andere nehmen das niedrigste und fanatischste Programm auf, ohne irgend einer positiven Überzeugung zu gehorchen, lediglich aus Zorn und Eifersucht über ihre Ohnmacht der Christenheit gegenüber.

Die Mehrzahl der Zivilbeamten in Wan gehören zur „Jungen Türkei". Einige Züge mögen zur Beleuchtung ihres Charakters dienen.

Die Nestorianer in dem Thale des Zab, die lange Zeit unabhängig waren, müssen jetzt den Türken einen Tribut entrichten, der durch ihren Patriarchen Mar Schimun gezahlt werden muß. Seit einigen Jahren dispensierten sich die Nestorianer von der Zahlung dieses Tributes, und die Türken machten keine Anstalten, durch überzeugende Beweise ihren Tribut zu verlangen.

Die kurdischen Stämme, die um die Nestorianer herum wohnen, befinden sich stets mit diesen in mehr oder weniger offenen Feindseligkeiten. Sie warteten nur auf ein Zeichen, um die Nestorianer anzugreifen.

Plötzlich vernahm man die Nachricht, daß sie sich vereinigt hätten und mit allen Kräften ihre Rüstungen betrieben, um die Nestorianer zu überfallen, zu berauben und niederzumetzeln. Sie betrieben die Vorbereitungen dazu mit Wissen des Walis von Wan. Die böse Welt beschuldigt den Wali allerdings, daß er die Kurden unterstützt habe, um sich durch diesen Raub- und Kriegszug für die Schwierigkeiten zu rächen, die ihm die Nestorianer verursachen. Glücklicherweise regte sich die öffentliche Meinung Englands noch zur rechten Zeit, und die englische Regierung, die durch die letzten Verträge die Verpflichtung eingegangen hat, die Christen Asiens zu schützen, und die zudem bei den Nestorianern dem russischen Übergewicht ein Gegengewicht anzuhängen sucht, sah sich dieses Mal genötigt, aus ihrer gewöhnlichen Reserve herauszutreten. Die Türken waren schließlich gezwungen, Truppen auszuschicken, um die Vorbereitungen der Kurden aufzuhalten. In dem Augenblick, wo wir in Wan ankamen, hatte der Wali gerade diese Truppen in die Provinz Hakkiari begleiten müssen, um die Kurden niederzuwerfen, die er zu dem Überfall ermutigt hatte. Es mag dies für ihn eine unangenehme Aufgabe gewesen sein. Nichtsdestoweniger erzählt man sich, daß das Ansehen Khalil Paschas dadurch bei dem Sultan nicht gelitten hat.

Das Verdienst, eine armenische Verschwörung zu entdecken und niederzuwerfen, scheint mit Recht dem Wali die Krone aller Glorie zu sein, die er zu erlangen fähig ist. Eine wirkliche Verschwörung befürchtet er durchaus nicht; ihm fehlt es eben an einer solchen. Es kann nicht ausbleiben, daß er eines Tages eine solche „erfindet;" die Listen der Verdächtigen sind schon fertig gestellt, und die Unglücklichen werden gefänglich eingezogen. Aber die Gegenwart der Konsuln geniert den Wali bei seinen Anschlägen, weshalb er versuchte, sich ihrer zu entledigen. Er vereinigte einige armenische Notabeln, die er durch Einschüchterungen zwang, eine Petition an den Sultan zu richten, um sich über die Konsuln zu beklagen und ihre Entfernung zu verlangen. Diese Notabeln übernahmen den feigen Auftrag, das Volk zu täuschen und ihm vorzuhalten, der Zweck der Petition sei, die Freilassung der politischen Gefangenen zu erbitten. Der Pöbel unterzeichnete darauf die Petition in Menge, ohne die Petition gelesen zu haben. Aber ein geringer Armenier, der etwas mißtrauisch

war, brachte es fertig, die interessantesten Stellen der Petition heimlich zu lesen. Er erfaßte ihren wahren Sinn und deckte die Schurkerei auf. Nun geriet das Volk in gerechte Entrüstung, so daß die größten Unordnungen zu befürchten waren. Jetzt trat Scherifoff in Thätigkeit, da der russische Konsul gerade abwesend war. In Begleitung seiner Leute ging er zum Wali und drohte diesem; dann beruhigte er die Bevölkerung. Doch gab er sich damit nicht zufrieden, sondern setzte eine Gegenpetition in Umlauf, die bald mit Unterschriften bedeckt war, und die er nach Konstantinopel gelangen ließ.

Der Wali bekam Furcht, doch gelang es ihm durch einige Lügenkunststücke, sich im Sattel zu halten. Keiner der Eingesperrten wurde freigelassen; Monat auf Monat verrann, ohne daß sie vor Gericht gestellt wurden. Ein unglücklicher junger Mann wurde vierundzwanzig Stunden aufs Kreuz ausgespannt, wobei ihm Kugeln an den Füßen befestigt wurden, damit er so gezwungen wurde, die eingebildete Verschwörung zu gestehen; ein armenischer Priester wurde mitten im Winter stundenlang in eiskaltes Wasser getaucht; ein anderer junger Mensch wurde durch Kolbenhiebe beinahe von dem Tabur Agassi getötet. Die Schurkereien wurden bekannt, und das Volk rottete sich von neuem zusammen, aber der Wali zog sich wieder durch Lügen aus der Klemme. Während dieser Unruhen hätten beinahe die Regierungsbeamten die kurdischen Bergbewohner zur Niedermetzelung der Christen angeführt; nur der Anwesenheit des Konsuls ist es zu verdanken, daß dies damals unterblieb. In ähnlicher Weise hat es auch bei den grausamen Metzeleien zu Ende 1895 und zu Anfang des Jahres 1896 gegangen, wobei z. B. in Urfa allein gegen 8000 Armenier ermordet wurden.

Wiederholt ist bereits des würdigen Gehülfen des Walis, nämlich des Tabur Agassi oder Polizeichefs — Derwisch Agha heißt der Edle — Erwähnung geschehen und zwar in keiner schmeichelhaften Weise; offen gesagt, er verdient es nicht besser. Ein tierischer Kopf mit vorspringenden Wangenknochen unter den grauen, stets zur Seite blickenden Augen, eine zurücktretende Stirn, das ist das physische Portrait seiner Persönlichkeit.

Noch schwerer hält es, das moralische Bildnis dieses Menschen zu beschreiben. Die „berühmten" armenischen Verschwörungen waren für ihn ein gutes Mittel zur Befriedigung seiner viehischen Laster. Unter dem Vorwande einer gerichtlichen Haussuchung durchstöberte er die armenischen Häuser und zwang die Armenier um den Preis ihrer Freiheit, ihm ihre Weiber auszuliefern. Und dieses ist nicht ein einzelstehender Fall, sondern eine häufig vorgekommene Thatsache. Man muß sich nur wundern, daß sich bis jetzt noch kein Armenier gefunden hat, der dieser Bestie eine Kugel durch den Schädel gejagt hat. Was noch schlimmer ist: Viele Armenier erkauften seine Freundschaft, indem sie ihm in diesem schändlichen Treiben freie Hand ließen.

So lange Derwisch Agha an dem armenischen Element seine Leidenschaft befriedigte, war es für ihn weiter nicht gefährlich. Aber er fand Gefallen an der Sache, was ihn dazu trieb, daß er kurze Zeit nach unserer Ankunft die Frau eines türkischen Offiziers schändete. Aber jetzt wandte sich das Blatt zu seinen Ungunsten. Da Derwisch Agha selbst Offizier ist, wird er vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und es ist „möglich", daß er verurteilt wird. Überhaupt beunruhigte ihn die Sache,

und dieser Furcht hatte Joseph Grimaud es zu verdanken, daß er dem Gefängnis entschlüpft ist, wie bereits erzählt wurde.

Im übrigen versteht es dieser Polizeichef in seinen Funktionen ganz gut, die augenblickliche Sachlage richtig zu beurteilen. Den Armeniern gegenüber ist er wachsam; den Kurden gegenüber freilich verfolgt ihn das Schicksal. Damals gelang es durch einen merkwürdigen Zufall zehn kurdischen Gefangenen zu entfliehen, und was noch merkwürdiger war, zu gleicher Zeit soll die Kassette Derwisch Aghas um zweihundert Franks schwerer geworden sein.

Man erzählte uns noch einen gerichtlichen Zufall, für dessen Wahrheit ich indes nicht bürgen kann, da die Russen eine Rolle dabei spielten.

Die protestantische Mission hatte in Erserum einen alten armenischen Schullehrer. Ein junger Armenier im Alter von ungefähr achtzehn Jahren verfertigte ein Gedicht, worin er seinen Ahnungen über die Zukunft Armeniens freien Ausdruck gab. Der alte Lehrer korrigierte das Gedicht, strich die kompromittierenden Stellen und ersetzte sie durch harmlosere. Einige Zeit nachher verließ der Dichter Erserum; auf seiner Reise wurde er festgehalten und untersucht, wobei man auch das Gedicht fand. Er wurde darauf sofort in das Gefängnis geworfen wie auch sein Lehrer. Der Dichter starb, ehe er verurteilt wurde, in dem Gefängnis an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen; der Lehrer wurde auf Lebenszeit verbannt.

Ein junger Malteser mit Namen Luigi d'Amato, der englischer Staatsangehöriger war, hatte in Wan eine kleine, blühende Apotheke. Ein hoher türkischer Beamter verlangte eines Tages von ihm ein Mittel zur Veranlassung einer Frühgeburt. D'Amato weigerte sich, dieses zu verabfolgen; sofort klagte ihn der Beamte wegen angeblich verübter Verbrechen bei dem Wali von Wan, dem Vorgänger Khalil Paschas an. Der Wali ließ d'Amato kommen; nach mehreren Schimpfereien befahl er ihm, die Sache zu erzählen. Der Wali, ein Mann der „alten Türkei“ hörte die Auseinandersetzungen an, bewunderte d'Amato und schenkte ihm seine Freundschaft. Kurze Zeit nachher starb der Wali, der damals über achtzig Jahre alt und schon längere Zeit kränklich war.

Nachdem der Beamte, den d'Amato damals hinausgeworfen hatte, so lange gewartet hatte, daß mit den in Wan vorhandenen Mitteln die Leiche des Walis nicht mehr gerichtlich untersucht werden konnte, klagte er d'Amato an, den Wali vergiftet zu haben. Auf diese einfache Anschuldigung hin wurde d'Amato ohne jegliche Untersuchung verhaftet. Sechs Monate saß er in der Untersuchungshaft; in dieser Zeit wurde seine Apotheke geschlossen und der Plünderung überlassen. Am Ende der sechs Monate gelang es endlich dem englischen Konsul, die provisorische Freilassung des Verhafteten zu bewirken; aber jetzt weiß noch niemand, wann d'Amato vor das Gericht gestellt wird. Auf den einfachen Verdacht hin wurde der Bedauernswerte ruiniert.

Ein armenischer Photograph, Patedschan mit Namen, der im Dienste der protestantischen Mission stand, hatte vor einiger Zeit einige photographische Aufnahmen von der Stadt und Festung Wan gemacht wie auch von der einen oder andern Keilinschrift. Plötzlich schöpfte man Verdacht. Man nahm ihm seine Clichés und wird ihm auch zweifelsohne seine Apparate zertrümmern. Während der bei ihm vorgenommenen Haussuchung prüfte ein höherer Offizier die Photographien.

Das die Festung überragende Minaret sah er für einen Pascha an; es war unmöglich, ihn von seinem Irrtum zu überzeugen. Die Geschichte ist buchstäblich wahr; der arme Photograph ist in tausend Ängsten. Dummheit mit Bosheit vereinigt giebt eine schlechte Wirthschaft.

Die angeführten Thatsachen zeigen zur Genüge, wie wichtig es für die Europäer in Wan ist, dort Konsuln zu haben, die auch der christlichen Bevölkerung ihren Schutz angedeihen lassen. Rußland hat es gut verstanden, aus dieser Situation den größten Nutzen zu ziehen. Auch hat der russische Konsul die weitgehendsten Instruktionen. In allen Fällen handelt er mit der größten Energie, und da er das ausgezeichnete Prinzip anwendet, die Türken als Knechte zu behandeln, wird er gefürchtet und geachtet.

In einem kritischen Falle, wo ein russischer Unterthan verhaftet worden war, bewaffnete der Konsul seine Leute, stellte seine Kawassen als Schildwache auf, stieg zu dem Wali und kündigte ihm an, wenn der Gefangene nicht innerhalb zehn Minuten in Freiheit wäre, würde er (der Konsul) sich des Walis bemächtigen. Diese kühnen Streiche sind die einzige Ursache, weshalb die Russen so viel bei den Türken ausrichten können.

Ganz anders ist das Verhalten Englands. Der englische Konsul scheint nur die Aufgabe zu haben, seine Regierung von dem Verhalten des russischen Konsuls in Kenntnis zu setzen. Selten bleibt ein englischer Konsul länger als ein Jahr in Wan, wo er übrigens nicht die geringste Autorität besitzt. Seine Instruktion verhindert ihn eben daran, sich irgend ein Ansehen zu verschaffen. Der Wali von Wan hat nicht einmal die türkische Flagge an den Jubelfesten der englischen Königin gehißt; aber der Konsul Ihrer Majestät hat den Befehl, jeden Freitag — dem Ruhetag der Mohammedaner — die britische Flagge hissen zu lassen! Die servile Haltung, die dem neuen englischen Konsul bei der Rückkehr des Walis aufgedrungen worden ist, hat bereits Erwähnung gefunden. Trotz aller Erniedrigungen macht England doch keine Fortschritte; hat es doch sogar sechs Monate bei den untersten Instanzen bedurft, bis England so weit kam, daß sein Unterthan d'Amato in Freiheit gesetzt wurde.

Äußerst angenehm berührte es uns, als Gegenstück zu der Gemeinheit der Zivilregierung die sympathische und freie Figur Munir Paschas zu finden.

Munir Pascha ist der Militärgouverneur von Wan. Er ist ein großer Mann von kräftiger Statur und bietet das Bild eines hübschen Soldaten. Seine ersten Lorbeeren erwarb er sich in der Krim, und seinen Rang verdankt er lediglich seiner Tapferkeit. Zwar ist seine Aufgabe beschränkt; aber seine ganze Persönlichkeit atmet den Zauber der Redlichkeit und Loyalität. Von Anfang an durchschaute er den wahren Beweggrund zu den uns bereiteten Quälereien und schenkte uns seine Freundschaft, als wollte er uns für die Unbilden entschädigen. Während der Wali und seine Bande sich gebärdeten, die Türkei dadurch zu retten, daß sie uns an der Kopierung der Keilinschriften verhinderten, gab er uns überall freien Zutritt zu den Orten, die seinem Befehl unterstehen. Auch seine Offiziere waren vom ersten Tage an unsere besten Freunde. Daß der Wali, Tabur Agassi nebst ihrer Zunft sich schon alle Mühe gegeben haben, einen solchen Mann, der ihnen oft

einen Strich durch ihre Rechnungen macht, zu entfernen, versteht sich eigentlich von selbst.

Wir lernten in Wan auch einige ausgezeichnete katholische armenische Familien kennen, die meistens von Konstantinopel gekommen waren.

Was die Armenier in Wan betrifft, besonders die Gregorianer, so genießen sie ein sehr zweifelhaftes Ansehen, was sie aber auch redlich verdient haben. Alle erduldeten Verfolgungen und Bedrückungen haben nicht vermocht, ihren Charakter zu ändern. Sie sind feige und falsch, so daß die Konsuln gezwungen waren, uns zu erklären, daß sie die „Alten Türken" den Armeniern weit vorziehen. Die Verderbtheit der Sitten in diesem armenischen Zentrum ist besonders groß. Die Leichtigkeit, mit der die Armenier ihre Frauen durch den Tabur Agassi entehren lassen, ist bereits erwähnt worden. Freilich ist die Furcht vor demselben die Hauptursache; aber man kann auch den Grund dazu in dem gänzlichen Mangel an jedem besseren Gefühl erblicken. Lebemänner organisieren sich zu förmlichen Banden und veranstalten wirkliche Jagden auf Frauenspersonen. Fünfzehn dieser Teufel entführten neulich eine Unglückliche, die drei Tage lang zum Spielball der gemeinsten Leidenschaften dienen mußte. Als sie endlich halb tot ihre Wohnung wieder erreichte, war ihr Ehemann noch zum Schweigen gezwungen, wenn er sein Leben nicht aufs Spiel setzen wollte. Dergleichen Entführungen sind an der Tagesordnung, und man schreckt dabei vor keiner Gewaltthat zurück. Übrigens bleibt die Unsittlichkeit nicht einmal dabei stehen, sondern Verbrechen gegen die Natur kommen sogar sehr häufig vor. Man muß allerdings gestehen, daß die Türken hierbei tonangebend sind.

Kaum hatten die Patres ihre Schule eröffnet, als auch schon ihre Feinde begannen, die infamsten Gerüchte über die Patres auszustreuen; leider fanden diese Gerüchte Glauben, so daß eine gerichtliche Nachforschung stattfand. Viele Leute staunten, als sie sahen, wie diese Untersuchung zu Ungunsten der Ankläger ausfiel.

In meinem Reisejournal habe ich noch manche Sachen notiert, die in diesem Buche keinen Platz finden konnten; das Angeführte wird indes auch genügen. Alles dies wirkt stark auf die öffentliche Sittlichkeit, mag auch von den armenisch-gregorianischen Priestern noch so viel gepredigt und kontrolliert werden[1]).

In geistiger Hinsicht sind die Armenier sehr gut beanlagt. Als Handelsleute haben sie ihres Gleichen nicht. Tournefort sagt schon von ihnen: „Sie sind nicht allein die Herren des Handels in der Levante, sondern nehmen auch noch einen großen Teil an dem Handel der größten Städte Europas." Dieses trifft heute mehr als früher zu.

Ohne Zweifel können die in dem Innern der Türkei zerstreuten Armenier ihre Geschäfte nicht in dem großen Maßstabe betreiben wie ihre Landsleute in Konstantinopel oder in der Fremde, aber sie wissen aus ihrem kleinen Kapital sehr großen Gewinn zu ziehen.

„In Wan sind alle Industriearbeiter und der größte Teil der Landarbeiter Armenier. Die Türken handeln höchstens mit Früchten, und auch deren giebt es sehr wenig. Handwerksmeister giebt es nicht nur keine unter den Mohammedanern,

1) Alte Schriftsteller, wie Le Brunn (IV, 220 ff.) schon, zeichnen von den Sitten der Armenier ein sehr ungünstiges Bild. Tournefort sucht dieselben zu verteidigen (Brief 20).

sondern überhaupt sehr wenig Handwerker. Früher lebten sie von dem Ertrag ihrer Äcker, oder sie waren Beamte der türkischen Regierung. Heute noch können sie nicht darauf verzichten, Beamte zu spielen, und schlagen die Zeit tot, indem sie in den Kaffeehäusern und Herbergen umherschlendern. Die Muselmanen (Türken und Kurden) führen ein sorgenfreies Dasein; aber man darf hoffen, daß sie eines Tages zu arbeiten beginnen werden, wenn sie die Nichtigkeit einer solchen Existenz einsehen werden [1])."

Dieses Zeugnis eines türkischen Beamten, der, wenn ich nicht irre, selbst Mohammedaner war, ist köstlich.

Man behauptet, daß die Türken in Wan nur das Monopol der Gerberei und in einem gewissen Maße das der Waffenfabrikation in Händen behalten haben. Aber alle ihre Produkte haben nicht viel Wert.

Der Armenier, und mag er noch so weit hin verschlagen worden sein, sei es in Indien, in Österreich, in Frankreich oder Amerika, behält stets das Nationalgefühl in voller Lebhaftigkeit. Dieses Nationalgefühl wurzelt immer tiefer in dem Maße, wie die Verbindungen leichter werden, wie die Daheimgebliebenen von den Vorteilen unterrichtet werden, deren sich die zivilisierten Völker erfreuen, und wie die im Auslande über die erbärmliche Lage ihrer Landsleute unterrichtet werden; von beiden Seiten kommt man sich hierbei entgegen. Als der letzte russisch-türkische Krieg ausbrach, wagten die Armenier sogar, von einem unabhängigen Armenien zu träumen.

Aber dieser Traum verwirklichte sich nicht. Es wäre nicht genug, daß die armenischen Provinzen von der Türkei losgerissen würden, die sie besaß [2]); Rußland müßte gezwungen werden, das ganze Thal des Aras aufzugeben, denn ein armenisches Reich ohne den Ararat und ohne Etschmyadsin, dem religiösen Mittelpunkt, ist nicht denkbar.

Aber Rußland ist bekanntlich nicht sehr großmütig, und selbst wenn es damit einverstanden gewesen wäre, würden die andern Mächte ihre Bedenken gegen ein so großes Unternehmen geltend gemacht haben.

Das unabhängige Armenien wäre doch nur ein Vasallenstaat Rußlands geworden. Aber Rußland hat es vorgezogen, Etschmyadsin unter seinem direkten Befehle zu behalten, damit es imstande ist, auf das türkische Armenien seinen Einfluß fortwährend geltend zu machen. Die Enttäuschung war groß, und heute sind die Armenier weit davon entfernt, das russische Protektorat mit der frühern Begeisterung zu betrachten. Sie merken, daß Rußland bei allen Unternehmungen nur auf seinen eigenen Nutzen bedacht ist, daß es ihre Nationalität und ihre Kirche aufsaugen und vernichten will; sie sind mißtrauisch geworden, und die russischen Armenier schicken sich an, das Element der Opposition, die „Polen des Südens" zu werden. Für die türkischen Armenier hat Etschmyadsin seinen Zauber verloren; denn die Hand des Zaren macht sich zu sehr bemerklich, und das Patriarchat von Konstantinopel gewinnt von Tag zu Tag mehr an Einfluß.

---

1) Churchid Effendi, angeführt bei Arzruni: Les Arméniens en Turquie, 16.

2) Sie verbanden sich mit den Vilayets von Wan, Bitlis, Darsim, Erserum und einem Teil von Diarbekr und Kharput.

Rußland und das übrige beteiligte Europa besaßen also nicht die Großmut, ein armenisches Reich wieder herzustellen; wahrscheinlich wäre das Unternehmen auch durch innere Gründe gescheitert. Die Reichen, Gebildeten und Unternehmenden



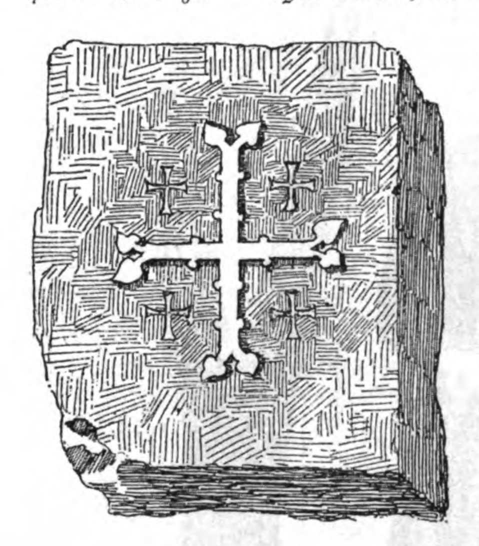
Armenierin in Wan.

der Nation wohnen alle von dem eigentlichen Armenien entfernt. Die Gründung eines unabhängigen Armenien würde sie nicht veranlaßt haben, in ihr Vaterland zurückzukehren, und das arme, ungebildete Element hätte sich dann allein im Kampfe befunden mit den Hindernissen, die sich stets der Gründung eines Reiches entgegenstellen, und denen sie schwerlich gewachsen waren. Dazu kommt noch der Umstand,



daß die Armenier, die in ihrer eigentlichen Heimat das moralische Übergewicht haben, der Zahl nach in der Minderheit sind. Die türkische und kurdische Bevölkerung, die seit langer Zeit gewöhnt sind zu herrschen, sind daselbst zu zahlreich, um sich ohne Kämpfe einer neuen Macht zu unterwerfen, die durch ihre früheren Unterthanen repräsentiert wird [1]).

Blieben die Armenier in diesen unausbleiblichen Kämpfen sich selbst überlassen, so hätten sie wahrscheinlich unterliegen müssen, und die Schwierigkeiten ihrer Lage hätten nur dazu beitragen können, die orientalische Frage noch verwickelter zu gestalten.



Armenisches Grabkreuz.

Man kann also mit ziemlicher Sicherheit die Idee eines unabhängigen Armenien in das Reich der Träume verweisen; wenn man auch der armenischen Rasse eine glänzende Zukunft vorhersagen kann, so darf man doch mit Grund an der Reformation ihrer Nation zweifeln.

Übrigens liegt auch noch eine der größten Schwierigkeiten, die sich der Gründung eines armenischen Reiches entgegenstellen, wahrscheinlich in dem Charakter der Armenier selbst. „Ungeachtet ihrer Überlegenheit haben sie doch große Fehler, wie Uneinigkeit, Unversöhnlichkeit, Rachsucht, Neid — es sind jedesmal die Früchte und Folgen der jahrhundertelangen Sklaverei unter der mohammedanischen Herrschaft [2])"; aber man hat keine Veranlassung zu hoffen, daß dergleichen Fehler, die in das Blut übergegangen sind und deren Spuren man in der ganzen armenischen Geschichte verfolgen kann, jemals verschwinden werden.

In physischer Hinsicht ist der Armenier von Wan schwerfällig, von wenig anmutenden Formen, aber kräftig.

Verlassen wir jetzt die Gärten von Wan und ihre Bewohner, um uns zu der alten Stadt zu begeben!

1) Die Zerstreuung der armenischen Völker läßt sich statistisch schwer feststellen. Die einen schätzen die armenische Bevölkerung auf $2^1/_2$ Millionen Seelen, während andere diese Zahl verdoppeln oder verdreifachen. Mit ziemlicher Sicherheit darf man indes annehmen, daß die Zahl der türkischen Armenier sich auf 800000 Seelen beläuft. Sie sind also in ihrem eigenen Lande in der Minderheit im Vergleich zu den mohammedanischen Völkerschaften, die sich dort niedergelassen haben und beinahe doppelt so zahlreich sind.

2) Arzruni, Les Arméniens en Turquie, 19.

Vierzehntes Kapitel.

Die Stadt Wan; ihr Klima, ihr See.

Die Wälle. Der Bazar. Kapamadschan. Die Zitadelle von Wan. Liebenswürdigkeit Munir Paschas. Besuch in der Zitadelle. Natur des Felsens. Die Warte. Die Keilinschriften. Erdharzbrunnen. Die Grotte von Gur-ab. Felsen-Treppen. Die Stadt der Semiramis und ihre Wunder. Die Zitadelle von Wan und Tamerlan. Die Moschee der Festung; Panorama von Wan und seiner Umgebung. Fruchtbarkeit des Gebietes von Wan; Stand der Ackerwirtschaft. Klima. Der See von Wan; Wechsel seines Niveaus; seine Ufer; Analyse seines Wassers. Der Tekritfisch; seine Gewohnheiten und die Wahrheit über diesen Punkt. Die Schiffahrt.

Die Stadt Wan liegt an dem hohen Felsen, den die Festung krönt; sie lehnt sich an die Rückseite an und ist da durch eine aus Hausteinen errichtete Umwallung abgeschlossen. Selbstverständlich ist diese Umwallung schlecht unterhalten, aber das vorzügliche Material, woraus sie errichtet ist, sichert ihre Dauer noch auf Jahre hinaus.

Die „Gärten" hören einige hundert Meter vor den Wällen auf und lassen so einen freien Raum, eine Art großer Esplanade, wo die nomadischen Besucher der Stadt gewöhnlich kampieren.

Das Innere der Stadt ist ziemlich schmutzig; die Sträßchen sind eng und krumm; von den fünfzehn Moscheen der Stadt ist keine einzige eines Besuches wert; die armenischen Kirchen waren für uns ebenfalls nicht interessanter, wenn die in den Mauern derselben angebrachten Keilinschriften Hyvernat nicht angezogen hätten.

Alles Leben von Wan ist in dem Bazar konzentriert, dessen Plan äußerst unregelmäßig ist; hier finden sich erbärmliche, freistehende Krambuden an den Seiten der Straßen; an einer andern Stelle bildet ein Khan (Wirtshaus) den Mittelpunkt einer Verzweigung von bedeckten Avenüen: es ist dies der aristokratische Teil des Bazars. Der wohlhabende Kaufmann kommt jeden Morgen aus seiner in den „Gärten" liegenden Wohnung hierher und bringt zunächst sein Reitpferd in dem Stalle des Khans unter, bevor er sich in sein Magazin begiebt. In diesen Avenüen

ist keine Vorderseite an den Häusern geschlossen, alles mündet unmittelbar auf die Straße. Die Menschenmenge ist besonders an Regentagen sehr zahlreich dort.

Hier gingen wir oft spazieren und setzten uns auf die erhöhten Fußsteige neben der Straße, die die Magazine einfassen. Sofort wurden wir auch der Mittelpunkt einer Menschenmenge; die ersten, die uns ihrer Aufmerksamkeit würdigten, waren selbstverständlich die Straßenjungen, die hier einen Handel mit alten Münzen treiben. Nach ihnen kam der eine und andere Kaufmann und lud uns ein, sein Geschäft zu besuchen, „wo wir zweifellos tausend Gegenstände zu unserer Bequemlichkeit finden würden.“ Da wir für den Augenblick nichts Besseres zu thun wußten, so folgten wir gewöhnlich dem Bittsteller. Der Kerl mußte sehr ungeschickt sein, wenn es ihm nach stundenlanger Unterhaltung nicht gelang, unsere Börsen zu Gunsten seiner Kasse zu erleichtern. Man kauft aber auch mit Freude, wenn man vor seinen Augen die herrlichen Werke der Niellierkunst entstehen sieht, oder wenn der armenische Trödler vor einem den herrlichen Mantel eines kurdischen Bey ausbreitet (wie es uns geschah) und dabei erzählt, wie der Bey sein Vermögen zum größten Teil an Stickereien vergeudet hat, so daß er schließlich gezwungen war, seine abgetragenen Kleider zu verkaufen. Der herrliche Mantel bekam in der Folge seinen Platz in meinem Gepäck.

Unser Ziel war gewöhnlich das Geschäft des berühmten Kapamadschan. Da er ein Armenier ist, wird Kapamadschan der Meister in allen Handelszweigen. Er hat seine Korrespondenten in allen Ländern, mit denen Wan in Handelsverbindung steht, in Bitlis, Erserum, in Persien und Konstantinopel. Sein großes Magazin ist allein ein Bazar. Da er auch Bankier ist, diskontierte er unsere Wechsel auf Konstantinopel mit Freude, kurz, er war stets zu unserer Verfügung — zu seinem Nutzen [1]).

Der berühmteste Ort Wans ist mit Recht die Zitadelle, die gleich einer ungeheuren Mauer die Stadt nach Norden zu schützt und senkrecht aufsteigt. Von der Stadtseite aus ist sie gänzlich unzugänglich. Die Abdachung nach Norden ist weniger schroff, bietet aber nach meinem Dafürhalten dem Ersteigen durch Sturmleitern Trotz; ihre teilweise zerfallenen Mauern würden keinen zwei oder drei Artilleriesalven Widerstand leisten können.

Bequem kann man die Zitadelle nur von dem äußersten Nordwestende erreichen, von wo ein bedeckter Weg zu dem massiven Hauptturm führt.

In dem Augenblick unseres Eintreffens in Wan, wo die schon erzählten Schwierigkeiten begannen, betrachteten wir mit Wehmut die Zitadelle, wo wir nun gar keinen Zutritt mehr zu finden hoffen durften. Aber hier ist Munir Pascha Herr; es ist bereits erwähnt worden, mit welcher Liebenswürdigkeit er uns empfing; auch gab er uns sofort die weitgehendsten Befugnisse. Wir zogen jedoch, mehr aus Rücksicht auf ihn als auf uns, keinen Nutzen daraus, bevor unsere Lage nicht gehörig geordnet war.

Endlich am 1. November besuchten wir mit dem Hauptmann der Garde die Zitadelle.

1) In der Zeit unseres Aufenthaltes in Wan war der Bazar sehr gut mit Waren gefüllt. Man fand da europäisches Leinen, Konserven und Holländer Käse. Aber von einem Jahr zum andern kann ein großer Wechsel in den Bezugsquellen des Bazars stattfinden.

Die Wälle, die die Festung verteidigen, und zwischen denen sich der Zugangsweg befindet, sind, in der Nähe gesehen, sehr erbärmlich.

Der ungeheure Felsen, der die Zitadelle trägt, ist nur eine einzige Kalksteinmasse (Linsenstein) von unglaublicher Härte. Der mittlere Teil, der auch der höchste ist, bildet ein ungleiches Plateau, wo sich der massive Hauptturm und sein Zubehör befinden. Dieses Plateau verbindet sich mit der nach Norden liegenden Ebene durch eine verhältnismäßig bequeme Böschung, die wieder in mehrere Terrassen geschnitten ist. Diese sind mit Artillerie garniert; aber wie? Es sind alte persische Stücke, seit Jahrhunderten aber vernagelt; während die einen auf der Erde liegen, befinden sich die andern hoch auf den Lafetten, wie in unsern Festungen des fünfzehnten



Wan, von der Festung aus gesehen.

Jahrhunderts. Der Hauptturm enthält eine Sammlung Feldstücke, das einzige Mittel zur Verteidigung des Platzes.

Von beiden Seiten dieser zentralen Plattform senkt sich der Felsen ein wenig, bildet aber überall über der Stadt einen äußerst starken Pik; es ist dies auch gut, da ihn keine Mauer nach dieser Seite hin schützt. Gegen Südosten beherrscht eine letzte befestigte Plattform das Thor von Tebris (Tebris-Kapu).

Unterhalb dieser Plattform enthält eine große in den Felsen eingehauene Nische eine Keilinschrift, die aber leider von Barbarenhänden gänzlich verstümmelt ist.

Die Inschriften bilden für den Gelehrten den Hauptanziehungsgrund von Wan und seiner Umgebung. Da sie alle in Keilschriftenformen nach dem assyrischen Syllabaire dargestellt sind, haben sie bis heute den Auslegern viele Qualen bereitet; das Lesen ist an und für sich ganz leicht, aber die Erklärung war bis zu den letzten Jahren ein Problem in anbetracht der wenigen Anhaltspunkte, die man über die



Sprache dieser Dokumente besaß. Man hat diesen Inschriften den besondern Namen „die von Wan oder alarodinische“ gegeben.

Ich will nicht weiter über die in den Felsen eingehauene Inschrift reden; wir wollen uns lieber zu dem nordwestlichen Ende der Festung begeben. Unterwegs wartet eine neue Überraschung auf uns. Beinahe auf dem Gipfel des Felsens befindet sich eine Erdharzquelle. Für eine Quelle ist der Ort doch höchst merkwürdig.

Dieser nordwestliche Theil der Festung schließt die berühmte Khorkor-Grotte ein, oberhalb des Guraboiertels; sie ist in den steilen Felsen, der die Stadt beherrscht, eingehauen; eine kleine, etwas schwindelerregende Treppe führt zu der Grotte. Die Einfassungen des Eintrittes sind ganz mit Keilinschriften bedeckt. Die Politur der oberen Partien ist noch vollständig vorhanden. Die Schriftzüge haben eine bewundernswerte Schönheit und Schärfe der Winkel behalten. Wären nicht einige Stellen von Kanonenkugeln beschädigt, so müßte man glauben, dieselbe sei in jüngster Zeit angefertigt worden, während doch ihr Urheber, Argistis I., im achten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung gelebt hat.

Das Innere dieser Grotte, die offenbar zu Begräbniszwecken gedient hat, setzt sich aus einem großen, rechteckigen Saale (von 4,5 Meter Breite und 10 Meter Länge) und einigen damit verbundenen Zellen zusammen. Der große Saal ist mit einer Art Kranzgesims geschmückt; an den Mauern entlang befinden sich mehrere viereckige Nischen von ungefähr dreißig Centimetern Tiefe. In gewissen gleichen Entfernungen finden sich ungefähr kreuzförmige Vertiefungen, die mit großer Sorgfalt hergestellt sind, und die dem Anscheine nach den Zweck hatten, Metallornamente aufzunehmen. In die Felsenwand eingegrabene Namen berühmter Reisenden wie Texier[1]), de Laval, de la Guiche, de Roger etc. sind hier zu lesen. Da Wan noch nicht viel von ausländischen Reisenden besucht worden ist, glaubten wir uns auch berechtigt, in der Grotte einen Beweis unserer Anwesenheit zurückzulassen. Aber unsere Anstrengungen waren vergeblich; um unsere Namen einzugraben, bedurfte es eines besser gehärteten Meißels von Stahl, denn unsere Grabstichel brachten auf den harten Kalkstein nur Eindrücke wie von gewöhnlichem Eisen hervor. Welch schreckliche Arbeit muß es doch gewesen sein, solche Zimmer in dem Felsen auszuhöhlen!

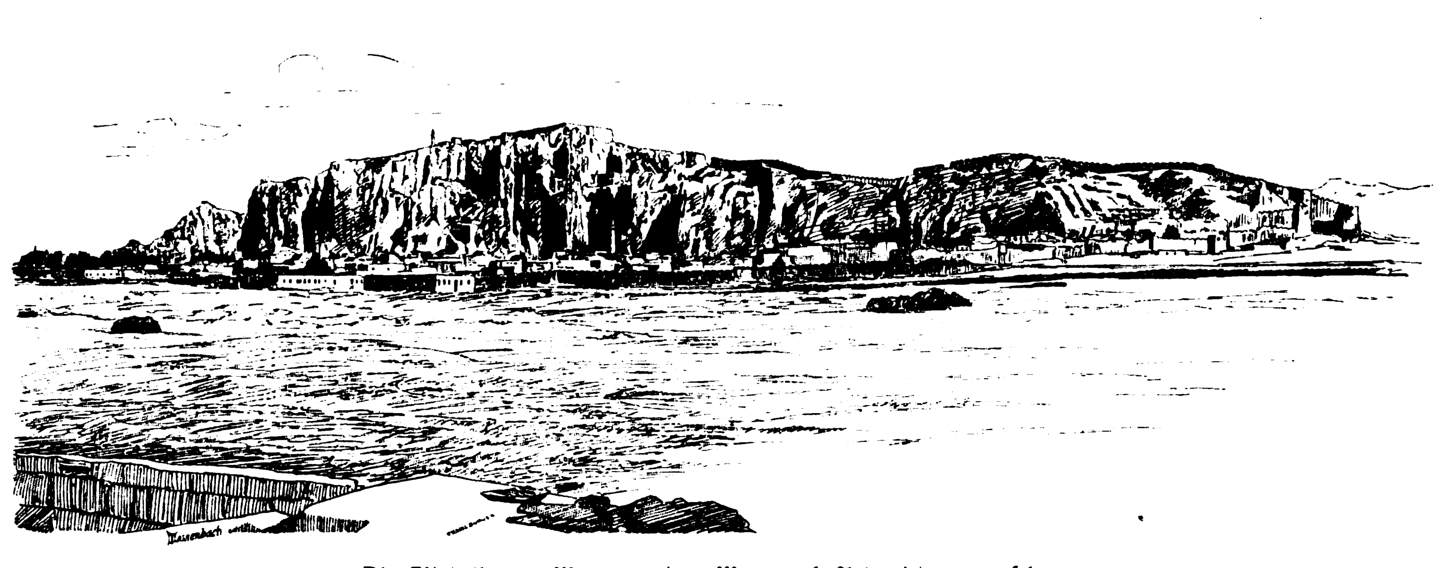
Unter dieser von uns besuchten Grotte befindet sich noch eine andere, die aber keinen Zugang hat. Deyrolle ließ sich mit vieler Gefahr an einem Strick hinab; uns schien das Wagnis nicht der Mühe wert, es zu unternehmen.

Die Felsen über der Khorkorgrotte sind treppenförmig zugehauen. Nach der Legende sollen die Könige von Wan sie so haben zubereiten lassen, um auf diesen Stufen sitzend das wunderschöne Panorama ihrer Herrschaft betrachten zu können. Die Wahrheit schien uns prosaischer zu sein; nach unserer Ansicht dienten diese Stufen nur, um die ersten Steinschichten bei der Erbauung der Stadt der Semiramis zu tragen.

Einige Lagen solcher gigantischer Blöcke sind heute noch am äußersten Nordwestende der Festung vorhanden; es ist dies aber auch alles, was von

---

1) Siehe Texier „Armenie“ II. II. ff.



Die Zitadelle von Wan, von dem Wege nach Artamied aus gesehen.

dem alten Glanze Wans übriggeblieben ist; wir wollen jetzt hören, was Wan früher war.

Nach Moses von Chorene[1]) befand sich Semiramis, nachdem sie Armenien erobert hatte, mit ihrem Heere an den Ufern des Sees von Wan. Bezaubert von dem schönen Anblick, der angenehmen Temperatur, dem üppigen Grün des Landes und der Güte der Gewässer auf der Ostseite des Sees, faßte sie den Entschluß, hier eine königliche Residenz zu gründen und von da ab ihren Sommeraufenthalt daselbst zu nehmen.

Sie wählte eine schöne Stelle an der südöstlichen Seite aus, die sich nach Norden hin sanft abdachte, während sie nach Süden zu steil abfiel.

Von Assyrien ließ sie 12000 Arbeiter kommen, die bei ihren Arbeiten von 600 Architekten geleitet wurden, die als geschickte Künstler mit der Verarbeitung des Holzes, der Steine, des Eisens und des Erzes vertraut waren. Man begann die Arbeiten mit der Anlegung einer sehr großen Esplanade, die aus großen Felsstücken gebildet wurde; ein Mörtel von Kalk und Sand verband diese Steine. Diese Konstruktion war so solid, daß sie zu der Zeit unseres Geschichtsschreibers noch nichts gelitten hatte. Solange der Mörtel vorhanden war, konnte man, wie Moses von Chorene erwähnt, keinen einzigen Stein losreißen. Die Steine waren so gut poliert und geglättet, daß sie von ihrem Glanz noch nicht das Mindeste verloren hatten.

Diese Esplanade, unter der man weite Höhlen angebracht hatte, die zur Zeit des Moses von Chorene den Briganten des Landes als Zufluchtsort dienten, verlängerte sich um mehrere Stadien (eine Stadie = ungefähr 180 Meter) bis zu der Stelle, wo die neue Stadt gegründet werden sollte. Diese Stadt wurde in dem kurzen Zeitraum einiger Jahre vollendet, mit festen Mauern umgeben und mit Thoren von Erz geschmückt; man errichtete daselbst auch Paläste aus Steinen von verschiedener Farbe, mit schönen Terrassen bedeckt; desgleichen fehlte es nicht an öffentlichen Plätzen und einer genügenden Anzahl von Bädern. Kanäle verteilten in den verschiedenen Vierteln und in den Gärten das Wasser aus der Nachbarschaft; rechts und links von der Stadt wurden in dem Lande Marktflecken angelegt, desgleichen herrliche Anpflanzungen von Obstbäumen und Weinstöcken, und eine Menge Einwohner wurde herangezogen.

Nach Moses von Chorene ist es einfach unmöglich, alle Wunder dieser Stadt zu beschreiben. In seiner Geschichte kommt er dann wieder auf die schon erwähnte große Esplanade zurück und erzählt, daß Semiramis, nachdem die Stadt mit den stärksten Verteidigungsmitteln ausgerüstet war, daselbst königliche Wohnungen anlegen ließ; den Zu- und Ausgang an denselben ließ sie schwer zugänglich machen, da man nur durch die schrecklichen Höhlen zu denselben gelangen konnte. Moses von Chorene wußte nicht, auf welche Weise diese Anlagen hergestellt wurden, aber, fügt er hinzu, es ist das schönste und größte Denkmal der Könige. Der Stoff, fährt er fort, der die Südseite dieses Monumentes bildet, ist so hart, daß es unmöglich

1) Er war geboren 370 nach Christus und starb 489. Er schrieb eine Geographie und Geschichte Großarmeniens und stand mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit in Verbindung; er übersetzte auch fremdsprachliche Werke ins Armenische.

ist, ihn mit Eisen anzuschneiden. Es finden sich daselbst Tempel, weite Gemächer, besondere Orte zur Aufbewahrung der Schätze, unermeßliche unterirdische Räume; man sieht daselbst eine Menge Inschriften, die schon allein ein Gegenstand der Bewunderung sind. Es scheint, daß man, um diese Inschriften aufzuzeichnen, das Geheimnis gekannt hat, den Stein so weich wie Wachs zu machen.

Semiramis ließ auch Säulen zu ihrer Ehre errichten und sie in vielen Orten Armeniens aufstellen [1]).

Arme Semiramis! Nicht bloß ihre wunderbaren Bauwerke, die sie soll errichtet haben, sind verschwunden, sondern auch sie selbst, indem sie von der unerbittlichen Geschichtsforschung ihres Nimbus beraubt wurde, ist endgiltig in das Reich der Sage verwiesen worden.

Den Königen Sarduris, Minuas und Argistis, deren Namen die Inschriften tragen, ist ohne Zweifel das Verdienst der Bauwerke, die Moses von Chorene beschreibt, zuzumessen, wenn man es überhaupt ein Verdienst nennen kann, Tausende von Menschen bei dem Baue der Paläste aufzuopfern, wie dies bei den „großen Königen" Gewohnheit war.

Der Geschichtsschreiber hat zweifellos viel Poesie in seine Erzählung verwoben; indes geht doch daraus hervor, daß zu seiner Zeit die Ruinen der königlichen Bauwerke noch beträchtlich und gut erhalten waren; mit Recht konnten sie für ein Wunderwerk gelten, denn die in dem Kalkstein der Festung ausgeführten Arbeiten waren mit unerhörten Anstrengungen verbunden.

Was die eigentliche Stadt angeht, so ist es ganz natürlich, daß nach wenigen Jahrhunderten nichts mehr davon übrig war, da die Häuser ganz bestimmt in die Erde gebaut waren.

Die Zerstörung der Mauern der Zitadelle und der andern königlichen Bauwerke schreibt die Tradition Timur-lang zu, der im Zorn über den verzweifelten Widerstand Wans 1392 sich eifrig daran machte, eine Schicht nach der andern zu beseitigen, deren Festigkeit die Wut des Zerstörers gereizt hatte.

Von da an gehörte die Zitadelle fast immer den Paschas als Erbgut, die durch einen Firman der Pforte mit derselben belehnt wurden, und die namentlich von dem Pascha von Erserum abhängig waren. Infolge einer offenen Empörung des Paschas von Wan 1831 wurde die Erblichkeit aufgehoben, und die Pforte unterstellte das Land ihrer unmittelbaren Regierung.

Kehren wir nun zu dem Hauptfestungswerk zurück! Es schließt eine kleine Moschee ein, deren Minaret einen wunderschönen Aussichtspunkt bildet; von dieser Stelle aus kann man sich genaue Rechenschaft über die Gestaltung der Gegend geben.

Die Festung liegt gänzlich isoliert inmitten der Ebene; zu unsern Füßen sehen wir, wie auf dem Boden eines Abgrundes, die Häuser von Wan; weiter gegen Osten zu bietet sich dem Auge das Grün der „Gärten."

Wan nimmt den äußersten nördlichen Punkt einer großen Ebene ein, die durch einen Halbkreis von Bergen geschützt ist. Dieser Halbkreis beginnt ungefähr zwei

1) Freie Übersetzung des Moses von Chorene. Vivien de Saint-Martin: „Notice sur Schulz". Seite 8. Vergl. Mosis Chorenensis „Historia Armen. L. I. c. p. 43 ff. Edition Whiston. Beim Lesen des ganzen Textes sieht man klar, daß es sich um die Festung Wan handelt.



Kilometer östlich von der Festung, die als Schildwache des Halbkreises erscheint. Diese ersten Hügel, die Höhen des Zemzem-Dagh, vereinigen sich in einem großen, sehr unregelmäßigen Bogen mit dem Warakgebirge, das sich gegen Südwesten zu neigt, um sich in dem See, ein wenig von Artamied entfernt, zu verlieren. Dieser Halbkreis hat durch seine geschützte Lage Ähnlichkeit mit der Provence; er war damals noch frei von Schnee, während alles ringsumher, Ebenen und Berge, schon mit Schnee bedeckt waren. Die Aussicht auf diesen Halbkreis ist bezaubernd. Im Südwesten tauchen die Gebirge mit ihren steilen Abhängen und ihren tiefen Einschnitten sich in den See [1]); gegen Westen vermischt sich der Horizont ungefähr mit dem Wasserspiegel, während ein wenig weiter nach Norden der Sipan-Dagh majestätisch die Landschaft beherrscht.

Diese Ebene von Wan ist außerordentlich fruchtbar und gut bewässert; die bedeutenden Bewässerungsarbeiten in den Thälern des Warak zur Sammlung des Wassers sind bereits erwähnt worden; während unseres Aufenthaltes sollten wir noch andere dergleichen Arbeiten sehen.

Vor einigen Jahren redete ein Armenier, Arzruni mit Namen, von dem armenischen Hochlande in folgenden Ausdrücken: „Obgleich Armenien schlecht regiert und gänzlich von der zivilisierten Welt getrennt ist, ist die Ackerwirtschaft daselbst in einem verhältnismäßig sehr guten Zustande wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und der Thätigkeit der armenischen Bevölkerung.

Die eigentliche Ackerwirtschaft, die Baumzucht, die Pflanzung der Reben, die Gärtnerei, die Zucht der Seidenraupen und der Bienen gehen gut voran und sind beinahe ausschließlich in den Händen der Armenier. Das Gebiet von Wan und die Ebene von Alaschkert sind mit Korn und Gerste bepflanzt; sie versorgen die ganze (asiatische) Türkei und könnten noch größere Länder ernähren, wenn nur günstige Handelsbedingungen vorhanden wären. Wan bringt auch Wein und wunderschöne Früchte hervor. Seine Granatäpfel sind an der Tafel des Sultans sehr geschätzt. Man findet dort auch eine Art großer Äpfel, genannt Königsapfel, deren Körner nicht in dem Fleisch festgewachsen sind, sondern ein Geräusch verursachen, wenn man den Apfel schüttelt. In Alaschkert wächst der Sesam, die Gallnuß und Flachs. Bitlis ist durch seinen Tabak bekannt und Musch noch mehr [2])."

Arzruni entwirft natürlich von seiner Heimat und seinen Landsleuten ein schmeichelhaftes Bild; im Durchschnitt hat er aber recht. Ganz gewiß ist der Mangel an Transportmitteln das einzige Hindernis, das sich der Entfaltung des Ackerbaues in dem Gebiete von Wan entgegenstellt.

Im Kloster der sieben Kirchen auf dem Warak, das weiter unten erwähnt werden wird, habe ich auch landwirtschaftliche Maschinen gesehen. Der Versuch

---

1) Während der größten Zeit unseres Aufenthaltes in Wan war der Himmel hinter diesen Bergen dunkel und drohend, während er über dem Becken von Wan gerade das Gegenteil zeigte. Wir sollten nur zu bald erfahren, daß der Anfang des Winters für die Reisenden an dem Südabhang der kurdischen Berge eine Menge Regen im Gefolge hat.

2) Arzruni „Les Armeniens en Turquie" S. 12. Wenn man dieser Beschreibung auch etwas Übertreibung nicht wird absprechen können, so sehe ich mich doch genötigt, den Vorwurf, den ich den Armeniern von Transkaukasien gemacht habe, daß sie ebenso schlechte Ackersleute als gute Handelsleute seien, teilweise zurückzuziehen.

war leider verunglückt; denn in einem Lande, wo die Gesamtheit des Kulturverfahrens noch so primitiv ist, muß man damit beginnen, die notwendigsten, vorhandenen Instrumente zunächst zu verbessern. Statt dessen war man hier weiter gegangen, und eine aufgegebene Mähmaschine bezeugte den Mißerfolg des Unternehmens. Mag sie auch verderben, eine landwirtschaftliche Maschine im Herzen Armeniens ist doch ein Zeichen der Zeit, das gegründete Veranlassung giebt, für die Zukunft ein gutes Resultat zu hoffen, wenn neue Versuche besser vorbereitet werden.

Wan hat ein ausgezeichnetes Hochebenenklima. Von November an ist die Kälte schneidend; von Januar bis April bedeckt der Schnee fortwährend die Ebene. Der Himmel ist alsdann von einer bewundernswerten Reinheit, und das Thermometer fällt oft während der Nacht auf 25 Grad. Dank der Durchsichtigkeit der Atmosphäre hat die Sonne eine außerordentlich durchdringende Kraft, so daß selbst im Winter der Unterschied zwischen der Tages- und Nachttemperatur oft sehr bedeutend ist. Man sagt, daß diese Zeit die Zeit der Krankheiten sei.

Der Frühling folgt rasch auf den Winter, und drei Wochen nach letzterem beginnt sozusagen der Sommer, der übrigens sehr heiß ist.

Ein armenisches Sprichwort sagt, freilich nicht ohne Anflug von Stolz, aber doch mit einer gewissen Berechtigung: „Wan in dieser Welt, und in der andern das Paradies."

Die eigentliche Stadt Wan liegt nicht an den Ufern des berühmten Sees, der heute ihren Namen trägt [1]), sondern ungefähr drei Kilometer von demselben entfernt [2]). Diese Vorsichtsmaßregel ist sehr gut, weil der See ein geschlossenes Bassin bildet und sein Niveau zeitweise verändert, wodurch die Ebene von Wan der Gefahr ausgesetzt ist, bei einem geringen Steigen des Niveaus zum größten Teile überschwemmt zu werden.

Die Thatsache dieser Schwankungen ist festgestellt; wir selbst fanden auf unserer Reise unverwerfliche Proben davon.

Die Erklärung davon zu geben hält aber sehr schwer. Die Leute der dortigen Gegend behaupten teilweise, daß beim Steigen des Wassers ein unterirdischer Wasserabfluß verstopft sei; ein anderer Teil meint, daß das Niveau des Sees in steter Bewegung sei, daß es sieben Jahre steige und darauf sieben Jahre falle, um wieder zu seiner ursprünglichen Höhe zurückzukehren.

Alles dieses scheint wohl Phantasterei zu sein; nachdem wir uns mit der Natur dieses geschlossenen Beckens vertraut gemacht hatten, kamen wir zu der Überzeugung, daß mit mehr Wahrscheinlichkeit die Schwankungen in der Niveauhöhe von atmosphärischen Bedingungen, von trockenen und nassen Jahren, abhängig seien. Da die ganze nördliche Küste vulkanischer Natur ist, könnte man, wenigstens für die Schwankungen in früheren Zeiten, denselben Grund annehmen, der auch an mehrern Orten Europas, wie z. B. in Pouzzoles, solche Erscheinungen hervorgebracht hat.

In jedem Falle scheinen die Schwankungen des Niveaus aber nur in mehr oder weniger unregelmäßigen Zwischenräumen zu erfolgen. Jaubert erzählt, daß

1) Der alte armenische Name ist Tosp, von woher der lateinische Name Thospitis stammt.

2) Der Durchschnitt von 68 barometrischen Beobachtungen giebt die Höhe des Hauses der Dominikaner, das ungefähr sechs Kilometer vom See entfernt liegt, auf 1705 Meter Höhe an.

zu Anfang dieses Jahrhunderts die Vorstädte von Wan von einer Überschwemmung durch den See bedroht gewesen seien. Von 1838—1840 stieg der See drei bis vier Meter. Im Jahre 1848 konstatierte Hommaire de Hell eine kleine Erniedrigung des Niveaus. Ein uns befreundeter türkischer Offizier erzählte uns, daß es Jahre gebe, wo die Ruinen von Ardschisch ganz mit Wasser umgeben seien; damals dagegen standen sie vollständig auf fester Erde. Es ist also schwer zu bestimmen, ob das Ergebnis dieser Veränderungen des Niveaus eine bestimmte Stufe zu einer definitiven Vergrößerung des Sees anzeigt, oder ob diese Veränderungen nur wenig schwanken [1]).

Man schätzt die Oberfläche des Sees auf 3690 Quadratkilometer (der Genfer See ist bloß 573 Quadratkilometer groß). Es ist merkwürdig — um nur nebenbei darauf zu kommen — zu sehen, wie auf unsern geographischen Karten die Umrisse des Sees so lange Zeit einfach nach der Phantasie gezeichnet wurden. Von 1840 bis 1848 konnte kaum eine einzige Zeichnung auf annähernde Richtigkeit Anspruch machen. Dubois de Montpéreux giebt dem See noch eine Form nach der Überlieferung [2]).

Die Nordküste ist, wie bereits erwähnt, ganz vulkanisch und lehnt sich an den Krater des Sipan-Dagh, der heute allerdings erloschen ist. Dieses vulkanische Terrain erstreckt sich bis zum Thale des Bendimahi-Tschaï; die ganze West- und Südseite besteht aus Kalkstein. Fast überall lassen sich die Spuren der vulkanischen Thätigkeit nachweisen.

Das Wasser des Sees ist außerordentlich bemerkenswert. Bei unserm ersten Ausflug zu seinen Ufern wollten wir uns in dem Wasser das Gesicht waschen; aber in einem einzigen Augenblicke waren unsere Gesichter mit einem reichlichen, milden Seifenschaum bedeckt; die Situation konnte kaum komischer gedacht werden, denn je mehr wir uns rieben, um so mehr seiften wir uns ein. Die Seife ist gut, so daß man den See als einen Seifenwassersee bezeichnen kann. Die Uferbewohner bereiten daraus eine vortreffliche Soda, die bei besseren Bedingungen vielleicht den Grund zu einem bedeutenden Handel bilden könnte.

Der Geschmack des Wassers ist fade, mit einem Nachgeschmack von faulen Eiern.

---

1) Höhe des Sees von Wan:

Nach Texier	1629,9	Meter	
„ Dickson	1666,34	„	(5130 Pariser Fuß)
„ Reclus (nach (Monteith)	1625	„	
„ Kiepert	1650	„	
Der Durchschnitt unserer zehn Beobachtungen	1628	„	

Diese zehn Beobachtungen wurden gemacht während der Reise um den See. Wie schon erwähnt, fanden wir als Höhe des Hauses der Dominikaner 1705 Meter. Bei unserem ersten Ausflug zu dem See konstatierten wir zwischen dem Hause der Dominikaner und dem See eine barometrische Differenz von sieben Millimetern, die also einem Höhenunterschiede von 80 bis 90 Metern entspricht, wonach der Wasserspiegel des Sees in einer Höhe von 1615 Metern läge.

2) Tavernier umging die Ufer des Sees von Wan im 17. Jahrhundert; zu dieser Zeit war das Land noch sehr durch die Karawanenzüge belebt. Von da an wurde die Gegend für die Reisenden fast unzugänglich. Die ersten Reisenden dieses Jahrhunderts waren Jaubert, Kinneir, Monteith, Fowler, Schiel, Wilbraham, Brant; die Erzählung ihrer Erlebnisse klingt romanhaft. Jaubert wurde lange in Bayasid als Gefangener festgehalten; Fowler wurde in Melezgerd der Held eines wirklichen Dramas. Das traurige Ende des unglücklichen Schulz ist bekannt.

Ich nahm einige Flaschen davon mit; hier folgt das Resultat einer sehr genauen Untersuchung desselben, die Dr. Gerda von der Straßburger Universität mit der größten Sorgfalt angestellt hat[1]).

Der See enthält nur eine Fischart, den Tekrit, der von einigen Schriftstellern auch Tarikh genannt wird. Es ist dies eine Art großer Weißbarsch von einer Länge von ungefähr zwanzig Centimetern. Die Höhe seines Leibes scheint im Verhältnis zu seiner Länge weniger beträchtlich als bei dem Barsch unserer Gewässer, auch schienen mir die Schuppen des Tekrit kleiner zu sein.

Die Gewohnheiten dieses Fisches haben zu einer Menge sich widersprechender Meinungen Veranlassung gegeben.

Es ist Thatsache, daß man während des größten Teiles des Jahres nicht ein einziges Exemplar dieses Fisches fängt. Im Frühling, in der zweiten Hälfte des März, sobald die Laichzeit beginnt, sieht man unzählbare Mengen des Fisches in den Zuflüssen des Sees hinaufsteigen. Der Fang geschieht auf sehr einfache Weise. Hinter kleinen Wehren werden Körbe aufgestellt; sind die Fische vor dem Hindernis angelangt, so versuchen sie darüber zu springen und fallen dabei in die Körbe, wo sie nun gesammelt werden. Diese Zeit der Fischerei dauert ein wenig länger als einen Monat; Jaubert schätzt das Ergebnis auf 50000 bis 60000 Piaster (ein Piaster galt damals 56 Pfg).

Die Fische werden getrocknet oder in Salzwasser gelegt und können dann weit verschickt werden. Das Fleisch des Tekrit ist rot, schmeckt fade und ist überhaupt eine erbärmliche Speise.

Wo hält sich der Tekrit während des übrigen Teiles des Jahres auf? „Auf dem Grunde des Sees," antworteten ohne Zaudern die Leute der dortigen Gegend, und nach ihnen erzählten dies auch verschiedene Reisende.

Ich für meinen Teil muß gestehen, daß es mir schwer fällt zuzugeben, daß ein Süßwasser-Fisch in dem Wasser, das einen solchen Salzgehalt hat, leben könnte. Ich glaube vielmehr, daß die Flüsse, die in den See münden, sehr langsam ihr Wasser mit dem salzigen Seewasser vermischen, vielmehr an seiner Oberfläche noch lange Strecken von verhältnismäßig süßem Wasser bilden, in dem der Tekrit lebt.

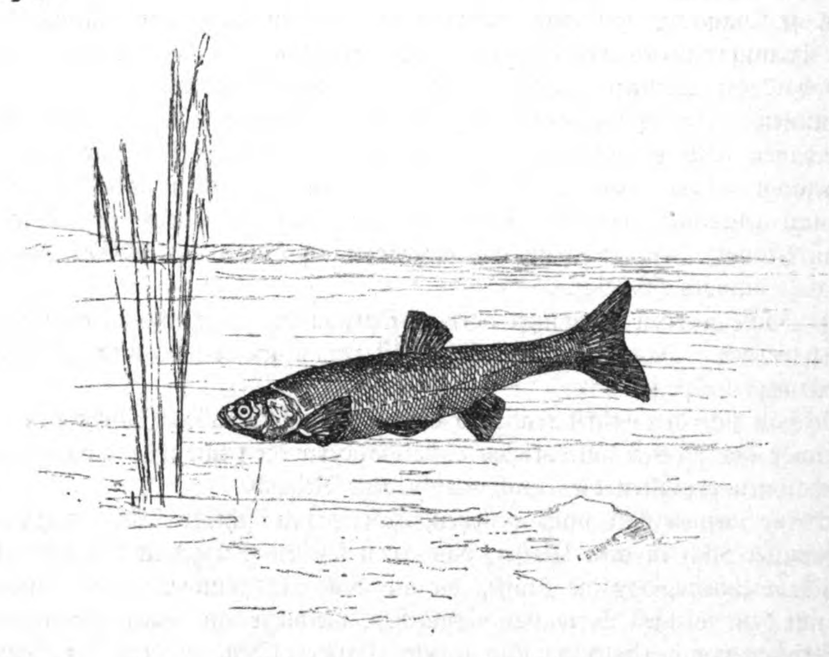
1) In tausend Gewichtsteilen Wasser sind enthalten:

$Fe(HCO_3)_2$	Kohlensaures Eisen	0,0488
$Mn(HCO_3)_2$	Kohlensaures Mangan	0,0360
$Mg(HCO_3)_2$	Kohlensaure Magnesia	5,7308
$Ca(HCO_3)_2$	Kohlensaurer Kalk	0,4692
$Na_2 CO_3$	Kohlensaures Natron	71,4426
$Sr SO_4$	Schwefelsaures Strontium	0,0111
$Ca SO_4$	Schwefelsaurer Kalk	0,5928
$R_2 SO_4$	Schwefelsaures Kali	9,7655
$Na_2 SO_4$	Schwefelsaures Natron	26.6527
$NH_4 Cl$	Ammonium-Chlorür	0,1699
$Na Cl$	Chlornatrium	95,3835
$Ca_3(PO_4)_2$	Phosphorsaurer Kalk	0,0319
$Si O_2$	Kieselsäure	0,7284
$Al_2 O_3$	Alaunerde	0,0347
		211,0979

Außerdem enthält das Wasser noch eine Menge organischer Substanzen.

Dr. Reynolds war auf einen Felsen in der Umgegend von Artarmied gestiegen (nahe bei der Mündung des Coschab); ein gewisses Schillern nahe an der Oberfläche des Wassers, das er sah, glaubte er auf die Anwesenheit einer Menge von Fischen zurückführen zu müssen. An den Ufern des Sees finden sich zahlreiche Scharen von Möwen; da der See keine Muscheltiere enthält,[1]) muß es doch an seiner Oberfläche zu jeder Jahreszeit Fische geben, wenn diese Tiere ihre Nahrung finden sollen.

Man behauptet, daß die bei Akhlat an der entgegengesetzten Seite des Sees gefangenen Fische einer anderen Art angehören; doch konnten wir uns nicht davon überzeugen.



Fisch aus dem Wansee.

So lange es mit der Schiffahrt auf dem See nicht besser bestellt ist, wird es auch schwer fallen, diese Angelegenheit aufzuklären. Augenblicklich ist von einer eigentlichen Schiffahrt auf dem See nicht zu reden.

Wenn man Tavernier Glauben schenken kann, war sie früher bedeutender.

Der Stapelplatz oder Hafen von Wan findet sich bei dem Dörfchen Avantz — türkisch: Jskele-Köi. Der Hafen ist durch einen Damm von natürlichen Felsen geschützt, bietet aber nur einen erbärmlichen Schutz ohne tiefes Wasser[2]); indes genügt er für die paar armseligen Barken, die daselbst anlegen. Diese sind Schaluppen

1) Hommaire de Hell IV. 100.

2) An dem Abhang der Felsen ist das Wasser tief genug für den schwachen Tiefgang der Barken, wodurch man eine Art enges Fahrwasser erhält. Ganz zur Seite des Hafens steigt das Ufer bis zu einer Höhe von 150 Meter. Inmitten des felsigen Hafendammes sprudelt eine Quelle von süßem Wasser.

aus Pappelholz von sehr einfacher Konstruktion; schon ihr Anblick genügt, um dem Fremden eine Fahrt auf dem See zu verleiden. Wenn man 10 bis 15 solcher Barken annimmt, hat man die ganze Flotte des Sees erwähnt.

Die amerikanischen Missionare hatten 1879 ein kleines Dampfboot auf den See geschafft; aber die Maschine war ohne Kondensator, und da der Salzgehalt des Wassers die Dampfkessel sehr angreift, so mußte man zu jeder Reise das notwendige Süßwasser beschaffen, was sehr lästig wurde. Die Unterhaltung des Bootes wurde für die Mission lästig, weshalb sie die Maschine der Tabaksregie verkaufte. Die Tabaksregie läßt jetzt ein neues Boot bauen, um die Maschine benutzen zu können; aber der Plan ist so unsinnig, und bei der Erbauung werden so viele Dummheiten begangen, daß man seinen Leib lieber den schlechten Barken aus Pappelholz anvertrauen wollte als diesem „vervollkommneten" Fahrzeuge.



Brigantenführer aus der Umgegend von Wan.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Umgebung von Wan.

Aghtamar. Lesk. Jedi-Kilissa (Warak); ein kleines Kapitel zeitgenössischer Geschichte. Schuschantz. Surp-Kirikor. Artamied. Der Kanal der Semiramis.

Während unseres langen Aufenthaltes in Wan machten wir verhältnismäßig wenig Ausflüge. Da wir der Regierung sehr verdächtig waren, konnte jeder Spaziergang Veranlassung zu unangenehmen, ja sogar gefährlichen Zwischenfällen werden. Wir wagten nicht einmal, die Insel Aghtamar mit ihrem ehemals so berühmten Kloster zu besuchen. Es ist dies einer der nationalen Mittelpunkte der Armenier, und dieser Besuch hätte uns schon deshalb gefährlich werden können.

Nachdem wir später von allem Verdachte gereinigt waren, war die Jahreszeit so weit vorgeschritten, daß wir uns beeilen mußten, das Becken von Wan zu verlassen, ehe wir vom Schnee zu sehr belästigt wurden.

Zu unserm Bedauern mußte Aghtamar vollständig von unserm Programm gestrichen werden.

Es werden hier noch einige Ausflüge erzählt, die in den vorigen Kapiteln keine Stelle gefunden haben.

29. Oktober.

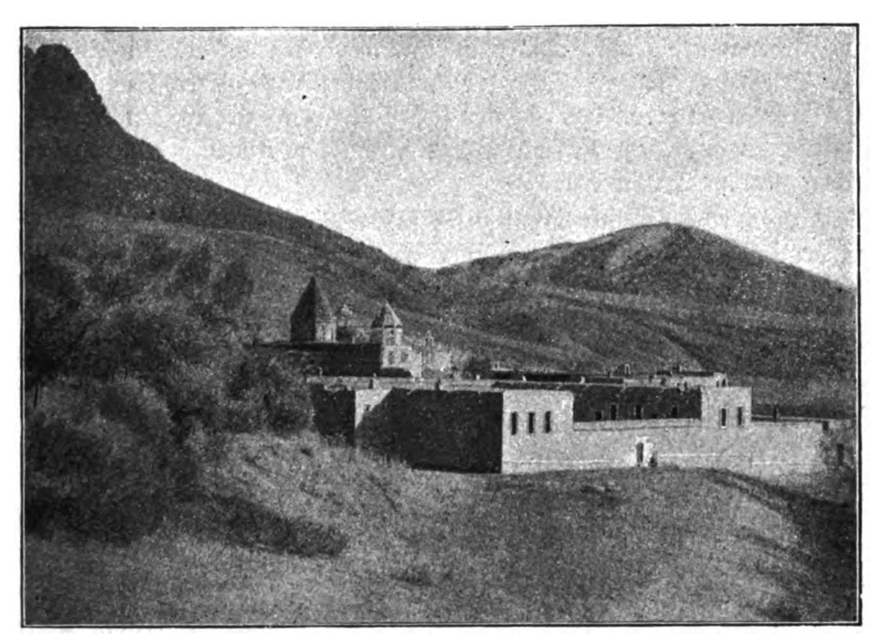
Nachmittagsausflug nach Lesk.

Lesk ist ein kleines armenisches Dorf, das anderthalb Stunden nördlich von Wan an der Seite eines hohen Hügels liegt. Seine Häuser gruppieren sich um einen steilen Felsen, der ihren Mittelpunkt bildet. Der Felsen trägt eine armselige, dem Erlöser geweihte Kapelle. Dieses an Schmucksachen so arme Heiligtum — denn in der Nähe sind zu viele Räuber — ist aber reich an religiösen Traditionen der dortigen Bewohner; seit mehreren Generationen haben die Pilger ihre Namen in dem Kalkstein der Mauern eingegraben. Die ältesten Namen bilden gleichsam ein Glaubensbekenntnis; die Namen neuern Datums bezwecken lediglich die Erinnerung an gewöhnliche Picknicks, denn Ausflüge kommen immer mehr auf bei den Bewohnern Wans.

Von der Höhe des Felsens hat man eine hübsche Aussicht; bei unserer Anwesenheit aber war sie voller Gegensätze. Im Süden verloren die Berge ihre Gipfel in dunklen Wolken, die dem See ein blaugrünes, metallenes Aussehen verliehen, das keinen besonders schönen Anblick gewährte. Im Norden dagegen zeigte der klare Himmel jenes fahle Blau der Herbstabende, während der See heiter und majestätisch vor unsern Augen lag und den Rahmen zu dem Sipan-Dagh bildete, dessen Spitze von einer leichten Wolkenkrone bedeckt war.

In Wan befanden wir uns damals noch in der Mitte der erzählten Schwierigkeiten; um so größern Eindruck machte das herrliche Panorama auf uns.

Bei unserer Rückkehr machten wir einen kleinen Umweg über Schahbaghy (Weinberg, Garten des Schah), ein kleines Dorf am Fuße der Hügel von Toprak-



Das Kloster der sieben Kirchen (Yedi-Kilissa) auf dem Warak.

Kala, aber an der Nordseite. Die Tradition nennt dieses Dorf als Hauptquartier des Schah Abbas, als er Wan belagerte, von woher man auch den Namen „Garten des Schah" herleitet.

Arme Festung von Wan! Von Lesk aus gesehen, machen die Mauern, die die Festung nach Norden zu schützen, einen ziemlich soliden Eindruck; aber an dem Tage, wo sich eine russische Batterie auf den Höhen, die das Dorf beherrschen, aufpflanzt, werden sie bei der ersten Kanonensalve in Trümmer sinken.

7. November.

Ausflug nach Warak.

Unser Ziel war das Kloster der sieben Kirchen (Yedi-Kilissa), das ungefähr zwei und eine halbe Stunde von Wan entfernt liegt. Obgleich an den Seiten des Warak mehrere Klöster liegen, wird dieses Kloster gewöhnlich mit dem Namen „Kloster des Warak" bezeichnet, da es das bedeutendste von allen ist. Jaubert be-

suchte es im Anfang dieses Jahrhunderts; merkwürdigerweise konnte Texier es aber nicht auffinden, sondern versetzte es nach Merik an das Ufer des Sees.

Beim Ausgang aus der Stadt überschreitet man zunächst die große Ebene von Wan; der Aufstieg beginnt erst kurz vor dem kleinen Dorfe Schuschantz, das wie Lesk sehr malerisch um einen Felsen liegt. Von da aus geht es aufwärts den Warak entlang bis zum Kloster auf einem angenehmen Wege an dürren und wilden Felsenwänden vorbei.

Der Anblick des Klosters ist hübsch; die armenischen Kuppeln der Kirchen geben ihm ein altertümliches Gepräge, während ein moderner Zug durch die allerdings noch unvollendeten Gebäude einer Schule hergestellt wird. Das eigentliche Kloster ist ziemlich heruntergekommen; es beherbergt nur mehr einige Religiosen, die zwar ganz gute Menschen zu sein scheinen, aber sehr unkultiviert sind; sie nahmen uns ganz liebenswürdig auf, ohne sich im mindesten an unserm Charakter als katholische Priester zu stoßen. Sehr bereitwillig teilten sie unsere Mahlzeit mit uns.

Dem Namen nach soll das Kloster sieben Kirchen enthalten; mit etwas gutem Willen gelingt es auch dem Reisenden, dies bestätigt zu finden. Aber die Mehrzahl der Kirchen liegt in Trümmern.

Die Hauptkirche ist ganz hübsch; wie fast alle armenische Kirchen setzt sie sich aus zwei deutlich getrennten Teilen zusammen, die durch eine Thüre verbunden sind. Von diesen beiden Teilen ist das Chor am meisten beschädigt; das Schiff ist in besserm Zustande und seine Kuppel hebt sich sehr elegant von den Stützpfeilern ab. Gemälde von sehr altem Aussehen zogen in dem Halbdunkel meine Aufmerksamkeit auf sich, weshalb ich mich etwas mit ihnen beschäftigte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich bei näherm Zuschauen Perücken und Halskrausen aus der Zeit Ludwigs XV. entdeckte! Das antike Aussehen war verschwunden, nur die Unbeholfenheit in der Darstellung erinnert noch daran.

Das Kloster hütet auch mit großer Sorgfalt den hölzernen Thron des Königs Sennacherib.

Bei dem Vernehmen dieser Wundermär konnte ich mich eines ungläubigen Lächelns nicht erwehren. Aber die Sache ist doch weniger lächerlich, als sie auf den ersten Blick hin erscheint; wenn es sich hierbei auch nicht um den Sennacherib der Bibel handelt, so doch vielleicht um den König Senek'harim, der im 11. Jahrhundert über Waspurakhan herrschte[1]). Wahrscheinlich ist es dieser König, dessen Thron die Mönche, ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben, zu besitzen behaupten. In jedem Falle aber ist dieser Thron ein sehr schönes Muster der alten armenischen Kunst.

Hyvernat zeichnete mehrere auf den Mauern angebrachte Keilinschriften hier auf.

Ein Träger einer solchen Inschrift, ein sehr schönes obeliskenartiges Grabmal aus einem einzigen Stein, dient der äußern Thüre der Bibliothek als Oberschwelle (Zapfenhalter). Zu unserm großen Erstaunen war die Thür gerichtlich versiegelt; während Hyvernat auf einem improvisierten Gerüst stehend die Inschrift kopierte, ließ ich mir ein Stück moderner Geschichte erzählen, die ich in Nachstehendem kurz wiedergebe.

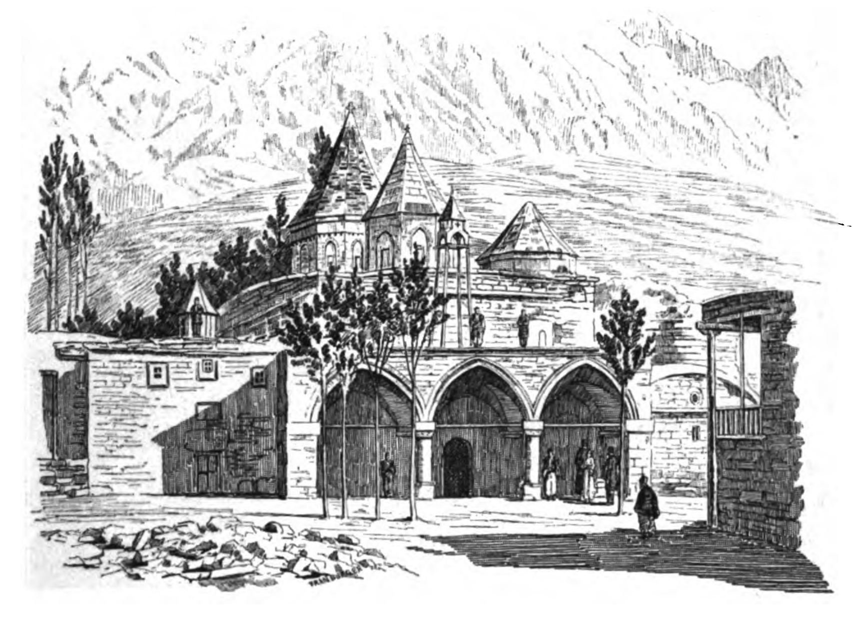
---

1) Siehe Ritter „Erdkunde" IX, 662.

In der großen nationalen Bewegung, die augenblicklich die Armenier beschäftigt, rufen die Schulen und Klöster selbstverständlich das größte Mißtrauen der türkischen Regierung wach.

Vor drei bis vier Monaten, als der Wali seine „berühmte" armenische Verschwörung entdecken wollte, überfiel unter diesem Vorwande eines schönen Tages die Polizei das Kloster, drang in die Kirche ein und zerstörte den steinernen Altar bis auf den Grund in der Hoffnung, dort verborgene Waffen zu finden. Da sie sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, hielt sie sich an der Bibliothek[1]) schadlos, nahm alle modernen Bücher und die Pressen des Klosters fort und legte die gerichtlichen Siegel an.

Obgleich die Sache so geheim als möglich gehalten wurde, wirbelte sie doch bald Staub auf. Um der Angelegenheit ohne Aufsehen zu erregen auf den Grund



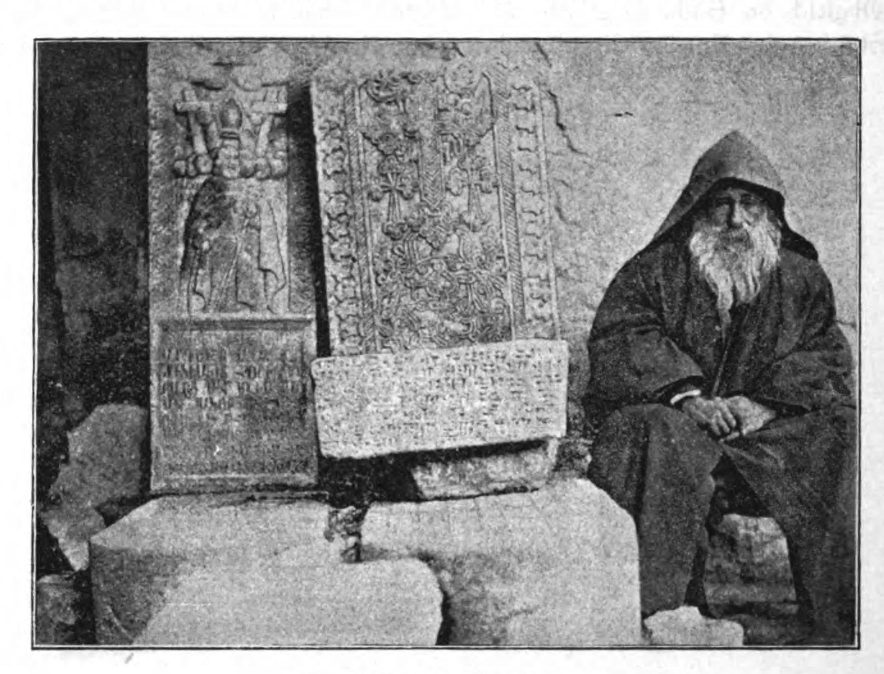
Kirche des Klosters Yedi-Kilissa.

zu kommen, veranstaltete der russische Konsul bald nachher einen Ausflug zum Warak. Die durch die Polizei in der Kirche angerichteten Verwüstungen waren kaum ausgebessert, so daß die Zeichen davon deutlich zu erkennen waren; die Bibliothek war geschlossen. Die Anwesenheit des russischen Konsuls hätte den Mönchen als eine gute Gelegenheit erscheinen müssen, einen Beschützer zu suchen. Nichtsdestoweniger hatte der Superior (gegenwärtig in Wan), als er von dem Konsul befragt wurde, eine solche Furcht, sich der türkischen Regierung gegenüber bloßzustellen, daß er gerichtliche Durchsuchung und Verwüstungen entschieden leugnete.

Es sind dies leider zu häufig vorkommende Züge in dem armenischen Charakter, die zugleich der Emancipation dieses Volkes ein großes Hindernis in den Weg legen.

1) Das Gebäude links von der Kirche ist die Bibliothek.

Kehren wir nun zu Hyvernat zurück! Er war damit beschäftigt, die Inschrift zu kopieren, als sich plötzlich ein Krachen vernehmen ließ. Merkwürdigerweise war die Thür der Bibliothek, die Hyvernat nicht einmal angerührt hatte, wie durch Zauberei eingestürzt. Die armen Mönche waren in dem ersten Augenblick ganz starr vor Schrecken, konnten sich aber dann vor Freude gar nicht fassen. Sie konnten jetzt wieder in ihre Bibliothek gelangen und versuchen, sie in Ordnung zu bringen, was sehr notwendig war, da die Polizei alle Kasten geöffnet und die Bücher bunt durcheinander in alle Ecken des Saales gestreut hatte. Nachdem sie das Dach noch halb zerstört hatte, wurde die Thüre geschlossen und so dem Regen und den Ratten die Vollendung des Zerstörungswerkes überlassen



Im Kloster von Schuschantz.

Da wir ohne unser Zuthun doch der Verletzung der Siegel schuldig waren, gingen wir jetzt alle rasch an die Arbeit; die Mönche ordneten die Bücher, und wir durchstöberten dieselben. Die Bibliothek enthält hundertfünfzig dem Anscheine nach wertvolle Manuscripte. So viel wir bei der raschen Durchsicht beurteilen konnten, sind die Manuscripte sehr alt.

In einer Ecke entdeckte ich auch die Trümmer der Mähmaschine, von der im vorigen Kapitel gesprochen worden ist.

Nachdem der Besuch zu Ende war, gelang es uns glücklich, die Thüre wieder an ihre Stelle zu bringen, ohne daß eine Spur von unserer Anwesenheit geblieben wäre.

Auf dem Rückwege kamen wir an dem alten Kloster von Schuschantz vorbei, wo dem Anschein nach kein anderer Insasse ist als ein alter Episkopos, so eine Art bischöflicher Verwalter. Hyvernat fand mehrere Inschriften; ich kaufte für einen Medschidie vier Lanzenspitzen und assyrische Pfeile. Sie sind, wie man mir

versicherte, auf der Stelle des Klosters gefunden worden, wo in frühern Zeiten eine Festung stand. Der Episkopos begleitete uns bis zur Grenze seiner Diözese — fünfzig Schritte.

Der Himmel machte eine drohende Miene, doch beim Sternenschein erreichten wir Wan wieder. Im letzten Augenblick wurden wir von einem schrecklichen Hagelwetter überfallen, das die ganze Nacht anhielt. Auffallend ist, daß es schon so spät im Jahre war, nämlich am 7. November.

16. November.

Ausflug nach Surp-Kirikor (hl. Gregorius)[1].

Der Warak bildet gleichsam zwei ungeheuere Wellen, die durch einen Sattel mit einander verbunden sind. Von Wan aus bemerkt man nur die erste Masse,



Kloster Surp-Kirikor auf dem Berge Warak.

die erste Welle; sie verdeckt die zweite. Das Kloster von Surp-Kirikor liegt in der Ausbuchtung zwischen den zwei Massivs des Warak dem Kloster der sieben Kirchen diametral gegenüber in einer von wilden Felsen eingeschlossenen Schlucht. Der einzige Priester, der daselbst den Kirchendienst versah, war vor einigen Tagen gestorben, und sein Sohn hatte ohne weitere Umstände den Kirchenschlüssel nach Wan getragen; es war uns also unmöglich, in die Kirche zu gelangen und die Keilinschrift, die sich dort finden soll, zu kopieren. Unverrichteter Sache kehrten wir bei einer starken Kälte nach Wan zurück, hatten somit einen ganzen Nachmittag nutzlos geopfert.

17. November.

Ausflug nach Artamied.

Um dieses inmitten großer Gärten noch malerischer als Wan gelegene Dorf zu erreichen, bedarf es einer Reise von ungefähr drei Stunden. Ein Felsen be-

1) Deyrolle giebt ihm auch den Namen Kopans-Kala. Tour du Monde XXXI 388.



herrscht das Dorf und trägt die Kirche. Von dieser natürlichen Plattform genossen wir eine unvergleichliche Aussicht. Zu unsern Füßen bildeten die Gärten einen bezaubernden Vordergrund; durch die blaue Wasserfläche des Sees von uns getrennt, erhebt sich am Horizont der Sipan, damals von Wolken ganz befreit, bei dem Sonnenschein in seinem reinen Schneekleide funkelnd. Es ist zwar überall dieselbe Landschaft, dieselben Formen, aber dennoch entdeckt man stets neue Schönheiten.

Man glaubt, den Sipan ganz in der Nähe zu haben, und doch war er in Wirklichkeit achtzig Kilometer von unserem Standpunkt entfernt; diese Täuschung kommt daher, weil auf diesen Hochplateaus namentlich in dieser Jahreszeit die Atmosphäre von einer auffallenden Durchsichtigkeit ist.

Wir gingen noch dreiviertel Stunden jenseits Artamied bis zu der Stelle, wo noch „der Kanal der Semiramis" (Schamiram-Su) durch großartige Unterbauten von sehr altem Gepräge erhalten ist. Dieser Kanal lenkt das Wasser des Coschab ab, um damit die Ebene von Wan fruchtbar zu machen. Ohne Zweifel ist er von dem Könige Minuas im neunten Jahrhundert vor Christus erbaut oder doch wenigstens ausgebessert worden, da die Inschriften hier den Namen des Königs erwähnen. Auch heute noch dient der Kanal zur Bewässerung.

Dem Vernehmen nach befindet sich noch eine Inschrift auf einem Felde nahe bei Artamied, doch war es uns nicht möglich, dieselbe ausfindig zu machen.

Ausgenommen die nächste Umgebung von Wan im Umkreise von ungefähr einer Stunde, war alles mit Schnee bedeckt.



Die Mönche von Yedi-Kilissa und der Thronsessel Sennacheribs.

Sechzehntes Kapitel.

Von Wan nach Aganz.

Unsere Karawane; Gegu Schaudi; seine Geschichte; Sahto. Unser Gepäck. Die Geldfrage. Die Lastpferde. Unsere Katerdschis. Bekir-Agha. Reschid-Agha. Die Waffenfrage; Gewehr oder Revolver? Der Passierschein für unsere Waffen. Der Buyuruldu; unvorhergesehene Schwierigkeit. Die Frage der Reise von Wan nach Bitlis. Die Abreise von Wan nach Derlaschenn. Von Derlaschenn nach Merik. Schahgeldi; Begegnung mit Kolubakin; Geschichte Kerims. Merik. Von Merik nach Karakhan. Der See von Ardschisch; Besuch in Khorsot. Das Thal des Bendimahi-Tschaï. Karakhan. Grabmal des Königs Minuas. Von Karakhan nach Aganz. Aganz. Der Ilan-Dagh oder Schlangenberg. Inschriften des Sarduris II. Die Schlangengrotte. Das alte Ardschisch; Wechsel des Niveaus des Wassers.

Die Abreise nahte; zwar hatte Hyvernat seine Mission noch nicht beendet und die Inschriften des Beckens von Wan noch lange nicht alle besucht; aber der Winter hatte begonnen; eine schon seit mehreren Tagen erwartete Karawane war durch den frisch gefallenen Schnee in große Verlegenheit gekommen. Wir mußten baldigst abreisen, wenn wir nicht sechs lange Wintermonate in Wan unthätig liegen wollten. Deshalb beschleunigten wir die Vorbereitungen zu unserer Reise.

Zunächst wollen wir den geneigten Leser mit der wichtigsten Persönlichkeit unserer Reisegesellschaft, dem Herrn unseres Schicksals — denn er ist Koch und Dolmetscher zugleich — bekannt machen, mit Gegu-Schaudi.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Gegu ein alter Brigant ist. Wer aber wird jemals seine Lebensgeschichte ganz wissen, wer wird hinter den Erzählungen, die er gelegentlich zum besten giebt, alle seine verborgenen Heldenthaten ahnen? Sein Alter zu bestimmen, ist um so schwerer, als er selbst nicht ganz sicher daran ist. Die Abenteuer haben ihn vorzeitig altern lassen; wir wollen annehmen, er sei vierzig Jahre alt. Der Religion nach ist er chaldäischer Katholik; wie viele seiner Landsleute war er ausgewandert, um in der Fremde sein Glück zu suchen. St. Petersburg und Moskau hat er als reisender Kaufmann besucht; in Bukarest war er Handwerker; später kam er nach Konstantinopel, dem Zufluchtsort der Sünder.



Dort hatte er einige Händel mit der Polizei, und da er sich nicht verhaften lassen wollte, leistete er Widerstand. Dafür schoß ihm die Polizei eine Kugel in den Spann, so daß er vorläufig das Gefängnis mit dem Spital vertauschen mußte. Ein Student der Medizin, der wahrscheinlich gern eine Operation vorgenommen hätte, erklärte den Zustand des Verwundeten für sehr bedenklich und schlug eine Amputation für den folgenden Tag vor. Gegu, der Französisch versteht, stand den Tod während der Rede des Studenten aus, war aber mit einer Amputation nicht einverstanden. Nachdem es Abend geworden war, erhob er sich von seinem Lager und hinkte auf einem Beine, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, aus dem Spitale und flüchtete in ein Wäldchen. Es war dies kein angenehmer Aufenthalt für ihn; aber die Wunde ist geschlossen, trotzdem die Kugel noch darin steckt; Gegu hinkt seit dieser Zeit.

Konstantinopel hatte nun für unsern Helden keinen Reiz mehr; als Heizer auf einem Dampfschiff des Schwarzen Meeres verließ er die schöne Stadt. Daß dies kein Beruf für Gegu war, ließ sich denken; nicht lange darauf zeigte er gegen ein Entgeld in Erserum Affen. Etwas später finden wir ihn als Postkondukteur in Persien.

Wie hätte er der Versuchung widerstehen können, Straßenräuber zu werden? Von Natur aus hatte er schon die Anlagen dazu; wieviel hinterlistige Streiche hatte er in seinem Vagabundenleben nicht schon führen müssen? Als er auf seinen Wanderungen wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war und sich in den Bergen befand, welche die dreifache Grenze von Rußland, der Türkei und Persien beherrschen, konnte es nicht ausbleiben, daß Gegu bei seinen mannigfachen Erfahrungen bald seine Wahl getroffen hatte und in kurzer Zeit zum Räuberhauptmann avancierte. In diesen Ländern ist übrigens der Brigant noch die wahre Personifikation eines Menschen. Die Bevölkerung besteht aus den Eingeborenen und den Beamten. Die Eingeborenen sind arm und unterdrückt; die Beamten sind unverschämte Gauner. Hier erscheint der Brigant als Rächer. Heute versorgt er irgend einem armen Teufel ein Pferd zur Flucht, morgen einen Hammel, damit er leben kann. Aber der Beamte mag sich hüten; fällt er dem Briganten in die Hände, so muß er alles herausgeben.

Ich kann mir zwar nicht verhehlen, daß diese Art der Justiz etwas viel Willkürliches an sich hat, aber es ist doch wenigstens eine Empörung gegen die schlechte Verwaltung, eine Probe von smartness (Schlauheit), wie der Amerikaner sagt, und gerade darum gilt der Brigant in jenen Gegenden, wenn auch nicht als ein überirdisches, so doch als ein höheres Wesen. Am meisten sind die Kaufleute zu beklagen, deren Karawanen ihnen leider gerade so gut zum Opfer fallen als Kisten der Beamten.

Wenn das Plündern einer Karawane einen guten Verdienst abwirft, erlauben sich die Briganten zuweilen die merkwürdigsten Ausschweifungen in bezug auf Ausgaben und Verschwendungen. Einmal warf die Bande Gegus eine ganze Ladung Zucker in das Becken einer Quelle, um sich den Luxus zu gestatten, ihre Pferde mit Zuckerwasser zu tränken.

Obgleich Gegu Straßenräuber war, glaubte er doch, eine ehrliche Mission durch seine Räubereien zu erfüllen; um so größer war sein Erstaunen, als er eines Tages mit den Lazaristen in Khosrawa zusammentraf und von diesen das Verdammungs-

urteil seiner Aufführung hören mußte. Er suchte sich mit den Worten zu verteidigen: „Aber, Vater, ich habe doch nichts Böses gethan; ich habe doch keine Menschen (damit meinte er Christen) getötet, sondern nur Hunde (Türken)." Der Schluß war kühn, aber nicht imstande, die Missionare zu überzeugen, die vielmehr auf ihrer Ansicht beharrten. Da Gegu ein guter Christ war, so legte er das feierliche Versprechen ab, sein Handwerk aufzugeben. Zudem hatte er auch ein Anrecht auf Ruhe; denn drei Kugeln steckten noch in seinem Körper; von denen, die er selbst ausgezogen hat, nicht zu reden.

Während seiner Reisen hatte er viel gelernt; er würde zwar in keinem Lande Aufnahme in irgend eine Akademie finden, trotzdem er russisch, armenisch, türkisch, persisch, chaldäisch, kurdisch und französisch sprach. Man kann ihm also mit Recht den Beinamen eines Gelehrten geben. Zudem war er auch ein Stück Philosoph; seine Bemerkungen hatten trotz ihrer naiven Form zuweilen einen tiefen Sinn.

Nach der Aufgabe des Räuberlebens wurde Gegu der Mann der Patres, denen er ebenso innig ergeben war als früher seinem Räuberleben. Bischof Clusel war gerade im Begriff, in Urmia eine Kirche zu erbauen, als Mohammed Abdullah die Stadt belagerte. Die Not wurde groß, und die Arbeiter verlangten ihre Bezahlung. Aber wo sollte Clusel das Geld hernehmen? Der Bankier wohnte in Tebris, und die Kurden hatten das Land inne und erpreßten und plünderten, so gut es eben ging. Damals erbot sich Gegu, das Geld herbeizuschaffen, indem er sich nach Tebris begab. Mit 1000 Tomans (ungefähr 8000 Francs) in klingender Münze beladen, kehrte er allein nach Urmia zurück, wobei er alle kurdischen Linien überschritten hatte, ohne angehalten worden zu sein. Diese That zeigt wohl am besten die Geschicklichkeit und den Mut Gegus.

Eines schönen Tages, nachdem er sich ein kleines Vermögen zusammengescharrt hatte, fühlte er sich so sehr von Ehrgeiz gestachelt, daß er die erblichen Rechte als Grundherr des Dorfes Tscharra kaufte, das zwei Stunden oberhalb Khosrawa liegt. Der Ort war gut gewählt; von da aus konnte er die Ebene beherrschen und mit seinen alten Freunden, den kurdischen Bergbewohnern in Verbindung treten. Sein Dorf selbst ist ausschließlich von Kurden bewohnt, die übrigens sehr gern die Herrschaft dieses Christen anerkennen, weil es ihnen genügt, daß ihr Herr den Nimbus eines Briganten besitzt.

Wer weiß, was die Versuchung aus unserem Manne in einer strategisch so wichtigen Stellung noch gemacht hätte? Aber man ließ ihm keine Zeit, darüber weiter nachzudenken: nachdem er Chef des Dorfes geworden war, lernte er die Langweiligkeit solcher Ehrenstellen bald einsehen.

Die Kurden nahmen gern die Oberherrschaft eines Glaubensgenossen an, zumal derselbe dem Brigantentum früher sehr nahe gestanden hatte; aber mit den Mohammedanern der Ebene verhielt es sich anders, weil sich aus diesen die persischen Beamten gewöhnlich rekrutieren. Sie wurden eifersüchtig, daß ein Christ ihr Herr sein sollte; in einem solchen Falle kommt dann leicht ein Bündnis zu stande. Bald wurde Gegu gesehen, hier rückständige Zahlungen einfordernd, dort Ergänzungssteuern reklamierend, bei jeder Gelegenheit aber Backschich heischend; durch allerlei Ränke und Sorgen gezwungen, kam er bald so weit, daß seine finanziellen Verhältnisse sehr schlecht wurden. In dieser Zeit kamen wir nach Khosrawa, und auf

ein Zeichen der Patres willigte er ein, unser Führer zu werden. Wir hätten in diesem Punkte kein größeres Glück haben können, denn Gegu war für unsere Reise so ein Stück Vorsehung.

Wenn wir des Abends in einem Dorfe ankamen, verstand er es ausgezeichnet, den besten Platz zur Ruhe ausfindig zu machen, und mit Unterstützung der Zabtiehs brachte er alles in Ordnung, so daß wir uns einer Gastfreundschaft zu erfreuen hatten, wie sie nur mehr im Orient vorkommen kann. Dann verwandelte sich Gegu in einen Koch. Mit wenigen Dingen bereitete er ein saftiges Souper für uns. Er war ein ausgezeichneter, geheimnisvoller Küchenmeister; wenn wir uns dagegen selbst mit der Kochangelegenheit befaßten, kam regelmäßig nichts Ordentliches auf den Tisch. Zuweilen hätten wir uns lieber mit einem einfachen Imbiß begnügt, damit wir um so eher zur Ruhe gekommen wären; aber Gegu ließ uns nicht dazu kommen; wir mußten warten, bis er ordentlich gekocht hatte, wodurch es aber auch zuweilen vorkam, daß wir erst gegen zehn Uhr des Abends speisten.

Während des Kochens zündete Gegu den Samowar an und bereitete uns einige Tassen des köstlichen russischen Thees, der uns nach den Anstrengungen des Tages ungemein erquickte. In einem solchen Augenblicke erschien einst der Eigentümer unserer Behausung, den wir ohne Zeremonien ausgetrieben hatten, mit den Ältesten des Dorfes, um seinen Gästen einen „Besuch" abzustatten. Nachdem sie eingetreten waren, boten wir ihnen einige Zigaretten und Gegu ihnen einige Tassen Thee an; die Folge davon war, daß wir bleiben durften.

Ohne sein Amt als Koch zu vernachlässigen, beteiligte sich Gegu dann noch an der Unterhaltung; als alter Brigant betrachtete er sich als Bruder oder doch wenigstens als Vetter aller Bergbewohner, und die Eintracht war schnell hergestellt.

Diesen Umstand benutzte er dann, um zu unsern Gunsten riesig aufzuschneiden. Da wir die kurdische Sprache nicht verstanden, hatte er jede Freiheit, aus uns nach seinem Belieben irgendwelche Persönlichkeiten herzustellen, je nachdem wir bei harmlosen Bauern oder ziemlich unzuverlässigen Straßenräubern logierten. Ich bin fest überzeugt, daß wir der Aufschneiderei Gegus die Ehren, die uns erwiesen wurden, zu verdanken hatten, wie auch das Glück, daß wir ohne jegliches Hindernis das kurdische Gebiet durchreisen konnten.

Des Morgens war uns Gegu noch wertvoller; die Nahrungsmittel mußten bezahlt und die Gastfreundschaft honoriert werden. Wären wir auf uns allein angewiesen gewesen, so würden wir weidlich gerupft worden sein, und dennoch hätten die Leute sich vielleicht unzufrieden und gekränkt gefühlt. Dann schickte Gegu uns mit dem Gepäck fort und begann mit der Abrechnung. Nach Verlauf von fünf Minuten hörten wir dann gewöhnlich ein Schreien und einen heftigen Streit, wobei die Stimme Gegus alles übertönte, wenn er mit wahrer Verschwendung den Leuten alle Schmeicheleien, wie „Hundekerl" u. dgl. an den Kopf warf. Endlich zahlte er, gab dem Pferde die Sporen und ritt in Begleitung von — keinen Verwünschungen — Lachen und herzlichen Wünschen seiner früheren Gegner fort, die durch unsere Großmut völlig befriedigt waren.

Einem Laien dürfte es schwer fallen, sich in dergleichen Fällen mit heiler Haut aus der Sache zu ziehen.

Unser Glück war dadurch um so größer, daß dieser Schlauberger uns nicht bloß aller Mühen enthob, sondern auch selbst zuverlässig war, wodurch wir viel Geld sparten.

Zuweilen gefiel es ihm, uns einige Brigantenstückchen vorzumachen. Eines Tages wanderte Hyvernat nachdenkend zu Fuß, während er den Arm durch den Zügel seines Pferdes gesteckt hatte. Das Pferd folgte ihm bereitwillig, ohne sich schleppen zu lassen. Plötzlich wollte Hyvernat sein Pferd besteigen und drehte sich um, aber von seinem Pferde war keine Spur zu sehen. Er hatte mindestens eine Viertelstunde lang nicht sein Pferd, wohl aber den Zügel über den Boden geschleppt. Diese Überraschung war unangenehm; wo war der Dieb? Nach fünf Minuten klärte sich das Geheimnis auf. Am Ende des Zuges kam Gegu, der sich vor Lachen kaum halten konnte, auf dem Pferde an, das er heimlich von dem Zügel losgemacht und fortgeführt hatte. — Ein anderes Mal sagte Gegu zu Hyvernat: „Vater, ich wette, Ihnen in zehn Minuten Ihre Taschenuhr zu stehlen". Die Wette wurde abgeschlossen. Es waren noch keine zehn Minuten verflossen, als Gegu fragte: „Vater, wie viel Uhr ist es?" Hyvernat fuhr nach der Uhrtasche, aber die Uhr war verschwunden. Dabei muß man noch bemerken, daß die Uhr mit einem Sicherheitsring an der Weste befestigt war, und daß Hyvernat auch noch durch die eingegangene Wette gewarnt worden war.

Wir hatten jeder ein Pferd, Hyvernat und ich; es fehlte uns noch jemand, der nach denselben sah. Wir wurden mit Sahto einig.

Auch Sahto ist ein Original. Als Findelkind ist er von den Missionaren erzogen worden. Dieser Teufelskerl war damals dreißig Jahre alt, wild wie ein Kurde, sorglos und naiv. Wenn er aber in Zorn gerät, gleicht er einem wilden Tiere. Seine größte Freude besteht darin, aller Welt einen Schabernack zu spielen. Auch spricht er französisch, aber auf seine Weise. Er hat etwas von dem Article partitif gehört, also daß man sagt: du pain, du vin, de l'eau und gebraucht deshalb, wo es geht und nicht geht, du und de. So z. B. sagt er: „Mon Pere, de conduire de cheval l'écurie, de donner de manger?" was heißen soll: „Soll das Pferd in den Stall geführt und gefüttert werden?"

Es bleibt jetzt noch das Gepäck zu erwähnen übrig. Die Anordnung und das Unterbringen desselben waren gleich schwere Handlungen. Wir hatten in Tiflis ein sehr schönes Zelt gekauft, aber wir haben es niemals benützt In den abscheulichen Ziegenpfaden Kurdistans hätte der Transport desselben stets ein Pferd in Anspruch genommen und mancherlei Scherereien verursacht; deshalb entschlossen wir uns in Wan, darauf zu verzichten. Zum Ersatz dafür ließen wir uns in Wan zwei Klappsessel und einen kleinen Reisetisch anfertigen.

Wir hatten zwei Kisten, die zur Aufnahme der Munition bestimmt waren, sowie der Lebensmittel und Kochgeschirre. Der Mundvorrat wurde sorgfältig geordnet und in einer Ergänzungskiste untergebracht; dagegen wurden die Küchengerätschaften schmählich vertrieben.

Wiewohl sie geraden Weges von Paris gekommen waren, fanden sie keine Gnade in Gegus Augen. Dr. Euting hatte also vollkommen recht, als er uns abriet, europäische Kochgerätschaften benutzen zu wollen. Bloß zwei Feldkessel aus Weißblech wurden gebraucht und mit Öl gefüllt. Die Schmorpfannen ließ Gegu nach

seinem Gutdünken anfertigen. Der bekannte Schlauch, den wir in Tiflis erstanden hatten und den Gegu zärtlicherweise seine „Mutter" nannte, wurde von neuem mit Wein gefüllt; angesichts der bevorstehenden Kälte wurde der Vorrat an Schnaps verdoppelt. Im übrigen muß es zu Gegus Ehre gesagt werden, daß er sich in der Anordnung der Kochkiste selbst übertraf. Sie wurde für uns eine Kiste wirklicher Überraschungen, die zu jeder Zeit ausgezeichnete Stärkungsmittel hergab.

Obgleich wir mit Kleidern gut versehen waren, waren wir doch noch nicht gerüstet, dem strengen Winter, der sich bereits ankündigte, Widerstand zu leisten. Glücklicherweise ist der Bazar in Wan sehr reichhaltig. Man findet daselbst einen europäischen Schneider und eine Menge Wollsachen. Durch kluge Berechnungen hinsichtlich der Kleidung kamen wir dann auch dazu, uns gegen die Kälte zu schützen. Unsere Stanleyhüte wanderten auf den Boden der Kiste. Sie sind übrigens nicht bloß unnötig, sondern sogar gefährlich, da sie zu sehr die Aufmerksamkeit der Bergbewohner erregen würden. Wir ersetzten sie durch den türkischen Fez, dem wir für die kälteste Zeit noch die Lesghienne hinzufügten, eine ausgezeichnete georgische Kapuze, die in zwei langen Zipfeln endigt, die entweder als Shawl gebraucht werden können oder auch als eine Art Turban.

Um meine Knie gegen die Kälte, den Schnee und den Regen zu schützen, ließ ich mir ein Paar Beinkleider aus Ziegenfell machen, wobei die Haare nach innen kamen. Der Hinterteil der Hose fehlt. Es ist dies beinahe die Ausstaffierung des Vaccaro aus der römischen Kampagne, aber für eine Reise zu Pferd im Winter sehr zu empfehlen. Unser Bettwerk vermehrten wir noch durch zwei sehr große, eigens für diesen Zweck gesteppte Decken; manche schöne Nächte haben wir auf unsern Feldbetten, in diese Decken eingehüllt, gemütlich geschlafen. Weite kurdische Stiefel und nach Art des Pelzwerks gestrickte Strümpfe vollendeten unsere Kleidung. Diese letztern dienten uns aber wenig, da unsere europäischen Strümpfe hinreichend Schutz boten gegen die Kälte.

Nachdem unser Gepäck geordnet und die Lebensmittel ergänzt waren, blieben uns noch zwei große Schwierigkeiten zu überwinden. Wie sollten wir uns bis Mosul mit Geld versorgen, und woher sollten wir Pferde für das Gepäck und die Führer nehmen?

Die erste Frage war Dank der Liebenswürdigkeit des bereits erwähnten Kapamadschan bald gelöst. Wir gaben ihm unsere Wechsel auf Konstantinopel, was für ihn ein unerwarteter Vorteil war; dafür gab er uns eine Anweisung an seinen Korrespondenten in Bitlis. Wir waren dadurch in stand gesetzt, Wan ohne zu viel klingende Münze verlassen zu können, die in jenen Gegenden ein gefährliches Gepäck ist.

Schwieriger gestaltete sich das Mieten der Lastpferde. Da die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, mußten wir bezweifeln, ob wir die Berge noch überschreiten konnten. Zugegeben, daß wir auch Mosul ohne Hindernis erreichten, so mußten doch die Katerdschis mitten im Winter leer nach Wan zurückkehren, wenn sie nicht den Frühling abwarten wollten, wo sie dann vielleicht eine neue Ladung für den Rückweg erhoffen konnten. Die ersten Unterhandlungen blieben darum auch ohne Resultat. Zudem merkte man, daß wir es eilig hatten, und wollte davon nach Möglichkeit profitieren. Endlich wurden die Patres mit Bekir Agha, einem ihrer

Nachbarn, handelseinig. Wir mußten sieben Lastpferde haben. Die Bedingungen waren freilich hart; für jedes Pferd pro Tag ein Medschidie, dann noch ein Medschidie pro Tag für den Unterhalt der drei Katerdschis.

Die Katerdschis waren: Bekir-Agha, ein großer magerer, ausgemergelter Teufelskerl, ein halber Straßenräuber, ein halber Stadtbürger, dazu ein lustiger Kumpan und ein außerordentlicher Läufer; er hielt stets Schritt mit unsern Pferden, bis diese müde waren.

Dann kam Reschid-Agha, Sohn. Der Vater ist ein angesehener Kurde, der Sohn aber etwas aus der Art geschlagen. Er ist stolz, ausdauernd, niemals weichend, die richtige Figur eines Strauchdiebes, das übrigens auch sein eigentliches Geschäft ist, denn er ist als eine gefährliche Persönlichkeit bekannt. Er sorgt aber gut für seine Pferde. Seine Gegenwart war für uns viel wert, denn auf der ganzen Reiseroute ist sein Vater sehr geachtet. Wenn wir ihn nicht kränken und ihm ab und zu eine wohlwollende Bemerkung machen, wird er uns gute Dienste leisten.



Bekir-Agha.

Der dritte Katerdschi ist ein Bruder Bekir-Aghas, ein biederer Mensch ohne auffallende Merkmale.

Unsere Katerdschis sind weit entfernt von den persischen Tscherwadars, denen wir zuweilen die Knute anbieten durften, was hier schlecht am Platze wäre. Als Ersatz für die Tscherwadars sind diese Katerdschis in ihrer Wildheit und ihrem Anflug von Stolz doch im ganzen sympathische Figuren, und wir wurden bald gute Freunde, d. h. den Umständen nach, weniger aus aufrichtiger Neigung.

Es blieb jetzt noch die Waffenfrage übrig. Wenn man gewissen Personen glauben wollte, würde man sich bis an die Zähne bewaffnen; andere dagegen halten jede Bewaffnung für überflüssig. Beide Ansichten haben etwas Wahres an sich und ergänzen einander, müssen aber erklärt werden. Es ist sicher unerläßlich, in dem kurdischen Lande gut bewaffnet zu sein; namentlich sind weit tragende Flinten unentbehrlich; denn der Kurde, der oft ausgezeichnete Martinikarabiner besitzt, greift nie an, wenn er nicht der stärkere Teil ist. Es ist darum gut, wenn man ihm durch die Waffen imponieren kann, zudem muß sich auch die Bewaffnung nach der Wichtigkeit des Gepäcks richten.

Aber eben so richtig ist es auch, daß man sich selten der Waffen bedienen kann. Entweder wird der Reisende nicht angegriffen, dann haben die Kurden vor den Waffen oder sonst einem Umstande Bedenken, oder der Reisende wird angegriffen; dann haben die Kurden eine gute Beute gewittert und, da sie kluge Leute sind, auch ihre Vorsichtsmaßregeln so getroffen, daß jeder Vorteil auf ihrer Seite und ein Widerstand einfach unmöglich ist.

Wenn die Kurden den Überfall einer Karawane beabsichtigen, wählen sie meistens eine prächtige Schlucht; hinter jedem Felsen liegt ein wohl bewaffneter Räuber. Der Pfad bleibt frei, und auf ihm raucht ein Kurde nachlässig seine

Pfeife. Endlich kommt die Karawane; auf die höflichste Weise bittet der Kurde den Führer der Karawane je nach den Umständen, ihm einen Teil oder die ganze Ladung abzutreten. Weigert sich der Karawanenführer, so zeigt ihm der Kurde einen ganzen Kreis von Karabinern, die auf ihn gerichtet sind. Was ist dann zu thun? Es muß gehandelt werden trotz der großen Überraschung. Der Karawanenführer weiß, daß die geringste verdächtige Bewegung ihm mindestens eine Kugel zuzieht; er weiß auch, daß die Kurden ihm nicht an das Leben wollen. Er kauft sich also dadurch los, daß er ihnen seine Ladung abtritt.

Hat er aber früher Streitigkeiten mit den Kurden gehabt, so muß er allerdings befürchten, daß man ihm dennoch an das Leben will, und das beste ist dann, daß er sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen sucht.

Im großen und ganzen sind die Waffen doch ein gutes Schutzmittel, und deshalb ist auch eine Flinte mehr wert als ein Revolver. Zudem flößt letztere Waffe dem Kurden keine große Furcht ein, zieht ihn aber an, so daß er fähig ist, einen Reisenden verräterischerweise umzubringen, um sich der niedlichen Waffe zu bemächtigen.

Durch diese Erwägungen angetrieben, vervollständigten wir unsere Bewaffnung. Hyvernat hatte ein nichtgezogenes, zweiläufiges Gewehr. Ich besaß eine ausgezeichnete Hammerleßbüchse von Piper aus Lüttich. Von einem Wanlioten kauften wir für Gegu eine Berdanbüchse, die wir fast mit Gold aufwiegen mußten, und für Sahto einen alten Lefaucheux, der in ein Zentralperkussionsgewehr umgewandelt worden war. Zudem sollten uns zwei Zabtiehs begleiten, so daß wir also im ganzen über die beträchtliche Zahl von sechs Flinten verfügten.

Da wir so viel als möglich jede weitere Schwierigkeiten mit der türkischen Verwaltung vermeiden wollten, nahmen wir für unsere Flinten einen Waffenschein. Wir wollten auf der Zollstation auch einen Passierschein für unser Gepäck nehmen, aber da fing die türkische Behörde wieder an, sich zu zeigen. Der Wali hatte unsere photographischen Apparate von allen Abgaben befreit erklärt, weshalb wir sie überall frei hintransportieren konnten, so weit sich seine Herrschaft erstreckte; aber damit war die Zollverwaltung durchaus nicht einverstanden. Auch verweigerte sie uns den Passierschein, wenn wir nicht mindestens 132 Piaster für unsere Apparate erlegten. Unter diesen Bedingungen zogen wir es freilich vor, auf den Passierschein zu verzichten.

Für den Augenblick unserer Abreise hatte uns der Wali einen Buyuruldu versprochen, eine andere Art von Inlandspaß. Aber als wir ihn darum baten, tauchte eine neue Schwierigkeit auf. Der Wali erkundigte sich über die von uns gemachten Ausflüge und die von uns kopierten Inschriften; dann zog er unter seinen Wischen die von uns früher eingeforderte Liste heraus und verglich damit die Namen der Orte, die wir besucht hatten. Durch eine einfache Verwechselung der Rollen nahm er plötzlich an der Mission Hyvernats das größte Interesse und erklärte, daß er uns noch nicht abreisen lassen könne vor der Vollendung der Arbeit, da wir noch nicht alle angekündigten Orte besucht hätten. Wir wehrten uns hartnäckig. Wir hatten den 20. November; die Hälfte der von uns angezeigten Ortschaften liegt in den Bergen und war schon gänzlich unzugänglich; der Wali entfaltete leider seinen Eifer für unsere Sache zu spät. Wir konnten uns auch nicht entschließen, in Wan zu überwintern, und er konnte dem Vorwurf nicht entgehen — den er

freilich vermeiden wollte — die Vollendung der Mission unmöglich gemacht zu haben. Endlich mußte er nachgeben; um die Wahrheit zu sagen, müssen wir gestehen, daß er nicht länger auf seinem Verlangen zu bestehen wagte, und uns nicht bloß einen Buyuruldu ausstellte, sondern uns sogar noch ein Empfehlungsschreiben an den Wali von Bitlis mitgab.

Aber jetzt handelte es sich um die Wahl des Weges. Der gewöhnliche Weg von Wan nach Bitlis folgt dem Südufer des Sees bis Tadwan. Die jüngsten Nachrichten aber meldeten, daß die Route wegen des Schnees unbrauchbar geworden war. Die Berge auf dieser Strecke fallen ungefähr senkrecht in den See ab, und das Ufer liegt nach Norden, wo die Sonne weniger Gewalt ausüben kann, weshalb sich dort der Schnee gewöhnlich hoch anhäuft. Die erwähnte Karawane war noch nicht angekommen, so daß man ihretwegen schon in Unruhe war.

Wir mußten uns also einen anderen Weg suchen, der auch bald gefunden war; es ist nämlich der Weg nach Norden zu um den See über Ardschisch und Akhlat. Zwar ist er viel länger, aber die weniger schroffen Berge sind mehr der Mittagssonne ausgesetzt; das Land ist interessant, noch wenig besucht — kurz, wir waren zufrieden, daß wir in die Notwendigkeit versetzt wurden, auf diese Weise unsere Reise zu verlängern. Übrigens waren wir nicht ganz sicher, ob wir Bitlis erreichen konnten, denn unser Weg trifft den gewöhnlichen Pfad nach Tadwan und Bitlis auf der Hochebene, die das Becken des Wansees von dem Bitlis-Tschai trennt. Was machen? Wir entschlossen uns, auf gut Glück zu reisen.

Die letzte Woche unseres Aufenthaltes in Wan wurde durch ein heftiges und sehr schmerzhaftes Unwohlsein des Paters Rhetorius getrübt. Glücklicherweise war er am Tage unserer Abreise wieder ziemlich hergestellt; er wollte uns sogar noch eine Strecke das Geleite geben.

21. November.

Endlich sollten wir aufbrechen. Der Diwan wurde den ganzen Tag nicht leer; alle unsere Bekannten in Wan kamen, um uns eine gute Reise zu wünschen. Unter diesen Umständen hielt es für uns schwer, die letzten Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Endlich gegen Mittag beim schönsten Wintersonnenschein, der der ganzen Landschaft von Wan eine schöne Färbung gab, verließen wir das gastliche, kleine Haus der Dominikaner, begleitet von einer ganzen Kavalkade unserer Freunde.

Wir wandten uns auf Agantz zu, und beim Ausgang dieses Dorfes hielten wir ein letztes Freundschaftsmahl. Darauf kehrten Pater Rhetorius, Michel Kowadenski und unsere andern Freunde in die Stadt zurück; Pater Duplan wollte noch unser erstes Nachtlager mit uns teilen.

Wir Wandervögel werden ohne Zweifel diese Orte nie mehr wiedersehen; werden wir den einen oder andern unserer Freunde, die uns so bereitwillig aufgenommen haben, jemals wiedertreffen? Indem wir von Wan Abschied nahmen, konnten wir ein Gefühl der Traurigkeit nicht unterdrücken; denn es ist wahr, nirgendwo läßt der Mensch so viel von seinem Sein und seinem Herz, als da, wo er kämpfen und sich starr halten muß gegen Hindernisse, als da, wo ihm die Freundschaft zuerst von der schönsten Seite erschienen ist, nämlich in der Gestalt der herzlichen und großmütigen Gastfreundschaft in einem fremden Lande! Von weitem wird noch ein

letzter Gruß gewechselt, und wir verloren unsere Freunde allmählich aus dem Gesichte.

Bald kamen wir aus der so merkwürdig geschützten Gegend heraus, deren Mittelpunkt Wan bildet, und trafen auf hohen Schnee. Das Aussehen des Himmels schien anderes Wetter zu verkünden; die Berge von Bitlis, denen wir vorläufig den Rücken zukehrten, waren in dicke Wolken eingehüllt, die sich dort schon vierzehn Tage befanden und nun auf Wan zu zogen.

Das Dörfchen Derlaschenn, wo wir ein Unterkommen für die Nacht suchten, ist sehr arm; wahrscheinlich waren wir in Wan verwöhnt worden, da wir einen Pferdestall als eine schlechte Ruhestätte fanden.

22. November.

Um acht Uhr des Morgens reisten wir ab; Pater Duplan verließ uns, um nach Wan zurückzukehren; werden wir ihn je wiedersehen?

Das Terrain bildet eine wellenförmige Hochebene; überall ist alles mit Schnee bedeckt, der im Verein mit dem bewölkten Himmel der Landschaft ein trauriges Aussehen verleiht [1]).

Beim Verlassen des Dorfes Schahgeldi trafen wir Kolubakin, der von Kars zurückkehrte. Durch die Kälte und die Sonne schälte sich die Haut seines Gesichtes ab, was uns keine angenehmen Aussichten eröffnete.

Der Konsul brachte Neuigkeiten von Kerim, dem berüchtigten Briganten, mit. Gegen Ende unseres Aufenthaltes in Wan war das Gerücht verbreitet, daß Kerim gefangen worden sei; wir scherzten ein wenig darüber mit seinem Freunde Gegu; aber Gegu antwortete uns, indem er den Kopf schüttelte: „Kerim nicht gefangen, Kerim niemals ergriffen werden," und begleitete seine Worte mit einem verächtlichen Lächeln. Gegu hatte recht. Kerim hatte soeben wieder ein Meisterstück ausgeführt. In den Bergen von einer Abteilung Kavallerie und 300 Infanteristen eingeschlossen, hatte er einen ganzen Tag lang diesen Mannschaften mit fünf seiner Bande Stand gehalten. Drei seiner Leute wurden getötet und er selbst verwundet. Dies hinderte ihn aber nicht, mit seinem berühmten Genossen Ibrahim die feindliche Linie zu durchbrechen und nach Persien zu entkommen. Dadurch ist Kerim noch sagenhafter geworden.

Einige Zeit vorher hatte man ihn in einem Hause umzingelt und glaubte seiner ganz sicher habhaft zu sein; aber während der Nacht schnitt er mit seinem Kindschar eine Öffnung in die aus Erde angefertigte Mauer des Hauses, wo er umzingelt war, und, gleichsam als ob er sich schämte, sich heimlich davon zu machen, erdolchte er fünf Mann und machte sich mit ihrer Munition davon.

Im übrigen ist Kerim ein Galanthomme. Als er noch in der Umgegend von Tiflis praktizierte, hielt seine Bande einst eine Gesellschaft russischer Ausflügler an und plünderte sie; eine Dame, der man ihre wertvollen Schmucksachen weggenommen hatte, weinte bitterlich. „Ich soll Frauen weinen lassen!" rief Kerim aus und ließ der Klagenden ihre Schmucksachen zurückgeben.

1) Texier, der jene Gegend zu einer besseren Jahreszeit durchreist hat, sagt: „das ganze von uns durchreiste Terrain ist unangebaut, es ist gebildet von abgerundeten Hügeln, die sämtlich der Kreideformation angehören." Texier, Arménie II. 5.

Kerim hat überall Freunde; die einen fürchten ihn, während ihn die andern lieben, alle aber bewundern ihn. Seit Jahren ist ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, aber er lacht darüber. Er ist ein Halbgott und kann nur durch Verrat seinen Feinden in die Hände fallen.

Bald nachdem wir uns von Kolubakin verabschiedet hatten, erreichten wir die Ufer des Sees wieder, die wir schon seit Wan aus den Augen verloren hatten. Der See bildet hier einen tiefen und malerisch eingefaßten Golf, den man gewöhnlich den See von Ardschisch nennt.

Das armenische Dorf Merik (oder Merek), das wir gegen Abend erreichten, liegt sehr anmutig an der Seite eines Hügels, auf dem eine alte, sehr gut besuchte Wallfahrtskirche steht[1]).

Der Vorsteher des Dorfes erzeigte uns in seinem Hause Gastfreundschaft und wies uns ein gutes Zimmer an, das hinreichend groß und weit genug von dem Pferdestall entfernt war.

23. November. Abreise 7½ Uhr.

Indem wir Merik verließen, näherten wir uns wieder dem See auf einem Pfade, den das Eis in einen erbärmlichen, unbrauchbaren Zustand versetzt hatte. Je weiter wir gingen, um so schöner wurde der „See von Ardschisch.“ Dem Auge erscheint er nicht mehr als ein Golf des Wansees, sondern als ein besonderer See, den der mächtige Sipan-Dagh nach Westen zu wunderschön abschließt. Es ist schwer, sich eine großartigere Einsamkeit zu denken als die des blauen Sees mit seiner Einfassung von weißen Bergen, auf denen das Sonnenlicht blitzt; man fühlt sich wirklich allein mit Gott, und es scheint, als ob der Mensch durch den Anblick dieser großartigen Natur selbst emporgehoben würde.

Nachdem wir am Ende des Golfes von Ardschisch angekommen waren, ließen wir das Gepäck geradenwegs nach Karakhan bringen, während wir uns östlich wandten, um das alte armenische Dorf Khorsot zu besuchen, wo wir Keilinschriften finden sollten. Das Panorama dieser Gegend ist überaus herrlich.

Das Thal des Bendimahi-Tschaï, das tief in die Gebirge einschneidet, bildet eine schöne Ebene, über der sich gegen Nordosten das Gebirgsmassiv des Tandurek erhebt, während uns gegenüber (nach Osten) im Sonnenlicht der weiße, schneebedeckte Pik des Pir-Rischid funkelt (unsere Leute nennen ihn Agthe-Dagh).

Khorsot, das hoch auf einem Ausläufer des Gebirges hängt, scheint uns weniger armselig zu sein als der Durchschnitt der armenischen Dörfer. Niemand in Khorsot hatte je in seinem Leben von Keilinschriften etwas gehört, so daß wir durch unsere Fragen darnach das ganze Dorf in Aufregung brachten. Die Ältesten des Dorfes riefen ihre alten Erinnerungen wach, aber alle Beratungen blieben ohne Ergebnis. Endlich führte man uns auf den Kirchhof, wo wir der Reihe nach alle Grabsteine nach Keilinschriften untersuchten, aber vergeblich. Beinahe jedes Grab ist mit einer großen Basalt-Steinplatte geziert, die auf dem Boden liegt und

1) Texier giebt die Höhe Meriks auf 1712,7 Meter an. Der Durchschnitt unserer barometrischen Beobachtungen zeigt 1850 Meter Höhe. Texier verwechselt übrigens die Kirche von Merik mit dem Kloster des Berges Warak. (II. 5).



gewöhnlich ein mit großer Sorgfalt ausgehauenes Grabkreuz im georgischen oder armenischen Stil trägt [1]).

Um nach Karakhan zu kommen, mußten wir das Thal des Bendimahi-Tschaï überschreiten.

Dadurch, daß das Niveau des Wansees sich häufig verändert, hat der Bendimahi-Tschaï, der sein Gerölle mitführt zum Wansee, aus dem untern Teile des Thales eine Art schlammiges Delta gebildet, das den Marsch sehr erschwert. Indes ist dies nicht sehr schlimm, da der Pfad bald in Höhe geht, wo es weniger morastig ist, und man auch eine alte Brücke benützen kann.

Wenn ich dem Leser Rechenschaft über den tiefsten Eindruck geben sollte, den ich auf der Reise gewonnen habe, so müßte ich noch einen Sonnenuntergang beschreiben, wenn es möglich wäre, die wunderbare Abwechslung, die Gott in seinen Werken bietet, mit der Feder zu schildern. Der Sipan-Dagh vor unsern Augen schließt den Horizont ab; um seine Größe noch zu steigern, gaben ihm dünne, purpurne Wolkenstreifen eine gazeähnliche Einfassung, während seine schneebedeckte Spitze, indem sie die Farbentöne der abendlichen Beleuchtung zurückwarf, mit seinem Hintergrunde übereinstimmte, wo der Azur in ein Smaragdgrün überging. Bei diesem herrlichen Schauspiel war kein Geräusch zu vernehmen; ein Schäfer trieb seine Heerde heim, und in der Ferne sah man große, weiße Vögel wahrscheinlich ihren Nestern zufliegen.

So kamen wir an die Brücke des Bendimahi-Tschaï; sie ist zwar alt und ein wenig baufällig, aber sie stammt noch aus jener Zeit, wo man in diesem Lande Eleganz und Dauerhaftigkeit bei den Bauten zu vereinigen wußte.

Über diese Brücke führt auch der Fahrweg von Wan nach Erserum.

In jener Gegend sollte es Fahrwege geben! Ganz gewiß giebt es einen, das beweisen doch die Ziffern, die in dem Budget des Sultans dafür stehen! In Wirklichkeit ist es freilich etwas anders. Beim Ausgange aus Wan beginnt die Unordnung schon bei der zweiten kleinen Brücke, die eingestürzt ist. Etwas weiter ist keine Rede mehr weder von kleinen noch von großen Brücken. Die ersten Erdarbeiten sind zwar gemacht, aber Gott weiß, wann die übrigen Arbeiten ausgeführt werden. Der Grund davon ist ziemlich einfach; eine Straße ist notwendig; der Sultan gewährt den Kredit, und die Arbeiten werden begonnen. Hat aber der Wali sich und seinen Helfershelfern mit Hilfe des bewilligten Geldes die Börsen gefüllt, so werden die Arbeiten eingestellt. Die Straße wird fertig erklärt, feierlich eröffnet und alles ist gut.

In Baschkala sahen wir eine angefangene Landstraße in demselben Zustande. Niemand giebt sich in Betreff solcher Sachen einer Täuschung hin, da keiner die Fertigstellung der Straßen erwartet. Von Wan aus folgen wir den unter der Schneedecke noch sichtbaren Spuren des Weges; aber kein Reisender war anzutreffen. Fußgänger und Arabahs folgen dem alten Pfad. Wer weiß, ob der Weg der Arabahs, der Wan mit Erserum verbindet, jemals durch eine ordentliche Straße ersetzt werden wird? vielleicht, aber nur dann, wenn die Russen das Land erobert haben werden.

1) Auf diesem Kirchhofe finden sich auch die Originale der beiden Grabkreuze, die in diesem Buche abgebildet sind.

Ankunft 6 Uhr abends.

Das Dorf Karakhan ist auf einer kleinen Anhöhe erbaut und fast ganz von den schlammigen Krümmungen des Bendimahi-Tschaï umgeben. Sie bilden hier eine Art Teiche, auf denen eine Menge Wasservögel haust. Noch nie ist auf diese Tiere Jagd gemacht worden. Sechs Flintenschüsse, die wir auf eine Kette wilder Enten abgaben, vermochten diese noch nicht zum Fortfliegen zu veranlassen. Die Bekassinen lassen sich im Sitzen schießen, aber die Jagd auf dieselben ist meist nicht lohnend. Da wir keinen Hund hatten, konnten wir die geschossenen Vögel nicht bekommen. Eine Ente jedoch fiel nahe an dem Ufer nieder, und Sahto wagte ein kaltes Bad, um sie zu bekommen.

Karakhan ist ein kurdisches Dorf; die Typen sind fast schön zu nennen und stehen jedenfalls sehr im Widerspruch mit den gewöhnlicheren Typen der Armenier.

Ich begann sofort mein Reisejournal auszufüllen, wobei mich unsere Wirte mit großem Erstaunen betrachteten. Sie konnten nicht begreifen, daß ich so schnell schrieb, und daß ich eine ganze Seite schreiben konnte, ohne Tinte zu nehmen. Mit der dickflüssigen Tinte der Orientalen kann man allerdings kaum eine Zeile schreiben,



Der Sipan-Dagh, von dem Delta des Bendimahi-Tschaï aus gesehen.

ohne daß man wiederholt die Feder in die Tinte tauchen muß. Mit großer Stille betrachten sie mich, indem sie ganz über das Tagebuch gebeugt waren. Dann erhoben sie sich und ließen zum Zeichen ihres Erstaunens ein Schnalzen mit der Zunge hören ähnlich dem Laute t, wobei sie lächelten, als ob sie sagen wollten: „Er kann hexen.“ Es war dies mein erster Erfolg im Schnellschreiben, worauf ich allerdings sehr stolz bin.

24. November.

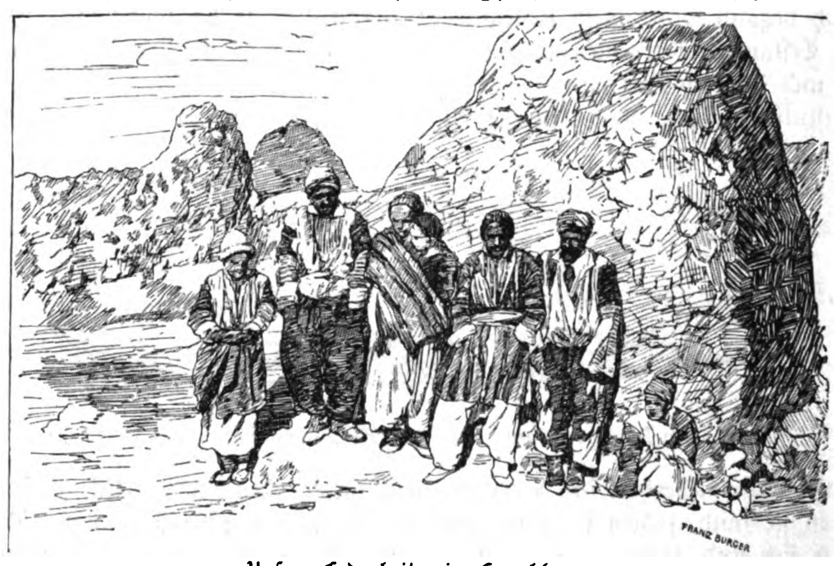
Endlich fanden wir eine Keilinschrift. Während ich in der Frühe in den Sümpfen umherwatete, inspizierte Hyvernat das Dorf und entdeckte ein sehr schönes obeliskenartiges Grabmal aus einem Stein[1]). Unglücklicherweise war es umgefallen, und die Schrift lag auf der Unterseite. Bei dem Froste hielt es schwer, dasselbe frei zu bekommen. Wir ließen unser Gepäck nach Ardschisch vorangehen und leiteten die Arbeiten der Dorfbewohner, unserer improvisierten Erdarbeiter. Sie lachten, schrien und mühten sich ab, aber die Arbeit schritt nur langsam vorwärts. Endlich lag der Stein frei, so daß Hyvernat den Text kopieren konnte. Ich versuchte, eine Photographie davon aufzunehmen, aber es ging nicht, da der Apparat nicht ordentlich gestellt werden konnte. Der Grabstein gehört dem König Minuas. Hyvernat fand noch ein Bruchstück einer Inschrift in dem Gesims einer Thüre.

1) Erst später erfuhren wir, daß sie schon entdeckt war.

Während ich die Aufnahmen machte, sahen mir die Kurden mit einer sehr großen Neugier zu. Mir kam der Gedanke, von unsern Arbeitern eine Aufnahme zu machen. Als ich aber das Objektiv auf sie richtete, gerieten sie in Furcht. Um sie zu beruhigen, ließ ich den einen nach dem andern unter das schwarze Tuch kommen und ließ sie das Geheimnis dieser schrecklichen Maschine ahnen. Jeder zog sich mit vielem Lachen zurück und machte die komischten Gebärden, um sein Erstaunen darüber auszudrücken, daß die Bilder auf dem Kopfe standen.

Abreise 11 Uhr.

Gegen elf Uhr reisten wir ab. Wir folgten zunächst dem nördlichen Ufer des Sees. Wie schon erzählt, bildet der Bendimahi-Tschaï eine wichtige geologische Trennung. Nachdem wir ihn überschritten hatten, traten wir in das vulkanische Gebiet ein, dessen Mittelpunkt der Sipan-Dagh ist. Die vulkanische Natur des



Unsere Erdarbeiter in Karakhan.

Geländes sowie der Umstand, daß die Abhänge der Mittagssonne ausgesetzt sind, geben diesem Ufer des Sees ein viel angenehmeres Klima als dem südlichen Ufer. Der Schnee war hier ungefähr ganz verschwunden, wir befanden uns eher im Herbst als im Winter.

Überall riefen die Feldhühner, so daß ein Jäger sich ins Schlaraffenland versetzt glauben würde.

Wir durchschritten sodann das Gebiet von Arnis, wo mehrere Dörfer am Fuße des Gebirges versteckt liegen. Dann überschritten wir noch ein Flüßchen und kamen eine halbe Stunde später an dem Dorfe Haidarbeg vorbei, das wir zur Rechten liegen ließen. Nachdem wir noch eine hübsche Strecke zurückgelegt hatten, erreichten wir unser Gepäck.

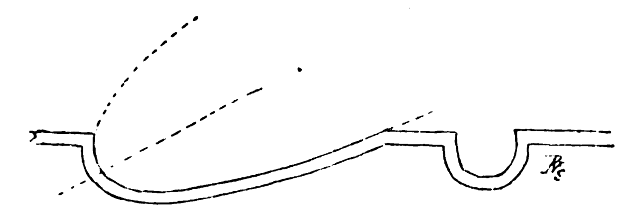
Ankunft 6 Uhr abends.

Zu unserm großen Erstaunen fanden wir die Ebene von Ardschisch, die sich zu unsern Füßen ausbreitete, mit hohem Schnee bedeckt. Das Thal ist ohne Zweifel den Nordwinden zu sehr zugänglich und demgemäß auch kälter. Das neue Ardschisch

oder um genauer zu sein, Agantz, ist eine kleine Stadt, die ungefähr anderthalb Stunden vom See entfernt liegt und mit einem Kranz von Dörfern umgeben ist. Der ziemlich belebte Ort hat als Station auf dem Wege von Wan nach Erserum einige Bedeutung. Die Häuser verraten einen gewissen Komfort, so daß wir sogar ein ziemlich großes Zimmer mit Fenstern erhielten, wobei allerdings das Glas durch viereckige, in Öl getauchte Stücke Papier ersetzt war. Die Armut scheint dort sehr groß zu sein, denn ich sah in den Straßen Kinder von zwölf bis fünfzehn Jahren fast nackt und klappernd vor Kälte umher laufen.

Agantz hat eine kleine türkische Garnison, und wir fanden dort einen unserer Freunde von Wan, Khalil Effendi, den Vater des Munir Pascha. Er bestätigte die wunderlichen Erzählungen, die wir von dem Ilan-Dagh oder dem Schlangenberg gehört hatten. Dieser in dem ganzen Lande sehr berühmte Berg verdient aber eher den Namen Hügel; er beherrscht den Weg von Haidarbeg nach Agantz, wo wir an demselben Morgen vorbeikamen, ohne etwas zu ahnen.

Am Fuße des Felsens befinden sich natürliche Grotten, in denen große Schlangen wohnen; aber diese Schlangen sind Gefangene und können nicht aus den Grotten



Zu Seite 205. Alte Zitadelle.

herauskommen, wohl sieht man, daß sie sich bewegen. Seit undenklichen Zeiten befinden sich die Schlangen dort und haben auch dem Berge den Namen gegeben.

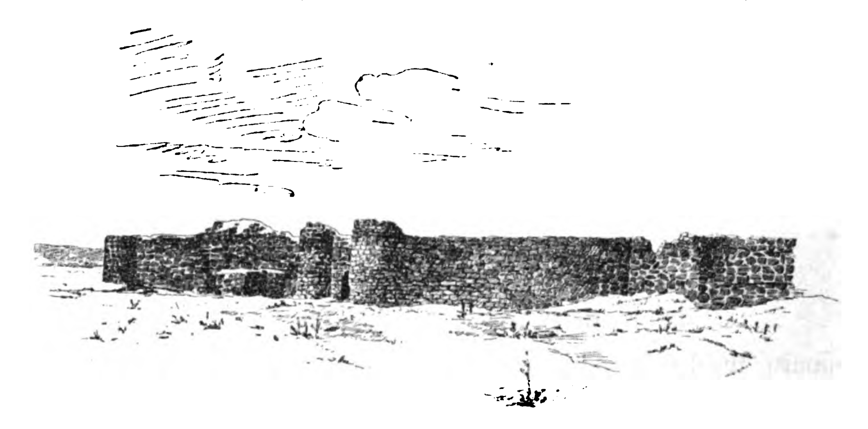
Wiewohl ich kein Freund von Schlangen bin, hielt ich dies doch für der Mühe wert, näher zu untersuchen.

25. November.

Am folgenden Morgen machten wir uns auf, um die berühmten Grotten zu besuchen, die ungefähr eine halbe Stunde von Agantz entfernt liegen. Die vulkanischen Felsen bilden eine Art großer, gebrochener Mauern, die den ganzen Weg beherrschen. Der König Sarduris II. ließ zwei Nischen aushöhlen, deren Hintergrund Keilinschriften trägt, die aus seiner Regierungszeit herstammen. Eine dritte Nische trägt keine Inschrift. Es kann sein, daß sie niemals eine besessen hat, es ist aber auch möglich, daß die Inschrift in einer späteren Zeit sorgfältig abgekratzt worden ist?

Bei diesen Nischen öffnet sich eine kleine Grotte, in die man, wenn man sich ordentlich bückt, eindringen kann. Im Hintergrund öffnet sich eine lange Spalte; hier kann man deutlich bemerken, daß diese Spalte von einer gräulichen Masse angefüllt wird. Der Führer berührte die Masse mit einem Stock, und sogleich fing sie an, sich zu bewegen. Es ist also wirklich nicht gelogen, was man uns erzählt hat. Ich habe, um es hier zu gestehen, stets einen großen Abscheu (vielleicht auch Furcht) vor Schlangen gehabt, so daß ich mich sehr zusammennehmen mußte, um die Sache etwas näher zu besehen. Das ist nicht eine einzige Schlange, sondern eine ganze

Bande kriechender Tiere; man sieht kräftige Schwänze und kurze Tatzen; alle Köpfe sind gegen das Innere der Spalte zu gerichtet, so daß es unmöglich ist, die Art dieser Tiere näher zu bestimmen. Es sind gewiß Reptilien aus der Familie der Eidechsen, und sie gehören wahrscheinlich einer harmlosen Kategorie an. Sie schienen dreißig bis vierzig Centimeter lang zu sein. Wir hätten uns näher unterrichten können, wenn wir eines der Tiere gewaltsam aus seinem Versteck herausgerissen hätten. Aber keiner von unsern Leuten wollte die Sache wagen, und ich hatte nur das eine Verlangen: so bald als möglich aus dem Loche herauszukommen. Nach der Überlieferung sind diese Tiere daselbst gefangen; die Sache hat vielleicht etwas Wahres an sich; denn man hat in dieser Hinsicht bekanntlich Auffallendes bei den Kröten gefunden. Warum sollte dies bei den Tieren in dieser Höhle unmöglich sein! Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß diese Tiere seit undenklichen Zeiten in dieser Grotte ihr Winterquartier aufgeschlagen und auf diese Weise dem Berge den Namen verliehen haben, den er schon seit den ältesten Zeiten trägt.



Festung Ardschisch[1]).

Weil wir Khalil Effendi zum Mittagessen eingeladen hatten, mußten wir uns beeilen, wieder nach Agantz zurückzukommen. Die Kochkunst Gegus feierte einen wirklichen Triumph.

Da wir das alte Ardschisch besuchen wollten, war Khalil Effendi so freundlich, sich zu unserm Führer anzubieten.

Das alte Ardschisch oder Eski-Scheïr wird auch zuweilen Jeckmal genannt[2]); durch seine Lage an dem Ufer des Sees, an dem äußersten Ende einer fruchtbaren Ebene und auf dem Punkte, wo der Weg nach Erserum den Wansee berührt, hat Ardschisch eine sehr schöne Vergangenheit erlebt.

Unter den armenischen Königen war Ardschisch eine der größten Städte des Königreiches; die ersten Einfälle der Tartaren ließen der Stadt noch ihre Bedeutung.

---

1) Diese Zeichnung ist nach einer sehr unklaren Photographie angefertigt worden. Zu spät bemerkte ich, daß die Zurüstung der Mauern nicht gut wiedergegeben ist. Diese sind nicht aus verwitterten Steinen erbaut, sondern aus sorgfältig geglätteten Steinblöcken.

2) So versicherte uns wenigstens unser armenischer Gastwirt.

Marco Polo führt Ardschisch unmittelbar nach Erserum auf[1]); heute sind von dem alten Ardschisch dagegen nur mehr Ruinen zu sehen.

Beim Ausgang von Agantz fanden wir auch einige Dörfer, die mit kleinen Büschen umgeben waren, dann große Strecken gepflügtes Land, wo dem Anscheine nach die Furchen sehr tief waren. Nach und nach wurde die Ebene feucht, morastig, so daß die Pferde nur langsam vorankamen. Khalil, der ein ausgezeichnetes Pferd ritt, neckte uns deshalb.

Eine große Ruine fesselte darauf unsere Aufmerksamkeit; es war eine merkwürdige Zitadelle, wo an der Seite der sogenannten Türme die Mauern sich in Form einer Parabel einwärts bogen. Die Skizze davon[2]), so einfach sie auch ist, mag davon eine kleine Andeutung geben; diese Bauart scheint übrigens sehr selten zu sein.

Zur Seite der Zitadelle finden sich zwei zerfallene Moscheen. Beide sollen ursprünglich Kirchen gewesen sein nach dem Stil und den zahlreichen armenischen Kreuzen zu urteilen, die man auf den Mauern erblickt. Alle diese Bauarten besitzen auf der starken Mauerarbeit eine Bekleidung von sehr hartem Kalk. Der Stil ist rein, und diese Monumente reichen ganz gewiß in eine große Kunstepoche hinauf. Übrigens ist von der Stadt nichts mehr vorhanden als Schutthaufen; alles ist unbewohnt.

Khalil versicherte uns, vor neun Jahren Ardschisch ganz von dem Wasser des Sees umgeben gesehen zu haben. Heute sieht man noch alte Wälle, die sich bis unter das Wasser erstrecken. Eine Brücke soll früher den See zwischen Ardschisch und Haidarbeg überspannt haben. Bei niedrigem Wasserstand kann man anscheinend noch die Pfeiler der Brücke unter dem Wasser sehen.

Wir erreichten Agantz bei einbrechender Nacht; kaum waren wir in unser Quartier eingekehrt, als ein armer, alter Kurde, ein bettelnder Musikant, uns besuchte. Er hatte einen sehr schönen, regelmäßigen Typus, schien vornehm und stolz zu sein. Nachdem er sich niedergekauert hatte, zog er eine Art Klarinette mit runder Mundöffnung heraus, steckte sie in eine Ecke seines Mundes und trug uns sein ganzes Repertoir nationaler Melodien vor. Es fehlte zwar die Abwechslung, doch wurde diese auch wiederum durch einen reizenden, eigentümlichen Charakter der Melodien ersetzt.

1) „Hermenia . . . is a great country . . . the noblest of their cities is Arzinga (Erzingian) and then Erzerum and Arzizi“ (Ardschisch). Marco Polo, by Col. Yule I. 45.

2) Siehe Seite 203.



Kurdischer Schild mit Pulverhorn.

Siebzehntes Kapitel.

Der Sipan-Dagh. Akhlat. Von Akhlat nach Bitlis.

Der Sipan-Dagh. Die Jesiden. Von Agantz nach Norschen; Aghsrau; Norschen. Von Norschen nach Adeldschiwas; ein guter Streich Sahtos. Von Adeldschiwas nach Akhlat; Donus. Akhlat; allgemeine Ansicht; unsere Grotte. Geschichte Akhlats. Tragikomisches Abenteuer mit unserm Gastwirt. Naive Hochachtung vor dem Evangelium. Die Ruinen von Akhlat; das Thal von Matawantz; die Turbehs. Musikalische Soirée. Von Akhlat nach Tadwan; der Nimrud-Dagh, Keswak; Tadwan. Von Tadwan nach Bitlis. Die Schwelle des Sees von Wan; Hypothese über die Entstehung des Sees; die Khane auf dem Paß. Bitlis.

26. November.

Um nach Adeldschiwas zu gelangen, brauchten wir keine untergeordnete Hügelreihe des Sipan-Dagh zu überschreiten, denn das Gebirge bildet gleichsam eine einzige in den See abfallende Masse, sondern die gefalteten Ausläufer des Vulkans. Diese Ausläufer haben gewöhnlich die Richtung von Strahlen, die von der Spitze des Berges als ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkte ausgehen.

Der Sipan-Dagh, der die Nordküste des Sees in zwei beinahe gleiche Teile zerschneidet, bildet zugleich das malerische Zentrum der ganzen Gegend. Auch besitzt er die Reinheit und Strenge der Formen, durch die sich gewöhnlich die Vulkane auszeichnen.

Sein schon längst erloschenes Feuer hat in den Legenden der dortigen Gegenden doch noch tiefe Erinnerungen gelassen. Da, wo sich heute der Berg erhebt, wohnte früher ein gottloses Volk. Allah züchtigte sie, indem er das unterirdische Feuer hervorbrechen und drei neue große Berge entstehen ließ[1]). Dies muß aber schon sehr lange sein, denn nach der Erzählung der Kurden stieß die Arche Noes, ehe sie sich auf dem Ararat niederließ, wider den Sipan-Dagh. Noe erkannte daran, daß der Zorn Gottes nachlasse und rief freudig aus: „Sub' han Allah!“ — Gott sei Dank! wovon heute noch der Name Subhan-Dagh oder Sipan-Dagh herrührt[2]).

---

1) Der Nimrod und der Sipan sind wahrscheinlich zwei dieser Berge. Der dritte ist wohl der Bingol-Dagh.

2) Diese Legende erzählt Wilbraham in seinen Travels S. 341 u. 348; vergl. Ritters Erdkunde IX. 976.

Die absolute Höhe des Sipan-Dagh beträgt nur 3353 Meter[1]); aber durch seine isolierte Lage werden seine Formen schärfer hervorgehoben, und der Reflex, der auf dem ruhigen Wasser des Sees funkelt, vergrößert ihn ungeheuer. Daher kam es auch, daß der Kolonel Shiel, der lange Zeit an dem Fuße des Demavend gelebt hat, den Sipan so hoch schätzte als diesen, der doch 5630 Meter hoch ist. Die erste Ersteigung des Sipan-Dagh geschah 1838 durch Brant[2]).

In der Umgegend des Sipan-Dagh wohnen dem Hörensagen nach noch einige yesitische Horden. Diese Teufelsanbeter wurden, obgleich sie den Kurden sehr verhaßt sind, wegen ihrer Tapferkeit von den kurdischen Fürsten mit Schonung behandelt, damit sie sich der kurdischen Herrschaft unterwerfen sollten[3]). Ihre Zahl ist sehr zusammengeschmolzen, denn Mohammed Reschid Pascha unternahm einen Vertilgungskrieg gegen sie[4]). Das einzige yesitische Dorf, das man uns mit Be-



Der Sipan-Dagh, von dem Wege zwischen Aghsrau und Norschen aus gesehen.

stimmtheit nennen konnte, war Pischikümbeht, links von dem Wege von Khorsot nach Karakhan.

Abreise 7 Uhr morgens.

Beim Verlassen von Agantz überschreitet man schon bis zu den ersten Ausläufern des Sipan die bereits erwähnte Ebene von Ardschisch; diese ist überall angebaut; soweit es der Schnee zu beurteilen erlaubte, wechseln bestellte Felder mit Brachfeldern ab. Diese Art des Landbaues dürfte sich für jene Gegenden, wo der

1) Texier, Arménie I. XLV.

2) Vergl. Brant „notes of a journey through a part of Kurdestan 1838. Journal of the Geogr. Society of London 1841.“ Bd. X. Teil III. S. 409.

3) Jaubert, ch. XIV. S. 109.

4) Nach Texier „Arménie“ I. 133 soll der Reschid in diesem Feldzuge gegen 40000 Menschen umgebracht haben.

Dünger doch allen als Brennmaterial dienen muß, noch als die beste empfehlen, weil das Land dann nicht zu sehr ausgesogen wird.

Die wellenförmigen Ausläufer des Sipan, zwischen denen sich der Weg durchschlängelt, verhüllten uns das Gebirge. Gegen elf Uhr machten wir eine kurze Rast in dem kleinen Dorfe Aghsrau, das in einer Falte des Geländes verborgen ist; von da stiegen wir wieder zu dem Ufer des Sees hinab und kamen, indem wir nunmehr dem Ufer folgten, zu einem kleinen Golf, wo der Sipan in seiner ganzen Herrlichkeit wieder vor uns stand [1]). Nachdem wir ein ziemlich beträchtliches Flüßchen überschritten hatten, das aber ganz zugefroren war, erreichten wir das armenische Dorf Norschen [2]), das an der Seite eines Hügels liegt. Dieser Hügel ist sehr merkwürdig, da er nur aus rundlichen Kieselsteinen vulkanischer Natur besteht. Ich bemühte mich vergebens, eine Erklärung dieser Thatsache zu finden. Der Gipfel des Hügels liegt beinahe ebenso hoch über dem Spiegel des Sees als die Schwelle von Tadwan.

27. November. Abreise 7½ Uhr morgens.

Je mehr wir in die Gegend kamen, die der Sipan-Dagh gegen die Nordostwinde schützt, um so seltener wurde der Schnee. Das Gehen auf dem sandigen Boden fiel uns leicht, und der Weg steigt allmählich bis zu einer der Terrassen, welche die Stufen des Gebirges bilden. Zu unserer Linken ließen wir in ziemlich weiter Entfernung und auch ziemlich tief den Weiher von Khorantz; wir konnten nicht untersuchen, ob er ein ausgebrannter, mit Wasser gefüllter Krater oder eine vom See getrennte Lagune ist. Ein anderer Weiher, an dessen Ufer Kiepert das Dorf Sipan vermerkt, blieb für uns unsichtbar, da er mehr nach rechts und noch höher liegt. Er soll die Höhle eines alten Kraters anfüllen; das großartige Gerölle, an dem wir vorbeikamen, rührt wahrscheinlich von der letzten Eruption her.

Von Anfang an war der Himmel bewölkt, doch eröffnete er uns gegen Mittag entzückende Aussichten auf den See.

Auf dem Gipfel eines Hügels bemerkten wir noch die dreischiffigen Trümmer einer Karawanserei, die hier als Zeugen einer glücklicheren Zeit übrig geblieben sind; daneben erhebt sich jetzt ein kleines Dorf.

Ankunft 2½ Uhr nachmittags.

Bald neigt sich der Weg einem kühlen Thale zu, wo die ersten Häuser von Adeldschiwas [3]) Schutz gesucht haben; nachdem der Bach überschritten ist, gelangt man in die kleine Stadt, die ganz niedlich auf einem Ausläufer des Gebirges errichtet ist, der von einer alten, zerfallenen Festung gekrönt ist. Von dieser Festung gehen die Mauern der Stadt fächerförmig auseinander. Wie die von Ardschisch, so laufen auch hier die Mauern bis in den See.

---

1) Ich hatte eine Menge photographischer Aufnahmen von dem Sipan-Dagh gemacht. Leider war aber keine einzige gute dabei. Die Zeichnungen, die ich davon gebe, sind nur vage Umrisse, die mehr geahnt werden mußten auf den Platten, als sie geschaut werden konnten, oder es sind in der Eile entworfene Skizzen. Diese Reproduktionen sehen eher als eine Beleidigung dieses schönen Panoramas aus.

2) Oder besser Noraschehn.

3) Gewöhnlich Aldschiwas genannt, der armenische Name ist Ardzgeh.

Adeldschiwas bildet gleichsam einen Halbkegel, dessen Spitze die Festung bildet, und dessen Grundfläche im Osten bei dem kleinen Bach beginnt, den wir überschritten haben, und im Westen in einem tief eingeschnittenen Thale endigt, dessen Wasser aus dem kleinen See Dil-Göl herkommt. Gerade auf dieses Thal zu werden mit Vorliebe die Häuser errichtet, die sogar schon außerhalb der Wälle liegen. Der östliche Teil der kleinen Stadt ist mehr ein Gartenviertel, vielleicht eine Nachahmung der „Gärten“ von Wan.

Die Ruine auf dem Gipfel des Hügels, die davon herabsteigenden Mauern, die großen Armen gleichen, die Baumgärten, die alten Häuser, das Plätschern der Wellen am Ufer des Sees, der ruhige, sorglose Gesichtsausdruck der Einwohner, alles dieses gewährt eine reizende Poesie. Adeldschiwas erscheint gleichsam als das Gegenstück von Artamied.



Adeldschiwas.

Unsere Wohnung beherrschte den Weg und gewährte von dem flachen Dache aus eine Aussicht auf das Meer. Im Vordergrund steht eine alte zerfallene Moschee. Wir erhielten ein großes Zimmer, dessen Fenster die gewöhnlichen ölgetränkten Papierstücke aufwiesen. Als wir den Eigentümer baten, das Zimmer ein wenig zu lüften, ging er auch bereitwilligst darauf ein, indem er einige dieser Papierstücke zerriß; allerdings eine sehr primitive Einrichtung.

Bei einem Spaziergang an dem See bemerkten unsere Chaldäer ein elendes Fahrzeug, wie man sie auf dem See ab und zu erblickt. Sie sind aus Pappelholz hergestellt und dem Anscheine nach wenig zuverlässig. Der eine von ihnen fragte, ob wir auch so große Fahrzeuge benutzen würden, wie die auf dem Meere.

28. November.

Am anderen Morgen gegen drei Uhr, als wir noch den Schlaf der Gerechten schliefen, kamen unsere Katerdschis schon mit einem gewaltigen Lärm an und waren sehr erstaunt, uns noch nicht zur Abreise fertig zu finden, da wir doch ihnen befohlen hätten, um diese Zeit aufzubrechen. Wir waren im ersten Augenblick etwas verwirrt; nachdem wir aber unsere Gedanken gesammelt hatten, kamen wir zu der

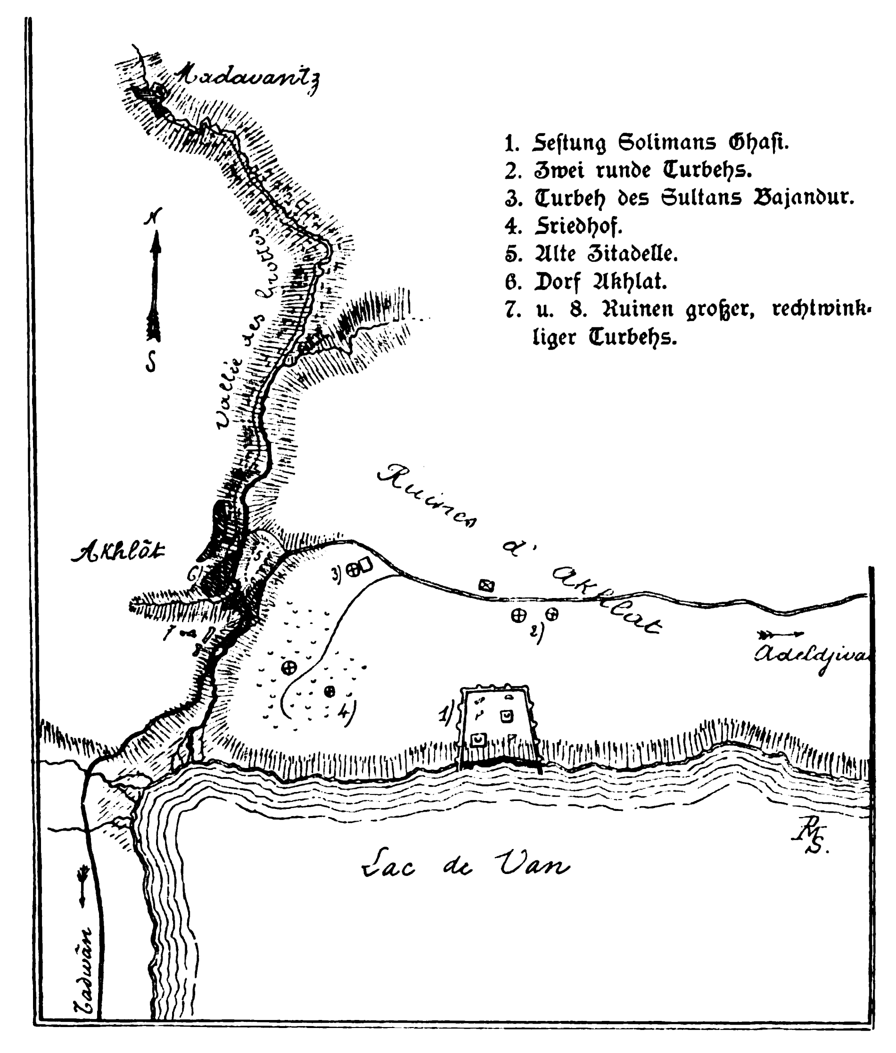
Ansicht, daß entweder unsere Katerdschis oder wir das Opfer einer Hallucination geworden seien. Da wir doch ordentlich schlafen wollten, schickten wir sie wieder zurück. Ohne vieles Fluchen gingen sie, um sich auf der Terrasse eines benachbarten Hauses niederzulassen, das am Wege lag, und jeder von uns versuchte wieder einzuschlafen, gleichzeitig auch nach der Lösung des Rätsels forschend. Während dieser Zeit schnarchte Sahto; er schnarchte, von allem Möglichen träumend, mit der süßen Genugthuung, einen lustigen Streich verübt zu haben. Sahto hatte während der Nacht sein Obdach in dem Stalle genommen. Ein Ochse, sein Nachbar, der unzufrieden war, durch das Lager Sahtos etwas eingeschränkt zu werden, fiel jeden Augenblick in das Gebiet Sahtos ein. Dieser beantwortete die Herausforderung damit, daß er den Ochsen durchprügelte. Da er aber durch die Aufregung nicht einschlafen konnte, kam ihm ein herrlicher Gedanke: „Ich schlafe nicht, und deshalb ist es auch nicht recht, daß die übrigen schlafen." Darauf lief er zu den Katerdschis, weckte sie auf und kündigte ihnen an, daß wir sogleich abreisen wollten, Ähapuck, Ähapuck. Dann kehrte er zu dem Ochsen zurück, der sich unterdessen etwas beruhigt hatte, und schlief den Schlaf des Gerechten. Der Streich kam bald an das Tageslicht. Niemand ärgerte sich sehr darüber; zur Vergeltung dafür empfing Sahto von seinen Reisegefährten eine ordentliche Tracht Prügel, womit die Angelegenheit beendet war.

Wir reisten um sieben Uhr ab.

Ungefähr eine Stunde lang hält sich der bald steigende, bald fallende Weg an den Felsen, die senkrecht in das tiefblaue Wasser des Sees abfallen. Die zackigen Gipfel des südlichen Ufers, die mit Schnee bedeckt waren und gar herrlich in der Sonne funkelten, vereinigen sich allmählich mit den weniger schroffen Abhängen des Nimrud-Dagh und bilden einen wunderbar schönen Golf, der sehr an das Gestade der Provence erinnert. Darauf senkt sich das Ufer und bildet einen Bogen mit graziösen Buchten. Es lag hier fast kein Schnee mehr, überall herrschte eine angenehme Wärme wie zur Herbstzeit in Italien. Am Grunde einer der Buchten findet sich eine wirkliche Oase von hundertjährigen Nußbäumen und andern Fruchtbäumen, die noch mit ihren Blättern bedeckt waren und das kleine Dorf Donus verbergen.

Bei Donus beginnt das unter der Bezeichnung Land von Akhlat bekannte Gebiet. Das Dorf selbst nennt sich Akhlat birindschi oder das erste Akhlat und soll ehemals ein Vorort dieser großen Stadt gewesen sein, wie sich denn auch manche Spuren eines frühern Glanzes finden. Die Häuser, meistens nur Überreste von Bauwerken aus Hausteinen, sind von sehr schönem Stil; die obern Etagen sind zwar zerfallen, aber die Erdgeschosse sind den Bedürfnissen der armseligen Bevölkerung angepaßt, die heute davon Besitz ergriffen hat. In dem Feld umher finden sich Ruinen von großen Bauwerken zerstreut, elegante Turbehs, fürstliche Grabmäler. An dem Ufer des Sees erhebt sich eine Festung (Nr. 1 des Planes); ein wenig weiter findet sich ein großer Kirchhof (Nr. 4). Der Pfad geht an einem wunderschönen, kreisrunden Turbeh (Nr. 3) vorbei, folgt dann der Grundlage eines ehemals befestigten Plateaus (Nr. 5) und steigt schließlich in ein tief eingeschnittenes Thal hinab. Eine sehr schöne Brücke aus einem Bogen, heute allerdings halb ruiniert, ist über dem Strom errichtet.

Drei Gruppen von Hütten mit sehr erbärmlichem Aussehen hängen an den Seiten des Thales; es ist das heutige Akhlat [1]). Die Schlucht ist kalt und rauh, die Aussichten phantastisch und wild. Hatten wir soeben die idyllischen Landschaften, wie sie Claude Lorraine gemalt hat, durchwandert, so befanden wir uns sodann in dem strengen Gebiete des Salvator Rosa.



Plan der Ruinen von Akhlat.

An den Seiten des befestigten Plateaus sind halb eingestürzte Grotten ausgehöhlt. Die Hütten, unter denen wir unser Obdach suchten, sind gleichsam nur die Vorderseiten solcher Grotten. Ein Armenier bot uns seine Wohnung an, die beinahe noch erbärmlicher aussah als die übrigen Häuser; aber der enge Flur führte zu

1) Auch Akhlat ikindschi oder das zweite Akhlat genannt im Gegensatz zu Donus.

einer weiten Grotte. Das Haus ist in Form eines Rechtecks gebaut, dessen eine Längsseite weiter in den Berg hineingeht und auf diese Weise den Stall bildet.

Im Hintergrund der Grotte enthält ein Backtrog aus vulkanischem Stein einen Vorrat Mehl; zur Seite führt eine Treppe zu einer Plattform, die selbst zu geheimnisvollen Orten dringt, wohin wir nicht gelangen konnten. An den Seitenwänden der Grotte sind einige armselige Hausgeräte aufgestellt. Der Tandur nimmt die Mitte der Wohnung ein, und wir nahmen dicht bei demselben Platz. Das Gewölbe der Grotte bildet einen elliptischen Halbcylinder. Die Atmosphäre darin war warm, dumpf und reich an Düften.

Akhlat ist eines der ärmsten Dörfer, das wir bis dahin gesehen hatten. Die armenische Bevölkerung ist äußerst armselig. Junge Mädchen von fünfzehn Jahren laufen fast nackt umher; niemand konnte uns auch nur einige Nahrungsmittel liefern. Und dennoch liegt Akhlat in einer bevorzugten Gegend. Außerhalb der Schlucht, wo die Sonne im Winter kaum hineindringen kann, ist das Klima des Gebietes von Akhlat sehr mild. Die Gärten bringen berühmte Früchte hervor. Die Pfirsiche und die Äpfel erreichen eine bedeutende Größe und waren früher bis nach Aderbeidschan hin bekannt.

Deyrolle, der mitten im Sommer das Plateau von Prkuz nach Akhlat durchwanderte, schreibt: „Nach einem kurzen Aufenthalt in Prkuz wandten wir uns gegen Akhlat und durchreisten eine sehr gut angebaute Hochebene, wo der Weizen so schön und so regelmäßig gesäet war, daß ich mich in einen der reichsten Orte der Beauce (heute Eure et Loire) in das Gebiet einer Ackerbauschule, mitten in eine vollkommene Landwirtschaft versetzt glaubte[2])."

Was nützt aber einem Lande seine Fruchtbarkeit, wenn die Ernte, die heute vielleicht gut eingebracht wird, eine Reihe von Jahren hindurch regelmäßig eine Beute der Diebe wird? Seit der Reise Deyrolles haben kurdische Stämme Akhlat stets als Ziel ihrer Raubzüge betrachtet und die Bevölkerung dahin gebracht, daß sie nicht mehr anbaut, als was sie unbedingt zum Leben notwendig haben muß.

In geographischer Hinsicht reicht das in der Ecke des Sees gelegene Akhlat Bitlis, Musch und Melasgerd die Hand und könnte schon dadurch ein wichtiger Handelsplatz statt einer Wüste sein.

Auch hat Akhlat in dem Altertum bereits eine bedeutende Rolle gespielt.

Die Zeit seiner Gründung kann nicht angegeben werden; nur weiß man durch die Angaben der orientalischen Schriftsteller, daß es in dem armenischen Distrikte von Pesnuni (Deyrolle schreibt Kesnuris und Texier Pernuni) enthalten war. Der armenische Name war Khlat; aber der arabische und türkische ist Challat oder besser Akhlat.

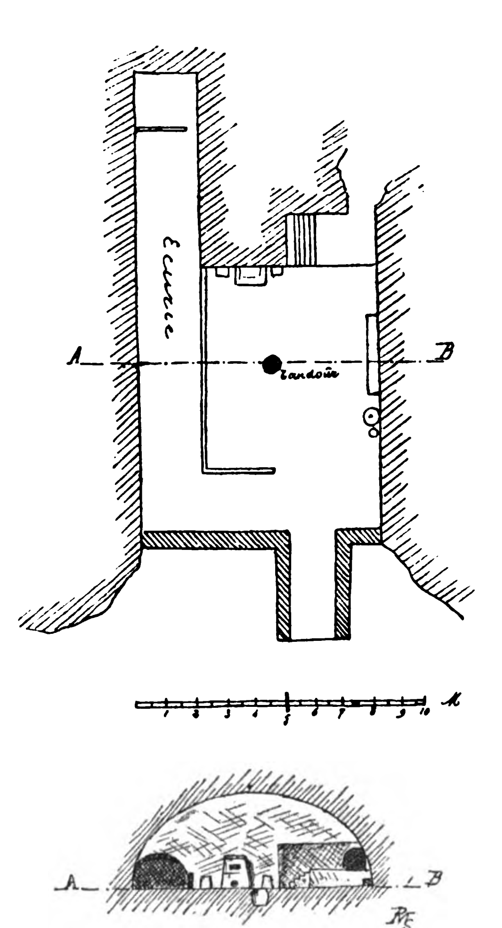
Unter diesem Namen ist die Stadt am meisten bekannt; denn seine historische Entwickelung knüpft sich an die mohammedanischen Einwanderungen. Die Khalifen, deren Waffen bereits das kleine Armenien bis Malatiyeh unterjocht hatten, und die bereits in die mit dem Wansee in Verbindung stehenden Thäler vorgedrungen waren, bemächtigten sich Akhlats im neunten Jahrhundert.

1) Barb, nach Scheref. Juliheft 1859. S. 18.
2) Tour du monde XXX, 286.

Die byzantinischen Kaiser verjagten die Muselmanen (993) und behaupteten diesen Platz einige Jahre. Aber sie konnten die Angriffe der eingeborenen Fürsten nicht aushalten, die ohne Zweifel von den Seldschukiden unterstützt wurden; Akhlat wurde das Jahrgehalt kurdischer Fürsten, die hier vorübergehend Dynastien gründeten. Eine von diesen, die Dynastie der Merwaniden, herrschte zugleich in Diarbekr und in Akhlat. Ihre Tyrannei wurde schließlich so unerträglich, daß die Einwohner von Akhlat es vorzogen, sich den Türken in die Arme zu werfen. Sie ergaben sich dem Sokman el Kotbi, einem der mamelukischen Anführer des Seldschuken Kouthb-ud-din-Ismael. Sokman vertrieb die Merwaniden und ließ sich im Jahre 1099 als König von Akhlat mit dem Titel Schah Arman, König von Armenien, ausrufen.

Akhlat ward also während eines Jahrhunderts die Hauptstadt einer Dynastie, die fälschlich eine seldschukische genannt wird. Es war in den Zeiten, wo die Khalifen, die ziemlich kraftlos waren, überall auf ihre Kosten ähnliche Dynastien erstehen sahen. Es war dies eine Zeit der Kämpfe, wo sie ihre Macht kaum behaupten konnten; so lagen auch die Seldschukiden von Akhlat beständig im Kampfe mit ihren Nachbarn. Aber diese Kriege hinderten sie nicht daran, ihrer Hauptstadt äußerlich aufzuhelfen und sie zu großem Glanze zu bringen. Die Monumente, deren Ruinen man noch heute bewundert, reichen in jene Zeit hinauf; sie sind also beinahe Zeitnossen derer von Ani; übrigens tragen alle sehr deutlich das Gepräge eines und desselben künstlerischen Einflusses.

Im Jahre 1207 vernichtete ein kurdischer Fürst aus der Familie Saladins, Malek-el-Ohad-Ayub, die seldschukidische Dynastie und nahm den Thron ein.



Plan u. Durchschnitt unserer Grotte in Akhlat.

Bald mußte Akhlat die Angriffe des schrecklichen Dschelal-ud-din-Charesm-Schah zurückschlagen und eine zweijährige vergebliche Belagerung durch denselben aushalten.

Im Jahre 1229 (626 der Hedschra) kam er zum dritten Male; die Belagerung wurde schrecklich. Die Blokade dauerte den ganzen Winter; zwanzig Kriegsmaschinen griffen die Mauern von der Seeseite an. Aber die Verteidiger verzagten nicht eher, bis sich zu der Belagerung der Hunger gesellte; das Brot wurde mit Gold aufgewogen, und Hunde galten als Leckerbissen. Aller Hilfsmittel beraubt,

wurden die Verteidiger liederlich; Dschelal nahm die Stadt mit Sturm. Die Horden Dschingiskhans entrissen sie ihm 1245. Damals wurde Akhlat die Apanage einer georgischen Prinzessin, die an einen Fürsten aus der Familie Saladins verheiratet war. Der Krieg hatte ohne Zweifel schon viele Ruinen geschaffen. Im Jahre 1247 zerstörte ein Erdbeben noch einen großen Teil der Baudenkmäler. Endlich bemächtigte im Jahre 1548 (955 der Hedschra) sich der persische Schah der Stadt und ließ die Festung (Nr. 5 des Planes) vollständig schleifen. Später gründete Soliman Ghasi eine neue Festung am Ufer des Sees (Nr. 1), die aber niemals eine Bedeutung erlangt hat.

Nach diesem historischen Streifzug wollen wir zu unserer Grotte zurückkehren; da es schon zu spät war, die Ruinen zu besuchen, wollten wir den kommenden Tag diesem Zwecke widmen.

Wir hofften, allein unsere Wohnung einnehmen zu können. Mit einigem Mißtrauen bemerkten wir indes, daß man uns nur den besten Teil derselben abgetreten hat. Wir ließen uns neben dem Tandur nieder. Ich begann mit dem Ausfüllen meines Reisejournals und machte eine barometrische Aufnahme. Während dieser Zeit ließ Hyvernat sich von unserm kleinen Chaldäer Lazarus die Stiefel ausziehen. Dieser benahm sich dabei aber so ungeschickt, daß auf einmal sich vier Beine in die Luft hoben und in ihren Fall Tisch, Tintenfaß, Barometer, kurz unsere ganze Einrichtung verwickelten. Jeder von uns half unter der denkbar größten Heiterkeit unsere Sachen in Ordnung bringen. Nach vielleicht fünf Minuten wollte ich meine Barometer in ihre Etuis bringen, aber ich konnte eines derselben nirgendwo finden, wiewohl ich alles durchsuchte, sogar den Tandur.

Während dieser Zeit spielte sich am Ende der Grotte eine typische Szene ab. Der Hausherr zog Huschanna zur Seite und vertraute ihr als großes Geheimnis an, daß er gegen ein gutes Backschich uns wieder zu unserm Barometer verhelfen wollte. Huschanna, die ahnte, um was es sich hier handelte, versprach ihm lächelnd das verlangte Trinkgeld. Der Hausherr zeigte ihr darauf mit dem Finger seinen Bruder, der auf der Plattform im Hintergrund der Grotte verborgen und damit beschäftigt war, das Barometer in einer Kiste zu verstecken. Hier lag also offenbarer Diebstahl vor, der um so schwerer war, als die Diebe uns die Gastfreundschaft angeboten hatten. Der Lump hatte gesehen, wie das Barometer in den Tandur fiel, und sich mit wirklicher Diebesschnelligkeit desselben bemächtigt, ehe wir so viel Zeit hatten, es zu bemerken; das Kupfer der Einfassung hatte er für Gold angesehen und sich davon viel versprochen. Wir forderten gebieterisch und mit Zorn die Rückgabe unseres Barometers. Ich ergriff dasselbe und beschäftigte mich damit zu untersuchen, ob die Asche und die Wärme des Tandurs ihm keinen Schaden zugefügt hätten, so daß ich darüber den Dieb ganz vergaß, und Hyvernat also die Rolle des Richters übernehmen mußte.

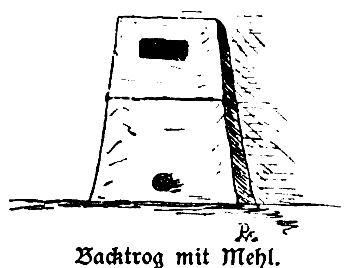
Dieser begann die Ausübung seines Amtes damit, daß er den Dieb mit Kolbenstößen so traktierte, als sei er einer unserer Zabtiehs. Kaum war die Sache klar, so stürzte er sich auf den Spitzbuben und zerschlug ihn mit Hilfe unserer Leute erbärmlich. Sein Bruder, unser Gastwirt, war so naiv, gerade diesen Augenblick zu wählen, um sein Trinkgeld zu verlangen, und den Dieb damit zu entschuldigen, daß das Barometer ihnen gehöre von dem Augenblicke an, da es in den Tandur ge-

fallen sei. Um dem Kerl die Gesetze der Gastfreundschaft kurz zu erläutern, versetzte ihm der Zabtieh einen mächtigen Schlag auf den Kopf; dann wurden beide mit Knüttelschlägen hinausgetrieben, während sie aus vollem Halse schrien: „Tandura düschti, Tandura düschti“ — es war in den Tandur gefallen, es war in den Tandur gefallen.

Die Exekution hätte genügt; aber unsere Leute waren im Zorn. Die Zabtiehs wollten ihren Eifer bezeigen, und da die Schlägerei einmal begonnen hat, könnten wir ihr keinen Einhalt thun. Der Dieb wurde zu dem andern Zabtieh geführt, der den Grad eines Schiauch (Sergeanten) bekleidete; dieser wollte nicht hinter den andern zurückbleiben und verabreichte dem Dieb wieder eine derbe Tracht Prügel; darauf ließ er ihn sich hinlegen und fesselte ihm die Hände. Dem armen Teufel ist übrigens hart mitgespielt worden, so daß er ganz angeschwollen ist. Es sind dies brutale Vorgänge; aber sie sind in der Natur der dortigen Gebräuche begründet, und derjenige, der nicht zu solchen Maßregeln greift, wird verachtet und bestohlen. Im übrigen wird unser Dieb sich morgen erholt haben, und für einen Armenier, der von den Türken keine gute Behandlung gewöhnt ist, wird er sagen müssen, daß er noch glimpflich genug davon gekommen ist.

Wir dagegen zogen unsere Revolver und erklärten aufs feierlichste, daß der erste, der das Unglück haben würde, in unsere Grotte zu kommen, unfehlbar eine Kugel durch den Kopf bekäme; dann machten wir Anstalten, uns zur Ruhe zu begeben.

Jetzt ereignete sich ein neuer Zufall: Hyvernat fiel in den Tandur. Glücklicherweise verletzte er sich nicht dabei, so daß unser Lachen gerechtfertigt war.



Backtrog mit Mehl.

Vor der Szene mit dem Barometer hatte unser Gastwirt ein Päckchen gebracht, dessen Inhalt er uns zeigen wollte. Er kauerte vor uns nieder, nahm eine feierliche Miene an und begann das Päckchen zu enthüllen. Mit einer feierlichen Langsamkeit nahm er von dem Päckchen neunundzwanzig Taschentücher, wobei er sich noch jedesmal unterbrach, und bei dem 29. zeigte er uns ein Evangelienbuch aus der ersten Ausgabe der Mechitaristen von Venedig. Diese Achtung hatte etwas Rührendes an sich, aber die 29 Taschentücher setzten unseren Ernst auf eine harte Probe. Es ist wohl nicht nötig zu sagen, daß das Evangelienbuch noch niemals durchblättert worden ist, da sein Eigentümer gar nicht lesen kann.

29. November.

Wir widmeten den Tag dem Besuche der ringsumher zerstreuten Ruinen.

Am Morgen stiegen wir das Thal hinauf bis zu dem Dorfe Matawantz [1]), das ungefähr eine halbe Stunde von dem Weg nach Akhlat entfernt liegt. Das Thal ist nur eine enge Schlucht, wo das Ungestüme des Gießbaches und die großen Einstürze vulkanischer Felsen zuweilen ein schauerlich-schönes Gemälde bilden. Das Hauptinteresse aber beanspruchen auf dem Wege die zahllosen in den Felsen eingehauenen Grotten. Viele sind schon eingestürzt; die Ausdehnung ist auch verschieden.

1) Matawantz oder besser Matnawantz.

Man kann wohl mit Recht diese heute verlassenen Wohnungen als den ältesten Kern der Stadt Akhlat ansehen; aber ein Irrtum wäre es, die Periode, wo die Gesamtheit der Wohnungen auf diese Weise hergestellt wurde, in die vorhistorische Zeit zu verlegen. In jenen Gegenden kennt man mehrere unterirdische Städte. Ani hat sein Grottenviertel, und in Georgien trifft man in der Nähe von Gori und auch noch sonst verlassene unterirdische Städte, deren Ruinen Zeugnis ablegen von einer ziemlich weit vorgeschrittenen dekorativen Kunst. Ich glaube den Daseinsgrund dieser Art Wohnungen in den Bedingungen des Klimas und des Terrains suchen zu müssen und nicht in der Tradition der Troglodyten. Zwischen der natürlichen Grotte, in welcher der Troglodyte hauste, und diesen unterirdischen Wohnungen besteht ein sehr großer Unterschied, der den sozialen Zustand in seiner größten Wildheit von einer ziemlichen hohen Stufe der Civilisation trennt.

Was die Bedingungen des Terrains und des Klimas betrifit, so schreibe ich gerade diesen die größte Bedeutung zu. Rom mit seinem Untergrund von Tuffstein, der leicht zu bearbeiten und dabei doch solid ist, hat ein unterirdisches Netz von Katakomben, die zusammen mehrere hundert Kilometer Länge aufweisen. Es scheint mir natürlich, daß in einem Lande, wo die Winter streng und die Sommer sehr heiß sind und wo frühzeitig Mangel an Brennholz entstand, man sehr bald auf den Gedanken kam, unterirdische Wohnungen anzulegen, zumal auch hier der Felsen leicht auszuhöhlen ist und später durch die Berührung mit der Luft verhärtet, so daß solche Wohnungen eine Ewigkeit dauern konnten. Ein anderer Vorteil war der, daß in diesen Wohnungen sich die Temperatur stets ziemlich gleich blieb, so daß sie im Sommer kühl und im Winter warm erscheinen mußte.

Die Wohnungen von Matawantz, stufenförmig an den Seiten der Schlucht angebracht, sind beinahe alle unterirdisch. Eine alte armenische Kirche, die malerisch an dem Felsen gleichsam angeklebt ist, überdacht das linke Ufer des Gießbachs. Auch diese Kirche ist zum großen Teile in dem Felsen ausgehöhlt.

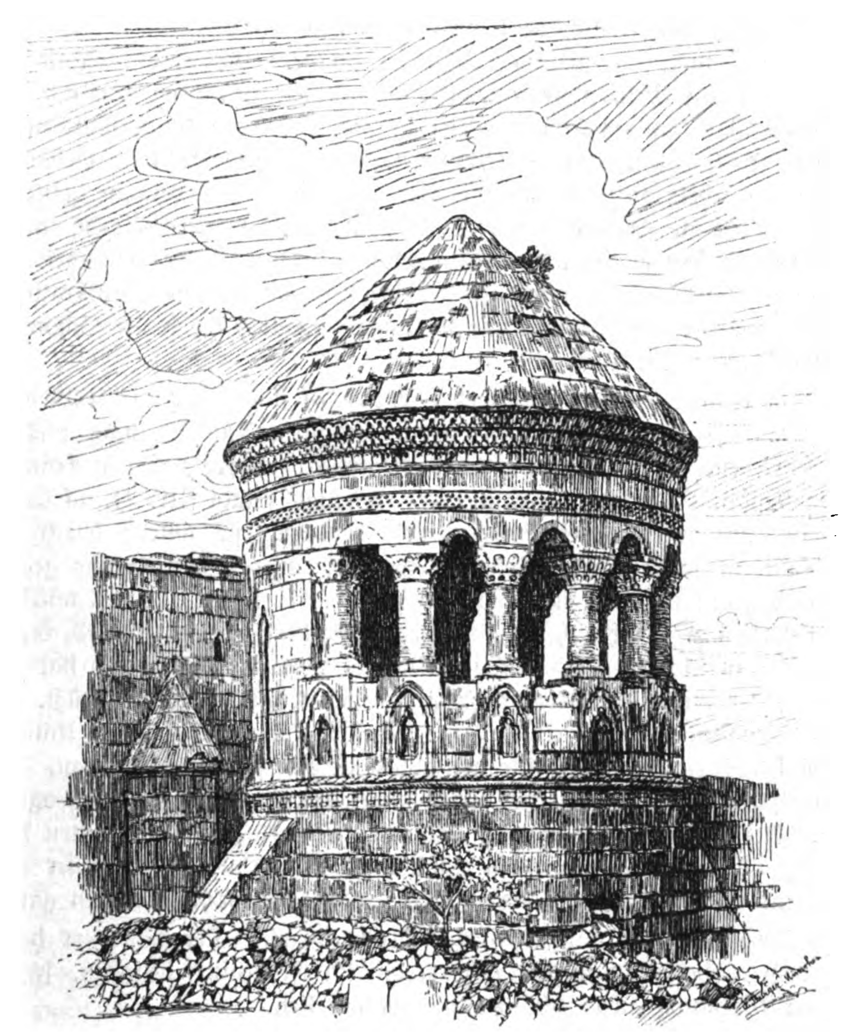
Auf dem Rückweg von Matawantz erkletterten wir das bereits erwähnte Plateau (Nr. 5 des Planes). Dieses Plateau beherrscht die Verbindung des Hauptthales mit einem kleinen Seitenthale ohne Wasser, in das der Pfad nach Adeldschiwas hinabführt. Im Norden ist es von dem oberen Plateau durch eine leichte, vielleicht künstlich angelegte Senkung getrennt. Hier erhob sich ehemals die Festung und ganz gewiß auch das Palais des Sultans von Akhlat. Der persische Schah, der diese Bauwerke im Jahre 1548 zerstörte, ließ keinen Stein auf dem andern, und heute geht der Pflug über jene historisch merkwürdigen Stellen.

Wahrscheinlich sollte Akhlat, wie heute Wan, ein großes unbefestigtes Gärtenviertel mit zerstreut liegenden Wohnungen bekommen. Diese Annahme scheint mir schon aus dem Grunde sehr wahrscheinlich, da man nirgendwo eine Spur von einer Umwallung findet, die bestimmt gewesen wäre, Akhlat einzuschließen [1]).

---

1) Ich bin übrigens der Ansicht, daß diese Einrichtung von „Gärten" auch bei viel ältern Städten, z. B. bei Ninive, im Gebrauch gewesen ist. Abgesehen davon, wie weit die uns erhaltenen Beschreibungen von Ninive auf Wahrheit beruhen, so scheint es doch unmöglich, daß die ganze Stadt innerhalb der heute noch sichtbaren Umwallung gelegen habe. Dieser Wall war wahrscheinlich dazu bestimmt, die Stadt des Königs zu umgeben. Da man keine andere Befestigungen aufgefunden hat, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß die Stadt des Volkes

Zwischen der alten Festung und dem „Meere“ dehnt sich ein großer mohammedanischer Kirchhof aus. Dieser hat mehr Gnade gefunden als die Wohnungen der Lebenden, und man kann sich eines eigentümlichen Gefühls nicht erwehren,



Turbeh des Sultans Bayandur.

wenn man inmitten aller Ruinen die Gräber unversehrt findet. In Wirklichkeit ist von Akhlat nichts übrig geblieben als die Gräber.

---

ohne Befestigungen war und mit ihren „Gärten“ eine große Strecke Landes bedeckte. Babylon war ganz mit Mauern umgeben. Aber die ans Wunderbare grenzende Ausdehnung seiner Befestigungen — die ungefähr fünfhundert Quadratkilometer einschlossen — zeigt doch klar, daß diese Mauern nicht bloß eine Stadt in dem strengen Sinne des Wortes eingeschlossen haben, sondern auch eine sehr große Zahl von „Gärten“. Diese Ansicht wird zudem heute fast überall angenommen.

Zunächst befindet sich hier der große Friedhof des Volkes (Nr. 4); die mehr als zwei Meter hohen Grabsteine, die durchweg mit schönen Inschriften bedeckt sind, zeigen eine merkwürdige Übereinstimmung; hier findet sich der Charakter der Geschichte Akhlats wieder: nämlich eine große Blüte in einer kurzen Periode. Inmitten dieser Gräber finden sich zwei Grabmäler (Turbehs).

Zwar findet man die schönsten Turbehs an dem Pfade nach Adeldschiwas. Das Grab des Sultans Bayandur (eines der tartarischen Häuptlinge, die sich Akhlats im fünfzehnten Jahrhundert bemächtigten) ist ein wahres Schmuckkästchen (Nr. 3 des Planes). Vor einem auf rechteckiger Grundlage aufgeführten Gebäude mit strengen Formen erhebt sich ein zylindrisches Häuschen, das beinahe ganz durchbrochen ist. Elegante Säulchen tragen Kapitäle mit kurzen Kelchen, an deren Enden ein äußerst fein gearbeitetes Kranzgesims verläuft. Das Häuschen ist mit einem konischen Steindach gekrönt. Im Laufe der Zeit hat dieser rotbraune, feinkörnige Stein wärmere Farbentöne angenommen, wodurch die ganze Schönheit der Arbeit wunderbar erhöht wird [1]).

Auf dem rechten Ufer des Stromes (Nr. 7 u. 8) finden sich die Ruinen zweier Turbehs. Sie waren von viereckiger Form und dem Anschein nach viel größer als das beschriebene. Das eine von diesen Grabmälern wird von den Einwohnern Turbeh des Hassan Padischah genannt. Die befestigte Stadt (Nr. 1) an dem Ufer des Sees, ist, wie wir gesehen haben, mehr modern; sie wurde durch Sultan Soliman Ghasi im Jahre 975 der Hedschra = 1564 unserer Zeitrechnung gegründet. Wahrscheinlich schien in dieser unruhigen Zeit, wo die Festung erbaut wurde, das System der Gärten zu gefährlich, so daß die Umwallung bestimmt ward, die Mehrzahl der Häuser zu schützen. Obwohl ihr Umfang ziemlich klein ist, so hat sie doch wahrscheinlich der durch die Kriege sehr gesunkenen Einwohnerzahl genügt.

Heute bewohnen nur noch einige arme Familien diese Ruinen. Die Umwallung schließt zwei Moscheen ein. Die eine von ihnen ist ein quadratischer Bau, der von einer zylindrischen Kuppel überragt wird und innerhalb durch Spitzbogen verbunden ist. Der Portikus ist gänzlich zerfallen. Die Kuppel der zweiten Moschee ist auswendig achteckig und inwendig zylindrisch. Der Portikus ist besser erhalten als bei der andern. Ornamente bieten diese beiden Moscheen sozusagen gar keine.

Gegen Abend kehrten wir zu unserer Grotte zurück. Der Hausherr hatte die Szene von dem vorhergegangenen Abend zu gut im Gedächtnis behalten, so daß er uns in seiner Wohnung allein schalten und walten ließ.

Nach dem Abendessen präsentierten sich uns kurdische Musiker in Begleitung von zwei jungen Tänzern. Die Musiker bedienen sich der Kiamantscha oder kurdischen Viola und des Tamburins. Jeder der Tänzer besitzt eine Kastagnette.

---

1) Von dem Grabmal (Nr. 3) habe ich eine Photographie genommen. Leider hatte die Platte zu sehr durch die Feuchtigkeit gelitten, so daß die Hauptmotive des Schmuckes von dem Zeichner nur in schwachen Umrissen angedeutet werden konnten. Die Inschriften der verschiedenen Turbehs konnte ich leider nicht entziffern. Deyrolle, der in seinem Werke „Tour du Monde" (XXX. 287) die Namen der unter diesen Grabmälern ruhenden Fürsten angiebt, hat leider keinen Plan von Akhlat, so daß ich die Identität der Gräber nicht feststellen konnte. Bloß das abgebildete konnte ich mit Bestimmtheit wieder erkennen nach Layards Werk: „Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon" S. 25.

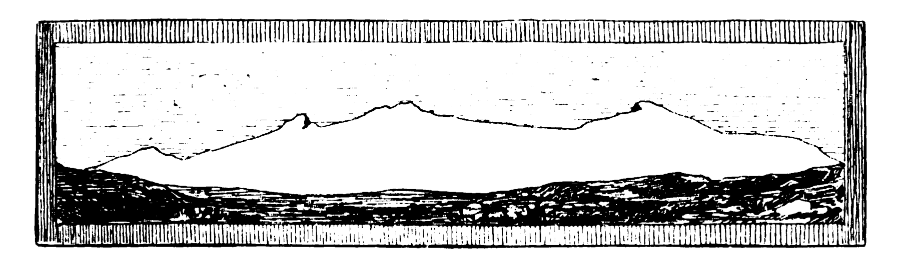
Die Tänzer sind Knaben von zehn bis zwölf Jahren, bekleidet mit langen Gewändern. Die Tänze sind ziemlich mannigfaltig, aber der Gesang, womit er begleitet wird, ist einförmig. Neben dem wilden Schütteln zeigen sie auch anmutige und ganz gewandte Bewegungen. Diese barbarische Musik, die durch das Echo der Grotte noch verstärkt wurde, und diese Tänze bei dem flackernden Lichte bildeten ein fremdartiges und zugleich künstlerisches Schauspiel.

Bei näherer Betrachtung schwand indes jeder Zauber und machte einer tiefen Traurigkeit Platz; denn die bekannte Sittenlosigkeit der Türken legt diesen Kindern schändliche Bedingungen auf und macht sie zum Spielball der niedrigsten Leidenschaften.

30. November.

Um sieben Uhr fünfundvierzig Minuten reisten wir ab. Der Himmel war bewölkt und die Temperatur ziemlich warm, was uns nichts Gutes zu verkünden schien.

Von Akhlat nach Tadwan sind sechs Wegestunden. Der Weg war ausgezeichnet und ganz frei von Schnee. Es bot sich uns kein weiteres Hindernis als eine Anzahl von Bächen, die zwar ziemlich groß sind, aber doch durchwatet werden konnten.



Nimrud-Dagh.

In der ersten Zeit des Marsches blieben wir in einer schmalen Ebene, die jedweden Charakters entbehrte. Gegen Osten bemerkten wir die Ufer des Sees, die hier niedrig und sumpfig sind; nach Westen zu schließt der Nimrud die Landschaft ab.

Seine Masse erhebt sich ungefähr tausend Meter über den See, doch erscheint sie schwerfällig und nicht anmutig; aber man kann sich eine ziemlich genaue Rechenschaft über die ungeheure Ausdehnung seines Kraters geben, der gewöhnlich als der zweitgrößte auf der Erde angenommen wird.

Wie der Sipan hat auch der Nimrud seine Legende. Nimrod, der gewaltige Jäger vor dem Herrn, hatte seine Winterwohnung in Roha aufgeschlagen; um der Hitze des Sommers zu entgehen, baute er sich auf dem nach ihm benannten Berge ein wunderbar schönes Schloß. Aber durch seinen Stolz rief er den Zorn Gottes hervor; auf Befehl Allahs senkte sich der Gipfel des Berges, verschlang das Schloß und seine Bewohner und bildete einen See von 1500 Ellen Tiefe und 3000 Parasangen Umfang [1]).

1) Die Parasange, über deren Größe keine Übereinstimmung herrscht, bildete die Strecke, die ein Mensch ungefähr in einer Stunde zurücklegen konnte, also vier bis fünf Kilometer. Heute zählt die persische Parasange 3,5 Kilometer.



Nach einem einstündigen Marsche erreichten wir eine anmutige Bucht, die nach Norden zu von einem isolierten, felsigen Vorgebirge abgeschlossen wird. An dem südlichen Ufer dieser kleinen Bucht bildet das Dorf Keswack das Pendant zu dem Vorgebirge. Das Dorf scheint aufzublühen. Wir fanden hier zum ersten Mal seit Giangetschin statt der flachen Terrassen spitze Dächer aus Stampferde.

Keswack hat eine alte armenische Kirche von hübscher Bauart. Sie ist in Form eines griechischen Kreuzes erbaut und von einer Kuppel überragt; die Seitenschiffe sind Gewölbe mit Bogen, die sich alle auf die vier Pfeiler stützen, welche die Kuppel tragen.

Während wir die Kirche besahen, kam ein nach europäischer Art gekleideter Armenier zu uns, der sich für einen englischen Diener ausgab. Bescheidenheit war



Unsere Wohnung in Tadwan.

seine starke Seite nicht, denn er wußte uns so viel verdienstvolle Thatsachen zu erzählen, die er alle gethan haben wollte. Er beendigte seine Erzählung damit, uns einen Handel vorzuschlagen. Er bot uns ein Pferd an, eine Flinte und noch mancherlei Artikel, die wir indes nicht gebrauchen konnten. Wir ließen ihn schließlich stehen und setzten unsern Weg fort.

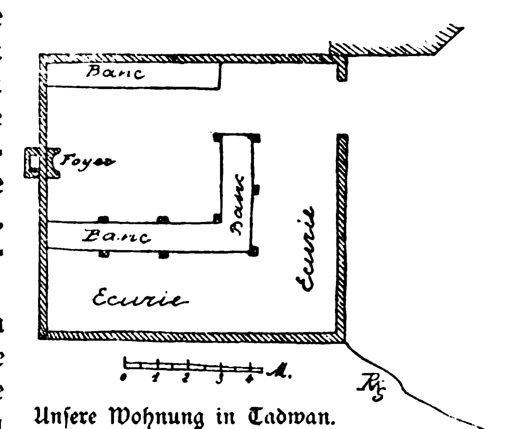
Der letzte Teil des Weges ist viel malerischer, aber auch schwieriger. Aufsteigen wechselte mit Absteigen ab. Überall, wo der Weg durch eine Schlucht führte, zwangen uns Anhäufungen des Schnees, einen Umweg zu nehmen. Zum Glück hatte das Tauwetter uns den Rest des Weges ziemlich freigemacht; wären wir acht Tage früher gekommen, so hätten wir wahrscheinlich nicht durchkommen können.

Der Nimrud-Dagh erscheint in dem Maße majestätischer, je mehr man sich der Bai von Tadwan nähert, deren anmutige Eiform hier das äußerste Ende des Sees bildet. Man kann hier bald die Wasserscheide zwischen dem Becken von Wan und dem Becken des Tigris merken. Sie ist zwar von solch geringer Höhe und so

wenig hier am richtigen Platze, daß man unwillkürlich eine Spalte sucht, wodurch das Wasser zum Wansee abfließen kann.

Tadwan, ein kleines armenisches Dorf, ist ganz nahe an dem See erbaut; gegen Süden erhebt sich über ihm ein felsiges Vorgebirge, das ehedem eine Festung trug. Leider war der Himmel bewölkt; bei klarem Wetter muß sich gerade von diesem Vorgebirge eine herrliche Fernsicht bieten, die den größten Teil des Wansees umfaßt, dessen Ufer hier konvergieren [1]), dann aber auch sich auf die beiden Riesen oder — die Bezeichnung ist treffend — die Väter des Sees erstreckt, auf den Nimrud und den Sipan.

Einige Minuten von dem Dorfe entfernt liegt unter Ulmen versteckt ein alter armenischer Kirchhof. Dem Anscheine nach besteht zwischen den hier ruhenden Generationen und der, die augenblicklich in den armseligen Hütten des Weilers ihr klägliches Dasein fristet, kein verwandtschaftliches Verhältnis; denn der Kirchhof wird gleichsam als ein unheilvoller Ort von der Bevölkerung gemieden. Um so mehr macht aber die Natur hier ihre Rechte geltend, und die Ulmen bringen einen Grabstein nach dem andern zum Falle, indem sie ihre Wurzeln zwischen die Gräber weiter ausdehnen. Dieser Friedhof muß sehr alt sein; denn die Kreuze und Sarkophage besitzen ein Aussehen, das uns bis jetzt noch nirgendwo begegnet ist.



Unsere Wohnung in Tadwan.

Das Wetter taute auf, und infolgedessen wurden die Straßen Tadwans in ekelhafte Schlammlöcher verwandelt. Was unsere Wohnung betrifft, so reproduziert sie den unveränderlichen Typus eines bewohnbaren Pferdestalles. Eine Bank, die an hölzerne „Säulen" angelehnt ist, welche das Dach tragen, grenzt das „Haus" ab, während die Rückenlehne der Bank das „Haus" von dem Pferdestalle trennt. An diese Rückenlehne werden die Tiere angebunden. Wenn es ihnen um eine Unterhaltung mit ihren Herren zu thun ist, brauchen sie bloß den Kopf zwischen den ziemlich weit von einander entfernten Querstäben der Rückenlehne durchzustrecken. Mein Pferd Dschamusch schien sehr begierig nach Unterhaltung zu sein; freilich war das Hauptmotiv seine unersättliche Feinschmeckerei; so erfaßte es auch hier alles, was ihm unter die Zähne fiel, und bald ertappte ich es, wie es sich über mein Feldbett hergemacht hatte.

1) In Tadwan trennen sich: Der Weg von Bitlis nach Wan, der südlich um den See herumgeht, und der Weg von Bitlis nach Wan nördlich um den See. Dieser letztere hat allein Ruinen von Karawansereien bewahrt. Zur Zeit Taverniers ging die Reise immer über Tadwan, Akhlat, Ardschisch, so daß Tavernier keinen andern Weg zu kennen scheint, auf dem man Wan erreichen kann, da er sechs Tagereisen von Tadwan nach Wan rechnet, (wahrscheinlich wenn man sich in Ardschisch einschiffte, um den Weg um den See von Ardschisch herum zu ersparen). Vergleiche Tavernier L. III. c. 3.

1. Dezember.

Um $7^3/_4$ Uhr reisten wir bei einem unfreundlichen Wetter ab. Das Auftauen ging weiter vor sich, so daß die ganze Atmosphäre von einer kalten, durchdringenden Feuchtigkeit erfüllt war. Nach Verlauf einer kleinen Stunde hatten wir für immer diese reizenden Ufer des für uns so erinnerungsreichen Sees von Wan verlassen. Ob es dieser Gedanke war oder das unfreundliche Wetter oder vielmehr die Verbindung der beiden Umstände, kurz, wir waren traurig gestimmt und stiegen melancholisch den sanften Abhang hinauf, der zu der Wasserscheide von Tadwan führt. Um zu ihr zu gelangen, bedurften wir ungefähr einer Stunde; nach dem Barometer liegt sie ungefähr hundert Meter höher als das Niveau des Sees. Die barometrische Höhe von Tadwan war: 618,5 Millimeter; die Höhe des Passes 610 Millimeter.

Diese Wasserscheide bildet ein großes Plateau, das von hohen Bergen eingeschlossen ist, die gleichsam drei Durchlässe bilden. Der breiteste ist der, durch den das Plateau mit dem See in Verbindung steht; der nördliche Durchlaß, durch den es mit dem Thale des Kara-Su, der den Distrikt von Musch bewässert, verbunden ist, hat keine so große Breite; der schmälste der dreien ist das nach Süden gerichtete Thal des Bitlis-Tschaï.

Der Schnee verhinderte uns, die Natur des Terrains zu bestimmen; aber tiefer hinab, wo derselbe verschwunden war, konnte man ganz deutlich die vulkanischen Ausflüsse erkennen, die das Thal anfüllen.

Obgleich ich kein Geologe bin, kann ich doch nicht der Versuchung widerstehen, hier eine kleine Hypothese aufzustellen.

Nach meiner Ansicht war zu der Zeit der größten vulkanischen Thätigkeit des Nimrud und des Sipan der Wansee von sehr kleinem Umfange und ergoß sich in den Bitlis-Tschaï; vielleicht existierte der See selbst nicht einmal in jener Zeit. Das Thal des Bitlis-Tschaï, das zu jener Zeit noch frei von vulkanischem Schlamme u. dgl. war, hatte infolgedessen auch eine größere Tiefe und stand mit dem Thale des Bendimahi-Tschaï und des Coschab in Verbindung. Eines Tages schnitt der Nimrud-Dagh mit seiner Lava das Thal des Bitlis-Tschaï ab und legte hierhin die schon erwähnte Schwelle' oder Wasserscheide von Tadwan, veränderte sein Relief durch die bedeutenden Lavaausgießungen stromabwärts sehr und schloß alles Wasser stromaufwärts in ein Becken ein, das heute Wansee heißt; von der vulkanischen Thätigkeit empfing auch das Wasser seinen besondern Salzgehalt.

Diese Hypothese schien mir annehmbar, auch schon aus dem Grunde, weil die verlängerte Form des Sees von der Mündung des Bendimahi-Tschaï bis zur „Schwelle" von Tadwan dafür spricht, und auch weil die Achse des Sees mit der Achse des Bitlis-Tschaï und des Bendimahi-Tschaï zusammenfällt, so daß es scheinen muß, als ob man auf dem Grunde des Sees dem alten, jetzt mit Wasser angefüllten Thale folgen könnte. Hierzu gehört nicht der südöstliche Teil des Wansees, jener Golf, in dessen Hintergrund Wan liegt, der wahrscheinlich ein unter Wasser gesetzter Teil der Thäler des Coschab und des Marmed-Tschaï ist. Die heute unter Wasser gesetzten Thäler hatten ohne Zweifel das Aussehen von Hochplateaus (wie man sie in dem oberen Teile des Zab (Albag) heute noch häufig antrifft) wodurch sich auch die große Breite erklären läßt, die der See annahm, als er die Thäler füllte.

Das von diesem Deiche eingeschlossene Wasser ist aber nicht hinreichend, um das große Becken ganz auszufüllen, bis zur Wasserscheide von Tadwan zu steigen und den alten Lauf durch den Bitlis-Tschaï wieder aufzunehmen. Die starke Verdunstung des Sommers, vielleicht auch der eine oder andere unterirdische Wasserablaß[1]) genügten, um den Zuflüssen das Gegengewicht zu halten, und so ist es gekommen, daß sich das Niveau des Sees ungefähr hundert Meter tiefer befindet als die „Schwelle" von Tadwan; aber da dieses Niveau von der Verdunstung und den klimatischen Veränderungen abhängt — also von Wärme und Regen — so genügen diese, um jetzt noch mehr oder weniger periodische Wechsel in dem Niveau eintreten zu lassen, deren Spuren sich an den Ufern des Sees wiederfinden, und die zu verneinen mir die beständige Versicherung der Uferbewohner verbietet.

Ich beanspruche selbstverständlich den Glauben der Leser an diese Hypothese nicht, wenngleich ich sagen darf, daß sie mich vollständig befriedigt.

Jetzt wollen wir zur „Schwelle" von Tadwan zurückkehren.

Dieses von hohen Gebirgen eingeschlossene Plateau mit seinen drei Wasserdurchlässen, die bereits erwähnt worden sind, ist der Gewalt der Stürme ganz besonders ausgesetzt; es ist dies die berüchtigte Ebene, vor der man uns in Wan so viel Furcht eingeflößt hatte. Der Schnee soll sich hier zu einer Höhe von vier bis fünf Metern aufhäufen. Und wirklich waren wir trotz des Tauwetters, das den größten Teil des Weges passierbar gemacht hatte, noch immer unangenehmen Überraschungen ausgesetzt. Unter einer harmlosen Schneedecke verbergen sich tiefe Löcher, so daß man sehr vorsichtig sein muß, wenn man nicht in dieselben fallen will. Von Tadwan aus bedarf man drei Stunden, um dieses Plateau zu überschreiten. Zuweilen kommt es auch vor, daß ein Wirbelwind größere Schneemassen aufstöbert und eine ganze Karawane darunter begräbt. Diese Landschaft rechtfertigt also ihren schlimmen Ruf vollständig; zu den Zeiten, wo man sich in dieser Gegend für die Reisenden noch etwas Mühe gab, hatte man auf diesem ungastlichen Plateau komfortable und elegante Khans eingerichtet.

Der erste Kahn befindet sich ungefähr anderthalb Stunden von Tadwan, ein wenig hinter der Wasserscheide[2]). Die Legende läßt die Gründung desselben vor vierhundert Jahren durch einen gewissen Khosru Pascha geschehen. Er ist eine wirkliche Festung, dieser großartige Bau aus Hausteinen. Das Innere des Khans setzt sich aus großen parallellaufenden Gängen mit spitzbogigen Gewölben zusammen, deren Pfeiler selbst durch gleichartige Spitzbogen verbunden sind. Dieser Khan ist mit einer beträchtlichen Zahl von Schornsteinen ausgerüstet. Man sieht deutlich, daß alles eingerichtet war, um den Reisenden lange Zeit ein Asyl gewähren zu

1) Die Hypothese der unterirdischen Abflüsse ist bis hierher willkürlich angenommen. Der ganz besondere Salzgehalt der Gewässer des Sees, der sich natürlich in dem Wasser eines solchen Abflußkanals finden müßte, würde das beste Mittel zum Beweise dafür bieten. Genau genommen kennt man aber bis heute keinen einzigen Bach, dessen Salzgehalt dem des Wassers aus dem Wansee entspricht. Layard, der das starke Ausströmen der Quellen von Meuks-Su bemerkt, sagt aber nicht und läßt auch nicht ahnen, daß dieselben salzhaltig sind. (Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon S. 416.)

2) Ainsworth (II, 373) giebt diesem Khan eine Höhe von 5690 Fuß (1734,5 Meter) und nennt ihn Bach-Khan (Khan mit dem Kopfe der Gewässer).

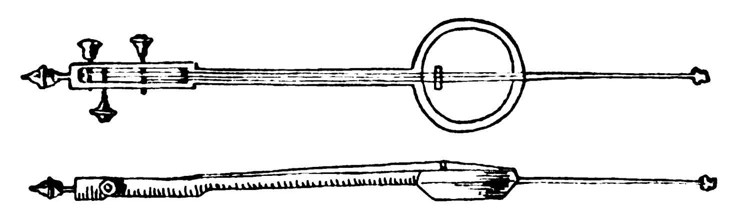


können; heute fällt alles langsam in Trümmer. Ungeachtet des Verfalles bildet auch heute der Khan noch einen schätzenswerten Zufluchtsort für manche Karawanen, die hier durch den Schnee oft Wochen lang eingeschlossen werden.

Von diesem Khan aus bietet der Nimrud-Dagh einen majestätischen Anblick, weil man hier sein Profil am besten sehen kann; seine Abhänge sind schroff und zerrissen, und von den schwerfälligen, plumpen Formen, die sein östlicher Abhang bietet, ist hier nichts zu merken.

Eine Wegestunde von dem Back-Khan befindet sich ein zweiter, dessen Bau so ziemlich an den des ersten erinnert, nur fehlen hier die Schornsteine.

Hier beginnt das Thal von Bitlis; der Strom fließt hier zwischen Basaltfelsen. Nach ungefähr einer Stunde trafen wir einen dritten Khan, der an dem Ufer des Flusses erbaut ist. Ein wenig weiter kündigt eine Art von Fahrweg die Nachbarschaft von Bitlis an. Er führt über eine Lage von vulkanischem Gestein, das ganz schwarz ist. Kaum erbaute Brücken, die auch schon dem Einsturz nahe sind, überspannen die Gießbäche. Endlich langten wir in Bitlis an.



Kurdische Kiamantscha.

Achtzehntes Kapitel.

Bitlis. Saïrd. Der Bohtan.

Bitlis; Lage; Gepräge. Ein Sonntag in Bitlis. Bauarten der Stadt; die niedrigen Viertel; die Festung und ihre Geschichte. Von Bitlis zu unserem Lager. Merkwürdiger felsiger Ausläufer, der durch zusammengehäufte Kalksteine entstanden ist; das Thal des Bitlis-Tschaï; Art der Ausbeutung der Wälder; eine Begegnung mit Briganten; ehemalige Bedeutung des Weges für den Handel. Dukhan; Unmöglichkeit, die Nacht dortselbst zuzubringen; wir reisten weiter und schliefen bei „Mutter Grün". Von unserm Lager nach Saïrd; ein schrecklicher Tag. Schwierigkeiten bei dem Marsche auf dem weichen Thonboden der Abhänge; Überfluß an Rebhühnern; immer Regen. Unordnung; Saïrd; die amerikanische Mission. Die Christen von Saïrd. Die Gegend des Bohtan; ihre natürlichen Hilfsmittel; ihre Armut; schändlicher Mißbrauch bei der Verteilung und Erhebung der Steuern. Eine patriarchalische Familie. Neue Formalitäten mit der Polizei. Ausflug zu dem Kloster von Deir-Mar-Yakub. Ein verlassenes Dorf vor den Thoren von Saïrd: die alte Stadt (Hadarwiß). Strike der Zabtiehs und die Veranlassung dazu.

Man wird wohl niemals eine Stadt in diesen engen Schluchten anzutreffen hoffen, wo die steilen und zerklüfteten Abhänge der Berge das Bett des Stromes ganz einschließen. Aber Bitlis ist die Hauptstadt[1]) von Kurdistan, und es ist darum auch ganz in der Ordnung, daß die Stadt das fremdartige Gepräge der Abenteurer und Banditen trägt, die sie beherbergt.

Ankunft 3 Uhr nachmittags.

Ein vulkanischer Felsen, eine Art erratischer Block, schließt das Thal ab; der Fluß fließt vollständig um denselben herum und bildet eine Art Insel, die mit dem übrigen Teile der Stadt nur durch eine schmale Landzunge verbunden ist. Dieser Felsen trägt eine heute zerfallene Festung. Nach allen Seiten hin von Bergen überragt, würde sich diese Festung schlecht gegen unsere heutige Artillerie verteidigen können; aber durch den Schutz seitens des Stromes und die steile Böschung konnte

---

1) Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß das Wort „Hauptstadt" nicht in der gewöhnlichen Bedeutung zu verstehen ist, sondern nur die bedeutendste Stadt bezeichnet. Niemals haben die in eine Anzahl von Stämmen zerfallenden Kurden eine eigentliche Hauptstadt nach europäischer Auffassung besessen.

sie vielleicht in der guten alten Zeit ein bedeutendes Hindernis für den Feind gewesen sein.

Xenophon kam hier mit seinen Zehntausend vorbei, erwähnt aber leider in seinem Werke „Anabasis" die Festung Bitlis nicht. Die Überlieferung schreibt die Gründung der Stadt Alexander dem Großen zu und weiß sogar die Offiziere zu nennen, denen die Bewachung der Stadt oblag [1]).

Das Schloß ist der Mittelpunkt der Stadt. Ein wenig stromaufwärts mündet auf dem rechten Ufer des Bitlis-Tschaï ein kleines Thal mit sanften Abhängen. Die Wohnungen liegen hier in Gärten zerstreut; das Ganze erscheint als eine Vorstadt von Bitlis. Die eigentliche Stadt liegt um das Schloß herum und stromabwärts, überall in den Abhängen, steigt die steilen Felsen hinauf und bietet dem Auge überall halsbrecherische Sträßchen, unglaubliche Anblicke, Häuser, die buchstäblich auf einander gebaut sind.

Da wir uns noch auf dem rechten Ufer des Bitlis-Tschaï befanden, mußten wir zunächst ein felsiges Vorgebirge erklettern, das die ganze Stadt beherrscht. Dieses Vorgebirge trägt das alte Schloß der kurdischen Beys, das heute zu einem Konak oder einer Präfektur umgewandelt ist [2]). Hier wohnt auch der Wali, dem wir aus politischen Rücksichten zunächst einen Besuch machen und unsere Schreiben überreichen wollten, um alle Scherereien zu vermeiden. Der Tabur Agassi führte uns ein.

Der Wali ist ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Er verstand leider kein Französisch; zum Glück trafen wir bei ihm einen Levantiner, der den wichtigen Posten eines Brücken- und Straßeningenieurs versah, und der bereitwillig als Dolmetscher fungierte. Der Besuch verlief sehr angenehm, und der Wali stellte sich ganz zu unserer Verfügung. Als charakteristisches Merkmal des Besuches können wir anführen, daß der Wali uns Zigaretten anbot, aber eingeschmuggelte.

Es blieb uns jetzt noch übrig, eine Wohnung aufzusuchen. Sahto war mit einer braven armenischen katholischen Familie bekannt und führte uns zu ihr. Zu diesem Zwecke mußten wir auf das linke Ufer des Flusses kommen, was so viel bedeutete, als in der Hauptstraße von Bitlis ein schreckliches Hin- und Herfallen auszuführen, dem auf der anderen Seite der Brücke ein peinlicher Marsch durch die Gäßchen des Bazars folgte, und diesem ein nicht weniger konfuses Steigen. Darauf kamen wir zu einer Art langen Terrasse, wo wir denn auch endlich unser Logis entdeckten. Es liegt auf dem Wege nach Saïrd ganz am Ende und beinahe außerhalb der Stadt. Wir wurden ganz liebenswürdig empfangen und in einem großen Diwan einquartiert, der nur das eine Unbequeme hatte, daß er zu groß und infolge dessen auch ziemlich kalt war.

Da es kaum drei Uhr war, so trugen wir die Briefe des Dr. Reynolds zu den amerikanischen Missionaren. Wir wurden auch hier gut empfangen, aber mit

1) Barb nach dem vierten Buche von Scheref. Phil. hist. Klasse der Kaiserl. Akad. der Wissenschaften in Wien. Juliheft 1859, 4.

2) Ainsworth giebt die Höhe dieses Konaks mit 5470 Fuß nach den barometrischen Beobachtungen an, nach dem Hypsometer auf 5000 Fuß; der Durchschnitt betrüge also 5235 Fuß oder 1595 Meter. Ainsworth a. a. O. II. 372.

liebenswürdiger Zurückhaltung, die diesen Herren eigen ist. Sie bedauerten, uns zum Diner für den kommenden Sonntag nicht einladen zu können, da die Sonntagsruhe sie daran verhindere. Die etwas zurückhaltende Unterredung lehrte uns nichts Neues.

2. Dezember.

Wir begannen den Tag, indem wir dem Gottesdienste in der kleinen Kapelle der katholischen Armenier beiwohnten. Kaum waren wir in unsere Behausung zurückgekehrt, als ein Adjutant des Walis erschien, um uns zu begrüßen und nach unseren Wünschen zu fragen. Da ich einige photographische Aufnahmen von der Stadt zu machen wünschte, bat ich den Offizier, uns einen Polizisten zur Verfügung zu stellen, um mich zu führen und die Menge zurückzuhalten.

Dann, o Wunder! erschienen die Amerikaner. Nach reiflicher Überlegung waren die Herren zu dem Entschluß gekommen, daß das Besuchen der Fremden, die nur einen Tag in Bitlis bleiben wollten, durchaus keine grobe Entheiligung der Sonntagsruhe bedeute. Da wir mit der allerdings etwas pharisäischen, unbeugsamen Strenge der amerikanischen Gebräuche bekannt waren, wußten wir den Herren aufrichtigen Dank, unserthalben eine Ausnahme gemacht zu haben.

Der bereits erwähnte Ingenieur und der Chef der Tabaksregie, beide aus Europa gebürtig, hatten uns zu dem Frühstück eingeladen. Die Mahlzeit war einfach, aber alles recht gemütlich. Diese beiden Herren haben selten Gelegenheit mit einem Europäer zu sprechen oder doch etwas von dem Ufer des Bosporus zu hören, dem Vorposten Europas. Sie befinden sich hier sozusagen im Exil. Auch sind sie gleichsam in der Stadt selbst interniert, da für einen hohen Beamten die Umgebung von Bitlis recht gefahrvoll ist; einen Spaziergang kann man ohne gehörige Begleitung nicht wagen. Was die Verwaltungsarbeiten betrifft, so handelt es sich eben meistens um die Trinkgelder bei den Geschäften; die Straßen unseres Ingenieurs existieren eben so wenig als die famose Straße von Wan nach Erserum. Und wie will der Chef der Tabaksregie die Interessen der Regie wahrnehmen, wenn der Wali sogar seinen Besuchern geschmuggelten Tabak anbietet? Übrigens machen sich die kurdischen Stämme auch nicht sehr viel aus den Monopolen, da sie kaum imstande sind, ihre Steuern zu entrichten.

Wir hatten in der Regie gefrühstückt; nahe bei derselben befindet sich ein alter Friedhof, von dem aus man eine herrliche Aussicht auf Bitlis hat. Hier habe ich auch eine Photographie[1]) von Bitlis aufgenommen, dessen Lage nicht allein malerisch ist, sondern das auch durch die Bauart der Häuser ein ganz eigentümliches Gepräge erhält.

Hier ist keine Rede mehr von Häusern aus Erde wie in Wan. Die Gegend liefert vulkanische Steine im Überfluß[2]). Dieser braunrote Stein läßt sich im Augenblick, wo er aus der Steingrube kommt, ganz leicht bearbeiten, sogar noch

1) Nach dieser Photographie hatte ich ein Aquarell anfertigen lassen, das aber durch den Schaden, den es auf der Reise erlitten hat, dem Künstler nicht die notwendigsten Angaben machen konnte; besonders fehlte die Aussicht in die Tiefe, die bei Bitlis so charakteristisch ist.

2) Ich begreife nicht, wie Brant und Southgate (angeführt in Ritters Erdkunde X. 686) diesen Stein einen Sandstein nennen können.



mit einem Handbeil, wird aber an der Luft hart. Er wird bei dem Baue aller Häuser angewandt, und seine regelmäßig behauenen Blöcke geben den Wohnungen einen reichen und netten Anblick. Die Fenster, die oft mit Spitzbogen versehen sind und nach der Straße zu aufgehen, trifft man häufiger als in andern Städten, wodurch das Aussehen der Straßen lebendiger ist. Leider ist dieser vulkanische Stein ein großer Wasserfreund und macht durch die aufgesogene Feuchtigkeit die Wohnungen ungesund. Auch scheint er nicht sehr widerstandsfähig zu sein; denn in der Mehrzahl der Brückenbogen bemerkt man zwischen den Steinschichten regelmäßig eingeschobene Hölzer, die ohne Zweifel Senkungen vermeiden sollen. Ein Spaziergang in die untern Viertel der Stadt ist außerordentlich angenehm. Zahlreiche Brücken von nicht allzu solider Bauart überspannen den Fluß, der durch die felsigen Ufer sehr eingeengt ist; Mühlen, kleine Moscheen, einige armenische Kirchen fassen ihn ein und beanspruchen auf diese Weise jedes ebene Plätzchen. Und über unsern Köpfen bemerkten wir ebenfalls Häuser, die bald mit unbebaubaren steilen Felsen abwechseln oder aus einem Wäldchen hervorlugen und über dem Abgrunde in einer wahrhaft künstlerischen Unordnung schweben. In solchen Schluchten würde man kaum ein Dorf vermuten, vielleicht ein Kastell wie in dem Sabinergebirge oder in den Abruzzen; aber hier haben wir in dieser Schlucht eine wirkliche Stadt vor uns, die für die Türkei sehr wichtig ist, da sie ungefähr 30000 Einwohner zählt.

Da man in der Türkei bei Volkszählungen sich nach der Anzahl der Herde richtet, so ist es unmöglich, die Zahl der Einwohner genau zu bestimmen. Das kurdische Element ist hier überwiegend, denn von den 6000 Häusern sind 5000 kurdisch und 1000 armenisch, worunter auch ungefähr dreißig katholische Familien. Die türkische Bevölkerung zählt nur gegen zwanzig Haushaltungen [1]).

Die Gründung der Stadt Bitlis durch Alexander ruht auf keiner sichern historischen Grundlage. Früher besaß die Festung allerdings eine große Bedeutung. Die Armeen Omar Paschas entrissen die Stadt den Byzantinern im Jahre 648; aber bald wurde Bitlis die Hauptstadt eines kurdischen Fürstentums. Seine Beys zogen aus dem Verfall des Khalifats wie so manche andere Nutzen und sicherten sich ihre Unabhängigkeit. Tavernier sagt in dieser Hinsicht: „Bitlis ist die Hauptstadt eines Beys oder Fürsten des Landes, die mächtigste und bedeutendste von allen, da sie weder den Großsultan noch den König von Persien anerkannt. Der Bey oder Fürst, der an diesem Orte herrscht, kann, von den unzugänglichen Orten ganz abgesehen, 20—25000 Pferde und eine Menge Infanteristen auf die Beine bringen, die sich aus den Hirten des Landes zusammensetzen, die beim ersten Kommando schon bereit stehen [2])".

Indessen hielt es der Bey für das beste, sich der hohen Pforte zu unterwerfen, als Sultan Murad IV. im Jahre 1638 Eriwan und Baghdad den Persern entrissen

1) In Hinsicht auf Handel ist Bitlis ein ziemlich wichtiger Platz; es exportiert eine große Menge Stoff (Baumwolle und Leinen), die alle rot gefärbt ist. Dies Färben mit Krapp ist eine Spezialität von Bitlis. In der Umgegend findet man auch eine große Menge Operment (gelber Schwefelarsenik — $As_2 S_3$), der zum Gelbfärben dient. Außerdem müssen noch die reichen Kupferminen, die vor einigen Jahren zwischen Bitlis und Diarbekr entdeckt worden sind, aber nicht ausgebeutet werden, Erwähnung finden.

2) Tavernier L. III. ch. 3.

hatte. Übrigens verstanden es seine Nachfolger, indem sie die Verlegenheiten der Sultane benutzten, sich mehr oder weniger ihre Selbständigkeit zu wahren. Die Türkei konnte auf Bitlis erst einen direkten Einfluß ausüben, indem sie an Stelle der Beys die Walis setzte nach dem harten Kampfe in Kurdistan, der 1847 die Niederlage Mahmuds, des Beys von Wan, herbeiführte.

3. Dezember. Abreise 7½ Uhr.

Überall findet man dieselbe Schwierigkeit, wenn man genaue Auskunft haben will. Niemand konnte uns die Zeit angeben, die nötig ist, um Saïrd zu erreichen, und zudem ist Saïrd die nächste Stadt. Die Abschätzungen schwanken zwischen dem Doppelten und Dreifachen. Allgemein heißt es, daß wir nur einen Tag notwendig hätten; in diesem Falle war auch die Karte unzuverlässig. Wir begeben uns also auf gut Glück auf die Reise.

Hinter Bitlis folgt man zunächst der „Fahrstraße" von Bitlis nach Saïrd, die aber schon nach hundert Metern nicht mehr brauchbar ist. Noch eine Viertelstunde weiter, und man hat die Straße gänzlich aus den Augen verloren und findet statt ihrer den alten Pfad.

An der Stelle, wo die „Straße" endet, sprudelt eine kleine Thermalquelle; sogar beim Verlassen der Stadt bemerkten wir zwei schwefeleisenhaltige Quellen, deren man in dem Lande eine Menge zählt, die aber niemand zu benützen gedenkt.

Der Weg, der bis Dukhan auf dem rechten Ufer des Bitlis-Tschaï bleibt, verwandelt sich rasch in einen Ziegenpfad. In einer Entfernung von anderthalb Stunden von Bitlis stößt er plötzlich auf einen großen, felsigen Ausläufer, der in das Bett des Stromes zu fallen droht. Dieser Ausläufer hemmt die Passage; er ist nichts anders als eine riesige Aufhäufung von Kalk. Die Quelle, die durch ihre unaufhörliche Arbeit diese Mauer errichtet hat, setzt ihr Werk noch stets fort und man sieht sie immer durch den Felsen sickern. Um dem Pfade eine Bahn zu brechen, hat man in Zeiten, die allerdings schon sehr weit hinter uns liegen, quer durch diese Kalkablagerungen einen Gang gebrochen. Auf der linken Seite des Flusses liegt diesem merkwürdigen Ausläufer ein kurdisches Dorf[1]) gegenüber, dessen solide Bauart aus Steinen an eine Festung erinnert. Es ist auf eine Terrasse mit schroffen Felsenwänden gebaut und überragt so Schlucht und Strom.

In dem Thale fand sich keine Spur mehr von Schnee; bloß die hoch über das Thal hinausragenden zerklüfteten Bergspitzen mischten in den Azur des Himmels das Weiße ihrer Schneedecken. Die Linien der Landschaft erinnerten uns an Tyrol.

Wir haben hier nicht mehr ein blätterloses Plateau vor uns wie in Armenien; hier ist das Thal mit Holz bestanden und wirklich lachend inmitten der Wildnis; die Vegetation ist in ihren Formen gänzlich fremd. Da die Bevölkerung ziemlich spärlich ist und infolge dessen das Holz als Bauholz weniger Verwendung finden kann, und zudem auch der Mangel an Wagen dem Transporte ein ungeheueres Hindernis in den Weg legen würde, so benützen die Leute jener Gegend nur das Holz zum Heizen und zum Brennen der Kohlen, die sie bis mitten in das armenische Hochland transportieren. Alle Bäume benutzen sie nach Art der Kopfweiden.

---

1) Wahrscheinlich das Dorf Parkhand.

Schließlich weigern sich die vielleicht seit Jahrhunderten ihrer Krone beraubten Bäume, neue Schösse zu treiben; bis dahin haben sie allerlei knotige und phantastische Formen angenommen. Zur Seite dieser Veteranen steht die junge Welt: Eichen, Kastanien, Eschen, Lorbeerbäume, Maulbeerbäume und noch gar manche mir unbekannte Arten. Alles dieses wächst bunt durcheinander, hängt hier an den Felsen, kämpft dort gegen Schlingpflanzen, die mit einer Menge dorniger Sträucher ihm den Platz streitig machen wollen.

Gegen zehn Uhr wurden wir von einem höheren Offizier der Gendarmerie eingeholt, der sich in Begleitung eines Zabtiehs nach Sairt begab, mit denen wir zusammen reisten.

Plötzlich sah ich, wie Gegu mit großer Sorgfalt seinen Karabiner untersuchte, einen Pfropfen Fett, den er zum Schutze gegen die Feuchtigkeit in denselben gesteckt hatte, herauszog und ihn mit einer Kugel lud. Ohne Zweifel hatte er ein Wild gesehen, weshalb ich nicht weiter auf ihn acht gab. Eine Stunde später bemerkten wir auf einem Felsen über dem Wege vier Kurden liegen. Sie waren mit Flinten bewaffnet, die sie in dem Augenblick, als wir in Schußweite kamen, sehr auffällig luden. Wir thaten dasselbe und setzten in kriegerischer Haltung unsern Weg fort. Sie hatten uns schon lange belauert, und Gegu hatte gesehen, wie sie sich nach dem Felsen begaben, der für sie von großem Vorteil war; aber diese Braven hatten nicht auf den Gendarmerieoffizier und seinen Zabtieh gerechnet, die unterdessen zu uns gestoßen waren. Diese Verstärkung war nicht nach ihrem Geschmack.

Ohne Unfall kamen wir am Fuße ihres Felsen vorbei und machten nicht weit von ihnen auf einem kleinen Grasplatze Halt. Unser Manöver zwang die Kurden, sich zu entscheiden. Sie entschieden sich für den Frieden und gingen an uns vorüber. Wir wünschten ihnen gute Reise; weil da der Ort ganz angenehm war, ließen wir uns nieder und luden den Offizier ein, unser Frühstück mit uns zu teilen.

Fünf Minuten später dachten wir nicht mehr an unsere Kurden; die Sorglosigkeit und der Zauber der Reise machten bald alle Gefahr vergessen.

Bald wird der Pfad immer gefährlicher, so daß man nur besonders gute Pferde gebrauchen kann; jeden Augenblick mußten wir absteigen.

Dieses enge Thal ist trotzdem noch eines der zugänglichsten in Kurdistan, weshalb auch früher der Handel durch das Thal bedeutend gewesen sein muß, wovon die zerfallenen Khane noch Zeugnis ablegen. Etwas weiter kamen wir zu den Resten einer Brücke, die ehemals das Thal überspannte, Sie bestand nur aus einem einzigen Bogen und konnte schon darum nicht dauerhaft gewesen sein[1]). Heute sind davon nur mehr einige Lagen Steine übrig.

Endlich erreichten wir gegen drei Uhr nachmittags Dukhan. Eine Brücke führt über den Fluß, auf dessen gegenüberliegender Seite sich ein Khan befindet, die erste Wohnung, die wir an dem Tage antrafen. Der Khan war mit Soldaten angefüllt, die sich nach Bitlis begaben, und von denen viele krank waren. Für

1) Mehrere Reisende zählen eine Zahl Dörfer auf, die auf diesem Wege lagen. Heute ist nichts mehr davon zu sehen. Wahrscheinlich lagen sie um die Khane herum. Vergleiche Ritters Erdkunde XI. 96—98.

uns und unsere zwölf Pferde blieb kein Raum mehr, zudem hatte die ganze Gesellschaft auch wenig Einladendes, um da zu bleiben. Wir reisten weiter und suchten uns ein anderes Quartier. Während unserer kurzen Beratung verschwand der Offizier, und wir hörten auch weiter nichts mehr von ihm.

In Dukhan spaltet sich der Weg; der eine Arm führt von Bitlis nach Diarbekr und der andere von Bitlis nach Mosul über Saïrd. Der erste folgt noch dem Thale des Bitlis-Tschaï bis Ziaret; der unsrige verläßt hier das Thal, führt über einen Paß und folgt dann den Seitenthälern des Bohtan-Su.

Hinter Dukhan trafen wir noch hier und da an dem Wege eine Menge Nachzügler, von denen einige im Begriffe schienen zu sterben. Der Aufstieg ist hier wegen der Steilheit der Felsen sehr beschwerlich. Aber man kommt durch Wald; und auf das Hauptthal, über dem wir uns befanden, boten sich uns hier und da zwischen den Bäumen durch wunderschöne Durchsichten. Der Strom scheint immer in einer tiefen Schlucht zu fließen; über ihm nehmen die Abhänge der Berge zartere, größere Formen an. Es sind große, seitliche Hügelketten, mit einer herrlichen Vegetation bedeckt, die sich hier und da in den Zacken der Berge kreuzen und dann in weiter Ferne verschwinden. Die Regelmäßigkeit dieser Kreuzungen der Berge, die Vegetation, die dieselben bedeckt, und unsere eigene Karawane, wie sie langsam den Wald hinaufkletterte, erinnerten mich lebhaft an einige Aquarelle von Paul Marcoy in seiner „Reise durch die Sierras“; früher hielt ich sie für übertrieben, aber jetzt gestehe ich meinen Irrtum ein. Er hatte ohne Zweifel recht, die Landschaft in solcher Weise wiederzugeben.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Einwohner ihre Wälder zur Gewinnung von Kohlen brauchen oder mißbrauchen, denn sie bedienen sich zu diesem Zwecke eines spezifisch kurdischen Verfahrens. Ein alter Stamm, der keine neuen Schößlinge mehr treiben will, wird zu Kohlen gebrannt; aber das Fällen und Zerkleinern ist den Kurden zu lästig. Es ist doch viel einfacher, Feuer an den Baumstumpf zu legen und ihn dann verbrennen zu lassen. Freilich gehen dann gut drei Viertel des Holzes verloren, aber auf diese Weise bekommt man Kohlen, ohne daß man sich müde zu arbeiten braucht, und dies Letztere ist gerade für die Kurden die Hauptsache. Wir sahen mehrere dieser riesigen Baumstämme brennen. Daß auf diese Weise ein bedeutender Waldbrand entstehen kann, kümmert sie wenig; übrigens vermindert die fortwährende Beseitigung der Bäume die Gefahr auch wieder.

Bei diesem beschwerlichen Aufstieg ging es selbstredend langsam her, und die ganze Karawane kam in Unordnung. Als wir bei dem Einbruch der Nacht auf dem Paß ankamen, erklärten uns die Zabtiehs, daß wir jetzt erst halbwegs zwischen Dukhan und dem nächsten Dorfe wären. Es war unmöglich, mit unsern ermüdeten Tieren in der Dunkelheit noch weiter zu kommen; wir hätten uns auch ganz bestimmt verirrt. Bei dem nächsten günstigen Ort machten wir also Halt. Das Wetter war schön; obgleich wir im Dezember waren und in einer Höhe von beinahe 2000 Metern, hatte die sternenhelle Nacht durchaus nichts Schreckendes für uns, sondern gerade das Gegenteil war der Fall.

Wir fanden bald in einem bewaldeten Hintergrund eine kleine Quelle[1]) und zum Glück einen großen Vorrat Holz, von irgend einem armen Kurden zum Fortbringen fertig gemacht. Wir mußten selbst teilweise Kurden geworden sein, denn ohne Gewissensbisse nahmen wir einen Teil des Holzes sofort in Beschlag. Freilich muß man auch wieder hinzufügen, daß in jenen Gegenden die Eigentumsansprüche oft zweifelhafter Natur sind — und Not bricht Gesetz.

Die Gegend unseres Lagers befand sich in einem sanften Abhange; als erfahrener Räuberhauptmann hatte Gegu sofort alle Vorbereitungen getroffen. Das Gepäck wurde in einem Halbkreis aufgestellt und bildete eine Art Verschanzung auf der Höhe des Abhanges; wir lagerten nahe dabei, etwas tiefer unsere Leute, und noch weiter vom Feuer wurden die Pferde ebenfalls in Form eines Halbkreises „untergebracht". Bald waren zwei große Feuer angezündet, das eine für uns und das andere für unsere Leute, die übrigens außerordentlich lustig waren. Ihre Vagabundennatur lebte ganz auf bei dem Gedanken an ein Lager im Freien: Gegu war kaum wieder zu erkennen. Der Abend verlief ungemein schön, und erst um elf Uhr suchten wir unsere Feldbetten auf, die wir mit dem Fußende gegen das Feuer zu aufgestellt hatten; in unsere Decken eingehüllt, die Lesghienne bis zum Kinn heraufgezogen, die Flinte zwischen den Beinen, schliefen wir bald fest und ohne Sorgen. Und dennoch befanden wir uns in einem der gefährlichsten Teile Kurdistans.

Von allen Seiten überragt und dazu noch bei dem Scheine des Feuers, würden wir den Briganten eine unfehlbare Zielscheibe geliefert haben und überrumpelt worden sein, ehe wir auch nur einen Schuß hätten abgeben können. Aber wir waren so ganz bezaubert von unserm Lager, daß wir alles vergaßen; um so mehr war ich am andern Morgen erstaunt, als ich sah, wie Gegu, der besser mit den Verhältnissen des Landes vertraut war, bei dem Feuer kauerte und die ganze Nacht kein Auge geschlossen hatte.

4. Dezember. Abreise 7½ Uhr.

Gegen vier Uhr des Morgens begann es fein zu regnen. Während wir Toilette machten, kam eine große Menge Feldhühner, angezogen durch den Feuerschein, geräuschvoll über unser Lager geflogen; selbstverständlich warteten sie aber nicht so lange, bis wir unsere Flinten zur Hand hatten.

Der Staubregen des Morgens ging bald in einen förmlichen Regen über, den wir den ganzen Tag über auch nicht für einen einzigen Augenblick los wurden. Der immer noch halsbrecherische Weg war mit Kieselsteinen angefüllt und führte über die höheren Abhänge mehrerer Thäler, deren Gewässer gegen Nordosten fließen. Auf der Karte sind dieselben nicht verzeichnet. Nach meiner Ansicht vereinigen sich alle in einem großen Thale, das sich später südlich wendet, um sich mit dem Hauptfluß, dem Khaser-Su zu vereinigen, der sich in den Bohtan-Su unterhalb Saïrd ergießt.

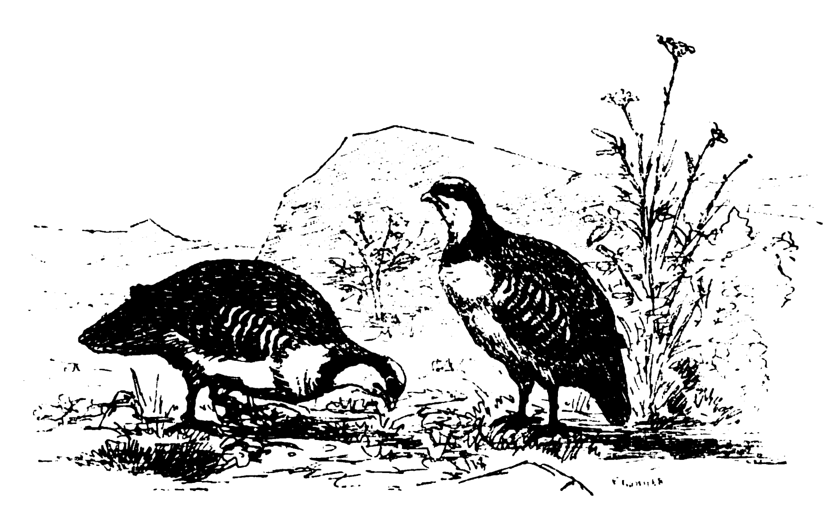
Bis Saïrd trafen wir kein Dorf, so daß ich auch Warkhan nicht finden konnte.

1) Ainsworth hat auf seiner Reise von Saïrd nach Bitlis an derselben Stelle kampieren müssen und nicht ohne große Furcht vor den Kurden. A. a. O. II. 366.

Kurze Zeit später, nachdem wir unser Lager verlassen hatten, kam zu den Schwierigkeiten, die uns die Kieselsteine bereiteten, eine neue. Das Terrain besteht zum größten Teil aus verwittertem Schiefer, der durch den anhaltenden Regen bald an den Füßen klebt, bald zum Ausgleiten Veranlassung giebt. Um gefährliche Zufälle zu vermeiden, mußten wir oft vom Pferde steigen und durch den klebrigen Schlamm waten.

Bei schönem Wetter muß die Landschaft großartig sein. Der Pfad führt über drei oder vier Päffe, um dann die Thäler zu durchschneiden, wo zuweilen ziemlich starke Ströme fließen. Einer von diesen kann kaum durchwatet werden. Ich halte alle diese Flüsse für Zuflüsse des Khaser-Su.

Während wir etwas melancholisch unseren Weg fortsetzten, hatte einer unserer Zabtiehs den unglücklichen Einfall, ein kleines Reiterturnier abzuhalten. Die Last-



Schukar (Rebhuhn).

pferde, denen vermutlich der unaufhörliche Regen etwas langweilig vorkam, fanden die Abwechselung nach ihrem Geschmack und hatten darum nichts Eiligeres zu thun, als an der Seite des Zabtiehs in einem Galopp bis zum Hintergrunde des Zuges zu sprengen; in einem Augenblicke lag ein Gepäckstück hier, ein anderes da, hier ein Pferd am Boden, das ganze Gepäck zerstreut, kurz, das buntefte Durcheinander herrschte. In dem Schmutz und bei dem Regen war das Wiederbepacken durchaus nichts Angenehmes.

Nachdem wir am Ende eines der schlüpfrigen Abhänge angekommen waren, allerdings etwas rascher, als wir es ursprünglich beabsichtigten, konnten wir nicht umhin, aus vollem Halse zu lachen, da wir die fröhliche Stimmung der Lastpferde bemerkten, die in dem Augenblick auf der Spitze des Abhanges ankamen. Sie sahen sich einen Augenblick an, als ob sie sich Rats erholen wollten betreffs der Schwierigkeit, die sie erwartete, und begannen dann mit frischem Gleichmute den Abstieg. Plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen, setzten sie sich auf den Hinterteil,

streckten die Beine vorwärts und, auf diese Weise mit Strebepfeilern versehen, ließen sich nach dem Gesetze der zunehmenden Geschwindigkeit eines fallenden Körpers bis zum Ende des Abhanges hinabgleiten.

Auf der ganzen Strecke wächst der Wacholder massenhaft; auch trafen wir wieder eine unglaubliche Menge von Rebhühnern. Ohne Übertreibung kann ich doch sagen, daß wir mehr als zweihundert Stück derselben aufgescheucht haben. Ich war durch den Regen zu sehr verstimmt, um an die Jagd zu denken, und überließ Gegu diese Sorge. Er besitzt eine vollendete Fertigkeit im Erraten der Feldhühner, läuft bis zum Hintergrunde des Zuges gegen die Kette, duckt sich dann nieder, geht leise wie ein Hühnerhund voran und gelangt so in unmittelbare Nähe des Wildes.

Dieses Schukar-Feldhuhn ist bekanntlich größer als unser gemeines Feldhuhn; es hat einen roten Schnabel und rote Füße, einen schwärzlichen Federkragen und ziemlich buntes Gefieder; auch scheint mir seine Witterung viel stärker zu sein. Sein Fleisch ist vielleicht noch wohlschmeckender als das unseres Feldhuhns.

Der Tag war schon ziemlich weit vorgerückt, und noch immer sahen wir keine Spur von Saïrd; indes mußten wir dahin, wenn wir nicht noch einmal unter freiem Himmel übernachten wollten, weshalb sich auch jeder beeilte, so gut er konnte. Durch den Hunger ganz heruntergekommen — denn wir konnten wegen des anhaltenden Regens kaum etwas essen — vergaßen wir auch alle Vorsichtsmaßregeln, und selbst auf die Gefahr hin, sich zu verirren oder ausgeplündert zu werden, ging die ganze Karawane auseinander, zuweilen noch länger als ein Kilometer. Es fing an, dunkel zu werden, und wir sahen immer noch nichts, wenn nicht den Platzregen. Endlich sahen wir in der Ferne ein Licht glänzen, dann noch eins; eine Viertelstunde später waren wir glücklich in Saïrd.

Jetzt mußten wir die Missionare aufsuchen, was uns um so schwerer fiel, als niemand mehr auf der Straße war und keiner uns führen konnte.

Wir irrten in den engen Gäßchen umher, stießen bald hier an die Strohdächer des Bazars, stolperten bald dort und fielen in den Schmutz der Gassen. Mit vieler Mühe entdeckten wir die Wohnung der Missionare. Pater Defrance und Pater Crosnier erwarteten uns nicht mehr an dem Tage.

5. Dezember. Ankunft 8 Uhr 10 Minuten.

Das ganze Gepäck war durchnäßt, und wir waren sehr glücklich, daß wir uns und unsere Kleidungsstücke trocknen konnten. Unter dem gastlichen Dache der Missionare verfloß uns die Zeit rasch in angenehmer Unterhaltung mit den Missionaren und vornehmen Christen der Stadt.

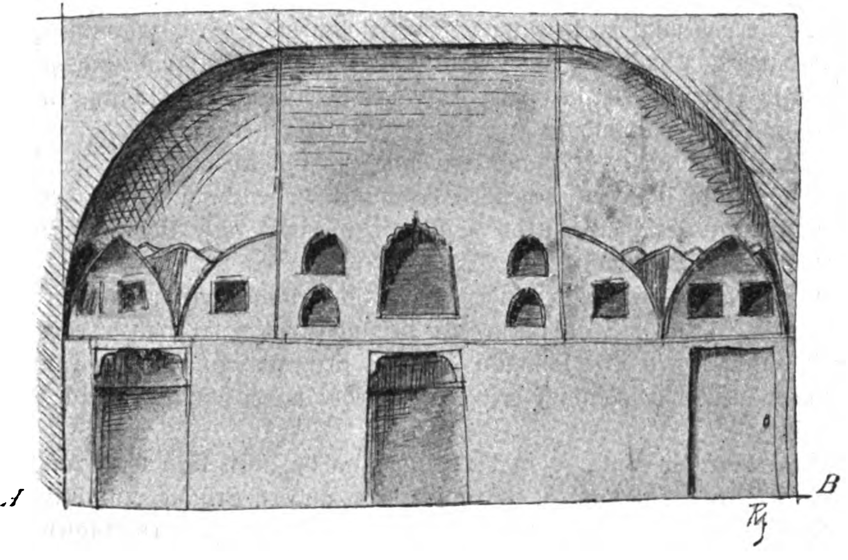
Saïrd liegt so ziemlich in der Mitte zwischen Mosul und Wan; bei gutem Wetter kann jede dieser Städte in ungefähr acht Tagen zu Fuß erreicht werden.

Die Lage der Stadt ist sehr angenehm. Die Stadt erhebt sich stufenförmig an den Seiten eines Hügels, der sie von dem Bohtan-Su trennt. Um Saïrd herum senken sich die Hügel zu einem weiten Thale, dessen Wasser in den Khaser-Su fließt, einen Zufluß des Bohtan-Su. Das Klima der Stadt soll sehr gesund sein.

Die Bevölkerung wird auf 12- bis 15000 Seelen geschätzt, worunter sich drei- bis viertausend Christen befinden[1]).

Saïrd ist der Sitz eines chaldäischen Bischofs, der unter seiner Jurisdiktion außer den Chaldäern der Stadt noch dreiunddreißig Dörfer mit einer Bevölkerung von 3500 bis 4000 Seelen hat.

Als die Dominikaner von Mosul den vorgeschobenen Posten in Wan gründeten, sahen sie bald die Notwendigkeit ein, diesen Posten durch Zwischenposten mit dem Zentrum der Mission zu verbinden. Die Gründung der Mission von Saïrd im Jahre 1882 war der erste Weg zu diesem Ziele. Zwei Dominikaner wurden hierher geschickt. Von Saïrd aus, wo sie wohnen, bereisen sie die ganze Umgegend,



Längsdurchschnitt des Speisesaales der Dominikaner zu Saïrd[2]). Maßstab 1:100.

Bothan, Beruali und gehen sogar bis Redwan. In der Stadt selbst leiten sie eine kleine französische Schule und unterhalten zwei Schulen in der chaldäischen Ge-

1) Nach der Angabe eines Notabeln zählt Saïrd:

250	Häuser der gregorianischen Armenier
4	„ „ katholischen Armenier
99	„ „ katholischen Chaldäer
50	„ „ jakobitischen Syrer
8	„ „ katholischen Syrer
30	„ „ Protestanten
1400	„ „ Mohammedaner
1841	Häuser.

2) Diese Zeichnung — Längendurchschnitt des Speisesaales der Dominikaner — soll den Typus der gemischten Architektur, die halb persisch, halb arabisch ist, veranschaulichen, die man in jenen Gegenden so häufig trifft. Das Zimmer nimmt die ganze Tiefe des Gebäudes ein. Die Fenster sind sehr niedrig; die Mauern sind geschmückt mit Nischen und falschen Thüren. Bis zu Mannshöhe ist der Saal rechtwinklig; auf dieser Grundlage ruht ein ellipsenförmiges Gewölbe, mit dem die Ecken des Rechteckes durch Spitzbogen verbunden sind. Der Saal ist gekälkt. Alle Ornamente, so einfach sie auch sein mögen, verraten einen feinen Geschmack.

meinschaft. Sie besitzen auch eine Apotheke, wo jährlich mehr als 6000 Personen unentgeltlich Rat und Arznei erhalten.

Außer den Chaldäern zählt die Gegend von Saïrd ungefähr 6000 schismatisch armenische Familien, die größtenteils nördlich von der Stadt wohnen in dicht bevölkerten Dörfern (gegen 30000 Seelen).

Die jakobitischen Syrer wohnen in ungefähr 25 Dörfern und werden ungefähr 4000 Seelen zählen.

Der Rest der Bewohner des Sandschacks (Bezirks) von Saïrd setzt sich aus Kurden, Mohammedanern und Jesiten zusammen.

Nahe bei Saïrd findet sich das „Land" von Bohtan, das von dem „Wasser von Bohtan", dem Bohtan-Su, bewässert wird. Dieses „Land" zählt dreihundert Dörfer mit einer Gesamtbevölkerung von vierzigtausend Seelen, zusammengesetzt aus Mohammedanern, Chaldäern und Armeniern [1]). Die Hauptnahrungsquellen sind Viehzucht und Ackerbau [2]); bei einer richtigen Verwaltungseinrichtung müßten die Leute reich werden, während sie jetzt fast vor Hunger sterben.

Da ich gerade diesen Umstand erwähne, so will ich auch hier die Auskünfte wiedergeben, die ich in jenen Gegenden gesammelt habe, besonders in den Dörfern, die wir nach dem Verlassen Saïrds passierten, wiewohl diese Notizen eigentlich eine andere Stelle einnehmen müßten.

Die Furcht vor den Erpressungen und Plünderungen bringt die Dorfbewohner dahin, daß sie nur so viel anbauen, als sie unbedingt nötig haben; der Handelsverkehr ist infolgedessen sehr schwach, und das primitive System des Tauschhandels mit Früchten genügt gewöhnlich bei dem Verkehr; daher kommt es auch, daß bares Geld rar ist.

Mißrät aber die Ernte, so ist die Hungersnot da, weil kein Geld im Lande ist, um fremdes Getreide zu kaufen, und auch keine andern Früchte, um Getreide dafür einzutauschen. Zudem wäre bei den erbärmlichen Verkehrsverhältnissen das Einführen einer beträchtlichen Menge Getreide eine sehr schwierige Sache.

Die Gegend des Bohtan machte in den Jahren 1879 und 1880 eine solche Hungersnot durch, wobei die Bevölkerung zum großen Teile von dem Hunger weggerafft wurde. Bei den traurigen ökonomischen Verhältnissen, in denen sich die Bevölkerung befindet, hätte sie jetzt gerade eine sehr nachsichtige Verwaltung notwendig, um sich einigermaßen erholen zu können.

Statt dessen aber sollte der Bohtan gerade damals die rückständigen Steuern im Betrage von 19 Millionen Piastern (3344000 Mark) entrichten, während das Land auch schon den Gesamtbetrag der Steuern mindestens dreimal erlegt hatte. Angenommen, ein Privatmann — der Fall ist auch derselbe, wenn wir an Stelle eines Privatmannes ein ganzes Dorf annehmen — hat hundert Piaster Steuer zu zahlen. Er bringt diese dem Steuereinnehmer, der ihm dafür eine Quittung über

---

1) Es muß betont werden, daß diesen Zahlen nur ungefähre Schätzungen zu Grunde liegen.

2) Die Hauptprodukte sind Korn, Gerste, Hirse, Baumwolle, Gallnuß, Krapp (Billis hat die Rotfärbereien, wozu der Bothan und andere Bezirke den Krapp liefern), Trauben, Feigen, Mandeln und andere Früchte. Das Land besitzt Schafe und Ziegen; auch führt man Panther-, Fuchs- und Wildziegenfelle aus. Alle diese Produktionen sind aber infolge der erbärmlichen Verwaltung auf das Mindestmaß beschränkt.

vierzig Piaster ausstellt; die überschießenden sechszig Piaster sackt der Steuerempfänger selbst ein. Der Steuerpflichtige wagt keinen Widerspruch, weil der Beamte ihn sonst mit seinem Gelde zurückschicken, aber ihn wegen Verweigerung der Steuern verfolgen ließe, was gleichbedeutend ist mit Gefängnis und Konfiskation. Der Steuerpflichtige geht also mit seiner Quittung heim. Einige Tage später wird er aufgefordert, die rückständigen sechzig Piaster zu entrichten, was er dann auch thut; dafür erhält er nun eine Quittung über dreißig Piaster. Dieses traurige Schauspiel dauert so lange, bis der Steuerpflichtige eine Quittung über hundert Piaster empfangen hat, wofür er freilich das Doppelte oder Dreifache hat zahlen müssen.

In diesem Falle hatten wir noch den günstigen Umstand angenommen, daß der Steuerpflichtige in der glücklichen Lage war, das nötige Bargeld zur Hand zu haben. Aber da das Bargeld bekanntlich sehr selten in jener Gegend ist, fehlt es dem Steuerpflichtigen gewöhnlich gerade dann, wenn er Steuern bezahlen soll; nun kommt der Gendarm. Dies ist eine neue Quelle für Ausgaben; denn um Zeit zu gewinnen, muß der Steuerpflichtige sehen, wie er mit dem Gendarmen fertig wird.

In dem ruinierten Bohtan wurden schließlich keine Steuern mehr entrichtet, auch die Gendarmen genügten nicht mehr. Da wurde das Militär geschickt; man ergriff Geräte, Möbel, Herden und machte sie zu Geld, freilich oft zu lächerlichen Preisen. Dadurch war der Schaden zwar weniger groß, aber das Land ist unrettbar ruiniert, und die Anwesenheit der Truppen kennzeichnete sich zudem noch durch beständige Verbrechen gegen die Sittlichkeit.

Bis jetzt sprach ich nur von dem Zehnten; aber der Staat hat nun auch noch eine Grundsteuer von vier pro Mille eingeführt. Man hat gesehen, daß Grundstücke, die dem Staate selbst für 3000 Piaster verkauft wurden, in den Steuerrollen mit einem Werte von 175 000 Piastern eingetragen und dementsprechend auch eingeschätzt waren. Die Aghas oder Chefs, die von dem Gouvernement ausgebeutet werden, halten sich an dem armen Bauern schadlos, dem sie noch willkürlich eine Naturalabgabe von der Ernte auferlegen.

Die unglücklichen Einwohner wollten in Mengen dieses Land verlassen, um ihr Glück sonstwo zu suchen; aber sie wurden mit Gewalt zum Bleiben gezwungen.

Angenommen, durch irgend einen glücklichen Zufall gelangt ein armer Teufel in den Besitz einer kleinen Summe Geldes, so kann er aber versichert sein, daß man tausenderlei Schikanen erfinden wird, um ihm das Geld abzunehmen; er wird für die geringste Ursache zum Baladiet (Bürgermeisteramt) gerufen werden, wobei er aber jedesmal ein ordentliches Backschisch abladen muß.

Ungeachtet der weiten Entfernung des Landes ist die trostlose Lage des Bohtan endlich erkannt worden; auch hat man in Konstantinopel lebhafte Klage geführt. Infolgedessen liefen auch sehr sorgfältige Berichte ein, die aber auch ganz sorgfältig in den Papierkorb wanderten. „Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus.“

Letzthin hat in Bitlis ein Mensch dem Wali eine Extragabe von achthundert Piastern gemacht, um den Auftrag zu bekommen, dreihundert Piaster Steuern zu erheben. Diese einzige Sache ist schon bezeichnend genug.

Alle Stellen werden an den Meistbietenden verkauft, der sich an den Steuerpflichtigen dann wieder schadlos hält.

Ich muß noch eine Ursache anführen, weshalb manche Dörfer verarmen, die an den Hauptverkehrswegen liegen. Es ist dies die Gewohnheit der Beamten, sich und ihr Gefolge großartig beherbergen zu lassen, ohne das Geringste zu bezahlen [1]). Es kann darum auch nicht wunder nehmen, wenn man heute so viele Dörfer findet, die nichts weiter als Ruinen sind.

Der Leser wird vielleicht denken, ich trage die Farben etwas stark auf. Leider ist meine Schilderung nur zu wahr. Die angeführten Thatsachen sind mir zum größten Teil von ernsthaften Leuten, zuweilen sogar von Beamten selbst geliefert worden. Die Dorfbewohner sind furchtsam und deshalb auch weniger zugänglich. Selbst wenn bei der Schilderung das eine oder andere zu graß dargestellt wäre, so bliebe doch eine allzutraurige Wirklichkeit.

7. Dezember.

Wir besuchten eine patriarchalische Familie; dieselbe besteht aus ungefähr sechzig Personen, die alle um das Haupt der Familie in dem Klan vereinigt waren. Die Familie Dgibro (Abkürzung von Dgibraïl, Gabriel) ist die angesehenste unter den chaldäischen Familien in Saïrd; früher war sie ebenso mächtig als reich, und ihre Wohnung sah einem Palaste ähnlich. Heute ist davon aber wenig mehr zu bemerken. Die Nachlässigkeit hat alles verdorben. Man führt keine Register mehr. Die besondern Rechnungen werden auf einen Fetzen Papier geschrieben und in einem Sack eingeschlossen. Um Licht in irgend eine Angelegenheit zu bringen, muß man alle diese Papiere vergleichen, aber dieses Geschäft ist langweilig. Man verschließt die Papiere wieder, bis man eines Tages merkt, daß es schlecht steht; aber dann ist es gewöhnlich zu spät. Dieser Verfall thut weh.

Eine neue türkische Formalität. Bei der Abreise von Wan hatte uns der Wali erklärt, da wir einen Buyuruldu hätten, bedürften wir keines Teskeres für unsere Katerdschis und unsere Bedienten. Hier verlangte man sie aber von uns, und wir waren gezwungen, solche für den Rest der Reise zu lösen. Glücklicherweise wollte man uns hier weiter nichts in den Weg legen; es handelte sich nur darum, einige Medschidies einzusacken.

Da das Wetter etwas besser geworden war, machten wir dem Kloster Deir-Mar-Yakub einen Besuch. Es liegt ungefähr eine Stunde von Saïrd und beherrscht das Thal des Bohtan. Der Name rührt von einem chaldäischen Mönche, Mar-Yakub, her, der sehr verehrt wird und dessen Grab man heute noch zeigt. Das Kloster selbst ist ein sehr einfacher Bau, armselig und kaum bewohnt. Außer andern Manuskripten zeigte man uns hier eine sehr schöne chaldäische Bibel aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert.

Einige Minuten von dem Kloster entfernt, überragt der senkrecht stehende „Stein des Löwen" das Thal um 300 Meter. Das Panorama ist großartig. Der Bohtan-Su, von steil abfallenden Felsenklüften überragt, scheint sich stromabwärts

1) Früher wenn die Beamten oder Soldaten ihr Quartier in christlichen Häusern nahmen, ließen sie sich nicht bloß großartig bewirten und schändeten regelmäßig die Frauen, sondern bei der Abreise erpreßten sie auch noch einen Mundvorrat von den Unglücklichen, anstatt diese zu bezahlen; sie nannten dies „sich bezahlen lassen für die Ehre, die sie dem Christenhunde erwiesen, daß sie etwas von ihm annahmen." Ich führe diese Thatsachen hier an, weil sie mir namentlich auch von Bulgarien her versichert worden sind; aber ganz sicher kommen sie auch noch in andern Teilen des ottomanischen Reiches vor.

in enge Schluchten zu verwickeln, während er in seinem obern Laufe ein breiteres und fruchtbares Thal bewässert.

Nahe bei dem Flusse wachsen einige schöne Terpentinbäume [1]). Zwischen Deir-Mar-Yakub und Saïrd finden sich die Ruinen eines seit einigen Jahren verlassenen Dorfes. Die Kurden fielen hier so oft ein, daß die armen Leute sich gar nicht halten konnten. Auf die Beschwerden der Armen antwortete die Behörde: „Kennt ihr die Schuldigen? Bringt uns mit euren Zeugen die Schuldigen, und sie werden eingekerkert werden." Dieses Verlangen erinnert doch zu sehr an das Lamm, das den Wolf vor den Schäfer schleppen sollte. Besonders auffällig wird die Sache noch dadurch, daß diese Räubereien sich gerade vor den Thoren Saïrds ereigneten. Wie mag es dann in den weiter entfernten Orten eigentlich zugehen?

Zwischen Saïrd und Deir-Mar-Yakub bemerkt man auch die Ruinen einer Stadt oder eines Dorfes, dessen Zerstörung in einer weit entlegenen Zeit geschehen sein muß. Die Überlieferung, welche diesen Ort Hadarwiß nennt, erzählt auch, daß hier ehedem ein mächtiger Emir geherrscht habe. Die Stadt wurde vor fünf- oder sechshundert Jahren in einem Kriege zerstört. Man versicherte uns, daß sich hier noch viele Altertümer fänden: Götzenbilder und griechische Medaillen. Es müßte sehr interessant sein, hier Nachgrabungen veranstalten zu können; vielleicht könnte man eine der rätselhaften Städte entdecken, deren Namen uns von den griechischen und römischen Geographen überliefert worden sind.

An dem folgenden Tage wollten wir Saïrd verlassen, aber da entstand ein bedeutendes Hindernis. Ohne Zabtiehs kann man wegen der Brigantenwirtschaft nicht reisen. Aber die tapferen Gendarmen der Saïrder Garnison strikten. Seit längerer Zeit hatten sie keinen Sold mehr empfangen, und ehe sie nicht wenigstens eine Abschlagszahlung erhalten hatten, wollten sie auch keinen Dienst mehr thun. Der berittene Zabtieh soll dreihundertzehn Piaster für den Monat bekommen, der Fußzabtieh hundertfünfundvierzig. Aber wenn sie mit ihrer Anweisung zur Kasse kommen, lautet die stereotype Antwort des Kassierers: „Die Kasse ist leer, ich habe kein Geld." Zuweilen kommt dies bei den bekannten türkischen Zuständen wirklich vor, aber sehr oft steckt auch noch Gaunerei hinter dem Manöver. Einige Zeit lang giebt sich der Zabtieh mit dieser Antwort zufrieden; aber schließlich hat er nichts mehr zum Leben. Dann ist er gezwungen, um nicht vor Hunger zu sterben, seine Anweisung an einen Zwischenhändler für die Hälfte des Wertes zu verkaufen. Gerade dieses wollte der Kassierer, der nun den Besuch des Zwischenhändlers erhält und sogleich das erforderliche Geld zur Hand hat. Die Anweisung wird bezahlt und der Unterschied zwischen dem Kassierer und seinem Helfershelfer geteilt.

Dieses großartige Betrugssystem ist übrigens weit verbreitet. In Bitlis erzählte uns der erwähnte Ingenieur, daß er oft genötigt gewesen sei, seine auf tausend Piaster lautende Anweisung zu siebenhundert Piastern an einen kurdischen Zwischenhändler zu verkaufen.

1) Die Terpentinbäume tragen Mandeln, deren Öl zur Seifenfabrikation benutzt wird. Der Baum sieht ähnlich aus wie ein Nußbaum; aber die kleinen Äste sind gekrümmter und im Verhältnis zu ihrer Länge auch dicker als die des Nußbaumes.



Neunzehntes Kapitel.

Von Saïrd nach Dschesireh.

Von Saïrd nach Balak. Abreise von Saïrd; Abstieg in das Thal des Bohtan-Su; das Thal des Bohtan. Erinnerungen an Xenophon, Balak. Von Balak nach Bisina. Der Tigris. Eine türkische Brücke. Die Schluchten des Tigris. Bisina. Von Bisina nach Senndück. Khesta. Das Klettern von Khesta nach Senndück. Überschwemmung. Senndück. Von Senndück nach Mansuriyeh; eine Lichtung; die Vegetation; ein Blick auf die Ebene von Mesopotamien; eine Oase von Oleanderbäumen; wechselnder Charakter der Vegetation. Sinnik; das Delta des Tschamseitun. Mansuriyeh. Von Mansuriyeh nach Dschesireh; wieder Regen. Der Khan von Dschesireh; eine Schiffbrücke über den Fluß; langes Warten.

8. Dezember. Abreise 8 Uhr 50 Minuten.

Gestern kurz vor Abend wurde uns angekündigt, daß wir doch Zabtiehs haben könnten.

Am Morgen standen wir frühzeitig auf, um an dem Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä vor unserer Abreise doch wenigstens das heilige Meßopfer darbringen zu können.

Mit Tagesanbruch stellten sich unsere zwei Zabtiehs auch richtig ein. Der ältere, Hadschi Ali, ist eine Art Mulatte, dessen Intelligenz ziemlich beschränkt scheint. Im Augenblick der Abreise schickte der Mutessarif zwei Offiziere, um uns noch einmal zu begrüßen.

Das Wetter, das am Tage vorher noch schön war, schien wieder anders zu werden. Aber wir konnten darauf keine Rücksicht nehmen, da wir uns eben in der schlechten Jahreszeit befanden.

Der Weg steigt langsam bergan bis zum Gipfel der Hügel, die Saïrd von dem Bohtan-Su trennen. Ungefähr drei Viertelstunden von der Stadt beginnt der Abstieg. Da die Hügel senkrecht in das Thal abfallen, wird dieses Absteigen an manchen Stellen gefährlich; man nennt den Weg Akrabi oder Skorpion. Der Weg geht im Zickzack an den Hügeln vorbei; um ihn herstellen zu können, hat man bedeutende Arbeiten ausführen müssen. Aber da in der Türkei nichts unter-

halten wird, so ist der Weg an manchen Stellen fast ganz verschwunden, wodurch die Passage sehr erschwert wird.

Das Thal des Bohtan-Su, dessen rechtem Ufer wir entlang gingen, ist prächtig; es erinnerte mich an die Schluchten des Doubs zwischen Montbéliard und Besançon; aber hier ist die Einsamkeit großartiger und dieses Schweigen der Natur gleichsam doch beredt. Bald wird die Schlucht noch enger und der Weg noch schlechter. An gewissen Stellen hat eine vorsorgliche Verwaltung — ohne Zweifel vor sehr langer Zeit — Löcher in den Felsen höhlen lassen, um den Pferden ein Ausruhen zu ermöglichen, ohne daß sie auf den im Laufe der Jahrhunderte geglätteten Steinen ausgleiten. Längs des Weges wachsen verkrüppelte Feigenbäume, Sträucher von Terpentinbäumen und einige wilde Granatbäume.

Drei Stunden von Saïrd machte unsere Karawane in einer großen, künstlich ausgehöhlten Grotte Halt, die sich in einem Kalkfelsen befindet. Die Grotte ist ähnlich angelegt wie die kurdischen Häuser. Eine mittlere Terrasse dient als Wohnung und ist von einem Pferdestall umgeben. Die Grotte war unbewohnt; wahrscheinlich hat sie früher als Khan gedient.

Eine Strecke von dieser Grotte entfernt wird das Thal allmählich breiter, und der Bohtan-Su nimmt auf der linken Seite einen Zufluß auf. Auch die Zusammensetzung des Terrains wechselt hier vollständig; die Ufer des Flusses bestehen aus sehr großem Trümmergestein, dessen obere Lagen im allgemeinen auf ziemlich verwitterten Steinschichten ruhen. Durch die Verwitterung dieser untern Lagen bilden sich an manchen Orten große natürliche Grotten. Wenn diese Verwitterung einmal weiter vorgeschritten sein wird, werden die oberen Lagen der Felsen zusammenbrechen und ein Gerölle mit fremdartigem Aussehen bilden, in dem das Auge die Ruinen einer alten Stadt zu erkennen glaubt [1]).

Gegen zweiundeinhalb Uhr erreichten wir das Ufer des Flusses, wo ein armseliges Boot unser wartete; denn an der Stelle wird man über den Bohtan-Su gesetzt. Der Fluß kann kaum durchwatet werden, da er ziemlich breit und tief ist. Xenophon, der hier mit seinen Zehntausend vorbei mußte, wird der Übergang sicher noch schwerer geworden sein. Durch diese klassische Erinnerung wurde unser Mut wieder gehoben, so daß wir das lästige Geschäft dann endlich unternahmen. Zunächst wurden die Pferde von der Last befreit und die Lasten übergesetzt. Dann mußten die Pferde, die durchaus keine Neigung zur Schiffahrt zeigten, in die Barke geschafft werden. Aber dies ging nicht so leicht. Der Boden der Barke steigt nach den Enden zu an und liegt dort wenigstens 60 Centimeter höher als in der Mitte. Eine Brücke, die zu der Fähre benützt werden könnte und über die wir die Tiere hätten führen können, existierte nicht. Unsere Pferde sollten also — so lautete wenigstens das Programm — einen Anlauf nehmen und in die Barke springen. Aber keines wollte das Experiment zuerst wagen; alle erschraken, bäumten sich und schlugen hinten aus. Wir waren schließlich gezwungen, das Tier ganz langsam an

1) Diese Lagen aus Trümmergestein finden sich auch an den Ufern des Tigris bis Dschesireh und darüber hinaus; sie überragen den Fluß bis zu einer Höhe von 20 bis 30 Metern. Da diese Felsen leicht der Verwitterung zugänglich sind, so lösen sich eingefügte Kiesel leicht los und bilden an verschiedenen Orten wahre Gestade von Kieselsteinen, wodurch der Marsch an dem Tigrisufer wesentlich erschwert wird.

die Barke zu führen und setzten ihm dann einen Fuß auf die Barke; in demselben Augenblicke wurde die Beweisführung am hinteren Teile wirklich schlagend, während von vorne ein Mann in der Barke aus allen Kräften an dem Halfter zog. Bei dem dritten oder vierten unfruchtbaren Versuch zu widerstehen, entschloß sich das Tier dann gewöhnlich zum Sprung. Dieses Verfahren geschah bei zwölf Pferden, was uns alle sehr anstrengte. Um die Annehmlichkeit noch zu erhöhen, fing es auch noch an zu regnen. Nach vier Reisen über den Fluß waren Menschen und Tiere übergesetzt, und es war nichts weiter mehr zu thun, als das Gepäck wieder aufzuladen. Ich kann den Fuhrleuten das Zeugnis nicht versagen, daß trotz der Einfachheit ihrer Barke und ihrer Ruder die Leute ganz gut fuhren.

Das Wasser des Bohtan-Su ist hier sehr schwefelhaltig. Das linke Ufer des Flusses, wo wir uns nach der Überfahrt befanden, ist eben; eine hohe Felsenklippe von dem bereits geschilderten Gestein hängt über das rechte Ufer. Ein wenig thalabwärts zeichnen sich durch den Reflex auf dem Flusse die Ruinen einer schönen Brücke ab, die ehemals den Bohtan-Su überspannte. Soviel man noch feststellen kann, bestand die Brücke aus acht Bogen.

Kurze Zeit, nachdem wir über den Fluß gesetzt hatten, verließen wir seine Ufer und bemerkten von weitem seine Mündung in den Bitlis-Tschaï. Der Pfad durchschneidet dann ein dorniges Gebüsch, das Hyvernat als Cystenrose bestimmte. Die verkrüppelte Vegetation ist unwirtlich und bietet einen traurigen Anblick.

Eine kurze Strecke weiter kommt der Pfad wieder zu dem Flusse, der hier ungefähr so breit ist wie die Seine und sehr rasch fließt.

Ankunft 6 Uhr.

Beim Einbruch der Dämmerung kamen wir in einen wirklichen Wald von hohen, dünnen Gräsern, deren drei Meter hohen Stengel anmutig mit einem Strauße gekrönt ist. Endlich kamen wir in Balak an, wo wir während der Nacht blieben; es ist dies ein kleines kurdisches Dorf an dem Ufer des Bohtan-Su.

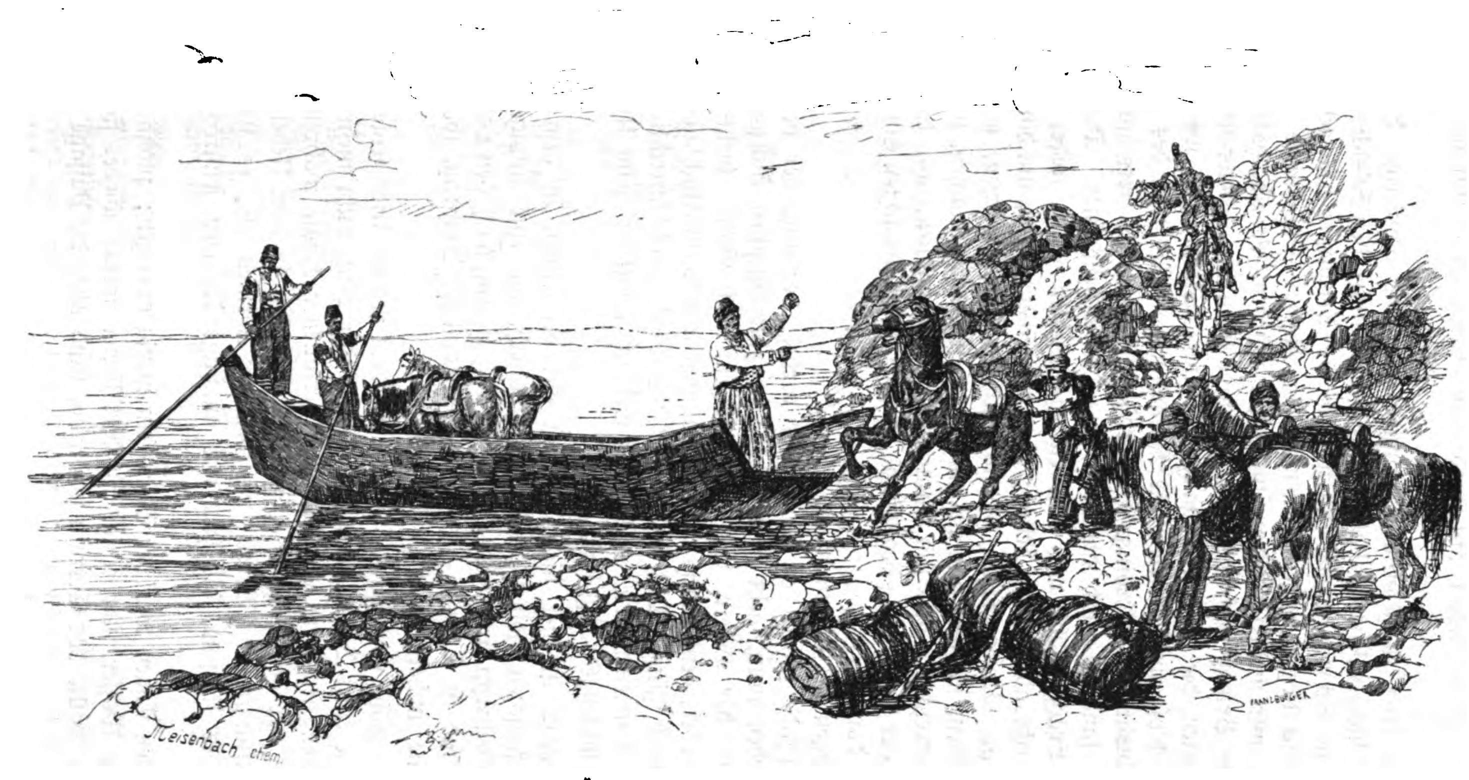
Am andern Tage sollten wir die Ufer des Tigris sehen. Kaum eine Stunde waren wir noch von ihm entfernt, und wir konnten schon deutlich die tiefe Spalte sehen, durch die der Fluß zieht. Das Thal des Tigris mit seinen biblischen Erinnerungen war für mich gleichsam das Hauptziel der Reise, und der Abend ganz mit einer poetischen Erwartung ausgefüllt.

9. Dezember. Abreise 9 Uhr.

Leider hatte die Nacht durch die Ströme eines sündflutlichen Regens die ganze Poesie verscheucht. Gegen neun Uhr morgens hörte es ein wenig auf, und wir setzten uns in Bewegung.

Der leicht aufsteigende Weg erlaubte uns, die Nähe des Zusammenflusses der beiden Flüsse Tigris und Bohtan-Su zu ahnen. Da unmittelbar nach diesem Zusammenfluß der Tigris einen großen Bogen beschreibt, durchschneidet der Pfad diesen Bogen und führt über eine Hügelkette. Schließlich war der Pfad nichts mehr als eine Schlammpfütze, in der sich eine Menge Kieselsteine befanden, und wo die Pferde nach Vergnügen durch den Kot wateten.

Endlich erblickten wir zu unsern Füßen unten zwischen steile Felsen eingeengt den Tigris, dessen Wasser mit lautem Gemurmel dahinfließt. Dieser reißende



Überfahrt über den Bothan-Su.

Strom führt viel Schlamm mit, und seine Farbe hat Ähnlichkeit mit der gelben Sienafarbe.

Um die Ufer zu gewinnen, mußten wir eine schwierige Berggegend hinabsteigen. Ein kleiner Khan [1]) hatte in einer Ecke unter den Felsklippen seine Zuflucht gesucht; einige Schritte weiter stürzte sich ein Bergstrom mit gelbem Wasser und ganz von dem Regen angeschwollen in den Tigris. Ich fragte mich mit einiger Unruhe, wie wir wohl über den Fluß setzen würden, als ich, halb durch die Felsen verdeckt, eine Brücke in sehr gutem Zustande bemerkte. „Hier setzt man gar nicht über," erklärten die Zabtiehs ganz lakonisch. Statt einer weitern Aufklärung lächelten sie bloß und führten die Karawane an das Ufer des Flusses, den wir darauf durchwateten, allerdings mit großer Mühe. Als wir auf dem jenseitigen Ufer waren, fand ich auch die Erklärung des Geheimnisses. Die von dieser Seite zugängliche Brücke stößt mit dem entgegengesetzten Ende wider eine Wand von absolut senkrecht abfallenden Felsen; aber von einem Wege, um dorthin zu kommen, ist keine Spur. Unsere Leute, die sich nicht durchnaß machen, sondern die Brücke benutzen wollten, mußten zunächst einen großen Umweg machen, um den Gipfel des Felsens zu erreichen, und sich dann einen Weg bahnen, um bis zur Brücke zu kommen. Wer kann, mag den Grund zu einer solch thörichten Einrichtung erklären, ich verzichte darauf.

Der Regen fiel unaufhörlich.

Zwei Pfade führen an dem Flusse vorbei; der eine, der bei Hochwasser gebraucht werden muß, geht in der Höhe in phantastischen Zickzackformen um die Berge herum; der andere, der bei niedrigem Wasserstande benutzt wird, geht an dem Ufer vorbei; dem Anscheine nach konnten wir diesen einschlagen, da das Wasser nicht sehr hoch ging. Das Hochwasser des Tigris muß schrecklich sein, nach den Trümmern zu urteilen, die es in dem Gebüsch ungefähr zehn Meter über unsern Köpfen zusammengedrängt hatte.

Der Tigris ist hier nicht so breit wie der Rhein in dem Binger Loch; er treibt meist zwischen hohen Kalkfelsen hindurch, die eine üppige Vegetation von mancherlei Gestrüpp aufweisen. Der von Tag zu Tag nach den Launen des Wassers wechselnde Pfad ist nichts weiter als ein erbärmlicher Fußsteig, wo mit Absicht eine Menge Steine umhergestreut zu sein scheinen.

In der Höhe von Tschellek, das auf dem rechten Ufer seine Hütten malerisch an dem Fuße eines Felsen gruppiert hat, ist der Fluß nicht mehr so eingeengt; zu unserer Linken gewährte uns ein halb verfallener Khan während einiger Augenblicke Schutz vor dem Regen. Vor uns hoben sich in dem Nebel noch unbestimmbare Anhäufungen von Bergen mit bizarren Formen ab; es sind dies die letzten Ausläufer des Masius, die hier wie mächtige Mauern senkrecht in den Felsen abfallen.

In jenen Tagen war der Tigris ein wenig gestiegen; plötzlich verlor sich der Pfad in dem Wasser, um einige hundert Meter weiter wieder sichtbar zu werden. Bekir Agha wollte das Terrain sondieren, fand aber die Passage durch das Wasser

---

1) Dieser Khan ist ohne Zweifel der Khan Schebele. Kiepert hat ihn als Dorf verzeichnet; aber von einem Dorfe dieses Namens konnten wir keine Spur entdecken.

für uns zu gefährlich; wir mußten also auf der Stelle umkehren und einen andern Pfad suchen. Auf diesem erreichten wir nach angestrengtem Klettern den Gipfel eines Felsens und kamen dann nach mancherlei Stürzen glücklich wieder an den Fluß. Auf diesem Abstieg sind Löcher ausgehöhlt, worein die Pferde die Füße setzen können; aber alles war so steil und durch den Regen so schlüpfrig geworden, daß das Gepäck von einer Seite des Felsens wider die andere stieß, so daß wir uns fast wundern mußten, als wir unten ankamen, daß kein Mensch und kein Tier dadurch tot geblieben war. Eines von unseren Pferden hatte sämtliche Hufeisen verloren; zum Glück hielten zwei Felsspitzen das Gepäck aufgefangen, so daß das Pferd in der Luft hing und von unseren Leuten wieder auf die Beine gebracht werden konnte. Ohne diesen gefälligen Felsen hätten wir wohl ein Unglück zu beklagen gehabt.

Allmählich wurde es Abend; den ganzen Tag über waren wir in der Wüste gereist. Auf dem rechten Ufer liegen einige Dörfer in den Felsen verborgen; unser Ufer, das nur Ruinen aufweisen kann, entspricht der Landschaft Kurdistans völlig. In der absoluten Stille hört man nichts weiter als das Murmeln des Flusses; das geringste Geräusch, ein Wort u. dgl. weckt an den Felsenklippen ein vielfaches Echo. Diese verlassene und trübe Landschaft an einem Flusse, der berufen zu sein scheint, überall Leben hervorzuzaubern, ist großartig und zugleich traurig.

Ankunft 6 Uhr abends.

Als aber die Nacht hereinbrach, drängte sich uns eine sehr wichtige praktische Frage auf: wo sollten wir schlafen? Senndück war noch sehr weit entfernt, und die Zabtiehs zeigten sich sehr unwissend in geographischer Hinsicht. Wir nahmen mit dem alten Hadschi-Ali die Spitze der Karawane ein, und nach vielem Waten im Schlamm, nach anstrengendem Klettern und Marschieren, kamen wir endlich zu dem armseligen Dörfchen Bisina, das hoch oben an einem felsigen Vorgebirge hängt. Man würdigte uns kaum einer Aufnahme, wir waren inmitten einer wahren Wildnis. Der Chef des Dorfes hat ein sehr grausames Aussehen; einen richtigeren Kurden kann man sich kaum vorstellen. Da wir ganz durchnäßt waren, so trockneten wir uns an seinem Feuer, während er uns gegenübersaß und seine Pfeife rauchte, wobei er uns sehr argwöhnisch betrachtete.

Nachdem eine Stunde verflossen war, war unser Gepäck noch immer nicht angekommen; entweder hatten sich unsere Leute verirrt oder waren ausgeplündert worden. Wir schickten Leute des Dorfes aus, um nach dem Gepäck zu suchen; aber da sie halb gegen ihren Willen gingen, so kehrten sie auch bald unverrichteter Sache zurück. Da sie nicht sonderlich durchnäßt waren, was sie eigentlich dem Wetter nach hätten sein müssen, so kam ich auf den Verdacht, daß sie ihre Nachforschungen nur bis zu den letzten Häusern des Ortes ausgehnt hatten.

Was sollten wir machen? Trotz unserer Unruhe mußten wir uns bis zum Tage gedulden und versuchen, etwas Nahrung für uns und unsere Pferde zu erhalten. Nach langem Hin- und Herreden entschloß sich der Chef, unseren Pferden etwas Gerste zu geben und uns ein bißchen Käse zu servieren, in den die Kurden nach ihrer Gewohnheit die Finger abdrücken, ferner Brot und eine Art Weinbeerenmus, das ganz gut schmeckte, wenn man nur die Gewißheit hätte, daß es

reinlich bei der Zubereitung hergegangen hätte. Um unser Malheur noch zu steigern, mangelte uns auch der Tabak.

Wir streckten unsere Füße am Feuer aus und schliefen, so gut es eben anging. Gegen Mitternacht kam endlich ein Eilbote von Huschanna. Unsere Karawane hatte sich verirrt und war mit allem in einem benachbarten Dorfe angekommen. Alles war in Sicherheit und in gutem Zustande; am folgenden Morgen konnten wir wieder zu unserer Karawane stoßen.

10. Dezember.

Mit Tagesanbruch erreichten wir unsere Gesellschaft wieder drei Viertelstunden unterhalb Bisina. Das Dorf Khesta, wo sie Unterkunft gesucht hatten, ist an dem Ufer des Tigris erbaut und hat ein bedeutendes Aussehen; auch hatten unsere Leute eine gute Aufnahme gefunden.

Weil Khesta nicht an dem gewöhnlichen Pfade liegt, so sind Gäste wie wir dort etwas Seltenes, so daß wir Aufsehen erregten. Die ganze Einwohnerschaft versammelte sich, um jede unserer Bewegungen zu beobachten. Die Einwohner zeigten sich sehr zuvorkommend; die Typen sind schön, einige sogar recht hübsch. Die Männer sind schlank und fein und besitzen wie die Frauen ein vornehmes, würdiges Aussehen. Ich glaube, dieses relative Glück des Dorfes rührt von der isolierten Lage des Dorfes her, wodurch dasselbe von lästigen Einquartierungen der Beamten auf ihren Reisen mit den tausenderlei Scherereien und Schandthaten verschont bleibt.

Auf einer Strecke von mehreren Meilen fließt der Tigris zwischen unzugänglichen Bergwänden dahin, so daß wir seinem Ufer nicht folgen konnten, sondern über die Berge von Fenndück ziehen mußten, um bei Fennik den Fluß wieder zu erreichen.

Um zehn Uhr fünfzehn Minuten reisten wir ab; zunächst kehrten wir zu dem Weiler Bisina zurück, und nach einem langen beschwerlichen Klettern durch die Felder erreichten wir den Pfad nach Fenndück.

Da wir, um dieses Dorf zu erreichen, bis zum Anfang eines sehr engen, von Seitenschluchten durchschnittenen Thales hinaufsteigen mußten, so führt der Pfad, um diese zu vermeiden, in bedeutender Höhe durch das Gebirge. Hier wurde es übrigens abscheulicher, als es jemals gewesen war. Das Pferd Huschannas war beinahe in eine Schlucht gefallen, und Huschanna hatte durch eine außerordentliche Anstrengung des Pferdes einen Kopfsprung gemacht, der zum Glück ohne schlimme Folgen blieb. Die Bäume sind schon spärlich hier, und überall sieht man Spuren von aufgegebenen Kulturarbeiten, die uns die Nähe eines Dorfes ankündigten. Und wirklich kamen wir bald an den Ruinen von Khuaran vorbei[1]). Gegu, der sich abmühte, eine Kette Feldhühner zu verfolgen, verlor sein Pferd. Während er mit den Zabtiehs dasselbe aufsuchte, kletterten wir schon weiter. Die Landschaft wäre großartig, wenn es nur aufhören wollte zu regnen.

Nachdem der Pfad den Paß erreicht hat, umgeht er noch in der Höhe ein kleines Thal und tritt dann in das Thal von Fenndück ein. Das Dorf liegt im

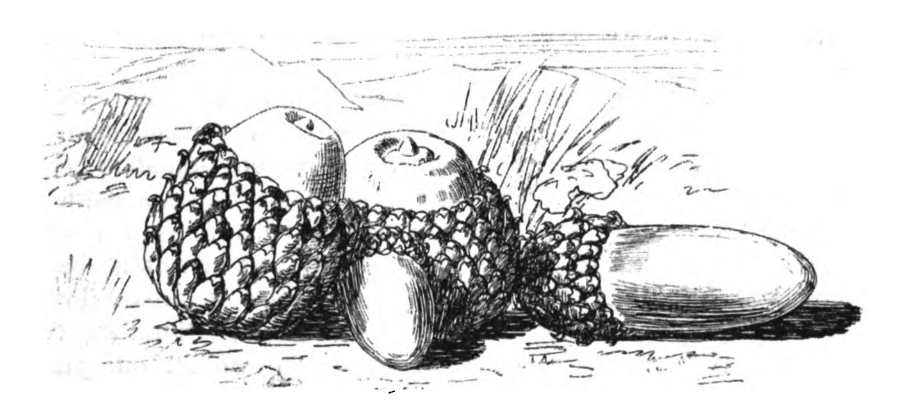
---

1) Ainsworth (II. 352) spricht von zahlreichen Dörfern auf dieser Strecke. Was mag aus ihnen geworden sein?

Mittelpunkt eines schönen Kranzes von Bergen, die damals mit einer dünnen Schneelage bedeckt waren.

Ankunft 3 Uhr.

Das Haus des Chefs, das uns als Wohnung diente, ist gut. Aber die Zabtiehs hatten uns erst, nachdem sie Gegus Pferd aufgesucht hatten, am Eingange des Dorfes wieder eingeholt; wir waren darum nicht angemeldet worden, und es brannte auch noch kein Feuer; doch zündete man dieses in unserer Gegenwart an. Aber ein Feuer von nassen Reisern anzünden in einem Zimmer, das als Kamin bloß ein Loch im Dache hat, heißt gerade so viel, als einen Dachs aus seiner Höhle durch Rauch verjagen. Wir wußten keinen andern Rat, als daß wir uns flach auf die Erde legten. Nach Verlauf von zehn Minuten war alles in Ordnung, die Flamme brannte lustig, und wir konnten uns trocknen und mit unsern Wirten unterhalten.



Zu Seite 248. Eicheln aus Kurdistan.

Diese müssen abgehärtete Leute sein; denn wiewohl es nicht warm war, trugen sie doch eine sehr leichte Kleidung: Hosen von weißer Leinwand, über denen das Hemd getragen wird, dessen Ende, sowie auch das der Ärmel in lange Zipfel ausläuft; auf der Brust ist das Hemd ziemlich weit offen. Der Rücken und die Schultern sind durch eine Weste aus Ziegenfell geschützt, dessen Haare nach außen stehen. Die Kinder tragen den Kullak, eine Kappe von weißem Filz, die ihnen ein sperlingsähnliches Aussehen giebt. Die Männer fügen zu dem Kullak noch einen Turban; bei unserm Chef, der übrigens ein fideler Kerl war, erreichte der Turban eine außerordentliche Größe.

11. Dezember.

Während der Nacht war das Barometer um fünf Millimeter gestiegen, etwas Schnee lag auf den Höhen, und das Wetter versprach besser zu werden.

Unsere Katerdschis kamen wieder zu spät, aber diesen Fehler muß man übersehen, da sie sonst doch bei den schlechten Wegen sehr brauchbar waren.

Abreise um 8 Uhr.

Hinter Senndück begann drei Stunden lang beinahe ohne Unterbrechung das schrecklichste Purzeln, daß man sich nur denken kann. Ab und zu hatten wir wohl



eine Art von Pfad, aber im allgemeinen war es bloß eine Fährte inmitten der Felsen. Es ist unmöglich, diese Tour allein zu Pferde zu machen.

Die Vegetation ist immer noch aus isolierten Sträuchern zusammengesetzt; die am meisten vorkommende Art ist die kurdische Eiche (Quercus oophora), deren Blätter denen der Kastanien gleichen. Die Eicheln sind sehr groß. Ich habe eine gemessen: die Länge betrug 55 Millimeter und die Dicke 35 Millimeter. Man erzählt, daß die Kurden, die den Eicheln den Namen Sakraari geben, dieselben mit Sorgfalt sammeln und im Winter anstatt Brot verzehren[1]).

Der Pfad wird hier häufig gebraucht. Der anfänglich bedeckte Himmel klärte sich immer mehr auf, und von unserer Höhe aus genossen wir jetzt die erste, wunderbare Aussicht auf die Ebene von Mesopotamien; wir gewahrten an dem in die Sonne getauchten Horizont, der sich mit dem Himmel vereinigt, ein blaues Meer: die Wüste. Zu unseren Füßen hatten wir noch den letzten beträchtlichen Teil unseres Abstieges, während die ersten Stufen der Berge, welche die Wüste mit den wilden Schluchten des Tigris verbinden, sich in der Ferne in lange Hügelwellen verlieren.

Am Ende unseres Abstieges fand sich eine große Grotte, die, wenn sie nicht von Menschenhand ausgehöhlt wurde, doch davon einige Verbesserungen erhalten hat. Der Weg führte um mehrere Thäler herum, wo die Vegetation der Gebirge schon seltener zu werden anfängt. Bei einer Biegung des Weges konnten wir uns nicht enthalten, einen Schrei der Verwunderung auszustoßen. In ein vor rauhen Winden geschütztes, kleines Thal schleicht sich der Pfad ganz unmerklich durch dichte Oleandergebüsche; ein klarer Bach durchfließt das Thal in kleinen Wasserfällen, die im Sonnenlicht gar herrlich funkeln; in dem Gehölz verbirgt sich der Bogen einer ruinierten Brücke. Es war dieser Vorgeschmack des Südens eine gar köstliche Überraschung von wirklich poetischem Zauber für uns.

Der Charakter der Vegetation wechselt vollständig; der Lorbeerbaum kommt in den Thälern im Überfluß vor, während die Berge nackt stehen.

Bald erreicht der Pfad den Tigris wieder, der, hier nicht mehr in ein so enges Bett eingezwängt, viel langsamer fließt. Wir fragten unsern alten Zabtieh, wie weit wir noch bis Dschesireh hätten. Er antwortete: Iki butschuk saat — zwei und eine halbe Stunde. Diese Antwort hört man in jenen Gegenden sehr häufig, aber man muß sie übersetzen können; sie heißt nämlich auf deutsch: Ich weiß es nicht.

Eine Stunde später fragten wir wieder einen Mann nach derselben Entfernung; er bedeutete uns, daß es wohl noch eines Marsches von vier Stunden bedürfe, um dorthin zu kommen. Bloß ein Kurde gab uns auf unsere Frage eine vernünftige Antwort: „Ich habe keine Uhr," sagte er, „wie kann ich denn aber eine Entfernung nach Stunden angeben?"

Finnik liegt sehr schön an dem Ufer des Tigris in einer recht fruchtbaren Gegend; sehr beträchtliche Ruinen scheinen anzudeuten, daß es ehemals eine Stadt war. Ainsworth glaubte, in diesen Ruinen die von Ammianus Marcellinus erwähnten Ruinen der alten Stadt Phoenica zu erkennen[2]).

---

1) Deyrolle, „Tour du Monde" XXXI, 375.

2) Ainsworth, II. 348. Ritter in seiner Erdkunde XI. 122 richtet sich nach Ainsworth.

Ehe wir in Mansuriyeh ankamen, mußten wir das Delta des Tschamseitun (Wasser der Olivenbäume) durchwaten; dies Delta ist aus sechs Kanälen zusammengesetzt, in denen das Wasser lebhaft fließt. Das Thal scheint sehr bedeutend, und ich bin fest überzeugt, daß der Fluß einen längeren Lauf hat, als Kiepert auf seiner Karte anzeigt.

Mansuriyeh ist ein großes, beinahe ganz chaldäisches Dorf, das hoch oben an einem Felsvorsprung hängt, der senkrecht zum Tigris abfällt. Vom Tschamseitun ist es nur eine halbe Stunde entfernt.

12. Dezember. Ankunft 5½ Uhr abends.

Es war für uns nach den Regengüssen der letzten Tage eine angenehme Empfindung, einmal bei herrlichem Wetter reisen zu können.

Aber dieser Tag war nur ein freundlicher Lichtblick; denn gegen elf Uhr des Abends bedeckte sich der Himmel von neuem mit flockenartigen Wolken von verdächtigem Aussehen, und am folgenden Mittag begann wieder ein Platzregen. Da der chaldäische Pfarrer ausgesagt hatte, daß wir bis Dschesireh nur mehr eine Stunde hätten, so hatten wir auch keine große Eile, zumal wir noch immer hofften, das Wetter würde besser werden.

Während dieser Zeit machten wir eine weitere Bekanntschaft mit dem Süden oder vielmehr mit seinem Ungeziefer. Als wir des Abends in Mansuriyeh anlangten, hatten wir sofort unsere Unaussprechlichen auf zwei Mehltrögen zum Trocknen ausgebreitet; am andern Morgen fanden wir sie zu unserm Erstaunen buchstäblich mit länglichen, ziemlich dicken Insekten von weißlichem Aussehen bedeckt. Man sagte uns, es seien Hühnerläuse. Rasch wurde eine Jagd nach allen Regeln der Kunst veranstaltet, wobei uns die Leute mit großem Erstaunen zusahen, als ob sie nicht begreifen könnten, wie diese harmlose Tierchen uns in eine solche Aufregung versetzen konnten.

Abreise 8½ Uhr.

Da der Himmel sich nicht aufklären wollte, entschieden wir uns endlich für die Abreise. Nach anderthalbstündigem Marsch erreichten wir bei strömendem Regen, und selbstverständlich bis auf die Haut durchnäßt, den zerstörten Khan, der an einer Felsenklippe Dschesireh gegenüber liegt[1]).

Dschesireh, das auf dem rechten Ufer des Flusses liegt, war früher durch eine Brücke, wovon aber kaum noch eine Spur zu sehen ist, mit dem linken Ufer verbunden; eine kleine Strecke unterhalb der Stadt überspannte eine zweite große Brücke den Fluß; davon stehen noch einige Bogen. Heute geschieht die Verbindung durch eine Schiffbrücke. Wenn aber der Fluß ein wenig steigt, fährt man die Brücke vorsichtshalber ans Ufer, wie es auch damals geschehen war. Wie sollten wir in die Stadt kommen? Von einer Fähre war keine Spur, und die Barke, die, wie man uns sagte, das Übersetzen der Leute besorgen sollte, war vollständig unsichtbar. Wir konnten auch nicht weiter, da wir keine Lebensmittel mehr hatten, auch unsere Zabtiehs wechseln mußten und vor allem uns gerne trocknen wollten. Wir schrieen, feuerten Flintenschüsse ab, alles war umsonst. Wir mußten uns also

1) Die Kiepertsche Karte ist betr. der Strecke von Saïrd nach Dschesireh sehr mangelhaft.



gedulden und suchten eine Zuflucht in dem Khan, der freilich nichts weiter ist als eine Rumpelkammer; etwas zu essen aber hatten wir noch immer nicht.

Endlich kam eine kleine Karawane aus der Stadt, die zu unserm Ufer wollte; auch die Barke erschien. Jetzt hofften wir, an demselben Tage noch übergesetzt zu werden. Aber das Unternehmen wurde langweilig; bei jeder Reise über den Strom mußte die Barke eine große Strecke stromaufwärts gerichtet werden (A auf dem Plane S. 253), damit die Strömung die Barke nicht zu weit über den Punkt hinwegriß, wo wir landen wollten. Der Reise selbst fehlte durchaus der interessante Moment nicht, da der Fluß reißend und das Manöver infolgedessen schwierig war.



Kurdische Pistole und Patronentasche.

Zwanzigstes Kapitel.

Dschesireh. Von Dschesireh nach Mosul.

Der chaldäische Bischof. Die Stadt Dschesireh und ihre Geschichte. Verkehrte Abreise und deren Folgen; Blokade durch den Regen. Entschluß, Mosul mit einem Kellek zu erreichen. Entlassung der Katerdschis. Transport unseres „Hauses" auf das Floß. Abreise. Schlechte Reise zu der großen Brücke von Dschesireh. Rubahi; Schneesturm. Einige Worte über die Kurden und Kurdistan. Feschabur; Not wegen der Stromschnellen. Karatschek-Dagh; arabisches Lager; eine eisige Nacht. Der Butma-Dagh; neue Stromschnellen. Eski-Mosul; Lauf der Flöße; Mosul.

12. Dezember.

Wir hatten vor, den in Dschesireh residierenden Dominikanerpater Galland um Gastfreundschaft zu bitten. Da er aber abwesend war, klopften wir an der Thüre des chaldäischen Bischofs an, der uns mit der größten Liebenswürdigkeit aufnahm. Seine Behausung ist neu und reinlich, aber leider nur für wärmere Länder berechnet, so daß man bei den Fenstern mit den schlecht schließenden viereckigen Papierstücken, bei den Thüren, die im Sommer so angenehm sind, weil sie stets frische Luft einlassen, und bei dem gänzlichen Mangel an Heizmaterial herrlich untergebracht ist, um im Winter die größte Kälte zu leiden.

Der Bischof ist noch jung, groß und besitzt vornehme Manieren. Er ist eine Zeit lang bei den Chaldäern in Malabar gewesen und versteht etwas englisch. Wie die meisten orientalischen Bischöfe ist auch er arm; die Chaldäer, seine Schafe, sind armselige Landleute ohne Vermögen. Sie bilden eine sehr dünngesäete Bevölkerung [1]).

Der Bischof empfing uns in seinem Diwan, der auch bald mit Notabeln gefüllt war, die kamen, um die vornehmen Fremden zu begrüßen. Da wir durch und durch kalt waren, wünschten wir nur eines: nämlich in Ruhe unsere Kleider

---

1) Nach den Angaben des Bischofs zählt die chaldäische Diözese Dschesireh nur 4555 Katholiken nach chaldäischem Ritus. In geographischer Hinsicht bildet die Diözese ein unregelmäßiges Trapez, dessen kleinere Grundlinie an den Tigris stößt (Fenndück im Norden gehört schon zu Saïrd; Nahrawan bildet die Südgrenze), und das dann immer breiter wird bis zu den Bergen des Hakkiari. Baschkala hängt auch von Dschesireh ab.

wechseln zu können. Indessen erfüllten wir zunächst unsere Pflichten der Gesellschaft gegenüber. Aber nach Ablauf einer Stunde war der Diwan noch immer nicht leer. Wir wollten uns zurückziehen, um die nötigen Veränderungen in unserer Toilette vorzunehmen, als man uns zu verstehen gab, da das Haus sehr klein sei, so sei der Diwan eigentlich unser Zimmer, wo wir Herr und Meister wären. Es blieb uns denn auch nichts anderes übrig, als daß wir uns als solche betrachteten und begannen, unsere Kleider zu wechseln — aber niemand machte eine Bewegung, sich zu entfernen. Was sollten wir thun? Es blieb uns nichts weiter übrig, als diesen Wechsel vor dem Bischof und den Vornehmen ganz vorzunehmen. Die Sache kam ihnen ganz natürlich vor, und wir glaubten uns in das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, zu dessen bekanntem „lever" versetzt.

13. Dezember.

Der Regen floß andern Tages in Strömen, weshalb der Tag mit angenehmem Geplauder und kleinen Spaziergängen zwischen gewaltigen Regengüssen verfloß.

Dschesireh kann sich ebenfalls eine Ruine nennen. Sein vollständiger Name — Dschesireh-ibn-Omar „Insel des Sohnes Omars" — deutet auf eine verhältnismäßig junge Stadt mit mohammedanischem Ursprunge hin. Gewöhnlich aber nimmt man an, daß die Gründung der Stadt lange Zeit vor der Entstehung des Islams geschehen ist. Sie nimmt eine natürliche Terrasse ein und ist von den Hügeln durch eine kleine Ebene getrennt, die der Tigris sehr leicht überschwemmt. Der Gedanke, aus dem Plateau von Dschesireh eine Insel zu machen, lag sehr nahe, man brauchte nur einen Kanal aus dem Flusse um die Stadt zu leiten. In gewöhnlichen Zeiten ist der Kanal meistens trocken; unterhalb der Stadt führt eine Brücke über denselben. Gegenwärtig befindet sich diese Brücke in einem sehr kläglichen Zustande; von den Gewölben ist nichts mehr geblieben, von den Pfeilern sind auch schon einige aus der senkrechten Richtung bedeutend herausgekommen. Aber man benutzt sie doch noch, indem man einen unsicheren Boden aus schlecht gezimmertem Holze darauf gelegt hat. Nur mit Furcht kann man die Brücke benutzen, und dennoch ist sie der einzige Weg, der die Stadt mit dem Festlande verbindet.

Die Sage schreibt die Gründung der Festung Dschesireh den Genuesern zu, wie sie es bei fast allen Schlössern und festen Plätzen in Kleinasien thut; in Wirklichkeit sollen Festung und Mauern durch Omar ben Abdulaziz, den achten Khalifen aus dem Hause der Ommiaden, gegründet worden sein[1]); heute sind nur noch die Ruinen davon vorhanden. Aber ihre Steinlagen, die aus schwarzem Basalt und weißem Kalkstein abwechseln, geben noch heute der Stadt ein merkwürdig zierliches und künstlerisches Aussehen.

Fürsten aus der Familie der Ommiaden zogen Nutzen aus der zunehmenden Schwäche der Khalifen und machten Dschesireh zu ihrer Hauptstadt[2]). Nach mancherlei Abwechselungen, nachdem sie von Timur eingenommen und ausgeplündert worden war, wurde sie der Zufluchtsort des kurdischen Emirs vom Bohtan.

---

1) Barb, nach Scheref, Phil. hist. Klasse der Kaiserl. Akad. der Wiss. Wien 1859. Januarheft S. 30.

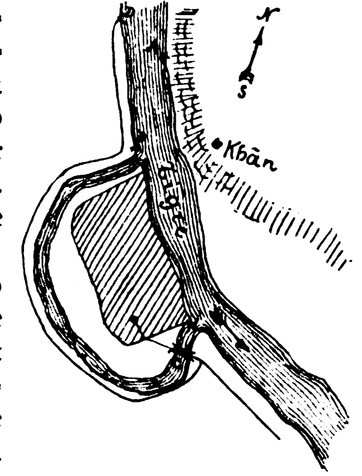
2) Barb, 33 Kurdendynastien S. 9.

Zwischen den Paschaliks von Diarbekr und von Mosul, deren Verbindungsweg es vollständig beherrschte, machte der Emir von Dschesireh der Hohen Pforte viel zu schaffen. Endlich war deren Geduld erschöpft und sie ergriff energische Maßregeln. Reschid Pascha bemächtigte sich der Stadt im Jahre 1836 und machte daraus einen Trümmerhaufen. Die heutige Stadt ist nur mehr ein großes Dorf, das auf und zwischen die Trümmer gebaut ist. Die Stadt zählt achthundert Häuser, darunter hundertzwanzig christliche [1]).

14. Dezember.

Am folgenden Morgen klärte sich der Himmel auf, und darauf hin befahlen wir, aufzubrechen. Aber die Karawane war um Mittag erst fertig, und da sah der Himmel schon wieder drohend aus.

Wir mußten also von neuem den Tigris überschreiten. Der gewöhnliche Landungsplatz ist das steile Ufer unterhalb des Khanes; damit aber die durch das Regenwetter stark angeschwollenen Fluten die vorgeschichtliche Barke nicht weit über diese Stelle hinwegtragen, muß der Abfahrtspunkt weiter stromaufwärts verlegt werden (zum Punkte D). Das System ist schon sehr primitiv; aber es wäre nur halb so schlimm, wenn wir vom Hause des Bischofs in gerader Linie zu dem Orte der Einschiffung gehen könnten. Aber jetzt zeigte sich wieder so recht die türkische Wirtschaft.



Skizze der Lage von Dschesireh.

Zwei Tage vorher war der Kanal, der Dschesireh umgiebt, noch beinahe ganz trocken, und man konnte ihn leicht durchwaten. Aber nun war er ganz mit Wasser angefüllt, so daß von einem Durchwaten desselben keine Rede mehr sein konnte. Da man große Mühe hatte, die einzige Barke der Stadt bis zu dem erwähnten Einschiffungsplatz zu schaffen, so blieb uns kein anderer Weg übrig, als die erwähnte baufällige Brücke zu überschreiten, dann den Kanal in einem weiten Umweg durch allen Schmutz zu umgehen, um auf diese Weise den „Quai der Einschiffung" zu erreichen.

Während dieser Reise, die eine gute Stunde in Anspruch nahm, fing es wieder schrecklich zu regnen an, und dazu erhob sich ein heftiger Sturm. Unsere fünf Bootsleute erwarteten uns, indem sie halb erfroren waren; es mußte ihnen große Mühe gemacht haben, die Barke in dem teilweise gefrorenen Wasser bis dorthin zu lenken.

Aber jetzt standen wir vor einem neuen Hindernis. Die Karawane war zu groß, um in einem Male übergesetzt zu werden. „Wir können eure Pferde übersetzen oder auch euch mit dem Gepäck," sagten die Schiffer, „aber bei dem Stand des Flusses und dem schrecklichen Wind wird es uns nicht möglich sein, heute noch eine zweite Fahrt zu unternehmen." Die Leute hatten nur zu sehr die Wahrheit gesagt; der Sturm wurde noch stärker und das Tosen des Flusses schrecklich. Was

1) Davon sind 65 chaldäisch, 15 syrisch, 40 jakobitisch und 10 armenisch-gregorianisch.

war zu thun? Sollten wir das Gepäck über den Fluß schaffen lassen? Aber wenn der Fluß noch während der Nacht stieg, was sehr wahrscheinlich war, und dadurch für den anderen Tag jede Passage unmöglich machte, was sollten wir dann in dem halb zerfallenen Khan machen, da wir ohne Transportmittel, ohne die Pferde gewesen wären? Nach einer dreiviertelstündigen Beratung und dazu noch in dem heftigsten Regen entschieden wir uns schließlich für das Klügste, nämlich zurückzukehren. Dies war sehr weise von uns; denn während der Beratungen neben der Barke war der Fluß so sehr gestiegen, daß er uns beinahe eingeschlossen hätte. Dieses Hindernis war freilich leicht zu überwinden, aber man sieht daraus doch die Gewohnheiten des Tigris.

Wir traten also den Rückzug an; aber dieses Mal ersparte uns die Barke, die bis zum Kanal (B) gebracht worden war, den langen Umweg, den wir an demselben Tage hatten machen müssen. Die Bagage und Reitpferde, die wir unsern Leuten anvertraut hatten, machten die unangenehme Promenade allein. Huschanna ritt den Dschamusch und wollte eine Pfütze überspringen, aber Roß und Reiter verschwanden gänzlich in dem gelblichen Moraste. Die Pfütze ist ein tiefes Loch; beide aber zogen sich aus demselben ohne besondere Verletzungen. Huschanna trug meine Tasche mit meinen Papieren; aber das beste an der ganzen Affaire war doch das, daß kein Tropfen Wasser in die Tasche eingedrungen war. Aber eines meiner Barometer, das sich in der Halfter des Sattels befand — dasselbe, das in den Tandur in Akhlat gefallen war — ging dabei zu Grunde.

Wir kehrten also zu dem ausgezeichneten Bischof zurück, in Wirklichkeit ein Rückzug wie in Rußland 1813.

Man kündigte uns eine gute Nachricht an: Pater Galland war soeben nach Dschesireh zurückgekehrt; er war halb tot, da auch er in ein Schlammloch unterwegs gefallen war [1]).

15. und 16. Dezember.

Da saßen wir nun richtig in der Mausefalle! Auf dem rechten Ufer des Tigris konnten wir Mosul nicht erreichen, weil da alles Wüste ist, die in dieser Jahreszeit nicht bereist werden kann; es ist aber auch unmöglich, den Tigris zu passieren. Und selbst wenn uns dies noch gelänge, so hätten wir die schöne Aussicht, vier bis fünf Tage in dem von dem Regen aufgeweichten Boden im Schlamme zu waten. In dieser traurigen Lage ging uns plötzlich ein Licht auf: Wir könnten ja Mosul auf einem Kellek erreichen. Dieser Vorschlag wurde auch sogleich adoptiert.

Ohne Zweifel stand uns kein Kellek erster Klasse zur Verfügung, denn die „Häfen", von denen diese Fahrzeuge gewöhnlich auslaufen, sind Diarbekr in gewissen Zeiten und Mosul das ganze Jahr. In Dschesireh stellt man bloß Kelleks für Warentransporte her. Doch ließen wir uns davon nicht beeinflussen, sondern suchten die Sache in Gang zu bringen. Zunächst machten wir also Einkäufe zu einem Kellek von 162 Schläuchen.

Der Kellek ist ein Fahrzeug, das aus Schläuchen von Hammelfell zusammengesetzt ist, die mit Luft gefüllt sind. Diese Schläuche werden der Länge nach auf

1) Pater Galland hat besonders den Distrikt von Medeat zu besorgen; auf einer Reise von Medeat nach Dschesireh wurde er am 17. Juni 1890 von den Kurden ausgeplündert. (Missions cath. 1890, 134.)

achtzehn anderen Schläuchen befestigt. Diese achtzehn Schläuche sind mit Stricken auf dünnen Stangen festgebunden, die wiederum rechtwinkelig auf fünf in der Längsrichtung befestigten Hölzern ruhen. Dieses ist der Boden des Kelleks, an dem sich kein einziger Nagel befindet; alles wird mit Stricken zusammengehalten oder noch besser mit Weidenschleifen. Auf diese durchsichtige Zimmererei muß nun ein Fußboden gelegt werden. Die Sache ist sehr leicht — man legt einfach eine Menge Holzknüttel neben einander; diese werden nicht befestigt, weil sie weggenommen werden müssen, damit man nach den Schläuchen sehen kann. Dieser Fußboden ist freilich sehr primitiv und bietet Veranlassung, etwas Gymnastik zu üben, wenn man sich hin- und herbewegen will, auch gestattet er, eine große Anzahl Fußbäder gratis zu nehmen.

Da die Schläuche ein unbedeutendes Gewicht haben und zugleich eine sehr große Menge Wasser verdrängen und das Fahrzeug sehr leicht ist, so hat es auch keinen bedeutenden Tiefgang, so daß man eine große Menge Waren auf einem Kellek unterbringen kann.

Nachdem der Kellek so weit fertig gestellt war, handelte es sich darum, für uns ein Obdach auf demselben herzurichten. Der Bischof strengte sich sehr dabei an, denn wir selbst hatten zu wenig Erfahrung in dieser Geschäftsbranche.

Unser Erstaunen wurde sehr groß, als wir unsere Wohnung entstehen sahen, aber nicht am Ufer des Flusses, sondern in dem Hofe des Bischofs. Es war dies ein wirkliches Häuschen; das Gerüst war aus leichtem Holze und die Wände aus dickem Filz hergestellt. Das Haus hatte eine Länge von vier Archinen[1]) (2,75 Meter) und eine Breite von 3½ Archinen (2,40 Meter); die Höhe bis zum Dache betrug 1,80 Meter. Der Fußboden war aus Brettern von alten Kisten hergestellt; an der Seite des Häuschens hatte man sogar einen Anbau angebracht, einen geheimen Zufluchtsort, der direkt mit dem Wasser des Flusses in Verbindung stand.

Nachdem der Grund zu dem Häuschen und der Fußboden hergestellt waren, wurde das Ganze über die Mauern des bischöflichen Hofes gebracht, um die Fertigstellung auf dem nächsten Grundstück vorzunehmen.

Es war sehr interessant, die Zimmerleute bei ihrer Arbeit zu sehen. Die Faulheit oder das Verlangen, so bald als möglich ausruhen zu können, ließ sie mit einer wahren Wut arbeiten; sie schrieen, arbeiteten darauf los und beeilten sich sehr. Wer sie gesehen hätte, wäre sicher auf den Gedanken gekommen, diese Leute seien die thätigsten der ganzen Welt; aber aller Fleiß hatte nur den einen Zweck: sehr rasch Kief machen und eine Pfeife rauchen zu können.

Nachdem die Zimmerleute ihre Arbeit fertig hatten, kam ein armer Teufel, halbnackt und vor Kälte zitternd, und bedeckte alles mit dicken Teppichen aus kurdischem Filz, deren wir siebzehn notwendig hatten.

Als dieser mit seiner Arbeit fertig war, entließen wir unsere Katerdschis. Sie waren angeworben gegen täglichen Sold mit der Verpflichtung, uns bis Mosul zu geleiten. Natürlich begannen sie damit, den Sold für die noch nicht zurückgelegte Reise von Dschesireh nach Mosul zu fordern. Wir gingen darauf ein, stellten aber

1) Eine türkische Archine ist gleich 0,685 Meter. Siehe etwas weiter (Kapitel XXIII) die Zeichnung des vollkommenen Kelleks, auf dem wir die Reise von Mosul nach Baghdad zurücklegten.

die Bedingung, daß sie dann nach Mosul kämen, um dort den Lohn in Empfang zu nehmen. Nachdem sie sich diese Sache überlegt hatten, zogen sie es aber vor, mit dem Solde bis Dschesireh zufrieden zu sein und so bald als möglich nach Wan zurückzukehren. In dieser Jahreszeit hatten sie keine Aussicht, auf der Rückreise eine Karawane begleiten zu können, wohl aber hatten sie, je länger sie zögerten, um so mehr den Schnee zu fürchten. Wir gaben ihnen noch ein gutes Backschisch, und sie zogen befriedigt von dannen. Wir brauchten uns über sie wirklich nicht zu beklagen; wenn man sie für das nimmt, was sie in Wirklichkeit sind, nämlich für Briganten, so muß man sagen, daß sie uns wirklich gute Dienste geleistet haben.

Sahto sollte in Begleitung von Lazarus unsere Reitpferde nach Mosul führen, so bald die Wege brauchbar geworden sein würden.

Unterdessen war unsere Wohnung ganz fertig geworden und die Teppiche aufgehängt; jetzt handelte es sich darum, die Wohnung zu dem Kellek zu transportieren. Am 16. um 11 Uhr des Vormittags begannen wir mit diesem schwierigen Geschäfte.

Fünfzehn Hammals (Träger) übernahmen dieses Geschäft. Nach orientalischer Art begannen sie mit Schreien und Kommandieren, dann hoben sie langsam das Gebäude in die Höhe und legten es auf ihre Schultern. Man hätte glauben können, die berühmte Sänfte Richelieus sich bewegen zu sehen; aber es fehlte die allgemeine Ruhe. Hier war die ganze Einwohnerschaft unter heiterem Geplauder versammelt, und unsere Hammals marschierten unter faulen Witzen und allgemeiner Heiterkeit; es war ein wirkliches Fest für die Leute.

Wir kamen an eine schlimme Passage, nämlich an eine Straße, die zu beiden Seiten mit Häusern eingefaßt ist. Klatsch, stößt unser Haus an und zerstört ein Wetterdach an der rechten Seite! Zur allgemeinen Freude hebt es gleich darauf an der linken Seite der Straße die Ecke eines Daches fort. Die Leute schrieen wohl ein wenig, wagten aber keine ernstliche Reklamation. Endlich kamen wir zu der schlimmsten Stelle; der Weg führt, um an das Ufer zu kommen, durch eine Mauerbresche, die ziemlich eng ist. Das ganze Gebäude seufzte und krachte, ging aber doch hindurch. Endlich waren wir an dem Ufer. Ohne viele Umstände wurde das fertige Haus auf den Kellek gesetzt, und die Reise konnte losgehen.

17. Dezember. Abreise 1½ Uhr.

Rasch wurden Gepäck und Lebensmittel besorgt, und gleich nach ein Uhr konnten wir absegeln. Der Bischof begleitete uns bis Rubahi.

Durch die Strömung fortgerissen, näherte sich der Kellek rasch den Ruinen der großen Brücke, von der nur mehr ein vollständiger Bogen und ein Pfeiler sichtbar waren, zwischen denen die Trümmer eines andern Pfeilers, die unter dem Wasser verborgen waren, einen bedeutenden Strudel hervorriefen. Die Strömung selbst ist dort sehr stark und wechselt oft plötzlich die Richtung.

Der Feldmarschall Moltke litt im Jahre 1838, als er noch in türkischen Diensten war, hier Schiffbruch. Sein Kellek wurde durch den Strudel hinweggerissen und ganz von dem Wasser verschlungen [1]).

---

1) Moltke, Briefe über die Türkei S. 237.



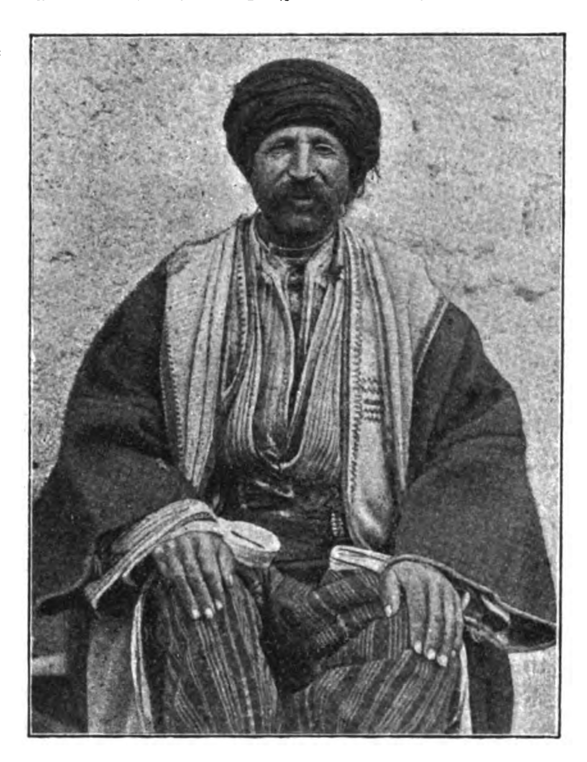
Franz Kirchheim, Mainz.

Lichtdruck von J. B. Obernetter München.

Dschesireh-ibn-Omar.

Diese Erinnerung und der unordentliche Lauf, den unser Fahrzeug nahm, waren nur zu gut geeignet, uns einen leichten Schauder zu verschaffen; der Kellekdschi — leider hatten wir nur einen, was sehr unklug von uns war — gebrauchte seine Ruder aus allen Kräften; pfeilschnell kamen wir an den Rand des Strudels. Aber anstatt uns anzuziehen, stieß er uns durch eine seitliche Bewegung sehr kräftig gegen den Bogen der Brücke. Die gefährliche Stelle lag glücklich hinter uns. Wir atmeten wieder auf, aber wir waren alle etwas bleich geworden.

Jetzt durften wir auch daran denken, einen Blick auf die Ruinen der Brücke zu werfen, von denen uns die Strömung nun rasch hinwegriß. Die Konstruktion der Brücke muß herrlich gewesen sein; die Steinlagen bestehen aus abwechselnden Schichten von schwarzem Basalt und weißem Kalkstein. Der noch vorhandene Bogen, der sehr schöne, kühne Formen aufweist, trägt in Basreliefs die Zeichen des Tierkreises. Die Erbauung der Brücke scheint zu den Zeiten der Fürsten aus dem Hause der Sassaniden geschehen zu sein[1]).



Bettelnder Kurde.

Die Entfernung zwischen dieser Brücke und Dschesireh legt den Gedanken nahe, daß die Brücke ursprünglich nicht für Dschesireh bestimmt war. Oppert nimmt an, daß sich an dieser Stelle Besabde oder die Doppelstadt befand, die in den Keilinschriften erwähnt wird.

Die Ufer des Tigris sind niedrig; jedoch stoßen an manchen Stellen die Hügel an den Fluß. Die zahlreichen Dörfer, die den Fluß begleiten, bieten höchst traurige Anblicke. Der Hunger, der den Bohtan verwüstete, hat auch hier gewütet, und zudem sind die Leute denselben Gewaltthätigkeiten seitens der türkischen Verwaltung ausgesetzt, wie auch anderswo.

Um $4^1/_2$ Uhr kamen wir in Rubahi an. Unser gastfreundlicher Bischof schied hier von uns, um seine Dörfer zu besuchen.

18. Dezember.

O Täuschung! Fast den ganzen Tag wehte ein heftiger Schneesturm von Südwesten her.

1) So sagte mir auch Siousi, der französische Konsul in Mosul. Vergleiche auch Oppert, Expédition I. 64 und Atlas, dritte Lieferung.

Es war unmöglich, weiter zu fahren; denn bei dem geringen Tiefgang des Kelleks und der großen Oberfläche unseres Hauses, die dem Winde auch eine breite Angriffsfläche bot, konnten wir nicht vorankommen. Zudem ließ sich der Kellek auch nicht lenken; die Ruder dienten nur dazu, um ihn in der richtigen Strömung zu halten und dem Winde ein Gegengewicht zu bieten, wenn er uns auf Sandbänke treiben sollte. Es blieb uns also nichts übrig, als den Kellek beizulegen und dies bei einer durchdringenden Kälte. Alle außergewöhnlichen Winterkleider, deren wir uns nicht einmal in Wan bedient hatten, wurden aus den Koffern geholt und schützten uns doch kaum vor der Kälte.

Unsere von Kälte durchdrungenen Leute hatten alle Energie verloren. Der zu Regen gewordene Schnee begann durch den Filz zu sickern. Es würde genügen, um uns alle vor dem Wasser zu schützen, wenn wir unsere beiden großen undurchdringlichen Reisedecken auf unserm Hause ausbreiteten. Als wir aber an das Werk gehen wollten, war es unmöglich, unsere Leute von der Stelle zu bringen. Wir konnten ihnen noch so klar machen, um was es sich handelte, alles war vergebens; sie waren eben so große Fatalisten wie die eifrigsten Mohammedaner. Es war nach ihrer Ansicht beschlossen, daß wir durchnaß werden sollten; weshalb sollte man dies zu umgehen suchen? Hyvernat und ich waren also gezwungen bei einer Kälte, die uns die Finger erstarren machte, unsere Reisedecken, so gut es eben ging, auf dem Hause auszubreiten; aber nun drohte der Wind, sie zu entführen. Wir mußten sie auch noch an den Filz befestigen — das Geschäft war für Anfänger schwierig, so daß unsere Finger zu bluten anfingen; aber wir waren wenigstens vor dem Regen geschützt.

Ein armer Kurde kam zitternd vor Fieber bei diesem schrecklichen Wetter von einem benachbarten Dorfe, um uns aufzusuchen; er litt schrecklich, wahrscheinlich an einer Rückenmarkskrankheit. Er hatte Sahto getroffen, und dieser hatte ihm erzählt, daß wir ihn wunderbar von einem ähnlichen Leiden geheilt hätten — er hatte nämlich einen Fluß, wofür wir ihm ein Senfpflaster gaben. Auf diese Erzählung hin machte sich der arme Kurde auf den Weg in dem festen Vertrauen, bei uns Heilung zu finden. Wir waren gezwungen, unserm Rufe als Ärzte Ehre zu erweisen; denn wenn wir uns unfähig erklärt hätten, so hätte der Kurde gemeint, es mangele uns an gutem Willen, und dies hätte ihn tief betrübt. Wir entdecken also an unserm Patienten irgend eine Krankheit, fügen aber hinzu, daß dieselbe langwierig und schwer zu heilen sei, und daß wir ihm wegen der großen Gefahr, die damit verbunden sei, die Mittel nicht anvertrauen könnten. Wir gaben ihm etwas Chinin, das vielleicht sein Fieber etwas vertrieb. Ohne Zweifel ist der arme Kerl aber nicht mehr lange gelaufen.

Andern Tages sollten wir, wenn es dem Winde gefiel, in eine gemischte Gegend kommen, wo arabische Nomaden, Kurden und Chaldäer zusammenstoßen: es ist dies eigentlich nicht mehr Kurdistan. Während der Sturm nun tobt, wollen wir noch einiges über die gefürchteten Kurden hören.

In Wirklichkeit ist es mir nicht gelungen, viele Nachrichten über die Kurden zu erhalten. Armenier oder Chaldäer haben mit den Europäern hinsichtlich der Religion manche Berührungspunkte; Missionare und Reisende haben sie in der Nähe

studiert. Viele von ihnen sprechen die eine oder andere europäische Sprache, so daß es leicht ist, sie näher kennen zu lernen.

Der Kurde ist das Gegenteil davon, nämlich ein verschlossenes Wesen; als Brigant gehört er nicht zu den Leuten, die man gerne besucht. Er selbst liebt es nicht, in Beziehung zu Fremden zu treten, um stets freie Hand zu haben.

Von dem Ursprung der Kurden kann ich nicht sprechen, da die Meinungen darüber sehr geteilt sind. Ich glaube zwar, daß man die Kurden kühn als ein Mischvolk aus verschiedenen Rassen betrachten kann.

Vor allem ist der Kurde Straßenräuber; infolgedessen besitzt er auch alle Eigenschaften und Mängel, die dieses Handwerk mit sich bringt. Solange nicht ein Reisender offizieller Gast der Kurden ist, bleibt er in den Augen des Kurden ein verdächtiges Wesen, eine gute Beute zum Ergreifen, und in diesem Falle macht sich der Kurde nichts daraus, Täuschung anzuwenden und seinen Meineid durch doppelsinnige Erklärungen zu beschönigen. Ist er aber einmal als Bundesgenosse gewonnen, so ist der Reisende in dem ganzen Gebiete des betreffenden Stammes in Sicherheit. Aber die menschliche Natur ist zuweilen schwach; die Gesetze der Gastfreundschaft sind dem Kurden nur in dem Gebiete seines Stammes heilig, und man hat Beispiele zu verzeichnen, daß ein Kurde einen Abstecher in ein benachbartes Gebiet machte, um daselbst den auszuplündern, den er Tags vorher unter seinem Dache beherbergt hatte.

Der Kurde ist Mohammedaner, zeigt aber für seine Religion wenig Eifer.

Der Rang, den die Frau in der kurdischen Familie einnimmt, ist ein Zeugnis, das sehr zu Gunsten dieser Rasse spricht; es beweist nämlich, daß der Islam es noch nicht vermocht hat, einen gewissen Fonds von Anstand und moralischer Reinheit zu vernichten.

In physischer Hinsicht sind die Kurden schön gebaut; sie haben regelmäßige Züge, zuweilen sogar ein beinahe griechisches Profil. Gewöhnlich tragen sie Schnurrbärte, bloß die alten Leute lassen den ganzen Bart stehen. Ihre Kleidung ist sehr einfach; sie braucht nicht eingehend beschrieben zu werden, denn die Illustrationen in diesem Werke zeigen dieselbe zur Genüge. Ehemals waren ihre Angriffswaffen Bogen, Wurfspieß, Lanze und Keulen; heute haben sie noch die Lanze beibehalten und den kleinen runden Schild aus Büffel- oder Elefantenfell; der Bogen ist ersetzt worden durch ausgezeichnete Flinten, oft durch ganz moderne Karabiner, die freilich alle eingeschmuggelt worden sind. Die Hirten tragen noch die Keule, die in ihren Händen eine gefürchtete Waffe ist. Von dem Dolche braucht man nicht zu sprechen, da er von dem Kurden unzertrennlich ist.

Die Reisenden, welche die Kurden ganz in der Nähe studiert haben, teilen dieselben in zwei Kategorien: Assireten und Guranen. Die ersteren bilden die Kriegerkaste, sind rauh von Sitten und Gebräuchen. Die Guranen sind friedlicher, treiben gewöhnlich Ackerbau und bilden in jedem Stamm einen untergeordneten Klan unter der Herrschaft der Kriegerkaste. Wir sind nicht lange genug bei dieser Völkerschaft gewesen, um ein Urteil über die Richtigkeit dieser Einteilung abgeben zu können.

In geographischer Hinsicht hat die Herrschaft der Kurden keine bestimmten Grenzen, was nur eine natürliche Folge des halb-nomadischen Charakters der meisten Stämme ist; überall vermischt sich das Kurdische mit der Eigentümlichkeit

seßhafter Stämme. Die wirkliche Mitte ihres Gebietes findet sich indes auf dem Plateau von Wan; aber ihr Gebiet, das sie durchstreifen, ist ungeheuer. Die Gegend, die sie ohne Auflösung des Zusammenhanges einnehmen, reicht von Hamadan bis Aintab und ist wenigstens tausend Kilometer lang und zweihundertfünfzig Kilometer breit.

In den Thälern, wo sie in kompakten Stämmen zusammenwohnen, besonders in dem Becken des großen Zab, bilden sie eine ziemlich mächtige Nation, die den Ehrgeiz besitzt, einen besonderen Staat zu bilden [1]). Aber ihre Einteilung in Klane, ihre abenteuerlichen Gewohnheiten, selbst die Gestaltung ihres Terrains widersetzen sich der Bildung einer wirklich kurdischen Nation. Jeder Stamm ist eifersüchtig auf seinen Nachbar, und wenn ein etwas mächtiger Klan einen gewissen Einfluß auf einige andere Klane ausübt, ist dieses Bündnis doch immer sehr unsicher, es entsteht und löst sich wieder auf durch Bürgerkriege. Auch die gänzliche Ohnmacht der türkischen Regierung erklärt sich nur durch die bedeutende Unabhängigkeit, deren sich heute noch eine große Zahl dieser Stämme erfreut.

Die Einteilung der kurdischen Stämme ist sehr unsicher, selbst die Namen der einzelnen Stämme sind nicht immer mit Bestimmtheit anzugeben; es genügt oft, daß ein Chef sich einen besondern Beinamen zulegt, damit sein Name auf den Stamm übergeht, wodurch dann große Konfusionen entstehen. Missionare, die sich lange Zeit in jenen Gegenden aufgehalten haben, haben eine Einteilung versucht.

Pater Garzoni teilte die Kurden in fünf große Zweige:

1. Kurden von Bitlis (Bitlisi);
2. Kurden von Dschesireh (Bohtan);
3. Kurden von Ahmadiah (Bahdinan);
4. Kurden von Dschulamerik (Schamto, Hakkiari);
5. Kurden von Karak'olan (Suleimanieh, Soran) [2]).

Die militärischen Expeditionen der Türken nach Kurdistan von 1820 bis 1840 scheinen die Macht der Kurden so weit gebrochen zu haben, daß sie keine Überfälle mehr wagen; aber innerhalb der Grenzen des Gebietes, die oben erwähnt worden sind, entstehen doch noch kleinere Kämpfe und Raubzüge gleichsam unter den Augen des Sultans. Die Türkei hat die Unterwerfung der Kurden bloß begonnen, aber sie besitzt die Energie nicht, die Unterwerfung zu vollenden.

19. Dezember. Abreise 6½ Uhr.

Das Wetter hatte sich während der Nacht beruhigt, und durch die Unterstützung eines frischen Nordostwindes konnten wir mit Tagesanbruch die Anker lichten. Die Sonnenstrahlen glänzten in herrlicher Weise regenbogenartig auf den schneeigen Gipfeln des Dschudi-Dagh. Diese den Europäern beinahe ganz unbekannten Gebirge

---

1) Kurdische Bevölkerung (annähernd):

türkisch Kurdistan und Klein-Asien	1300000
Persien	500000
Afghanistan und Beludschistan	5000
russisches Transkaukasien	13000
	1818000

(E. Reclus, Géogr., IX. 342).

2) Ritters Erdkunde IX. 630.

werden von den Leuten der dortigen Gegend sehr verehrt, die hierher die biblischen Erinnerungen der Sündflut verlegen; eine Spitze des Gebirges, der Nisir, macht sogar dem Ararat Konkurrenz.

Zwei Stunden später, nachdem wir Rubahi verlassen hatten, kamen wir an die Mündung des Khabur in den Tigris. Durch diesen bedeutenden Fluß sehr vergrößert, wird der Tigris großartig. Er erreicht in jener Gegend die Breite des Rhône bei Lyon, aber auch dessen Ungestüm.

Feischabur, wo wir gegen neun Uhr des Abends ankamen, ist auf eine hohe Felsenklippe von verwittertem Gestein erbaut, auf einen der letzten Ausläufer des Sakho-Dagh. Das Dorf liegt malerisch über dem Flusse, und ein zierlicher Wasserfall trägt zur Belebung des Panoramas viel bei.

Wir hielten einige Augenblicke an, um Eier einzukaufen; man versprach uns Eier, aber niemand war zu sehen, der sie uns brachte. Schließlich verloren wir die Geduld und fuhren weiter. Kaum hatte sich der Kellek in Bewegung gesetzt, als ein Bengel aus allen Kräften gelaufen kam, der die Eier brachte. Der Kellekdschi hielt sich nahe an dem felsigen Ufer, da er dort eine Stelle zu finden hoffte, wo er anlegen konnte, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Es gelang ihm aber nicht, und was noch schlimmer war, er bemerkte zu spät, daß die Strömung stärker wurde und uns geradenwegs zu großen Stromschnellen trug. Das Fahrwasser befindet sich ungefähr an dem andern Ufer des Flusses. Es mußte um jeden Preis dorthin gerudert werden, wenn wir nicht in Stücke gehen sollten. Der Kellekdschi ruderte aus allen Kräften; noch ungefähr zehn Meter und wir hatten das Fahrwasser erreicht, als plötzlich der Kellek durch eine Welle hinweggerissen wurde. Sie trug uns rechts auf einen spitzen Felsen, hob noch den Vorderteil unseres Fahrzeuges in die Höhe und wurde dann schwächer. Einige Schläuche borsten mit großem Geräusch, das ganze Fahrzeug knirschte, wir waren auf den Felsen gespießt, zum Glück für uns; denn wenn unsere tolle Fahrt noch länger gedauert hätte, so wären sämtliche Schläuche geplatzt, und wir hätten jämmerlich Schiffbruch gelitten.

Die Lage war für uns nicht angenehm. Wir mußten zunächst den Kellek flott machen und dann das Fahrwasser zu erreichen suchen, indem wir zwischen zwei Felsen hindurchfuhren. Da wir die anfängliche Schnelligkeit nicht mehr hatten, konnte dies gelingen.

Der Fährmann stellte sich ins Wasser und hob mit vieler Mühe den Hinterteil des Kellek in die Höhe; wir stießen ab, wobei wieder einige Schläuche platzten; der Kellekdschi gab der Fähre noch einen kräftigen Stoß von der Seite und sprang dann zu seinen Rudern. Wie ein Strahl kamen wir zwischen den Felsen hindurch. Die Stromschnelle trieb uns in das richtige Fahrwasser, wir waren gerettet. Gott sei Dank! alles war vorübergegangen, aber die Viertelstunde war doch höchst unangenehm.

Gegu, der auf dem Lande keine Furcht kennt, hatte hier aber jede Spur von Beherztheit eingebüßt und zitterte wie Espenlaub. Unser armes Haus beunruhigte mich sehr, denn bei jeder Schwierigkeit, die entstand, krachte es schrecklich; es ist dies ein Fall, in die Elastizität der Materie Vertrauen zu setzen.

Im ganzen waren zwanzig Schläuche geplatzt, die jedoch von dem Kellekdschi sehr schnell repariert wurden; er besitzt ein unglaubliches Talent, dieselben in einem Augenblick zu füllen.

Der Karatschok-Dagh, der dem Tigris parallel läuft, ist nur eine unbedeutende Gebirgskette; aber der Sturm vom vorigen Tage hatte ihn wie auch den Sakho-Dagh mit Schnee bedeckt.

Die Ufer des Flusses sind bald steile, erdige Anhöhen von zwei bis drei Meter Erhebung, bald Kiesbänke; die Tiefe scheint außerordentlich verschieden. Durch den geringen Tiefgang unseres Kelleks konnten wir überall hinkommen (er ging kaum zwanzig Centimeter tief).

Gegen Mittag fuhren wir ziemlich rasch durch sehr schöne Schluchten zwischen Felsklippen aus Kalkstein hindurch, deren Schichten vollständig horizontal liegen.

Ankunft 4 Uhr 50 Minuten.

Unsere Reise endigte an diesem Tage bereits um viereinhalb Uhr; der Kellekdschi fand ein angenehmes Gestade zum Anlegen, und er behauptete, etwas weiter biete sich kaum mehr eine Stelle zum Halten. Wir benutzten die letzten Stunden des



Arabisches Zelt.

Tages, um einen kleinen Spaziergang auf dem Boden von Mesopotamien zu machen; er ist hier mit Rohr und Tamarisken bedeckt. Wir entdeckten ein arabisches Lager; die arabischen Nomaden waren ohne Zweifel durch unser Schießen nach den Feldhühnern und Lerchen erschreckt worden. Wir mußten die kommende Nacht etwas auf unserer Hut sein.

Unser Zabtieh — es war vielleicht noch eine Nachwirkung der Szene von Feischabur — hatte am Abend einen starken Fieberanfall.

20. Dezember. Abfahrt 6 Uhr 30 Minuten.

Der Mondenschein war sehr schön, aber so eisig war auch die Nacht; das Wasser in den Schläuchen war gefroren; eine dicke Schicht Rauhfrost bedeckte Zelt und Koffer; auch das Wasser in den Krügen war gefroren.

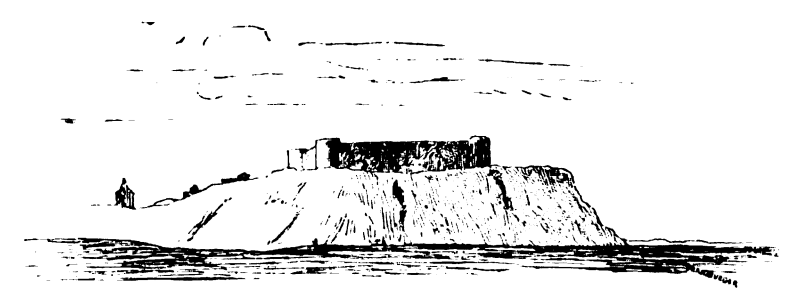
Wir konnten erst nach Tagesanbruch fahren, wo die Sonne unsere gefrorenen Schläuche auftaute, denn der Kellekdschi erklärte, daß gefrorene Schläuche einigermaßen starken Wellen keinen Widerstand entgegensetzen könnten.

Während des ganzen Tages sollten wir den Butma-Dagh umfahren; der oft so majestätisch dahinrauschende Tigris macht eine Menge Biegungen, die sich auf der Karte nicht einmal andeuten lassen. Bald nähert er sich ganz merklich dem Sakho-Dagh; übrigens sind auf dem Ufer Mesopotamiens die Hügel höher. Eine große Anzahl von Dörfern liegt an den Ufern; aber es war uns nicht möglich,

ihre Namen festzustellen, wie es auch schwer fällt, sich zu orientieren. Bei den Namen der Berge war der Kellekdschi, der bloß kurdisch verstand, stets im Widerspruch mit der Karte. Bald engen der Butma-Dagh und die Ausläufer des Sakho-Dagh den Fluß sehr ein und bilden (gegen drei Uhr) herrliche Schluchten, woselbst auch die Strömung stark ist.

Wir kamen immer mehr aus den kurdischen Regionen heraus, denn der Kellekdschi nannte uns bald schon eine Menge arabischer Dörfer auf dem linken Ufer.

Nach vier Uhr durchfuhren wir sehr starke Stromschnellen grade an dem Fuße einer Felsenklippe, auf der zwei Dörfer stehen (auf dem rechten Ufer) und fuhren dann eine halbe Stunde durch die Schluchten des Butma-Dagh. Der Fluß muß hier eine ungeheure Tiefe haben, da er sehr eingeengt und von einer Strömung kaum etwas wahrzunehmen ist. Der Kellek lief hier auf einer Sandbank auf. In dieser Einsamkeit hört man kein Geräusch und keine Störung, so daß der Abend in dieser Stille wirklich zauberhaft war. Das Mondlicht, das von dem ruhigen Wasserspiegel zurückstrahlte, zerteilte auf den hohen Felsklippen große Schatten und



Eski-Mosul.

fremden Lichterschein. Über unsern Häuptern zeigte der Himmel von Mesopotamien eine wunderbare Durchsichtigkeit.

21. Dezember. Abreise 5½ Uhr.

Ungeachtet eines leichten Nebels setzten wir uns doch schon gegen 5½ Uhr in Bewegung. Gegen acht Uhr kamen wir an Eski-Mosul vorbei, wovon aber nur mehr ein festes Schloß auf einem Hügel erhalten ist. Die Strömung war sehr stark, so daß an ein Halten hier nicht gedacht werden konnte.

Ein wenig später bemerkten wir sechs mit Waren beladene Kelleks. Diese kamen von Dschesireh und hatten einen guten Vorsprung vor uns. Unser Kellekdschi, der etwas ehrgeizig war, suchte ihnen zuvorzukommen; aber die Wirkung seiner Ruderschläge war sehr schwach, so daß er nach einer dreistündigen, angestrengten Thätigkeit erst an die Spitze der sechs andern Kelleks kommen konnte.

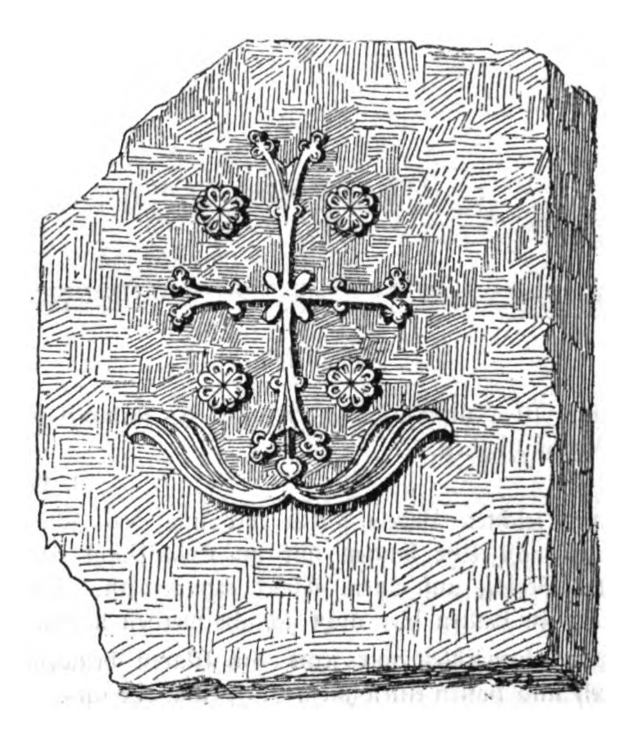
Ein wenig stromabwärts werden die Hügel immer niedriger und laufen in langen, wellenförmigen Erhebungen aus.

Endlich gegen zwei Uhr bemerkten wir ein ruiniertes Schloß, und ein wenig weiter hob sich ein Minaret in die Luft: es ist Mosul. Wir waren am Ende unserer ersten Kellekfahrt, die zwar manche Unannehmlichkeiten für uns hatte, aus denen wir uns aber stets glücklich gezogen hatten.

Es würde wenig Kosten verursachen, um die Kellekfahrten zwischen Dschesireh und Mosul ganz gefahrlos zu machen, aber es ist eben in der Türkei.

Mosul präsentiert sich dem Reisenden ganz stolz. In der Höhe der Stadt erhebt sich das Ufer des Flusses ganz steil und bildet eine hohe Terrasse, die mit Wällen und großen zerfallenen Bauten gekrönt ist. Diese Terrasse bildet den äußersten Punkt der Stadt nach Norden zu. Von hier aus laufen dem Fluß entlang ebenfalls zerfallene Wälle. Der Kellek legte an einem der Thore an, nicht weit von einer großen, steinernen Brücke, die, wie es mir schien, auf festem Lande errichtet ist.

Der Fußgänger ist im Oriente wenig geachtet; darum war es für uns keine geringe Mühe, uns einen Weg durch die Menge zu bahnen, die sich zu den Zugängen der Brücke und in die engen Kreuzwege des Bazars drängte. Endlich kamen wir an der Dominikaner-Mission an, wo wir schon angekündigt waren.



Armenisches Grabkreuz.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mosul. Die Stadt. Die Christen des Orients. Die Mission der Dominikaner.

Der Schnee in Mosul. Die Stadt. Der Nagel von Mosul; die Brücke. Historisches über Mosul. Wichtigkeit seiner geographischen Lage. Ruinen von Ninive; Kujundschik; Nebi-Junes; die Ausgrabungen. Mosul in sozialer Hinsicht; der französische Konsul; Geschichte eines öffentlichen Gartens; der Wali; Monseigneur Benham Benni und die assyrische Kirche. Die chaldäische Kirche und ihre Geschichte. Das Schisma. Mellus. Die Christen des Orients; ihre Fehler und die Entschuldigungen dafür; unsere Ungerechtigkeit; Charakter der orientalischen Kirchen. Rolle des Patriarchen. Die Dominikaner-Mission; ihre Geschichte. Die Buchdruckerkunst; das Seminar; Besuch beim Wali. Die Jwans. Das Weihnachtsfest.

Seit unserer Ankunft nahmen Besuche und Spaziergänge unsere Zeit so in Anspruch, daß wir von der großen Mission der Dominikaner, wo wir so gastlich aufgenommen wurden, fast gar nichts zu sehen bekamen.

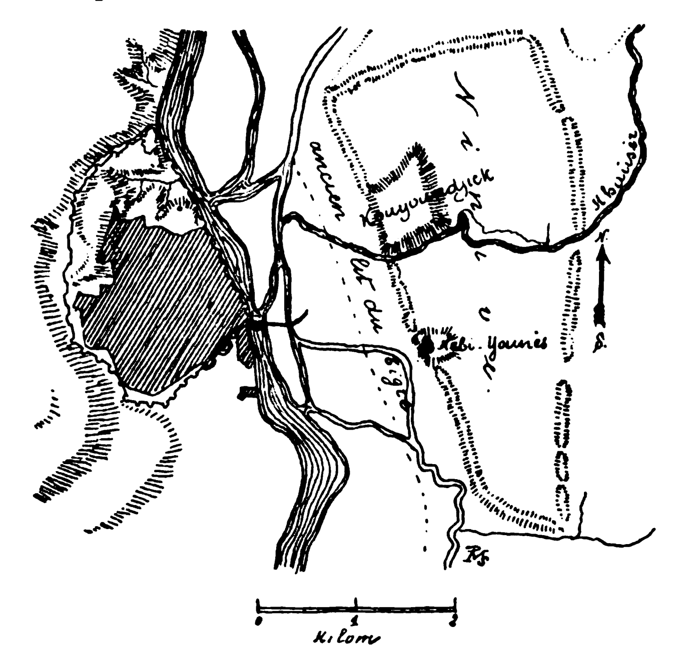
Mosul ist für den Europäer eine Königin der Wüste, die letzte Etappe zwischen den abstoßenden kurdischen Bergen und den arabischen Ebenen; gewöhnlich denkt er dabei nur an Palmen, an eine glühende Sonne, an eine heiße, in der Sonne vibrierende Atmosphäre, während wir nur Schnee dort fanden; bald wird die Sonne wieder siegreich ihre Rechte behaupten, und wenn der Sommer kommt, ist die Hitze schrecklich. Aber trotz alledem haben wir Mosul mit Schnee bedeckt gefunden[1]).

Die Stadt, zerfallen und zerrüttet wie alle Städte des Orients, hat indes doch noch immer ein königliches Aussehen behalten. Die letzten Ausläufer des Sindschar, die langsam am Tigris auslaufen, bilden ein natürliches Amphitheater, auf dem sich

1) Während die Winter im Durchschnitt denen von Rom entsprechen (mittlere Temperatur 8,27 ° — aber die geringste Temperatur ist 6,78 °), ist der Temperaturdurchschnitt im Sommer höher, als man ihn sonst an den meisten durch die große Hitze bekannten Orten antrifft (die mittlere Wärme beträgt 32,73 °, in den heißen Monaten 35,67 °; die größte Hitze 54,44 °). Madras, Maracaïbo und Singapore haben als Wärmedurchschnitt im Sommer bloß 30 ° zu verzeichnen. Abouheher erreicht 33,30 ° und Massouah 33,8 °. Mosul bietet also wie Eriwan hinsichtlich des Klimas außerordentliche Abstände, wie sie sonst vielleicht nirgends vorkommen, während die mittlere jährliche Temperatur nicht viel höher steht, als man es sonst in den Gegenden von derselben Breite (36,25 ° nördl. Breite) antrifft. Vergl. auch Tchihatcheff, Asie Mineure II, 277.

die Häuser Mosuls malerisch gruppieren. Der orientalischen Tradition getreu, haben die Bewohner Mosuls ihre Häuser dicht zusammen gedrängt und die Straßen eingeengt, als ob sie fürchten mußten, Raum zu verlieren; dennoch nimmt die Stadt nur die Hälfte des Raumes ein, den die Wälle einschließen.

Die befestigte Umwallung, die beinahe zehn Kilometer Umfang hat, ist heute halb ruiniert; sie läuft zunächst dem Flusse entlang, auf den nur einige Thüren münden; dann erhebt sie sich bis zur Spitze des Amphitheaters und endigt im Norden der Stadt auf dem befestigten Plateau, das dem von Dschesireh kommenden Reisenden zuerst Mosul ankündigt.



Skizze von Mosul und Ninive.

Dies Plateau trägt die Ruinen des Palastes Lulu II.[1]); die Ruinen sind an sich unbedeutend; aber nahe dabei, zwischen dem Palaste und der Stadt erhebt sich über dem Flusse eine kleine Moschee, die früher eine Kirche gewesen sein soll. Der Stil ist einfach und zierlich zugleich, und die Fassade enthält noch einige Reste einer Verzierung aus Fayence, deren blaue Farbentöne von einer bewundernswerten Tiefe sind[2]).

Von der Höhe der Terrasse des Palastes umfaßt der Blick sehr deutlich die Ruinen von Ninive, die Ebene und darüber hinaus die kühnen Umrisse des Dschebel-Maklub.

---

1) Bedreddin Lulu war zuerst Beschützer eines jüngern Nachkommen der Atabegs, und nahm später (1222—1259) den Titel eines Sultans von Mosul an. Vergl. Oppert, Expéd. I. 74.

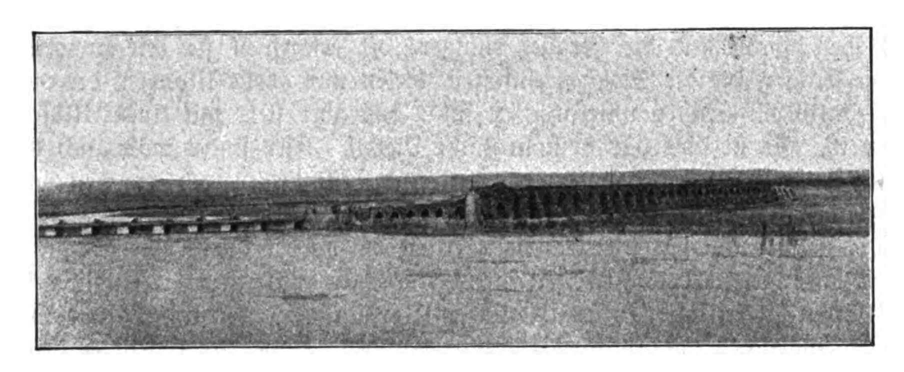
2) Man kann diese Moschee auf der Photographie Binders gut unterscheiden (226); übrigens sind die Ansichten, die er von Mosul bietet, alle gut. Am Fuße der Terrasse und ganz nahe bei dem Flusse sprudelt eine schwefelhaltige Quelle.

Der Bazar Mosuls scheint weniger gut ausgerüstet als der von Wan; aber dafür ist er auch mehr orientalisch und frei von dem halbeuropäischen Anstrich, der dem in Wan das Malerische nimmt; man stößt und drängt sich nach Herzenslust darin herum.

Nahe bei dem Fluß haben die Lohgerber ein ganzes Viertel in Beschlag genommen. Obgleich es Winter war, machte sich hier doch noch ein durchdringender Geruch bemerkbar; hier halten die Leute diese Beschäftigung für sehr gesund und tragen oft ihre Kranken hierher, damit diese die Luft daselbst einatmen sollen.

Es muß jetzt der „Nagel" Mosuls, seine Brücke, erwähnt werden.

Eines schönen Tages wurde in dem Rate der Hohen Pforte entschieden, daß Mosul an Stelle der Schiffbrücke, die bis dahin die Stadt mit dem linken Ufer verband, eine steinerne Brücke haben sollte. Man begab sich ans Werk, und da der Tigris sehr starkes Hochwasser hat, begann man die Brücke an einer Stelle zu erbauen, die gewöhnlich trocken ist und die nur bei Hochwasser überschwemmt wird.



Brücke von Mosul.

Der Bau schritt ohne Schwierigkeiten voran, und die Brücke, die bereits eine sehr schöne Größe erreicht hatte, schien ein würdiges Denkmal der verjüngten Türkei zu werden. Das Werk war bereits bis zu dem eigentlichen Bette des Tigris gediehen; da wurde plötzlich die Arbeit eingestellt. Anstatt die Brücke weiter zu bauen in das Wasser des Tigris, hingen die Ingenieure an den letzten Bogen der Brücke eine schiefe Ebene, die die alte Schiffbrücke mit der neuen, festen Brücke verbindet. Damit ist alles fertig; die Brücke steht da, das Geld dafür ist wahrscheinlich ausgegeben, und niemand spricht noch davon.

So hat Mosul also auf dem Festlande eine herrliche Brücke und auf dem Fluß eine gebrechliche Schiffbrücke. Jedermann wird diesen Zustand nur als echt türkisch bezeichnen können.

Man wird die Sache wohl dahin erklären können, daß die zu Extraausgaben vergeudeten Gelder in dem kritischen Moment gefehlt haben.

Nichts schließt diese Annahme aus; indes hat mir eine sehr ernste Persönlichkeit versichert, daß man die Absicht gehabt hätte, die Brücke nur bis zu dem Bett des Flusses zu bauen, da diese Brücke nur bei Hochwasser dem Verkehr dienen sollte. In diesem Falle kann ich aus der ganzen Anlage nicht klug werden, denn bei Hochwasser wird der Strom reißend, und die Schiffbrücke wird zur Vorsicht an

das Ufer gefahren. Dadurch wird aber auch die steinerne Brücke unnötig und steht wie ein verlorenes Überbleibsel inmitten der Überschwemmung. Übrigens reicht sie nicht einmal bis zur Grenze des gewöhnlichen Hochwassers, und sehr oft wird sie von dem Hochwasser vollständig eingeschlossen. Sie dient nur in dem kurzen Zeitraum, wo man die Schiffbrücke wiederherstellt und der Tigris in sein gewöhnliches Bett zurückkehrt.

Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß die aus schönem Mauerwerk und Ziegelsteinen aufgeführte Brücke durchaus nicht im Stande gehalten wird; sie ist vielleicht zwanzig Jahre alt und droht schon einzustürzen.

Zu den Zugängen der Brücke drängen sich Karawanen von Kamelen und zahlreiche Herden Hämmel. Wenn zu den Stößen der einen und der dummen Bestürzung der andern sich noch die Verwickelungen beim Entrichten des Brückengeldes gesellen, ist das Durcheinander unbeschreiblich; so bald man die Brücke verläßt, tritt man in die Geschäfts- und Handwerkerviertel, wo sich um die Bazars die Wohnungen der Künstler häufen; stets bewegt sich hier eine dichtgedrängte Menge.

Höher hinauf sind die Straßen ruhiger; oft erscheinen sie wie ausgestorben, denn die Häuser, die die Straßen einfassen, bieten nur große Mauern, die von Zeit zu Zeit durch ein Fenster unterbrochen sind, das aber stets mit einem Muscharabi versehen ist. Es ist dies das aristokratische Viertel. Hier findet man auch Gärten, in denen heiße Quellen sprudeln; aber dies sind Heiligtümer und dem gewöhnlichen Volke zu betreten untersagt.

Die Häuser machen ihr trauriges Aussehen wieder durch eine gewisse Großartigkeit gut, die sie der Schönheit ihres Materials verdanken. Beinahe alle sind aus „Mamor von Mosul" erbaut. Dieser Marmor oder vielmehr Alabaster wird in den Steinbrüchen des Dschebel-Maklub gefunden. Leider widersteht er dem Einflusse der Witterung nicht lange.

In geschichtlicher Hinsicht kann Mosul als eine Vorstadt von Ninive betrachtet werden und reicht bis in dieselbe Zeit wie auch diese Brigantenstadt und hat mit ihr auch wahrscheinlich die Zerstörung teilen müssen. Als besondere Stadt gilt Mosul erst seit jüngerer Zeit, da man ihrer zum ersten Mal unter der mohammedanischen Herrschaft Erwähnung thut. Dennoch muß sie älteren Datums sein; denn die geographischen Bedingungen, die so viel beigetragen haben, um der Hauptstadt der Assyrer zu einer so großen Blüte zu verhelfen, machen das Vorhandensein einer Stadt in der Nähe des alten Ninive zur Notwendigkeit. Der natürliche Weg, der von dem Mittelländischen Meere zum Euphrat führt, indem er die Wüste umgeht und dann an der südlichen Basis der Vorberge von Kurdistan vorbeigeht, erreicht den Tigris bei Mosul oder doch in der Nähe der Stadt und richtet sich dann nach Sagros, um das Plateau von Iran auf „dem königlichen Wege" zu erreichen; sogar um von Haleb nach Baghdad zu reisen, nehmen die Karawanen den Weg über Mosul, um das von den räuberischen Wüstenvölkern besetzte Wüstengebiet zu vermeiden[1]).

Auch ist Mosul die einzige bedeutende Stadt an dem mittleren Laufe des Tigris.

---

1) Reclus, Géogr. IX, 423.

Sie hatte ihre Glanzperiode unter dem seldschukidischen Fürsten Malek Schah, der von 1073 bis 1093 regierte; dieser wählte die Stadt als Operationsbasis bei seinen Kämpfen gegen Baghdad, das damals noch der Herrschaft der Abbasiden unterworfen war. Nachdem Mosul die Hauptstadt eines unabhängigen Königreiches geworden war, hatte die Stadt zweimal die Angriffe des Sultans Saladins (1182 und 1185) zu erdulden.

Als die Horden Hulagus in jene Gegenden einfielen, verstand es der Sultan Lulu, die Gunst des Eroberers zu erwerben, so daß er nicht sehr von ihm belästigt wurde; aber sein Sohn Malek Saleh, der sich 1261 gegen den schrecklichen Mogul empörte, verlor dadurch Königreich und Leben; Mosul wurde eingenommen, geplündert und niedergebrannt (1261)[1]. Im 16. Jahrhunderte bemächtigten sich die



Ninive (Kujundschik), von der Moschee des Sultans Lulu gesehen.

Ottomanen der Stadt; im Anfange des 17. Jahrhunderts besetzten es die Iranier plötzlich, aber Murad IV. eroberte es wieder zurück. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts mußte Mosul noch eine schreckliche Belagerung unter Nadir Schah aushalten (1743).

Durch diese politischen Ereignisse hat Mosul seinen alten Glanz und seine Bedeutung in industrieller Hinsicht eingebüßt. Statt wie in den Zeiten der Khalifen und der Sultane den Musselin — ein Gewebe aus Gold oder Seide[2]) — auszuführen,

1) Oppert, Expedition I. 74 glaubt kaum, daß in der Plünderung unter Hulagu wohl noch alte Monumente erhalten geblieben sind.

2) „Alle die Kleider aus Gold und Seide, die Musselin heißen, werden in dieser Gegend gemacht, und die großen Kaufleute, die auch Musselin heißen, die zum Verkaufe ganze Menge von Gewürzen und Perlen und Kleider aus Gold und Seide bringen, stammen auch aus diesem Königreich." Marco Polo bei Col. Yule I. 5. Kapt. Seite 37.

kauft es jetzt fast alle seine Stoffe im Auslande. Aber eine Bedeutung hat es behalten, die es auch nicht verlieren kann, nämlich die einer natürlichen Handelsstation[1]).

Auch ist Mosul noch ein bedeutender Platz für die Viehzucht. Gewisse Einwohner Mosuls sollen bis 25000 Schafe besitzen; manche Handelsleute besitzen aber gewiß deren 14000 bis 15000. Die Herden in Mosul zählen wenigstens eine Million Schafe, man spricht freilich auch von zwei und sogar von drei Millionen. Während der feuchten Jahreszeit befinden sie sich in der Wüste, und während des Sommers im Gebirge. Ein ausgewachsenes Mutterschaf kostet durchschnittlich sechszehn Mark; in zwei Jahren hat es sich durch seine Wolle u. dgl. bezahlt gemacht. Die Viehzucht würde für den Orientalen eine Quelle großen Reichtums sein, wenn er nur nicht von der Hand in den Mund lebte und in guten Jahren sich für Unglücksfälle vorsehen würde. Der plötzliche Schneefall verursacht zuweilen unter den Schafen eine sehr große Sterblichkeit.

Mosul gegenüber erheben sich auf dem linken Ufer des Flusses zwei große Erdhaufen: der eine ist Kujundschik, der andere der von Nebi-Junes, der das gleichnamige Dorf trägt. Beide lehnen sich an eine lange Erhöhung aus Erde an, die eine feste Umwallung von ungefähr fünfzehn Kilometer im Umfange hat. Es liegen hier die Ruinen Ninives oder vielmehr das Leichentuch, das sie bedeckt. Die gebrannten Ziegel, welche die Bekleidung der Paläste bildete, sind eingestürzt; die ungebrannten Ziegel, aus denen die Mauern aufgeführt waren, haben sich unter dem Einfluß der Witterung zersetzt, bedecken die Marmorplatten, welche als Zimmerschmuck dienten, und haben die geflügelten Ungeheuer, die den Eingang verwehrten, begraben und schützen so das Wenige, was den räuberischen Horden des Cyaxares und Nabopolassar im Jahre 625 vor Christus entgangen ist[2]).

Diese beiden Erdhaufen trugen die Paläste der assyrischen Könige. Kujundschik, das von Botta und noch mehr von Layard, Smith und Rassam durchforscht worden ist, hat kostbare Ausbeuten geliefert. Man hat hier einen Plan eines königlichen Palastes bloßgelegt, eine Menge Inschriften entdeckt und besonders die berühmte Bibliothek Assurbanibals. Aber der Schutthaufen von Kujundschik besteht aus einer ungeheuren Masse von Ziegeln und Erde, die auf mehr als 14 000 000 Tonnen geschätzt wird. Man müßte ungefähr die Hälfte dieser Masse entfernen, um den Palast, der sich auf einer künstlichen Terrasse von rauhen Ziegeln erhob, vollständig bloßzulegen. Bis jetzt hat man nur teilweise Ausgrabungen gemacht und dies auch noch ohne besondern Plan. Aber das, was man gefunden hat, läßt noch auf große Reichtümer schließen.

Heute zieht der Arbeiter seinen Schiebkarren über die Ruinen der Paläste Sennacheribs und Assurbanibals.

Ich habe an gewissen Stellen in den halbverschütteten Durchstichen der Ausgrabungen eine sehr merkwürdige Thatsache beobachtet, nämlich eine dünne Schicht von abgerundeten Kieselsteinen und anderm Gerölle, die sich inmitten der eingefallenen Erdmassen befand. Wie soll man aber dieses Vorkommen erklären? Eine Über-

1) Man zählt in Mosul allein 12095 männliche Mohammedaner und 4011 nicht mohammedanische männliche Einwohner. Die Gesamtbevölkerung dürfte wohl das Dreifache dieser Zahl erreichen.

2) Siehe Lenormant et Babelon, Hist. auc. IX. 381.

schwemmung, die dieses verursacht haben könnte, mußte bei einer solchen Höhe — ungefähr zwanzig Meter über dem Niveau des Tigris — eine kleine Sündflut gewesen sein. Andrerseits kann man aber auch kaum annehmen, daß diese zerreibbare Schicht durch irgend einen launenhaften Einfall ihre Stelle bei der Erbauung erhalten habe, und wenn man dieses auch noch durchgehen läßt, so läßt es sich aber auch schlecht erklären, daß die horizontale Lage bei dem Einstürzen nicht beschädigt worden ist. Ich glaube, daß man am sichersten als Grund dieser Erscheinung eine Überschwemmung, eine wahre Sündflut, annimmt. Auf diese Weise finden wir auch einen Anhaltspunkt für die große Überschwemmung, die einen Teil der Wälle Ninives zerstörte und die Stadt den medischen und babylonischen Eroberern auslieferte.

Eine armselige, viereckige Festung, ohne irgend eine Thür, nimmt den Gipfel des Schutthaufens Kujundschik ein; es ist dies das britische Museum, das ohne Zweifel im Innern leer ist, aber in sofern von Bedeutung ist, als es gleichsam die Besitzergreifung des Landes durch die Engländer andeutet.

Von der Höhe Kujundschiks aus bietet Mosul einen sehr schönen Anblick.

Das „Dorf des Propheten Jonas" — Nebi-Junes, zu türkisch Yunes Peïgamber — liegt auf dem zweiten erwähnten Erdhaufen und hat seine Häuser um die



Nebi-Junes, von Mosul aus gesehen.

Moschee gruppiert, wo der Prophet begraben liegt (?). Ohne Zweifel ist diese Moschee eine alte, armenische Kirche.

„Die Einwohner", so erzählte Mgr. Croupperie, „zeigten mir eine dicke Steinplatte aus rötlichem Granit und sagten mir ganz ernsthaft: Auf diesen Stein wurde Jonas durch den Fisch, der ihn verschlungen hatte, wieder ausgespieen, und seit jener Zeit besitzt dieser Stein die Kraft, Rheumatismusfälle jeder Art zu heilen. Es genügt, bloß das kranke Glied mit dem Stein in Berührung zu bringen, und sofort befindet sich der Kranke wohler. Diese Gunst verdanken wir dem heiligen Propheten, dessen Asche wir besitzen. Ich sagte zu ihnen: Ihr besitzt hier einen großen Schatz, hütet ihn gut, worauf sie mir antworteten: Alle Einwohner dieses Ortes würden lieber sterben als dulden, daß man den Stein wegnehme. Von allem diesem ist so viel wahr, daß im vierten Jahrhundert von Schülern des hl. Antonius hier ein Kloster errichtet wurde. Die frommen Mönche errichteten in Mesopotamien und Assyrien solche Einrichtungen, wie sie in Ägypten gesehen hatten, und der Gründer gab dem Kloster den Namen Jonas zu Ehren des hl. Propheten, der hier als besonderer Patron verehrt wird [1])".

1) Mgr. Coupperie, Prop. de la foi III. 126 und IV. 45. Da ein Mönch Jonas in derselben Zeit mehrere Klöster in Mesopotamien und Assyrien gründete, ist es möglich, daß er auch dieses hier gegründet hat und sein Grab mit dem des Propheten Jonas identifiziert wird.

Was das Grab des Propheten betrifft, so wird es eifersüchtig von den Mohammedanern bewacht. Der Kawaß des französischen Konsuls begleitete uns, und so gelang es uns, ohne Schwierigkeit zu dem Grabe zu kommen, das übrigens nichts Bemerkenswertes besitzt. Es besteht nur aus einem Sarkophage, der mit orientalischen Teppichen bedeckt und, wenn ich mich richtig erinnere, mit dem unvermeidlichen Turban, der auf einer Stange prangt, geschmückt ist, während zu seiner Seite riesige Kerzen stehen.

Bis jetzt hat man in dem Schutt von Nebi-Junes keine ernstliche Nachgrabungen angestellt. Man hätte das Dorf etwas weiter transportieren können, wie dies ja auch in Khorsabad geschehen ist, aber die Moschee darf nicht angerührt werden.

Die türkische Regierung wollte selbst die Ausgrabungen vornehmen. Man fand mehrere geflügelte Stiere und Basreliefs; kaum hatte man sie aber zu Tage gefördert, als man sie auch schon wieder mit Erde bedeckte, da der Transport mit einigen Schwierigkeiten verbunden war. In dem letzten Jahre wurden noch andere geflügelte Stiere entdeckt, die jedoch sofort von den Einwohnern in Stücke geschlagen wurden, um Gips daraus zu machen. An verschiedenen Stellen haben wir noch die Spuren dieses Vandalismus gesehen. Der eigene Vorteil führt die Leute dazu, denn diese Marmorkolosse liefern ausgezeichneten Gips; auch der mohammedanische Fanatismus treibt sie zum Zerstören dieser alten Götzenbilder, die mit den Vorschriften des Korans direkt im Widerspruch stehen.

Mehrere Personen haben die Engländer angeklagt, eine gewisse Anzahl Statuen, die sie nicht wegbringen konnten, zerbrochen zu haben; aber andere stellen dies in Abrede und sagen, daß die Engländer ihren Fund, der zu schwer war, um augenblicklich weggeschafft zu werden, einfach wieder von neuem vergraben haben — dies ist wohl eher anzunehmen, und wahrscheinlich haben die Engländer sich den Ort auch ganz genau gemerkt.

Die Wälle, die Brücke und die Schutthaufen von Ninive sind ungefähr das Einzige, was man in Mosul interessant nennen kann.

Aber in sozialer Hinsicht ist Mosul sehr interessant, da hier die verschiedenartigsten Elemente zu treffen sind. Zur Zeit unserer Anwesenheit war Europa nur offiziell daselbst vertreten durch den französischen Konsul Sioufi. Dieser ist in Haleb (oder Damas?) geboren und begleitete Abd-el-Kader als Dolmetscher nach Frankreich, da der Emir Napoleon III. einen Besuch machte. Bei dieser Gelegenheit wurde Siouft als Franzose naturalisiert, und nicht lange darnach wurde er französischer Konsul. Da er selbst Orientale ist und als solcher über eine genaue Kenntnis des Landes und des Volkes verfügt, so ist er imstande, Frankreich schätzbare Dienste zu leisten. Er sowohl als auch seine Frau waren uns gegenüber sehr liebenswürdig. Siouft erbat für uns beim Wali eine Audienz und war so freundlich, als uns diese gewährt war, uns selbst zum Wali zu führen.

Um unserem Besuche das Gepräge einer gewissen Würde und Wichtigkeit zu geben, die ihm ja auch zukamen, organisierten wir eine kleine Kavalkade und erreichten dann den Konak. Dieser ist ein sehr großes Gebäude außerhalb der Wälle, ziemlich hoch über dem Flusse und — wie es eben nicht anders sein kann — sehr zerfallen. Die Verwaltung des Vilayets, eine Kaserne, kurz alles ist hier zusammen-

gedrängt. Hier treibt sich eine kompakte Menge Bittsteller umher, iu deren Mitte der arme und ewig hungrige türkische Beamte wandelt.

In diesem baumarmen Lande hatte ein Ingenieur den glücklichen Einfall gehabt, den großen Raum zwischen den Wällen und dem Konak in eine Promenade zu verwandeln. Eine Allee von Bäumen faßte den Weg ein, und bereits begann ein öffentlicher Garten zu entstehen. Aber die Bevölkerung war für eine solche Neuerung noch nicht reif; die Blumen hatten kaum Wurzeln geschlagen, als auch schon die eine nach der andern verschwand, um in einem Privatgarten einen bessern Boden zu finden. So lange der Ingenieur in Mosul blieb, wurden die Bäume der Allee verschont; aber nach seiner Abreise begann auch bei diesen die Plünderung. Es war den Einwohnern Mosuls doch bequemer, sich gratis wärmen zu können, als das Holz teuer zu bezahlen, das auf den Kelleks weither gebracht werden muß.

Der Wali Sahid Pascha ist schon alt. Er ist ein Mann der „Alten Türkei", von unbedeutendem Ansehen. Er empfing uns ganz freundlich; aber da er kein französisches Wort versteht, so geschah die ganze Unterhaltung durch die Vermittlung des Konsuls.

Da der Oberst der Gendarmerie sich auch bei dem Wali befand, so lenkte Sioufi das Gespräch auf den oder die Zabtiehs, die uns von Mosul nach Baghdad begleiten sollten. Da wir die Reise auf dem Kellek machten, so mußte der Zabtieh zu Fuß zurückkehren, also eine Reise von zehn Tagen zu machen haben. Da ihm kein Pferd zur Verfügung stand, war die Sache nach der Aussage des Oberst durchaus unmöglich. Nach verschiedenen Unterredungen, die nicht zu dem gewünschten Ziele führten, brachte der Konsul endlich ein großes Argument vor und sagte: „Nun, Sie werden also keine Begleitung geben, aber dann müssen Sie Bürge sein für die Sicherheit der Reise und alle Verantwortung für jeden Zufall, der diese Herren trifft, übernehmen." Diese Garantie konnte aber nicht gegeben werden, denn vor kurzem war noch ein Kellek geplündert worden. Um nicht feige die Waffen zu strecken, verlangte der Oberst die Vezirsbriefe Hyvernats zu sehen. Er durchlas sie langsam, erklärte jedes Wort und erkannte dann schließlich, daß die Briefe uns zu Persönlichkeiten stempelten, die wohl einen Zabtieh verdienten.

Nachdem die Angelegenheit beendet war, lud uns der Wali zum Diner sofort nach der Sitzung ein. „Sie können es nicht gut abschlagen," sagte Sioufi zu uns, und so begaben wir uns denn in den Speisesaal und dachten, eine improvisierte Mahlzeit anzutreffen; aber wir hatten uns getäuscht, ein wirkliches Festmahl wartete unser. Aber weshalb wurden wir erst im letzten Augenblick eingeladen? Vielleicht ist dies eine Eigentümlichkeit der türkischen Sitten. Das Essen war reichlich und bestand aus wenigstens zehn Gängen, bald süß, bald salzig, aber alle sehr gut zubereitet. Da Sahid Pascha ein strenggläubiger Mohammedaner ist, kam kein Tropfen Wein auf den Tisch. Es war ganz anders als in Wan, wo Khalil Pascha alle Weinhändler des Bazars aufs Trockene setzt, wenn er ein Mahl giebt.

Die natürlich sehr schläfrige Unterhaltung ließ uns das Diner schrecklich lang erscheinen. Um Mittag entfernten wir uns, damit der Wali sein Gebet verrichten konnte.

Mgr. Benham Benni, der syrisch-katholische Bischof, ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in Mosul. Er ist sehr gläubig und gebildet und dazu auch ein angenehmer Gesellschafter.

Es mögen hier einige Notizen über diese Kirche folgen, von deren Bischöfen er der ausgezeichneteste ist. Die Monophysiten[1]), Gegner des Konzils von Chalcedon, hatten sich besonders auf Betreiben des Jakobus Baradai als Sekte in Syrien gebildet und sich von der römischen Kirche getrennt, aber dennoch eine vollständige Hierarchie von dem Patriarchen von Antiochia bis zu den niederen Stufen beibehalten. Diese Gemeinden erhielten sich trotz der offiziell anerkannten Kirchen (kaiserliche, melchitische), und besonders seit der mohammedanischen Einwanderung erreichten sie zuweilen eine gewisse Blüte. Sie bestehen noch heute in einer ziemlich großen Gegend in Syrien, in dem Gebirgsmassiv des Masius und in dem mittleren und unteren Becken des Euphrat und Tigris.

Von dem Ende des 18. Jahrhunderts an kehrte eine große Zahl der Monophysiten zum wahren Glauben zurück und verband sich mit der römischen Kirche; von da an zerfallen die Syrer in zwei Gruppen: die jakobitischen Syrer oder Monophysiten und die katholischen Syrer. Der katholisch-syrische Patriarch[2]) Mgr. Schelhot residiert in Haleb (bez. Mardin). Seiner Kirche scheint eine glänzende Zukunft bevorzustehen.

Die Beziehungen zwischen katholischen und jakobitischen Syrern sind zuweilen gespannt. Eine Angelegenheit zwischen den beiden Kirchengemeinschaften — die allerdings sehr türkisch ist — kann davon eine Probe liefern.

Eine der syrischen Kirchen in Mosul ist simultan und wird im Innern durch eine Mauer in zwei Teile zerlegt, deren einen die Jakobiten, den andern die Katholiken besitzen. Eines schönen Tages rissen die Jakobiten die Scheidewand nieder und bemächtigten sich der ganzen Kirche. Mgr. Benni ging nach Konstantinopel und dank der Art und Weise, wie sich die Jakobiten in den Besitz der Kirche gesetzt hatten, erlangte er einen Firman, der ihm die ganze Kirche zusprach. Kaum war er mit diesem nach Mosul zurückgekehrt, als auch die Jakobiten nach Konstantinopel gingen und daselbst einen Firman auswirkten, welcher dem der Kathotholiken völlig widerspricht, weshalb sie die Katholiken von neuem austrieben. Bischof Benni will diesen Firman, wie ich glaube, annullieren lassen; aber das Schauspiel wird noch längere Zeit dauern, denn jeder Firman wird durch Bakhschichs erkauft, und die Minister haben ein Interesse daran, aus dieser Angelegenheit so viel Kapital als möglich zu schlagen.

---

1) Als Gegner des Nestorius übertrieb Eutyches die Lehre von der Einheit Christi. Während Nestorius schließlich zwei Personen in Christus annahm, lehrte Eutyches die Verschmelzung der beiden Naturen zu einer bloß göttlichen, in der die menschliche völlig aufgeht. Besondere Wichtigkeit hat diese Irrlehre wegen ihrer Beziehung zum Erlösungswerk. Auf dem Konzil zu Chalcedon 451 wurde seine Lehre verdammt; aber Eutyches fand großen Anhang besonders in Syrien und Ägypten.

2) Der wirkliche Nachfolger der alten Patriarchen von Antiochia ist der griechisch-melchitische Patriarch. Das syrische Patriarchat hat einen schismatischen Ursprung und ist deshalb ungesetzlich; aber als ein Theil der Syrer zur katholischen Kirche zurückkehrte, war es nicht gut möglich, dieselben einem melchitischen Patriarchat zu unterstellen, da sie so lange eine eigene Hierarchie und eigene liturgische Sprache gehabt hatten. Rom acceptierte also die vorhandene Thatsache und erkannte ein syrisch-katholisches Patriarchat an.

Die zahlreichste christliche Gemeinschaft ist die chaldäische[1]).

Die chaldäische Kirche existierte schon gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts. Sie hatte das Evangelium von Antiochia empfangen, und ihr Oberhaupt, der in Seleucia wohnte, wurde infolgedessen als ein Vasall des Patriarchen von Antiochia betrachtet. Es war im übrigen eine wirkliche Nationalkirche, die Kirche der Christen des Königsreichs Persien. Etwas geduldet von den parthischen Königen, wurde sie oft von den Sassaniden verfolgt. Die Beziehungen zu Antiochia wurden darum auch immer schwieriger. Als gegen das Ende des fünften Jahrhunderts die Nestorianer geächtet und aus dem römischen Kaiserreiche vertrieben wurden, flüchteten sie bis über die persische Grenze. Da die Beziehungen zwischen Seleucia und Antiochia gelockert waren, hielt es für die Nestorianer nicht schwer, ihre Lehre innerhalb der chaldäischen Kirche zu verbreiten, und der Nestorianismus kam dazu, gleichsam die Nationalreligion für die Christen des Sassanidenreiches zu werden.

Dieser Umstand, der eine religiöse Scheidewand zwischen ihnen und Rom bildete, sicherte ihnen gleichzeitig seitens der persischen Könige eine größere Duldung; diese günstige Wendung benutzten sie und gründeten überall Kirchen, sogar bis nach China hin, wovon man heute noch hier und da einige Spuren findet. Ihre Gründungen in Malabar haben sich bis in unsere Zeit erhalten.

Als die türkische Einwanderung den Thron der Sassaniden zerstörte, zeigten sich die Khalifen zunächst den Nestorianern günstig[2]).

Aber die Einmischung der Khalifen in die inneren Angelegenheiten der Kirche, die Simonie, wodurch das Patriarchat an den Meistbietenden verkauft wird, die schrecklichen Kriege, die jene Gegenden verwüsteten, führten bald den Verfall herbei. Die Nestorianer mußten die Ebenen von Mesopotamien verlassen und ihren Mittelpunkt in die unzugänglichen Teile der Gebirge verlegen.

Da die nestorianische Kirche materiell und moralisch von der katholischen Gemeinschaft getrennt und auf sich allein angewiesen ist, droht ihr der völlige Ruin. Es scheint, daß ihre Patriarchen[3]) die Notwendigkeit einsehen, zur katholischen Ge-

1) Die syrische Bevölkerung Mosuls und seiner Umgebung verteilt sich ungefähr folgendermaßen:

	Mosul	Umgegend	Zusammen
Katholische Syrer	2000	2150	4150
Jakobitische Syrer	2000	1300	3300
	4000	3450	7450

Die chaldäische Bevölkerung war bei unserer Reise folgendermaßen verteilt:

	Mosul	Umgegend	Zusammen
Chaldäische Katholiken	2000	9400	11400
Dissidenten (Schisma des Mellus) .	250	1200	1450
	2250	10600	12850

Die Dissidenten sind bald darauf alle zur katholischen Kirche zurückgekehrt.

2) Die Nestorianer genossen einige Zeit bei den Khalifen große Gunst; dies hat vielleicht seinen Grund in dem Einfluß, den die nestorianischen Lehren auf Mohammed ausübten, als er den Koran verfaßte. (Boré, Corr. II. 219 ff).

3) Der Chef der chaldäischen Kirche ist als Chef einer Nationalkirche ein Katholikos; aber er ist kein Patriarch, da er durchaus nicht der Nachfolger des Patriarchen von Antiochia ist, dessen Vasall er früher immer war. Der Gebrauch jedoch hat den Titel Patriarch eingeführt, und dieser Gebrauch ist allgemein angenommen worden.



meinschaft zurückzukehren; denn die seltenen europäischen Reisenden, die während des Mittelalters in diese Gegenden eindrangen, Plan-Carpin, Rubruquis, Marco Polo und einige Ordensleute kamen dazu, den Anfang einer Union zwischen den Nestorianern und Rom herzustellen. Der Katholikos Jaballah III. schickte im Jahre 1304 sein Glaubensbekenntnis nach Rom. Aber in dieser Periode riß in der nestorianischen Kirche ein Mißbrauch ein, der für dieselbe verderblich wurde. Die Patriarchenwürde wurde erblich und ging von dem Oheim auf den Neffen über, wurde sogar unter verschiedene Kinder und Unwürdige verteilt[1]). Im Jahre 1551 wollten die Nestorianer diesem Unfug ein Ende machen und erwählten einen Patriarchen, den sie auch nach Rom schickten, damit er dort die Weihe empfange. Der Erwählte, Johann Sulaka mit Namen, wurde bald von seinen Gegnern ermordet; seine Nachfolger waren zuerst der Union mit Rom günstig, fielen aber schließlich in das Schisma zurück, und einer von ihnen stellte die Erblichkeit der Würde wieder her. Dieser Familie gehört noch Mar Schimun, der Patriarch der Nestorianer an, der in Kotschannes bei Dschulamerik (auch „Giulamork" geschrieben) in dem Thale des Zab wohnt.

Unterdessen gab Rom die aufgenommene Verbindung mit den Chaldäern nicht daran; aber die Anstrengungen führten selten zu dem gewünschten Erfolg, und man befand sich bald einer Reihe von Patriarchen, teils unierten, teils schismatischen gegenüber. Am Ende des letzten Jahrhunderts gab es dreierlei Arten Chaldäer: Die eine, repräsentiert durch den Patriarchen von Dschulamerik, war ganz nestorianisch und besteht noch heute[2]), die zweite, zuerst katholisch, wurde dann schismatisch, es war der Anhang des Elias; die letzte endlich, die Anhänger Josephs, war im Augenblick des Schismas Elias gegründet worden. Im Jahre 1781 wurde der letzte Nachfolger des Elias, Mar Hanna, katholisch, so daß es also zwei katholische Patriarchen gab. Als der Nachfolger Josephs, Joseph VI. 1830 starb, wurde Mar Hanna als alleiniger katholischer Patriarch bezeichnet; er starb 1838, und von da an hörte die Erblichkeit dieser Patriarchenwürde endgültig auf[3]). Der damalige Patriarch, Elias Abolianan, wohnte in Mosul.

---

1) Ohne Zweifel verbreiteten in dieser Zeit die Patriarchen zu ihren Gunsten eine Legende, die auch, trotzdem sie sehr absurd ist, nicht ohne Interesse ist.

Petrus schreibt in seinem ersten Briefe (V. 13): „Es grüßt euch die miterwählte Kirche in Babylon." Dieses Babylon ist hier wie in der geheimen Offenbarung, wenn es eine Stadt bezeichnet, immer für Rom gesetzt worden. Von dem alten Babylon waren zur Zeit Petri nur mehr Schutthaufen übrig. Die Nestorianer bemächtigten sich des Textes und legten ihn folgendermaßen aus: Der hl. Petrus war verheiratet, und seine Familie, die in Jerusalem geblieben war, wurde durch die Verfolgung vertrieben. Sie floh nach Babylon, das heißt, nach Baghdad. Von da an wählte man aus ihrer Mitte immer den chaldäischen Patriarchen aus Verehrung des heiligen Petrus, so daß Mar Schimun ein direkter Nachkomme des heiligen Petrus ist. Wenn die patriarchalische Kirche auf einen Felsen gegründet ist, so muß auch von Mar Schimun das Versprechen des Heilandes gelten: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." Die ganze Legende hat bloß den Zweck, die Erblichkeit der Patriarchenwürde zu heiligen, eine Einrichtung, die aber jeder christlichen Tradition schnurstracks zuwider ist.

2) In dem Augenblick, da das Buch gedruckt wurde, kam von verschiedenen Seiten die Nachricht einer großen Bewegung betr. Rückkehr der Nestorianer zu der katholischen Kirche. Es ist schwierig, ein Resultat hiervon vorherzusagen. Wenn die Motive aufrichtig sind und das Ganze nicht den Zweck hat, die nestorianische Lehre weiter zu verbreiten, so ist diese Bewegung nicht zu unterschätzen.

3) Siehe Martin, La Chaldée.

Ich habe Gelegenheit gehabt von den Nestorianern in Bezug auf die Lazaristen-Mission in Urmia zu reden.

In der Umgegend von Mosul giebt es heute keine mehr. Aber die chaldäische Kirche hat in den letzten Jahren eine schlimme Krisis zu bestehen gehabt. Papst Pius IX. modifizierte durch die Bulle „Reversurus“ in einem zentralisierenden Sinne die Gebräuche bei der Ernennung der Bischöfe; diese Bulle rief in der armenischen Kirche das Schisma des Coupelian und in der chaldäischen Kirche das Schisma des Mellus hervor. Man hofft, daß der Heilige Stuhl diese Angelegenheit für die chaldäische Kirche in derselben Weise erledigen wird, wie er es für die armenische Kirche auch gethan hat[1]).

---

1) Dank dem geschickten Eifer Mgr. Abolianans wurde das chaldäische Schisma im Jahre 1890 beendet, und Mellus trat in die Gemeinschaft der römischen Kirche zurück.

Papst Leo XIII. berief im Herbste 1894 die Patriarchen der orientalischen Riten nach Rom und hielt mit ihnen mehrere Konferenzen ab, die allem Anscheine nach dazu angethan sind, in der Entwickelung dieser Kirchen und in ihren Beziehungen zu Rom, als dem Sitze und dem Mittelpunkt der christlichen Einheit, eine neue Ära zu eröffnen. Der Zweck der Konferenzen war der, über eine einheitliche Aktion der verschiedenen Riten zu beraten, um die schismatischen Kirchen mit Rom zu vereinigen. Schon der früher in Jerusalem abgehaltene eucharistische Kongreß war gleichsam die Vorstufe zu diesem Werke, da auf demselben mehrere geistliche Würdenträger der Schismatiker mit katholischen Bischöfen in Berührung kamen. Dann erfolgte in dem Jahre 1894 die herrliche Encyklika Leos, worin der Papst den außerhalb der Kirche Stehenden die Hand zur Versöhnung reicht. Bekanntlich besitzen die mit Rom unierten Patriarchen kirchliche Befugnisse über die Bischöfe, Priester und Laien ihres Ritus, wie sie kein abendländischer Patriarch genießt, so daß sie in dieser Hinsicht sehr viel ausrichten können.

Endlich ist ein Hauptgrund, weshalb sich die Schismatiker von Rom fern halten, der, daß sie glauben, sie müßten in der römischen Kirche aufgehen, ihren historischen Rang verlieren.

Im Umfange des türkischen Reiches giebt es fünf Patriarchate der orientalischen Riten: Das armenische in Konstantinopel (mit dem Titel von Cilicien), das griechisch-melchitische in Damaskus (mit dem Titel von Antiochia), das syrische (ebenfalls mit dem Titel von Antiochia) in Mardin in Syrien, das maronitische (ebenfalls mit dem Titel von Antiochia) zu Bekerke-Diman auf dem Libanon, das chaldäische in Mosul (mit dem Titel von Babylon). Der maronitische Patriarch wurde nicht nach Rom berufen, weil alle Maroniten mit Rom vereinigt sind; das chaldäische Patriarchat war gerade verwaist, weil der chaldäische Patriarch Elias Abolianan 1894 gestorben war. (Während der Konferenz waren in Mosul die Bischöfe vom chaldäischen Ritus versammelt, um an Stelle ihres verstorbenen Patriarchen einen neuen zu wählen. Ihre Wahl fiel auf Georg Ebediesu Kayjak, bisheran Erzbischof von Amida, dessen Bestätigung in Rom erbeten wurde.

Als Teilnehmer an den Konferenzen blieben somit noch übrig der armenische Patriarch Stephan Azarian, der griechisch-melchitische Patriarch Gregor Jussef und der syrische Patriarch Benham Benni.

Unter dem armenischen Patriarchen stehen 17 Erzbischöfe und Bischöfe und ungefähr 150000 Gläubige. Außer diesen mit Rom vereinigten giebt es auch noch die schon angeführten nichtunierten armenischen Katholiken unter ihrem Katholikos.

Die dem griechischen Ritus angehörenden Melchiten mit arabischer Liturgie in Syrien, Palästina und Ägypten haben außer dem Patriarchen 11 Erzbischöfe und Bischöfe und zählen ungefähr 60000 Seelen. (Der griechische Ritus weist mehrere Abzweigungen auf. Den griechischen Ritus mit griechischer Sprache haben die katholischen Griechen in Griechenland, Sicilien und Italien, ungefähr 100000 Seelen; dem griechischen Ritus mit altslawischer Liturgie gehören die katholischen Russen, Rutenen, Serben und Bulgaren an, ungefähr 3½ Millionen Seelen; den griechischen Ritus aber mit rumänischer Liturgie haben die Katholiken und Schismatiker in

Alle diese Schismen, alle diese Streitigkeiten werfen ein ungünstiges Licht auf die Orientalen, und wir sind nur zu sehr geneigt, dieselben deswegen zu verurteilen. Wir Abendländer sind stolz auf unsere Zivilisation, stolz auf unsern Charakter und die durch die christlichen Institutionen eingeführte, auf die Freiheit gestützte Würde in unseren Sitten. Dieser Stolz ist ja berechtigt, so lange er nicht ein Hochmut des Vergleichens wird. Leider vergleichen wir die Christen des Orients zu oft mit uns und sehen sie von oben herab an. Wir müssen uns an das Unrecht erinnern, das die orientalischen Kirchen schon vor der mohammedanischen Ära betroffen hat, wir müssen uns ihre alte Neigung zum Schisma und zur Häresie vergegenwärtigen, um die Orientalen von heute richtig beurteilen zu können. Gewöhnlich aber vergessen wir, daß seit den Zeiten des Khalifen Omar dreizehn Jahrhunderte lang eine schwere, niederdrückende Hand auf dem Orient gelastet hat; wir vergessen ferner, daß die Schlacht zwischen Tours und Poitiers (wo der fränkische Major domus Karl Martell 732 die Araber schlug) Europa vor dem Islam zum ersten Mal gerettet hat, und daß die Mauern Wiens (1683) auch den letzten Anstoß der asiatischen Horden abgewehrt haben, der ganze Orient dagegen die bestimmte Beute der Eroberer wurde. Diese hatten dort ein gelobtes Land gefunden, wo sie ihre Begehrlichkeit stillen konnten; von dort aus suchten sie Europa zu unterjochen, aber ihr Anlauf wurde zurückgeschlagen; sie waren nicht mehr die wilden Horden, die geradenwegs aus der Wüste kamen; so schrecklich sie auch noch immerhin waren, so hatten sie sich doch schon mehr an ein ruhiges Leben gewöhnt und ihre erste Energie eingebüßt. Der Mut der Franken hat den Sieg über sie auf dem Schlachtfelde davongetragen; aber dies ist gerade für den Orient der Grund des Ruins geworden, weil sich hier seine Unterjocher behaupten konnten. So wurde der Orient der Sklave und Weideplatz des Mohammedanismus, gleichsam der Preis für die Freiheit Europas.

Die arabischen oder türkischen Eroberer erkannten oft die Nützlichkeit und selbst die Notwendigkeit eines toleranten Verhaltens gegen die Christen. Mit diesem Gedanken hängt die offizielle Anerkennung verschiedener christlichen Kirchen und die ihren Häuptern bewilligte Machtvollkommenheit zusammen [1]. Aber in allen

---

Rumänien; zu den unierten Rumänen gehören $1^1/_2$ Million Seelen. — Ferner ist noch der koptische Ritus mit koptischer Liturgie in Ägypten zu erwähnen.)

In mehreren Konferenzen wurde unter dem Vorsitz des Papstes Verschiedenes beschlossen. Zunächst wird eine besondere orientalische Kongregation gebildet, um dem heiligen Stuhl die direkte Entscheidung aller dogmatischen und kirchlichen Fragen vorzubehalten. Die von den orientalischen Bischofssynoden vorgenommene Wahl der Patriarchen wird in Zukunft dem Papste zur Genehmigung unterbreitet, wohingegen den orientalischen Kirchen, d. h. den unierten, ihre Riten und übrigen Privilegien ausdrücklich belassen und bestätigt werden, so daß jeder Verdacht einer „Latinisierung" hinfällig wird. Ferner wurde die Gründung eines besonderen Organes für den Orient beschlossen, dessen Aufgabe es sein soll, die unter den Schismatikern verbreiteten Vorurteile gegen die katholische Kirche zu widerlegen und der letzteren die Sympathien des Hellenismus und der slawischen Kirche gewinnen zu helfen. Auch erwartet man das baldige Erscheinen einer Encyklika an die Orientalen, um die Schismatiker von neuem zur Rückkehr in die Mutterkirche einzuladen. (Anmerkung des Übersetzers.)

1) „Was Heiraten, Erbfolge, testamentarische Bestimmungen, Streitigkeiten zwischen einzelnen betrifft, so können die Chaldäer dies alles ohne Dazwischentreten der türkischen Obrigkeit erledigen; sie machen solche Angelegenheiten vor ihren Priestern und einigen Ältesten ihrer Nation

mohammedanischen Ländern ist ein großer Unterschied zwischen dem Gesetz und der Ausführung desselben. Übrigens schützte diese Anerkennung der christlichen Gemeinschaften die Christen sehr wenig und war nicht im stande, das Brandmal, das sie in den Augen der Türken tragen, zu verwischen. Bis zum Frieden von Tanzimat (1839) oder besser gesagt, bis zum Berliner Vertrag (1878) wurde nicht einmal das Zeugnis eines Christen beim Gerichte angenommen.

War ein Christ vor Gericht geladen, so mußte er sich mohammedanische Zeugen kaufen; dieser Zustand ist zwar in der Theorie geändert worden, aber in der Praxis hängt auch heute noch sehr viel von dem Urteil der Richter ab. Vor fünfzig Jahren konnte kein Christ ein schönes Kleid auf der Straße tragen, ohne Gefahr zu laufen, daß der erste beste Muselman ihm befahl, die Kleider auszuziehen und sie ihm einzuhändigen; den Christen war es verboten, Seide zu tragen oder bis in das Innere einer Stadt zu reiten. Machte ein Christ einen Einkauf im Bazar, so war es ihm verboten, irgend einen Gegenstand anzurühren, um ihn näher zu untersuchen, denn jeder von einem Christen berührte Gegenstand galt als unrein und mußte von dem Christen gekauft werden. Man begreift, zu welch schändlicher Ausbeutung diese gesetzliche Ächtung der Christen führen mußte. Viele Gewerbe waren den Christen, wenn auch nicht durch Vorschriften, so doch durch die Praxis verboten. Alle Ämter waren ihnen verschlossen. Schlug ein Muselman einen Christen, so mußte dieser es geduldig leiden, da es dem Christen verboten war, einen Türken zu schlagen, wenn er nicht die Strafe des Handabhauens erdulden wollte.

Was die Sicherheit des Lebens oder des Eigentums betrifft, so haben die Blutbäder vom Libanon und noch deutlicher die von Bulgarien und die armenischen Greuelthaten vom Jahre 1895 dem erschrockenen Europa gezeigt, wohin der aufgeweckte Fanatismus führt.

Die Metzeleien vom Libanon haben Europa durch ihre außerordentliche Ausdehnung und die Nähe des Schauplatzes aufgerüttelt; der letzte russisch-türkische Krieg war die Antwort auf die Blutbäder von Bulgarien. Aber ähnliche Ausschreitungen waren in dem Innern des Reiches keine Seltenheit. Muhamed, Bey von Revanduz, überfiel 1841 das Gebiet von Mosul, brannte und metzelte alles nieder, was christlich hieß, und zerstörte von Grund aus das Kloster von Rabban-Hormis. Die Hohe Pforte war gezwungen, die Paschas von Diarbekr und Baghdad gegen Muhamed zu schicken; aber wurde dieser auch geschlagen, so geschah es nicht wegen der Verfolgung, sondern weil er ein ungehorsamer Vasall war; die Christen konnten keinen Vorteil daraus ziehen. Die Mehrzahl der Gefangenen des Bey wechselte durch die Unterwerfung desselben bloß den Herrn, von Freilassung war keine Rede[1]).

aus; sie nehmen Zeugen oder fertigen ein Schriftstück aus, unter das verschiedene Personen ihr Siegel setzen, und die Sache ist damit beendet. Im Falle der Notwendigkeit prüft das türkische Gouvernement diesen Vertrag, so daß es sich, wenn alles in Ordnung ist, aber auch nicht weiter darum kümmert; ist dieses aber nicht der Fall, so mischt sich die Regierung in die Sache und immer zum Schaden der beiden Parteien." (Mgr. Coupperie, Notice sur les Chaldéens, Prop. de la Foi V. 564.)

1) Brief des chaldäischen Patriarchen Mgr. Isaia, Prop. de la Foi XIV. 128.

Anmerkung des Übersetzers: Zur Untersuchung der traurigen Vorgänge, die sich Ende des vorigen und Anfangs dieses Jahres im Norden und Nordosten des Vilajets Aleppo ereigneten, insbesondere der Nachrichten über zwangsweise Bekehrungen zum Islam und Umwandlung christlicher Kirchen in Moscheen, wurde auf Anregung der englischen Botschaft eine türkische Untersuchungs-Kommission an Ort und Stelle gesendet. In Folge einer von allerhöchster türkischer Stelle ergangenen Einladung hat die englische Botschaft ihren Konsularbeamten G. H. Fitzmaurice zu dieser Untersuchungskommission delegiert. Letzterer ist nun vor kurzem wieder in Konstantinopel eingetroffen, und es wurden allen Botschaften gedruckte Kopien seiner Berichte über Biredschik vom 5., Urfa vom 16., Adiaman vom 25. und 26., Behensni vom 27. März und Aleppo vom 9. April übergeben. Gleichzeitig hat, wie bereits gemeldet wurde, die englische Botschaft bei der Pforte entsprechende Schritte bezüglich der zwangsweisen Bekehrungen zum Islam unternommen, welche Aktion auch von allen übrigen Botschaften unterstützt worden ist.

Aus den Berichten des Konsuls Fitzmaurice wären folgende Angaben hervorzuheben:

In Biredschik (Mohammedaner 1400, Christen 240 Häuser) mußten die Armenier Anfang Dezember alle Waffen abliefern. Am 1. Januar 1896 erfolgte der Sturm des Pöbels auf das christliche Viertel, wobei über 150 Armenier getödtet, über 60 verwundet, die Häuser geplündert und niedergebrannt und alle Kirchen entweiht wurden. Gegen Abend wendete sich der Pöbel gegen die Häuser, wo die verfolgten Armenier bei barmherzigen Türken Schutz gefunden hatten. Die Bande zog erst ab, als auf einem Dache eine Armenierin erschien und erklärte, daß alle ihre Glaubensgenossen freiwillig zum Islam übertreten. Die Armenier verwandelten hierauf ihre Kirche in eine „Hamidieh Moschee", und etwa 1500 Armenier sind so auf diese Weise Mohammedaner geworden. Die Christen von Surudsch flohen nach Urfa, die von Ehnesch (70 Häuser), von Dschibin (50 Häuser) und Nisib (40 Häuser) sind auch zum Islam übergetreten. Der in Biredschik angerichtete Schaden wird auf 10000 LT geschätzt.

Das Blutbad in Adiaman (11000 Mohammedaner, 4000 Christen) begann am 7. November und dauerte 3 Tage. Es wurden 410 Personen, zumeist Männer, niedergemacht. Bei der Plünderung und Brandstiftung wurden 100 Häuser verwüstet, 70 niedergebrannt und die Kirchen der Gregorianer, Katholiken, Syrer und Protestanten entweiht. Der Schaden beziffert sich auf 70000 LT. In Severek, Vilajet Diarbekr, wurden am 2. November von den 1500 erwachsenen Christen 800 ermordet und das Christenviertel geplündert.

Am fürchterlichsten aber hat der Fanatismus in Urfa gewütet. Die dortige Bevölkerung besteht aus etwa 40000 Mohammedanern und 25000 Christen. Den Anlaß zu den beiden Massacres vom 28.—29. Oktober und 28.—29. Dezember 1895 boten einige Armenier, die sich durch ihre Erbitterung über die Nichteinführung der zugesagten Reformen zu revolutionären Handlungen hinreißen ließen. Infolgedessen wurden alle Armenier zu Verrätern gestempelt. Am 27. Oktober v. J. forderte der Armenier Boghos den Mohammedaner Ismail in dessen Hause auf Begleichung einer Rechnung. Dieser wies ihm die Thür und stach ihn Tags darauf in der Nähe der Hauptkirche auf offener Straße nieder. Der Mörder wurde verhaftet und auf die nächste Wache geführt. Nach türkischer Version sollen nun die Armenier die Wache angegriffen und Ismail tötlich verwundet haben. Die Armenier dagegen behaupten, die Zabtiehs hätten beabsichtigt, den Mörder entwischen zu lassen, worauf ihre Glaubensgenossen in das Wachthaus gedrungen seien und seine Abführung in den Konak verlangt hätten. Bei dem hierauf erfolgten Handgemenge sei nun Ismail verwundet worden und auf dem Transport zum Konak gestorben. Ein armenischer Arzt, der Bajonnetwunden konstatierte, wurde vom Gendarmeriemajor niedergeschossen, seine Leiche durch die Straße geschleift, in Stücke gehauen und in einen Graben geworfen. Am 28. Oktober erfolgte im Bazar ein Überfall des Pöbels auf die Armenier und später ein Angriff auf das armenische Viertel, der aber zurückgewiesen wurde. Die Mohammedaner verloren hierbei 4—5, die Armenier 27 Tote. Darauf wurden 700 armenische Läden und 190 Häuser vom Pöbel geplündert und in Asche gelegt. Nach diesen Vorfällen wurden alle außerhalb des armenischen Viertels angetroffenen Armenier niedergemacht, das armenische Viertel aber zwei Monate lang vom Pöbel geradezu belagert. Der armenische Bischof, der hierüber telegraphisch nach Konstantinopel berichten wollte, wurde verhaftet, am 29. Oktober kehrte der Mutessarif Hassan Pascha von einer Inspektion zurück und verlangte die Auslieferung von 1800 Martinigewehren, die sich in den Händen der Armenier befänden, zugleich kleidete er 1000 Mann als

Reservisten ein und schickte sie zum „Schutze der Armenier" in das bedrohte Viertel. Die Truppen erpreßten von den Armeniern bedeutende Summen. Auf ihre Mitteilung, daß nur diejenigen Armenier, die sich zum Islam bekehrten, dem Tode entgehen könnten, erfolgten Massenübertritte. Da die Behörden auf der Auslieferung der Waffen (1800 Martinigewehre und 100 Revolver) und von 10 Männern, denen die Hauptschuld am Tode Ismails beigemessen wurde, bestanden, wurden die bezeichneten Personen ausgeliefert und 1200 Stück Waffen, zu diesem Zweck meist erst angekauft, im Konak niedergelegt. Am 28. Dezember wurde der armenischen National-Versammlung in der Hauptkirche bedeutet, es sei nichts zu befürchten, alsbald darauf begann jedoch das große Blutbad. Am Morgen dieses Tages sah man Mohammedaner auf den Minarets und Frauen auf den Dächern und Basteien der Festung, wo sie auf das bevorstehende Schauspiel warteten. Auf ein gegebenes Signal begann nun eine beispiellose Schlächterei. Die unglücklichen Armenier wurden wie Schlachtvieh herbeigeschleppt und niedergemacht. Ein Scheikh schlachtete neben der protestantischen Kirche gegen 100 Armenier, die gefesselt auf dem Rücken lagen, unter Absingung von Koranversen, indem er ihnen wie Schafen nach dem Ritus von Mekka die Gurgel durchschnitt.

Unterdessen plünderte der Pöbel und steckte die Häuser in Brand. Der darauffolgende Sonntag überbot aber an Scheußlichkeiten alles Vorangegangene. Die große Hauptkirche, wo 3000 Armenier beider Geschlechter und aller Lebensalter Zuflucht gesucht hatten, wurde gestürmt und geplündert, alle Männer sofort ermordet, dann die Zugänge zu den Gallerien, wo Frauen und Kinder Zuflucht gesucht hatten, mit petroleumgetränktem Bettzeug u. s. w. verbarrikadiert und das Gotteshaus mit allen darin Befindlichen niedergebrannt. Noch zur Zeit des Aufenthaltes des englischen Delegierten (5. März) war der furchtbare Geruch des verkohlten und verwesten Menschenfleisches unerträglich. Mindestens 8000 Armenier kamen in den beiden Tagen um, darunter 126 Familien, von denen weder Frauen noch Säuglinge verschont blieben. Der angerichtete Schaden wird auf 150,000 bis 200,000 LT. geschätzt. Die Leichen der Opfer wurden in den drei dem Gemetzel folgenden Tagen von Israeliten meist bei Seite geschafft und verscharrt.

Behesni ist die einzige Ortschaft, die von Blutvergießen und Plünderungen verschont blieb, was hauptsächlich der Haltung der türkischen Notabeln unter der Führung Jakob Paschas zu danken ist. Ein kurdischer Angriff am 10. November wurde von diesen abgewehrt, türkische Truppen, die später zur Hilfe kamen, schlugen einen späteren Angriff mit Blutvergießen zurück.

Die Anzahl der Armenier, die unter den erwähnten Umständen zum Islam übergetreten sind, wird folgendermaßen beziffert: im Bezirk Biredschik 4300, in Urfa 500, in Sewerek 200, in Adiaman und Umgegend 900; insgesammt 5900. Ferner erfuhr Herr Fitzmaurice in Marasch, daß 200 armenische Familien im District Anderin und eine Menge in den Dörfen um Marasch den Glauben gewechselt haben. Da nach dem Scheri die Rückkehr vom Islam zum alten Glauben mit dem Tode zu bestrafen ist, so ist kaum daran zu denken, daß die Betreffenden sich inmitten einer fanatischen Bevölkerung, die den Behörden über den Kopf gewachsen ist, den furchtbaren Folgen eines solchen Schrittes aussetzen würden.

Schließlich ist zu bemerken, daß der Consul Fitzmaurice ausdrücklich hervorhebt, er habe Informationen aus armenischen Quellen nur dann verwendet, wenn solche durch türkische Aussagen bestätigt erschienen. Im ganzen sind gegen 65000 Personen ermordet, 2500 Städte und Dörfer verwüstet worden. (Vergl. auch die ähnlichen Vorgänge auf Kreta und in Konstantinopel.)

Eine Schmach ist es jedenfalls, daß das christliche Europa solchen Greueln nicht für immer ein Ende macht. (Der Übersetzer.)

Während einer gewissen Zeit war es den Christen in Mosul verboten, zum Thore der Stadt hinauszugehen. Der Pascha hielt sie in der Stadt gefangen, weil er befürchtete, daß sie die Flucht ergriffen oder wegen der Bedrückung freiwillig auswanderten.

Im Jahre 1844 demolierten und plünderten die von ihren Mollahs (Priestern) aufgestachelten Mohammedaner von Mosul die Häuser der Missionare. Der französische Konsul, Botta mit Namen, wäre beinahe dabei getötet worden. Der Pater Valerga, der später Patriarch von Jerusalem wurde, empfing dabei einen Dolchstich [1]).

1) Prop. de la Foi XVI. 522.

Die türkische Regierung hat allerdings in den letzten hundert Jahren zuweilen versucht, gegen diese Zustände vorzugehen; aber der Fanatismus auf der einen Seite und auf der andern Seite die unheilbare Schwäche der Regierung und der Mangel an Ausdauer haben die Reformen gewöhnlich aufgehalten. Jedesmal war ein großer Weg zurückgelegt worden; aber unter den Greisen findet man heutzutage noch viele, welche die schlimmsten Tage in jener Unterdrückungszeit durchgemacht haben.

Braucht man da zu erstaunen, daß man so häufig im Orient solchen Charakterzügen begegnet, an denen wir Anstoß nehmen? Oft wirft man den Christen des Orients Lügenhaftigkeit, Verstellung, Furcht und selbst Feigheit vor, sowie Unehrlichkeit in Geldsachen und Gewandtheit im Erfinden von Ausreden. Diese Fehler finden sich leider in allen Klassen der Gesellschaft; man findet den schlagendsten Beweis der Unehrlichkeit bei dieser oder jener Persönlichkeit, die leicht zu nennen ist, und die doch durch ihren Charakter und ihre Stellüng über eine solche Gemeinheit erhaben sein sollte. Dieses ist wahr und auch zugleich traurig. Aber hier geht es wie eben überall; das Böse wird gesehen, und das Gute bleibt unbemerkt. Die schlechten Handlungen greifen wir auf und gehen unachtsam vorbei an Persönlichkeiten, die feststehen in einer so ungünstigen Umgebung, und an manchem Leben von Ergebenheit und Tugend. Und dann muß noch einmal bemerkt werden, wenn die Verfolgung Martyrer macht und die Charaktere erhebt und veredelt, so bricht und erniedrigt das politische Regime dieselben, wenn es Parias bildet.

Der Orientale hat seit Jahrhunderten seine soziale Würde eingebüßt, seine persönliche Würde ist während Jahrhunderte mit Füßen getreten worden und ist dadurch geknickt und vermindert. Er wird sich vielleicht unter dem Einflusse der Freiheit wieder erheben, aber die seiner menschlichen Würde geschlagenen Wunden erfordern eine lange Zeit zur Heilung.

Diese sind auch am schwierigsten zu behandeln, und die Abendländer, welche sich damit beschäftigen, wissen dies auch ganz gut. Ich spreche nicht von denen, die der Religion den Fehdehandschuh hingeworfen haben und dem Oriente aufhelfen wollen, wie sie es auch im Occidente zu thun beabsichtigen: Diese wollen das Abendland in den Schmutz ziehen; welches Los werden sie dann dem Morgenlande bereiten?

Ich will von denen reden, die von der Religion begeistert werden — sei es, daß sie in der streng sozialen Richtung arbeiten: diese sind leider selten — sei es, daß sie sich besonders der religiösen Richtung widmen. Das größte Hindernis, das diesem abendländischen Arbeiter begegnet ist, auch zugleich das am wenigsten faßbare, da es psychologisch begründet ist: es ist der Hochmut.

Der Hochmut wagt sich an beide Parteien. Der Abendländer, wenn er nicht stets mit sich selbst kämpft, entgeht kaum dem Hochmut einer Vergleichung. Er fühlt seinen höheren Stand und ist gezwungen, sich zusammenzunehmen, um eben seine Überlegenheit nicht merken zu lassen; instinktiv identifiziert er die Zivilisation mit dem Abendlande. Er wir nicht sagen: ein zivilisirter Mensch muß so und so handeln, sondern er wird sagen: ein Europäer würde so handeln.

Dieser Hochmut findet sich wieder bei dem Orientalen unter der Form der Eitelkeit. Die Bedrückungen, deren er so viele erduldet hat, haben in ihm viele Charakterzüge eines Kindes entwickelt, und einer dieser besteht darin, der Anerken-

nung eines moralischen Übergewichts Trotz zu bieten; natürlich ist diese Eitelkeit zu gleicher Zeit eifersüchtig und reizbar. Der Orientale nimmt alle Belehrungen und Ratschläge an, aber unter der Bedingung, daß die Nächstenliebe ihm gleichsam zugesteht, daß er die Belehrungen erraten hat, daß er statt des Schülers sozusagen der Lehrer ist, und daß man die Ratschläge gleichsam bei ihm sucht, anstatt sie ihm zu erteilen. Da man in derselben Zeit aber auch fest und energisch gegen den Orientalen sein muß, so wird jeder begreifen, daß eine solche Methode sehr viele Schwierigkeiten bietet. Aber — die Sache ist sehr bezeichnend — dieselben Schwierigkeiten und vielleicht noch größere, finden sich auch bei einem andern Volke, das trotz der unerhörten Macht der Ausdehnung seiner inneren Kräfte einem Volke in der Kindheit ähnlich gemacht wird, nämlich bei den Japanesen. Auch mit dem Japanesen ist nichts auszurichten, wenn man diesen psychologischen Merkwürdigkeiten, die eben hier erwähnt wurden, keine Rechnung trägt.

Der Orientale hat noch einen Fehler, der ebenfalls eine Folge der Unterdrückung ist, nämlich er versteht sich durchaus nicht auf die rechte Verwendung des Geldes. Leute, die gewöhnt sind nach Belieben geplündert zu werden, haben bloß zwei Manieren, mit Geld umzugehen: entweder sie vergraben es, oder sie geben es so rasch als möglich wieder aus. Diese beiden Gewohnheiten sind ihnen in das Blut übergegangen und finden sich sowohl in dem Privat- als auch in dem öffentlichen Leben.

Da wo ein Abendländer, der über ein kleines Kapital verfügt, irgend ein solides Werk errichtet, z. B. eine Kirche baut, kommt der Orientale, und wenn er eine fünfmal größere Summe besitzt, höchstens damit aus, um die Fundamente zu legen — einzig aus dem Grunde, weil er, sobald er das Geld in den Fingern hat, es auch vergeudet, um etwas Großes zu errichten, das er freilich nicht bis zur Vollendung bringt.

Der Orientale kommt aber nicht so weit; die Ursache dieses Kontrastes ist in seinen eigenen Fehlern zu suchen. Gar leicht ist er geneigt anzunehmen, daß die Abendländer bei dem bessern Gelingen ihrer Unternehmungen über ungezählte Reichtümer verfügen. Diese Art bildet eine Gefahr; denn oft, wo der Orientale sich in seiner Eitelkeit verletzt fühlt, zieht er sich nicht zurück, sondern hält mit dem Abendländer und wahrt noch immer den Schein der Freundschaft, wo doch das Band der Zuneigung und des Vertrauens zerrissen ist; es bleibt dann nur mehr das Band des Interesses, das aber sorgfältig verheimlicht wird, und der Orientale sieht dann in dem Europäer nur mehr seinen „Bankier", von dem er irgend welchen Nutzen zu haben hofft. Hierin liegt auch die Erklärung für so manchen schmerzlichen Abfall; es ist das auch ein Grund des schlechten Standes der protestantischen amerikanischen Mission, denn diese verfügt über zu große Geldmittel.

Wir Katholiken tadeln zuweilen an den Orientalen, daß sie nicht katholisch genug sind; dieser Tadel, den wir nicht genauer angeben und begründen, macht uns aber oft ungerecht.

In dem Maße, wie sich die Kirche entwickelte, schufen die geographischen, ethnographischen und historischen Verhältnisse besondere Zusammenstellungen. Rom blieb das Zentrum und der Papst der oberste Hirte; aber man hatte z. B. das Patriarchat von Alexandrien mit seiner bestimmten Sphäre, das Patriarchat von

Antiochien mit der seinigen. In den weiter entfernten Ländern hatte man Nationalkirchen, die durch ihre liturgische Sprache isoliert waren und die mit dem einen oder andern großen Zentrum verbunden wurden. Endlich kam noch das Patriarchat von Konstantinopel, dessen gesetzliche Gründung sehr zweifelhaft ist; von Anfang an war es ein Nebenbuhler Roms, bald ein gefährlicher Separatist, und zuletzt wurde es schismatisch.

Überall im Orient war die Evangelisation ein Werk der verschiedenen Zentren. Der Christ verkehrte nur mittelbar (durch diese Zentren) mit Rom. Der Ritus, die liturgische Sprache, die gewöhnliche kirchliche Verwaltung, alles trug einen besondern eigentümlichen Charakter. Waren die Christen darum weniger gute Katholiken? Gewiß nicht; aber dieser Stand der Dinge barg doch mancherlei Gefahren in sich.

Im Abendlande ging die Bekehrung dagegen von Rom aus[1]); diese lokalen Gruppierungen existierten entweder gar nicht, oder wo sie existierten, wie in der fränkischen Kirche, wurden sie beständig modifiziert. Da wo diese Gruppierungen, wie in Spanien, solid waren, war die liturgische Sprache dieselbe wie in Rom und der Ritus (einige Eigentümlichkeiten abgerechnet) derselbe wie in Rom. Man kannte aber im Oriente kein wirklich mächtiges Zentrum, das als Vermittler zwischen den einzelnen Partikularkirchen und Rom dienen konnte. Der Papst war zugleich Oberhaupt der Kirche und Patriarch des Abendlandes, kam also auf zweifache Weise mit den abendländischen Völkern in Berührung; für die Abendländer gab es nicht nur keine Differenzen zwischen ihren Patriarchen und dem Oberhaupt der Kirche, sondern auch die liturgische Sprache, die Geschichte, der Ritus waren überall dieselben. Es gab deshalb im Abendlande nur eine Anhänglichkeit, nämlich die an Rom.

Dieser Sachverhalt hat einen mächtigen Einfluß auf das religiöse Leben der Abendländer ausgeübt; nicht allein hat er den dogmatischen Wert der Union mit dem Zentrum erhalten, er hat auch auf die Lebenskraft und die Glaubensbegeisterung der Europäer mächtig einwirken müssen.

Kann man, wenn man der Sache auf den Grund geht, von den Orientalen dieselbe Wärme, dieselben Formen in dem Ausdruck ihres Katholizismus verlangen? Billig nicht; dies hieße die Rolle der historischen Faktoren unterdrücken, um alles von dem doppelten orientalischen Loyalismus niederzureißen. Es wäre dies aber auch nicht ratsam, weil dadurch eben etwas Unmögliches erstrebt würde. Daß dieser doppelte Loyalismus seine Gefahren hat und in der Kirchengeschichte manche schmerzliche Seite angefüllt hat, wird niemand leugnen können; aber diese Geschichte hat beinahe auf jeder Seite traurige Erscheinungen zu verzeichnen.

Einer der merkwürdigsten Charakterzüge dieser Nationalkirchen war der Widerstand den mohammedanischen Eroberern gegenüber. Wenn auch die meisten im Augenblick der Eroberung schismatisch waren, so wurde aber ihr religiöses Leben gleichsam national. Die Besorgnis, der Streit um ihre Existenz gruppierte bald alle Kräfte um den Katholikos, den Patriarchen. Dieser wurde den Eroberern gegenüber eine bedeutende Persönlichkeit, gleichsam das Oberhaupt des Stammes; er repräsentierte seine Nation. Die Eroberer hatten allen Grund, ihn innerhalb einer gewissen Grenze zu verschonen und sich so durch seine Vermittlung die Unterwerfung

1) Siehe Duchesne, Origines du cult chrétien.

der Nation zu sichern. Sieger und Besiegte hatten also gleiches Interesse daran, die Macht der Patriarchen zu vermehren. Auf diese Weise wurden die Patriarchen sowohl politische als auch religiöse Oberhäupter ihrer Nationen, so daß ihnen in dem innern, sozialen Leben ihrer Völker nichts entgeht. Heiraten, Testamente, selbst Verträge unterstehen ihrer Jurisdiktion. Dieses erklärt auch die Macht dieses nationalen Loyalismus, den der Orientale so eifersüchtig hütet.

Dieser Stand der Dinge hat auch wohlthätig auf die Schwäche der Patriarchen in Hinsicht auf das religiöse Gebiet eingewirkt. Da sie eine so bedeutende Rolle in den bürgerlichen Angelegenheiten spielten, so mußten sie auch notwendigerweise den Großen ihrer Nation Rechnung tragen. Diese aber hatten durchaus keine Absicht, sich alles Mögliche vorschreiben zu lassen, und so entstanden bei den Chaldäern die Saura und bei den Armeniern die Eretsphokhan, große Inquisitoren-Institute der Laien.

Wenn auch dieses Übergewicht der Laien bei den Katholiken verdrängt ist, so spielt es doch heute noch eine sehr große Rolle. In Mosul bezeichnet die Volksstimme zwei große chaldäische Familien, die durch ihre Rivalität das Aufhören des Schismas Mellus' verhindert haben.

Der Reisende, der durch den Orient kommt, bemerkt bald ein gewisses Mißtrauen zwischen Morgen- und Abendländern. Oft ist dieses ein Produkt der verletzten Eitelkeit; ich habe bereits erwähnt, wie diese Reibung im Oriente selbst entsteht. Im Abendlande, in Rom, haben die Bureaux — selbst die der päpstlichen Verwaltung sind davon nicht ausgenommen — die Gewohnheit, die Personen, mit denen sie verkehren, nicht sonderlich zu behandeln. Ein lateinischer Bischof wird sich gewöhnlich nichts daraus machen; aber ein orientalischer Bischof ist leicht gekränkt, da er überall die Absicht wittert, daß er gedemütigt werden soll. Daß er dadurch leicht mißtrauisch werden muß, liegt auf der Hand.

Zudem hat der Orientale Rom gegenüber sehr leicht die Besorgnis wegen der Disziplin. Inbezug auf die Dogmen macht der Orientale wenig Schwierigkeiten; aber sobald eine Frage der Disziplin entsteht, erwacht sein alter Instinkt; sein nationaler Loyalismus wird beunruhigt, und er fürchtet Eingriffe. Der weite Weg, die Sprache, die Sitten halten ihn von Rom entfernt; leicht kann ein Mißverständnis entstehen, das nur zu oft traurige Folgen hat. Zudem suchen die protestantischen Missionare in dem Volke die Meinung zu verbreiten, daß Rom nur einen Zweck hat: nämlich bis zum Ende der Zeiten alles zu verschlingen, zu absorbieren und einförmig zu machen. Zu diesem Zwecke zitieren sie irgend einen Text oder irgend eine Idee des einen oder andern lateinischen Zeloten, der mit den Verhältnissen des Orients unbekannt war. Es genügt dies, um den Samen der Zwietracht zu säen, und gegenwärtig besteht eine der schwierigsten und zugleich der wichtigsten Angelegenheiten darin, den Orientalen von der Redlichkeit des Heiligen Stuhles zu überzeugen.

Um die Union zwischen dem Orient und Rom zu befestigen, haben die Päpste seit langer Zeit das Kollegium der Propaganda den jungen orientalischen Seminaristen geöffnet. Ich habe das Resultat dieser Methode sehr verschieden beurteilen gehört. Viele Orientalen kehren von Rom zurück, mit wahrer Anhänglichkeit an den Heiligen Stuhl erfüllt; viele andere scheinen aus ihrem Aufenthalte in Rom nur

den Nutzen gezogen zu haben, daß sie Mittel und Wege kennen lernten, um später ihren Ehrgeiz befriedigen zu können; noch andere endlich fühlten sich in ihrer Eitelkeit durch den Kontrast zwischen der blühenden lateinischen Kirche und dem armseligen Zustand ihrer Kirche verletzt und kehrten voll eifersüchtigen Verdrusses in den Orient zurück und wurden bei der ersten Gelegenheit unverbesserliche Dissidenten. Sehr gut unterrichtete Personen haben sich deshalb auch schon die Frage vorgelegt, ob es nicht besser sei, wenn man die Orientalen in Rom zurückhielte, anstatt sie wieder in ihre Heimat zurückzusenden, und ob man nicht auf eine andere Weise dem Orient die Wohlthaten der Erziehung und des Unterrichtes verschaffen könne.

In dieser Gedankenreihe bildete die Mission der Dominikaner in Mosul eines der größten Hilfsmittel, die den Christen dieser Gegenden zur Verfügung standen.



Die Dominikanerpatres von Mosul.

Nachdem dieselbe durch Benedict XIV. im Jahre 1750 gegründet worden war, wurde sie zunächst den italienischen Dominikanern anvertraut. Diese waren die ersten, die wirklich in das Herz dieser stolzen Bergvölker eindrangen. Pater Soldini wurde nach einer neunzehnjährigen Thätigkeit in Sakho im Jahre 1779 getödtet.

Pater Garzoni, der bekannteste unter diesen Missionaren, blieb achtundzwanzig Jahre in Ahmedinah und war der erste, der eine kurdische Grammatik veröffentlichte. Er starb 1792.

Die Mission erhielt sich und entfaltete sich inmitten von tausenderlei Verfolgungen. Im Jahre 1859 wurde sie offiziell der Dominikanerprovinz von Frankreich übertragen, und Pater Besson übernahm die Leitung. Von dieser Zeit an hat sie sich immer weiter entwickelt; heute zählt sie in Mosul selbst zehn Dominikanergeistliche.

P. Duval ist der Superior des Klosters; — er ist das stattliche Bild eines Missionars, den zweiunddreißig Jahre angestrengter Arbeit vor der Zeit haben

altern gemacht; aber sein Geist hat die Frische vollständig behalten, wie auch seinem Willen die Energie durchaus noch nicht mangelt. Er spricht das Arabische sehr gut und ist ein gründlicher Kenner des Orients.

Sein Stellvertreter, ein geborener Holländer und ehemaliger päpstlicher Zuave, P. Dumini, ist ganz Eifer und Feuer. Er leitet die Buchdruckerei, eine der bedeutendsten Einrichtungen der Mission.

Den Schulen mangelte es an jedem klassischen Buche, ebenso besaßen auch die Kirchen fast keine liturgischen Bücher. Diese Lücke mußte ausgefüllt werden, und Mgr. Amanton, der Apostolische Delegierte von Mesopotamien, machte sich im Jahre 1860 mutig an die Arbeit. Es erforderte Wunder an Geduld, um die Buchdruckerei so weit zu bringen, wie sie heute ist. Die Pressen mußten nach einem



Knabensonntagsschule der Mission von Mosul.

besonderen Modell gearbeitet werden, damit sie für den Transport durch die Wüste ganz zerlegt werden konnten, und der Transport selbst kostete eine große Summe Geldes. Das Gießen der Typen bot große Schwierigkeiten; man entschloß sich aber kühn, es am Platze selbst zu besorgen; mehrere nebensächliche Maschinen wurden in Mosul selbst gebaut. Heute umfaßt das Institut ein vollständiges Atelier der Buchdruckerei, der Stereotypie, der Galvanoplastik, der Holzschneiderei und der Binderei.

Man kann hier Werke in arabischer, türkischer, chaldäischer, syrischer und französischer Sprache drucken[1]). Die Buchdruckerei hat schon sehr große Dienste geleistet.

1) Siehe: La Mission Dominicaine de Môsoul Seite 16 ff.

Neben der Druckerei ist das bedeutendste Werk das syrisch-chaldäische Seminar. Da die Gläubigen über eine große Strecke zerstreut und arm sind, so ist es den Bischöfen, die selbst kaum etwas zum Leben haben, nicht möglich, etwas für die Heranziehung der Priester zu thun. Wenn früher der Bischof einen Priester notwendig hatte, so wählte er sich dazu einen verheirateten Handwerker, der einen guten Ruf hatte. Dieser wurde einige Wochen im Messelesen unterwiesen, dann geweiht und darnach sich selbst überlassen. Da er weiter kein Einkommen hatte, mußte er sehen, wie er durchkam [1]). Dieses System war außerordentlich reformbedürftig. Das Seminar, in dem bei unserer Anwesenheit zweiunddreißig junge Leute ihre Studien machten, ist auf dem besten Wege, diese Reform vorzunehmen und hat bis jetzt außerordentlich befriedigende Resultate zu verzeichnen.

Der chaldäische Patriarch hat seinerseits in Mosul ein ausschließlich chaldäisches Seminar gegründet, eine Nachahmung des Seminars der Missionare; die Studien daselbst sind aber beschränkter.

Ich übergehe verschiedene andere Werke; wer sich dafür interessiert, findet weitere Mitteilungen in dem Bericht des P. Duval.

Eine Mission ist nicht vollständig ohne eine Kongregation von Ordensschwestern, die sich für andere aufopfern und durch ihr Beispiel zu den Herzen der Mitmenschen sprechen. Die Schwestern der Darstellung von Tours erfüllen dieses Werk in Mosul. Waisenhaus, Mädchenschule, Spital, Kleinkinderschule, Apotheke, das ist so einiges, was die Thätigkeit der Schwestern in Anspruch nimmt.

Während unseres Aufenthaltes in Mosul sahen wir die Schulen der Mission in ihrem schönsten Festtagsstaat. Der Wali kam zum Besuch. Dieser Besuch ist ein Ereignis. Der Wali ist ein strenger Mohammedaner, und als solcher verachtet er die Christen; deshalb hatte er auch noch nie die Mission betreten. Aber vor einiger Zeit hatte eine Intrigue beim Hofe des Sultans die Entlassung des Wali veranlaßt; der französische Konsul bemühte sich zu Gunsten des Wali, und die Entlassung wurde rückgängig gemacht. Da der Wali dieses Glück einem Christen verdankte, glaubte er wohl daran zu thun, wenn er den Christen durch diesen Besuch ein öffentliches Zeugnis seiner Achtung gab.

Er wurde durch die Musik der Mission empfangen und besuchte alles, Druckerei und Schulen. Die Knaben und Mädchen lasen ihm nach einander eine Glückwunschadresse vor.

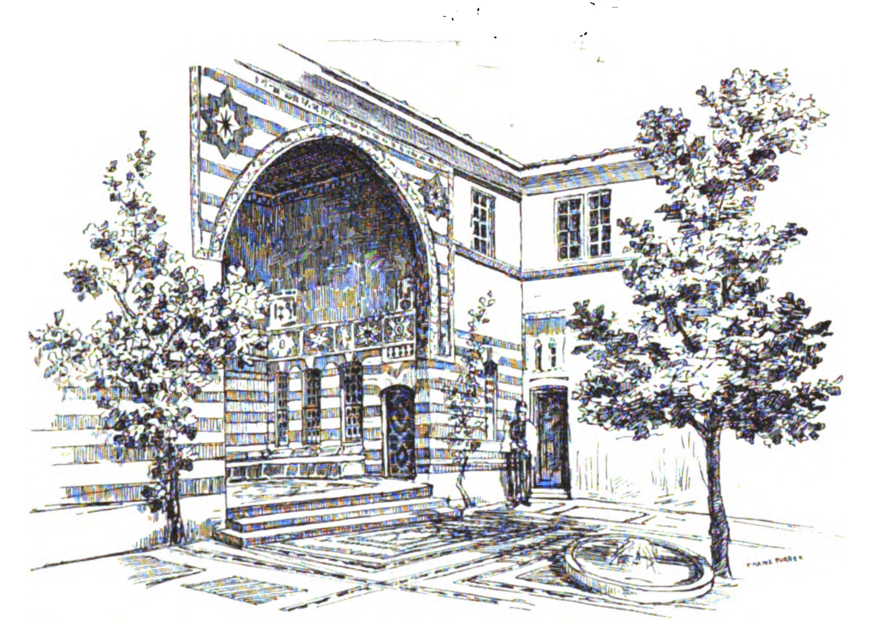
Fahid Pascha spricht sonst gewöhnlich die arabische Sprache; aber da die türkische Sprache die Amtssprache ist, so mußte er sich dieser in seiner Antwort bedienen. Freilich spricht er das Türkische ziemlich schlecht, und Sioufi mußte jeden Satz übersetzen.

In der Kleinkinderschule waren die Kleinen mit den buntesten Sachen bekleidet; die Mädchenschule war in sehr malerischen Gruppen aufgestellt. Alle trugen ihre schönsten Kolliers von Kleinodien oder einfache, alte Münzen zu einer Kette aufgereiht, ihre schönsten Armbänder und Diademe; sie konnten sich nicht rühren, ohne ein Konzert zu veranstalten, dessen Harmonie ich besingen würde, wenn ich

1) Mgr. Coupperie, Prop. de la Foi V, 260.

poetische Anlagen hätte, das ich aber in Ermangelung dieser Gabe ganz prosaisch als ein Geräusch von altem Eisen bezeichne.

Die Schwestern haben auf ihrem Hofe sehr schöne Iwans. Der Iwan ist eine große, nach dem Hofe zu offene Ausbuchtung, die meistens die Mitte der Gebäude in ihrer ganzen Höhe einnimmt. Gewöhnlich endet der Iwan in Spitzbogen. Er dient bei schönem Wetter als Salon. Der Alabaster von Mosul liefert zu billigem Preise schöne Platten zur Verzierung der Wände. Der alte Thron-



Ein Iwan.

saal im Palaste der Sassaniden in Ktesiphon war nichts anderes als der größte Iwan, der jemals existiert hat.

Der Weihnachtstag ist hier der große Empfangstag. Der Diwan der Mission genügte nicht mehr, und der große Gang wurde in einen Salon verwandelt, wo sich die Besucher ohne Unterbrechung folgten. Zu Weihnachten wird kein Kaffee angeboten, sondern derselbe wird durch Zuckersachen ersetzt; aber die Probe davon ist hart; wenn der Abend kommt und man alle Bedingungen der Höflichkeit erfüllt hat, hat man sich auch sicher den Magen verdorben. Seit einiger Zeit macht man auch am 1. Januar Besuche, aber ohne Nachteil für die Weihnachtsbesuche.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Khorsabad. Rabban-Hormis. Verschiedene Bemerkungen.

Khorsabad; die Ruinen, das Dorf. Die Yesiden. Von Khorsabad nach Rabban-Hormis. Das Kloster der Jungfrau. Die Schlucht und das alte Kloster von Rabban-Hormis. Rückkehr nach Mosul. Der erste Januar 1880. Die Konsulsmesse. Unser neuer Kellek. Mosul mit Petroleum erleuchtet. Lächerlicher Schleier der Frauen. Wichtigkeit der „vollendeten Thatsachen." Verteilung der Handwerke. Die „Hapta," eine Krankheit aus Furcht. Das Manna.

28. Dezember. Abreise 10 Uhr.

Wir reisen heute ab, um Khorsabad und Alkosch in Begleitung des Paters Biguet einen Besuch abzustatten.

Von Mosul nach Khorsabad entbehrt die Reise jedweden Reizes; die Formen der Landschaft erinnern an die römische Kampagne, aber die entfernteren Berge erscheinen weniger großartig. Dem Auge erscheint das Ganze als eine zusammenhängende Ebene; in Wirklichkeit ist sie aber durch viele hügelförmige Erhebungen des Bodens unterbrochen.

Die Ruinen von Khorsabad, des Versailles des Königs Sargon, sind wie die von Ninive in der Erde vergraben. Ein sehr großer, viereckiger Erdhügel trug den Palast, von dem die lange Linie der Wälle ausging, die eine rechteckige Umwallung bildeten. Der Generalplan wird noch vollständig durch das Relief des Terrains, die Richtung der Wälle, Reste von Türmen und eingestürzte Thore angezeigt. Die ungebrannten Ziegel sind wieder zu Erde geworden, und die Ackersleute ziehen den Pflug über die Wälle und in dem Palaste des schrecklichen assyrischen Monarchen.

Bei unserer Ankunft in Mosul zog ein großer Grabhügel zur Rechten meine Aufmerksamkeit auf sich. Hier sind auch die Reste eines der Türme der Umwallung, und wahrscheinlich war hier auch einer der Haupteingänge. Geflügelte Ungeheuer mußten ihn früher geschmückt haben, denn wir fanden hier einen großen Haufen von zertrümmertem Gips, wo wir noch mit Leichtigkeit die Bruchstücke eines solchen Kolosses erkennen konnten. Hinter diesen Trümmern öffnet sich eine Art praktischer Grotte für die Ausgrabungen; das Gewölbe dieser Grotte, aus Erde bestehend, ruht

auf einem großen Kalkstein, der eine lange Keilinschrift trägt, die unvollständig und verwischt ist.

Das ist im großen ganzen alles, was wir von den Ruinen von Khorsabad gesehen haben; denn auf dem Hügel, wo ehemals der Palast stand, waren die Ausgrabungen im vollen Gang, und ich habe mit den Ruinen erst eine genaue Bekanntschaft nach meiner Rückkehr in Europa gemacht, als ich das schöne Buch von Botta[1]) las, auf das ich den Leser hinzuweisen mir gestatte.

Das Dorf Khorsabad war auf den königlichen Hügel gebaut. Um aber daselbst mit den Nachforschungen beginnen zu können, baute man den Einwohnern ein neues Dorf einige hundert Meter weiter und demolierte das alte ohne weitere Umstände.

Ein Dorfbewohner verkaufte uns zwei Ziegelsteine, die das Siegel Sargons tragen.

Das Federwild ist hier unerhört zutraulich; an der Schwelle meiner Wohnung ergriff ich zwei Bekassinen und einen andern kleinen Vogel, der in dem Schlamme der Lachen umher watete.

29. Dezember.

Wir wollten nach Scheikh-'Adi, dem Heiligtum der Yesiden, gehen; aber wir sind für eine solche Expedition nicht gehörig ausgerüstet, und jedermann erzählt uns, daß wir unterwegs nichts haben könnten. Wir gaben also Scheikh-'Adi auf und marschierten nach Alkosch.

Inbetreff der Yesiden glaube ich das uns Mitgeteilte nicht all, denn ihre Lehre ist traditionell, und die meisten, die darüber reden, wissen selber keinen genauen Bescheid.

Man bringt die Yesiden, vielleicht mit Recht, in Verbindung mit den Manichäern; wie diese so legen auch sie dem „bösen Prinzip" eine außerordentliche Bedeutung bei, und sie sind in Wirklichkeit Teufelsanbeter. Um Gott kümmern sie sich nicht viel. Gott, sagen sie, ist das gute Prinzip, und deshalb kann er uns nichts Böses thun, ihn können wir also in Ruhe lassen. Aber das böse Prinzip muß geschont und besänftigt werden. Wenn der Teufel auch gegenwärtig ein Feind Gottes ist, so wird er doch am Ende der Zeiten wieder in Gnaden aufgenommen werden und sich alsdann an denen, die ihn verachtet haben, schrecklich rächen.

Darum wohl erweisen ihm die Yesiden einen eifrigen Kultus und fürchten ihn außerordentlich. Sie vermeiden dem Anscheine nach ein Wort auszusprechen, das mit einem Schin, dem Anfangslaute des Wortes Scheïtan (Teufel) beginnt, weil sie fürchten, es dadurch an der nötigen Ehrfurcht vor dem Teufel fehlen zu lassen.

Eine gewisse Anzahl von kupfernen Statuetten, die einen Hahn vorstellen, spielt in ihrer Religion eine sehr wichtige, leider aber nicht genügend aufgeklärte Rolle.

Einmal im Jahre vereinigen sie sich in ihrem Heiligtum von Scheikh-'Adi, einer alten, christlichen Kirche. Nach den Opfern von Eiern, Hühnern und tausend abergläubigen Gebräuchen werden alle Lichter ausgelöscht, und es beginnt dann eine schauerliche Orgie, die dieses satanischen Kultus würdig ist.

Da sie von den Mohammedanern schrecklich gehaßt werden, so sind sie auch von denselben oft decimiert worden. Während seiner Expedition in Kurdistan soll Mehemed Reschid Pascha 40000 Yesiden umgebracht haben. Desgleichen vergelten sie

1) Botta, Les Monuments de Ninive.

die Verachtung seitens der Muselmanen mit gleicher Münze. Da sie mit den Christen Leiden und Verfolgungen teilen müssen, so sind ihre Beziehungen zu diesen nicht gerade so schwierig. Aber sie sind immer und überall unangenehme Nachbarn.

Auf der Reise nach Rabban-Hormis.

Abreise 7¾ Uhr.

Der Himmel ist bewölkt, und ein kalter, scharfer Ostwind begleitet uns auf der ganzen Tour.

Überall scheint das Land sehr fruchtbar zu sein; man bewässert es mit wenig Kosten. Aber die Arme zum Arbeiten fehlen, und ohne Aufhören begegnet man den Spuren zerstörter Dörfer.

Die Reise über dieses thonige Terrain ist sehr unangenehm, weil die Pferde oft in unsichtbare Löcher, die mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt sind, versinken. Ich vermute, daß diese unterirdischen Höhlen durch die starken Regen hervorgebracht werden, wobei das Wasser in den Boden sickert und die leicht zerreibbaren Bestandteile des Bodens verschiebt und so die obere Lage ohne jede Stütze als die der Pflanzenwurzeln läßt. In jedem Falle muß man mit großer Vorsicht reisen, wenn man die Pferde keiner Gefahr aussetzen will.

Wir überschritten bald eine Hügelreihe — die letzten, wellenförmigen Ausläufer des Dschebel-Maklub, dann noch eine lange Ebene und erreichten das Kloster der Jungfrau, das ungefähr drei Viertelstunden östlich von Alkosch liegt.

Ankunft 2 Uhr 15 Min.

Das schöne Kloster, für den Orient sogar sehr schön zu nennen, wurde erbaut, oder besser gesagt, wieder erbaut in jüngster Zeit. Denn 1842 wurde es von den Horden Muhameds, des kurdischen Beys von Revanduz, dessen oben Erwähnung geschah, überfallen; alles im Kloster wurde geplündert oder zerstört. Mehrere Mönche starben im Kerker in Ahmedschnah.

Das Portal des Klosters ist eine sehr schöne Probe des modernen, ornamentalen Stiles. Das innere Kloster bildet ein großes Viereck von ungefähr fünfundzwanzig Metern Seitenlänge. Die Galerien haben sechseckige, massive Säulen und gotische Bogengewölbe. Die Kirche öffnet sich nach dem Kloster durch einen Portikus, der die Form eines Iwans hat.

Die Mönche gehören der Kongregation des heiligen Hormisdas, des einzigen Heiligen von chaldäischem Ritus, an. Die Kongregation war drei Jahrhunderte lang erloschen und wurde gegen 1808 wieder ins Leben gerufen; sie hat viel geleistet für die Bekehrung der entlegensten nestorianischen Gegenden.

30. Dezember.

Das Kloster der Jungfrau liegt am Eingange einer wilden Schlucht, die von hohen Bergen umgeben ist, und wo die Stille nur durch außerordentlich starke Echos unterbrochen wird. Im Hintergrunde dieser Schlucht, ungefähr fünfunddreißig Minuten vom Weg ab, liegt das wirkliche Kloster von Rabban-Hormis.

Dieses Gebäude befindet sich hoch oben auf einem Felsvorsprung am Fuße einer Felsenklippe. Bloß die Kirche, ein viereckiger Bau, der eher einer Festung als einem Heiligtum ähnlich sieht, zieht allein die Blicke auf sich. Das Kloster läßt sich erst im letzten Augenblick vermuten, da es fast ganz unterirdisch ist.

Zur Zeit seiner Blüte[1]) zählte es dreihundert Zellen — nach der Sage waren es dreitausend — die alle in den Felsen eingehauen waren und mit der Kirche durch an den Seiten des Felsens hergestellte Terrassen in Verbindung standen. Heute ist der größte Teil dieser Zellen eingestürzt, aber auf dem ganzen Umfang des Amphitheaters von Felsen sieht man noch ihre Spuren.

Dieser menschliche Bienenstock ist beinahe ganz verlassen; bloß einige Mönche bewohnen noch die Grotten und besorgen den Gottesdienst in der Kirche, wo eine ganze Reihe chaldäischer Patriarchen ruht, nestorianische oder katholische.

Zwischen den Zellen rufen die Rebhühner; in der Ferne verliert sich der Blick auf der weiten Ebene von Mosul; diese Einsamkeit hat allerdings in einem größeren Maßstabe mit dem Sagro Speco de Subiaco Ähnlichkeit.

Die Mönche boten uns eine frugale Mahlzeit an in ihrem Refektorium, einer großen Grotte, welche die Zeit ganz geschwärzt hat.

31. Dezember 1888. Abreise 7 Uhr des Morgens.

Wir hatten halb die Absicht, uns nach Mar-Yakub zu begeben, einem Dominikanerkloster bei Dehok; aber des regnerischen Wetters wegen zogen wir es doch vor, nach Mosul zurückzukehren und dort das Neujahrsfest zu feiern.

Der Weg folgt lange Zeit einem eingeschlossenen Thale, gelangt dann in die Ebene und führt durch die chaldäischen Dörfer Tell-Uskof[2]) und Tell-Keif; das Terrain dieser Ebene ist in große, wellenförmige Erhebungen gefaltet, deren Achse sich gegen den Tigris richtet.

Jedes Dorf hat seinen künstlichen Weiher, in den das Regenwasser fließt; man zieht sogar dieses Wasser zum Trinken dem der Brunnen vor, das mehr oder weniger salzig ist.

Alle Leute feiern den Sylvestertag — hier folgt man unserm gregorianischen Kalender — und in den Dörfern spazierten die Leute in ihren besten Kleidern auf den öffentlichen Plätzen umher.

1 8 8 9.

1. Januar 1889.

Es ist ungemein wohlthuend, an einem solchen Tage in einem Kreise von Freunden Glückwünsche wechseln zu können, die auf einer Reise wie der unserigen nicht mehr den banalen Beigeschmack der bloßen Höflichkeit besitzen.

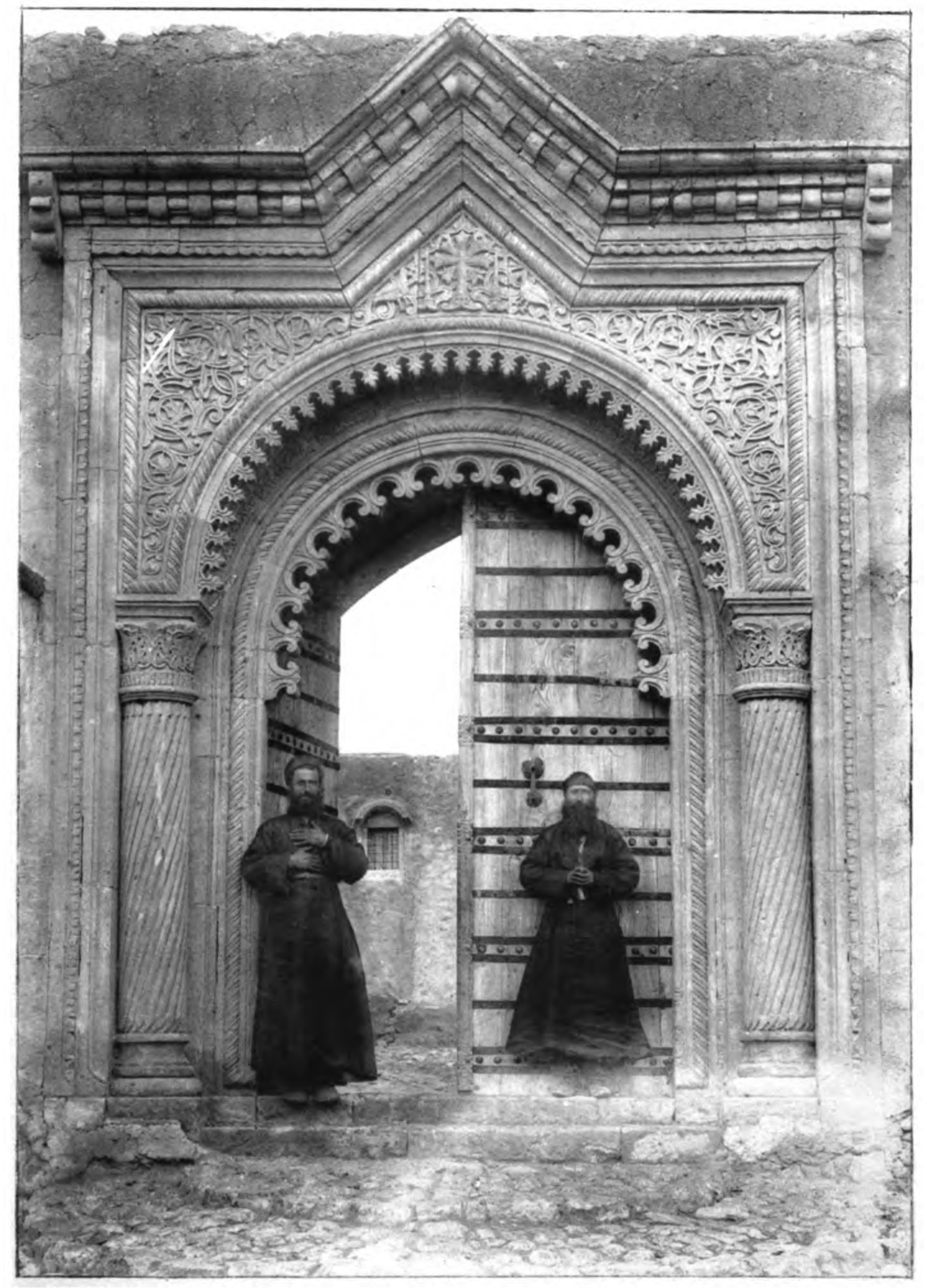
Am 1. Januar sangen die Dominikaner ein „Konsuls-Hochamt"; der Konsul wird feierlich am Portale empfangen und zu seinem Betstuhle geleitet wie ein Vice-König. Im Augenblick seines Eintrittes las ich gerade Messe; als plötzlich von

---

1) Das Kloster wurde gegründet im Anfang des fünften Jahrhunderts; die chaldäischen Patriarchen haben sich lange Zeit hier aufgehalten, nachdem sie Baghdad verlassen hatten. Annales de la Prop. de la Foi V. 244.

2) Bei Erwähnung von Tell-Uskof erzählt Oppert (Exp. de Mésop. I. 66) folgende Anektode: „Plötzlich erinnerten sich einige Familien der alten assyrischen Könige; eine junge Frau aus dieser Gegend hat (besonders in England) viel Geld damit verdient, daß sie sich als Nachkomme Sennacheribs und Sardanapals zeigte. Sie hatte sich in Paris Visitenkarten in französischer Sprache anfertigen lassen, worauf stand: „Maria T. E. Prinzessin von Assyrien."

So unglaublich die Sache auch scheint, so fanden sich doch Personen, die sie als Prinzessin aufnahmen und sich für dieselbe interessierten.



Franz Kirchheim Mainz. Lichtdruck von J. B. Obernetter München.

Eingangsthor des neuen Klosters von Rabban-Hormis.

den Seminaristen die Hymne der Girondins erklang, konnte ich mich einer tiefen Bewegung nicht erwehren. Es war dies ja nur eine prunkhafte Feierlichkeit; aber sie stimmt doch merkwürdig und weckt eine Menge Gedanken, an die der Geist nach einem monatelangen Reisen in voller Wildnis nicht mehr gewöhnt ist.

Unsere Abreise nahte; der Kellek war vollständig auseinander genommen; ein braver Chaldäer[1]), der das Vertrauen der Mönche besitzt, überwachte die Herstellung einer neuen, vollkommeneren Wohnung; das Floß sollte größer werden und unser Haus ebenfalls, da es auch ein Zimmer für unsere Leute erhalten sollte, wie es denn auch geschah.

Einen Hammel, eine Gans, zwei Hühner, einen beträchtlichen Vorrat an Brot, Reis und Kohlen mußten wir mitnehmen; denn zwischen Mosul und Baghdad ist wenig zu haben. Bei Hochwasser fliegt der Kellek pfeilschnell stromabwärts, aber bei dem mittleren Wasserstand im Januar kann die Zeit der Reise doppelt so lang dauern, und ein widriger Wind kann uns sogar zwingen, mehrere Tage ruhig vor Anker zu liegen. Deshalb mußten wir uns vorsehen.

Im Augenblick des Hochwassers[2]) kann man zuweilen Araber sehen, die auf einem oder zwei gefüllten Schläuchen sitzen und auf diese Weise schwimmend Baghdad in zwei Tagen erreichen.

Während die Vorbereitungen zu unserer Abreise ihrem Ende entgegen gingen, machten wir unsere Abschiedsbesuche.

Ich will hier noch einige Aufschlüsse und Beobachtungen einfügen, so wie sie in meinem Reisejournal verzeichnet sind.

Mosul ist eine in der Civilisation vorgeschrittene Stadt, da sie mit Petroleumlampen erleuchtet ist. Die Zahl der Lampen ist zwar bescheiden; aber die Einrichtung ist doch da, und Mosul ist glücklicher als Wan, wo man dieselbe Beleuchtung angebracht hatte. Aber in Wan verschwand eine Lampe nach der andern, und die Zabtiehs waren die ersten, welche die Cylinder der Lampen für sich in Beschlag nahmen.



Verschleierte Frau von Mosul.

Es giebt wohl nichts, was komischer aussieht, als eine Frau auf der Straße in Mosul. Anstatt des großen Schleiers, der im ganzen Orient sehr verbreitet ist, tragen sie in Mosul ein Gitterwerk von Holz, das an der Stirn befestigt ist und die ganze Figur verhüllt; man kann sich nichts Häßlicheres denken[3]).

1) Dieser Chaldäer ist wirklich ein Mann, der das geschenkte Vertrauen verdient, er ist ein Faktotum, dessen interesselose Ergebenheit erwähnt zu werden verdient.

2) Gewöhnlich haben die Regenmengen des November ein beträchtliches Anwachsen des Tigris zur Folge, wonach das Niveau des Flusses ziemlich veränderlich bleibt bis zu der Zeit, wo die eintretende Kälte die meisten Nebenflüsse in den kurdischen Bergen gefrieren macht. Gegen die Mitte des Monats März tauen die Flüsse auf, und der Tigris wächst wieder, bis er gegen Ende Mai seinen höchsten Stand erreicht. (In diesem Augenblick beträgt seine Schnelligkeit mehr als sieben Fuß in der Sekunde in Baghdad.) Von August bis November ist der Wasserstand am niedrigsten. Vergl. Chesney, Expédition I, Kap. 2.

3) Die Zeichnung, die ich davon gebe, ist noch schmeichelhaft. Das Gitterwerk ist viel länger und besonders weniger durchsichtig.

Das „fait accompli“ spielt hier eine bedeutende Rolle. Nachdem die Dominikaner ihre Mission vergrößert hatten, waren verschiedene Häuser derselben durch Straßen von einander getrennt. Sie erbaten von dem „Bürgermeister“ die Erlaubnis, ihre Häuser durch Hängebrücken über den Straßen verbinden zu dürfen — dieses System ist in Mosul sehr verbreitet. Der Bürgermeister hielt es für unmöglich, die Erlaubnis zu geben, fügte aber hinzu: „Bauet doch nur; wenn das Glück will, daß sich niemand während des Bauens beschwert, werden wir nichts sehen.“ Nachdem die Brücken fertig waren, erhob zwar die Munizipalität der Form nach Einspruch; aber die vollendeten Bauten werden nicht mehr zerstört werden.

Die Handwerker sind hier gleichsam der Religion nach verteilt; alle Maurer sind Christen, alle Perückenmacher sind Mohammedaner. In Baghdad wie auch in Khosrawa scheint es dagegen nicht einen einzigen christlichen Maurer zu geben.

Eine sehr merkwürdige, aber auch zugleich sehr weit verbreitete Krankheit in der Gegend ist die „Hapta“ oder Krankheit der Furcht. Unter dem Einflusse des Klimas oder der Ernährung ist das Nervensystem der Einwohner sehr empfindlich geworden. Eine Ohrfeige, die man z. B. einem Kinde, das sich dessen nicht versieht, von hinten her gibt, ruft sofort diese Krankheit hervor; auch die Männer sind ihr unterworfen, wenn auch lange nicht so häufig als die Frauen. Der Kranke wird von einer schrecklichen Furcht ergriffen, wird schwächer und geht buchstäblich „drauf“. Oft folgt der Tod darnach. Es scheint, daß zur rechten Zeit die Hapta geheilt werden kann, indem man unter gewissen Bedingungen einen neuen Furchtanfall hervorruft. Man nimmt zum Beispiel Werg, das man mit den größten Vorbereitungen vor den Augen des Kranken anzündet, und sehr langsam und feierlich bringt man ihm eine leichte Brandwunde damit bei. Dies ruft bei dem Kranken einen höchsten Grad der Furcht hervor, und die Reaktion ist oft heilsam.

Das Manna Mesopotamiens ist eines der berühmtesten Produkte des Landes; seine Dichtigkeit ist syrupartig und sein Geschmack süß. Man trifft es im Handel als grünliche Brotkuchen an.

Sein Ursprung hat zu den widersprechendsten Hypothesen Veranlassung gegeben. Was hier folgt, haben wir von sehr ernsthaften Leuten darüber vernommen.

Das Manna soll ein atmosphärischer Niederschlag, eine Art Tau, sein; es fällt auf die Blätter der Bäume, besonders in den Gebirgen. Reichlich fällt es im Juli in den kurdischen Bergen, seltener in Mosul. Man schreibt seine Bildung zum großen Teile der Wärme zu, die in dieser Jahreszeit Tag und Nacht herrscht.

Da das Manna beim Aufgehen der Sonne schmilzt, so muß es in großer Eile gesammelt werden. Beim Sammeln werden oft eine Menge Blätter mit abgerissen, die auch später mit dem Manna vermischt werden, woher auch die grünliche Farbe kommt. Das auf dem Felsen gesammelte Manna ist fast ganz weiß.

Das Manna bildet einen bedeutenden Handelsartikel in Armenien, in Kurdistan, in Mesopotamien und Irak-Arabi. In Mosul macht man daraus, indem man es mit andern Stoffen vermischt, außerordentlich wohlschmeckende Kuchen, die leicht abführend wirken. Bei manchen Personen bilden diese Kuchen die Hauptnahrung während der Fastenzeit.

Die Türken nennen das Manna Kuderat-Haluassi, die Süßigkeit der (göttlichen) Macht; bei den Arabern heißt es Mann-assama; in Baghdad wird es Gasengävil (aus dem persischen Güsengübing entstanden) genannt [1]).

Die Bewohner Mosuls fürchten sehr, daß das Manna in ihre Gärten fällt, weil es bei den zarten Pflanzen die Atmung stört und die Pflanzen dadurch zu Grunde richtet.

---

1) Über die Entstehung des Mannas giebt es verschiedene Ansichten. P. Kolb, S. J. führt in „Natur und Offenbarung" (38 I.) drei Arten von Manna an.

Auf den Tarfa-Sträuchen (Tamarix gallica) am Berge Sinai lebt die Manna-Schildlaus (Coccus manniparus), die durch ihre Stiche eine süße Flüssigkeit aus den Sträuchern quellen läßt, die an der Luft erhärtet, beim Regen oder Tau herabträufelt und von den Beduinen als Nahrungsmittel gebraucht wird.

Der Manna-Klee (Hedysarum Alhagi) schwitzt in der Sonnenhitze einen honigartigen Saft aus, der sich in der Nacht zu rötlichen Körpern verdichtet und im Morgenlande vor Sonnenaufgang gesammelt und als Nahrung oder leichtes Abführmittel gebraucht wird.

In Kleinasien, Persien, Nordafrika wächst die Mannaflechte (Sphaerothallia esculenta), die von dem Winde oft fortgeführt und dann als Nahrungsmittel gesammelt wird. Von den Tartaren wird sie Erdbrot genannt und zur Herstellung eines Brotes gesammelt.

Welcher Art das Manna der Israeliten war, wird wohl nie festgestellt werden können, da die Eigenschaften des heute noch vorkommenden Mannas nur teilweise denen des israelitischen Mannas entsprechen, aber hinsichtlich der Menge u. s. w. ein wunderbares Einwirken Gottes anzunehmen nötigen. Der Übersetzer.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Von Mosul nach Baghdad.

Abreise. Hammam-'Ali. Ein Wehr oberhalb Nimruds. Die Ruinen von Nimrud. Zweites Wehr. Der große Zab. Unser Auffahren auf den Strand; wieder flott. Kalaat-Scherkat. Kalaat-Makhul. Der Dschebel-Hamrin; eine klimatische Schutzwehr. Art der Kellekdschis, zu schwimmen. Maschinen zum Schöpfen des Wassers. Die Grotte des Dschebel-Makhul. Tekrit. Samarra. Die Stadt; die heilige Moschee; die Pilger; die Ruinen. Der Tschibuk. Die Brücke von Kadhmein. Baghdad.

4. Januar. Abreise 2 Uhr nachmittags.

Wir sind am Ende unseres angenehmen, aber leider zu kurzen Aufenthaltes in Mosul. Es sind mehr als Wirte, die wir verlassen, sie sind unsere Freunde geworden; sie geleiten uns bis zu unserm Kellek; noch einige herzliche Händedrücke, und wir stoßen langsam vom Ufer ab. Ein Minaret Mosuls nach dem andern verschwindet am Horizont, und als die Nacht hereinbrach, landeten wir in Hammam-'Ali.

Ankunft 6½ Uhr.

Hammam-'Ali hat eine heiße Quelle, deren Ausströmungen weithin bemerkbar sind. Mit Beginn des Sommers kommen die Bewohner Mosuls in Menge hierher; ein nahe bei der Quelle errichtetes Dorf soll ehemals aus der Badesaison vielen Nutzen geschöpft haben; heute sind von dem Dorfe nur mehr Ruinen übrig, und die Badegäste müssen in Zelten logieren. Und trotzdem ist diese Warmbadstation bloß vier Wegestunden von Mosul entfernt. Diese Ruinen legen Zeugnis ab für die Sicherheit des Landes.

Die Schwefelquelle sprudelt inmitten des Badehauses in einer kleinen Vertiefung, die mit einem großen, kreisförmigen Bassin in Verbindung steht, das von Kuppelsälen, Diwans u. s. w. umgeben ist. Das Ganze ist aber, wie alles in der Türkei, in einem schlechten Zustande, zur Hälfte verlassen und sehr primitiv.

Mit dem schwefelhaltigen Wasser wirft die Quelle auch eine bedeutende Menge Theer aus, der auf der Oberfläche des Wassers schwimmt und diesem dadurch ein unappetitliches Ansehen giebt. Der Weiher ist — wenigstens für diese Gegend —

ziemlich gut angelegt, da das Wasser stets abfließt. Einige Kranke, von denen die meisten an Hautkrankheiten litten, badeten im Augenblick unseres Besuches; das Thermometer zeigte 45° im Weiher. Wahrscheinlich ist die Temperatur der Quelle einige Grad höher; aber da die Zugänge zur Quelle sehr schlüpfrig waren, wollten wir uns nicht weiter darüber informieren, da wir keine Neigung zu einem unfreiwilligen Bade hatten.

Abreise 7 Uhr morgens.

Anderthalb Stunden, nachdem wir Hammam-'Ali verlassen hatten, überschritten wir ein leider halb ruiniertes Wehr, das sehr wahrscheinlich von den Assyriern herrührt [1]). Durch das sehr seichte Wasser müßte die Passage schwierig sein, und man könnte hier ganz leicht eine gute Zahl Schläuche zum Platzen bringen; jetzt aber ist die Reise nur mehr ein Kinderspiel, das durch die raschen Bewegungen noch angenehmer gemacht wird. Es ist eine Freude, pfeilschnell über das Wasser hinzurudern, dessen Gegenströmungen allerdings zuweilen das Holzwerk des Kelleks zum Krachen bringen.

Weiter entfernt in der Ebene erhebt sich eine regelmäßige Pyramide; es sind dies die Ruinen des alten Stufenturmes, des Zigurrat von Nimrud, der zweiten



Kalah (Nimrud).

Hauptstadt der assyrischen Könige. Wir legten um 9³/₄ Uhr an und erreichten in einer halben Stunde den Schutthaufen von Nimrud, nachdem wir einige Minuten vom Flusse entfernt das gleichnamige Dorf durchschritten hatten.

Die erste assyrische Dynastie hatte in Kalaat-Scherkat (Ellassar) regiert; sie wurde ausgerottet, wahrscheinlich durch eine Verschwörung. Salmanassar II., einer der ersten Könige der neuen Dynastie, verlegte seine Hauptstadt nach Kalah oder Nimrud (ungefähr im Jahre 1000 vor Christus). Die Erinnerungen an die alten Könige, die überall durch die auf den Mauern des Palastes in Ellassar angebrachten Inschriften wachgerufen wurde, war ohne Zweifel für Salmanassar lästig. Bei dem Verlegen seiner Residenz gehorchte er aber wahrscheinlich auch einem strategischen Grunde. Ellassar war den Handstreichen der Babylonier zu sehr ausgesetzt, die ohnehin durch die Wirren in Assyrien schon zu mächtig geworden waren. Kalah, am Zusammenfluß des Zab mit dem Tigris etwas unterhalb Ninive gelegen, war außerdem, daß es weiter von der Grenze entfernt war, auch durch seine natürliche Lage besser verteidigt als Ellassar; der Tigris, der heute in einiger Entfernung von

1) Chesney nennt dieses Wehr Zikru-l-awaz. Er legt es achtundzwanzig englische Meilen von Mosul dem Flusse entlang (in gerader Richtung sollen es zwanzig sein) und zwölf Grad östlich. Das zweite Wehr, liegt sieben Meilen tiefer und heißt Zikr-Ismael. Nimrud liegt 2³/₄ Meilen südöstlich von dem ersten Wehr und 4¹/₂ Meilen nord-nordöstlich von dem zweiten. (Eine englische Meile ist gleich 1609,32 Metern). Chesney, Expédition, I. ch. 2.

den Wällen fließt, floß damals unmittelbar zu ihren Füßen, der Zab schützte die Stadt im Süden: die Hügel, auf denen die Stadt erbaut war, machten eine Belagerung schwierig; und von der Nordseite her war die Stadt durch solide Wälle gegen jeden Überfall geschützt.

Einer der wildesten Nachfolger Salmanassars, Assurnasirbal (882 bis 857 v. Chr.), machte zunächst Ninive zu seinem Hauptquartier, von wo aus er mit seinen Horden die Länder Vorderasiens zum Zwecke der Plünderung überschwemmte und sich an Siegen und Blut sättigte; dann faßte er den Entschluß, einen Palast zu errichten, der alles übertraf, was seine Vorgänger nur träumten, und er bestimmte eine Stelle in der Stadt Kalah, die ganz besonders die Stadt seiner Dynastie war.

Die englischen Archäologen, die besonders die Ruinen von Kalah durchforscht haben, waren ganz erstaunt über die Reichtümer, die unter dem Grabhügel von Nimrud zu finden sind, und sie haben versucht, nach den vorhandenen Dokumenten eine Hauptansicht der Stadt zu Zeiten Assurnasirbals wieder herzustellen, der seinen Namen und seine Inschriften überall angebracht hat. „Die neue Hauptstadt", sagt Rawlinson, „lag in einer gesunden und von der Natur befestigten Gegend auf einem kleinen Ausläufer des Dschebel-Maklub und von beiden Seiten durch einen Fluß beschützt. Palast erhob sich neben Palast auf diesem Hochplateau; jeder war prächtig verziert mit Holzwerk, goldenen Platten, Malereien, Bildhauerarbeiten und Emaillesachen; jeder wetteiferte an Glanz mit den schon von den alten Königen erbauten Palästen. Steinerne Löwen, Sphinxe, Obelisken, Heiligtümer, geheiligte Türme verschönerten das Ganze und brachten Abwechslung hervor. Die große Pyramide oder Zigurrat[1]), die mit dem Tempel des Adar verbunden war, ragte über die ganze Stadt empor und vereinigte um sich den ganzen weiten Wald von Palästen und geheiligten Gebäuden. Der Tigris, der im Westen die Mauern der Terrasse bespülte, spiegelte in seinem Wasser die Stadt ab, und indem er die Höhe der Mauern augenscheinlich verdoppelte, verbarg er ein wenig das Erdrückende, was ein Fehler in der Konstruktion war. Wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen über die Stadt sandte, bildeten sich solch eklatante Farbenschattierungen, wie man sie nur unter dem orientalischen Himmel sehen kann, und Kalah mußte dem Reisenden, der die Stadt zum ersten Male sah, als eine feenhafte Erscheinung vorkommen[2])."

Die Ausgräber, die jeden einzelnen Stein dieser Ruinen befragt haben, haben in ihrer Einbildung die Stadt wieder aufleben lassen. Für den Reisenden, der dort vorbeikommt, ist Kalah nur ein Schutthaufen, den die erwähnte Pyramide überragt; nur durch Zufall findet der Reisende die Spuren der alten Paläste da, wo die Ausgrabungen nicht schon wieder verschüttet sind.

---

1) Diese stufenförmigen Pyramiden scheinen vor allem der Ort gewesen zu sein, wo sich die Wahrsager aufhielten, um das Horoskop zu stellen. Neben dieser vorgeblichen Beobachtung der Sterne waren die Chaldäer und Assyrer auch bekanntlich zu einer bedeutenden Kenntnis in der eigentlichen Astronomie gelangt. Diese heiligen Türme ahmten auch die Wohnungen der Götter nach, die sich auf einem Berge des Orients oder eines anderen Landes (je nach der Nationalität) befanden. Vergl. Lenormand et Babelon V, 172.

2) Rawlinson, The five Great Monarchies, II. 99. Lenormand et Babelon, Histoire ancienne des peuples de l'Orient. Band IV.

Die Ruinen scheinen sorgfältig durchforscht worden zu sein; nahe bei der Pyramide sieht man noch zwei geflügelte Stiere, deren Köpfe bloß fehlen. An vielen Stellen sind die Marmorplatten, die ehedem die Zimmerwände schmückten, an ihrem ursprünglichen Platze geblieben, und man kann sich einen Grundriß der Zimmer zurechtlegen, die aber alle durchweg sehr eng gewesen zu sein scheinen. Beinahe alle Winkel der Zimmer haben als Ornament den heiligen Baum. Ein wenig weiter sieht man noch zwei Paare geflügelter Stiere und eine kolossale, halb in der Erde steckende Statue.

Der Schutt der Pyramide bildet einen ziemlich hohen Kegel. Die unteren Lagen aus schönen, gehauenen Steinblöcken sind durch die Gänge der Ausgräber noch recht sichtbar.

Um halb ein Uhr begaben wir uns wieder auf die Reise. Gegen zweiundeinhalb Uhr mußten wir ein zweites Wehr, den Zikr-Jsmael, überfahren, das viel bedeutender ist als das erstere. Schon geraume Zeit vorher, ehe man das Wehr sieht, hört man bereits das Rauschen des Wassers. Das Wasser hat hier eine sehr große Schnelligkeit und starke Gegenströmungen, die jedoch einem gut gebauten Kellek nichts anhaben können. Im ganzen schienen mir diese beiden Wehre viel weniger gefährlich als die schlimme Passage, die wir zwischen Dschesireh und Mosul passieren mußten.

Gegen vier Uhr erreichten wir den Zusammenfluß des großen Zab mit dem Tigris; das ungestüme, gräuliche Wasser des Zab reißt das trübe Wasser des Tigris [1]) mit fort und giebt ihm ein weniger schmutziges Ansehen. Auf dem linken Ufer des Zab trug ein isolierter Hügel ehemals eine Festung.

Die Gegend wird immer ebener; nur einige Hügelreihen laufen an den Ufern des Flusses aus.

Wir fuhren noch, als die Nacht schon angebrochen war; da hörten wir plötzlich ein Geräusch, das von den Schläuchen herrührte, die sich am Kies rieben. Ganz plötzlich wurde Halt gemacht: wir waren auf einer Sandbank mitten im Flusse festgefahren.

Die Kellekdschis versuchten zunächst — aber ohne Erfolg — das Fahrzeug wieder flott zu machen; dann nahmen sie eine Entdeckungsreise vor: Die Sandbank dehnt sich ziemlich weit aus. Da der Kellek gründlich fest lag, so war das beste, daß wir an dem Abende weiter nichts mehr versuchten, sondern uns ruhig dem Schlafe überließen.

6. Januar. Abreise $7^1/_2$ Uhr.

Mit Tagesanbruch wurde dann auch wieder Hand ans Werk gelegt. Der Fußboden des Kelleks — allerdings ein beweglicher — besteht aus sehr schweren Knütteln. Es ist dies eine Spekulation der Kellekdschis, die in Baghdad das Holz zum Heizen zu einem guten Preise verkaufen wollen. Um den Kellek wieder flott machen zu können, mußte er vor allem erleichtert werden. Wir wählten einen günstigen Ort an der Grenze der Sandbank und transportierten eine Anzahl der

1) Man rühmt viel das Wasser des Nils. Ich fand durch eigenen Vergleich, daß das Wasser des Tigris dem des Nils unendlich weit vorzuziehen ist. Das Wasser des Tigris ist das beste, das ich jemals getrunken habe. Nur muß man es eine Weile stehen lassen, damit die erdigen Bestandteile Zeit zum Sinken haben.



Hölzer dorthin und bildeten damit ein Gerüst, auf das nun die schwersten Teile unseres Gepäcks gebracht wurden. Nachdem dies geschehen war, versuchten die Kellekdschis, das Fahrzeug wieder flott zu machen. Da sich die Sache in die Länge zog, so setzte ich meinen photographischen Apparat auf dem Haufen Gepäck zurecht und schickte mich an, die ganze Szene zu photographieren.

„Halloh, Halloh, eingestiegen, der Kellek geht ab!" rief mir plötzlich Hyvernat zu. Mit dem Photographieren war es also nichts. Wir mußten ganz verzweifelte Anstrengungen machen, um den Kellek festzuhalten, damit er uns nicht entschlüpfte. Es wäre eine schöne Sache geworden, wenn der Kellek forttrieb, und wir allein mitten im Wasser gesessen hätten. Hyvernat, Huschannah und ich klammerten uns an den Kellek fest, während die andern das Gepäck wieder einluden. Das Wasser reichte uns kaum über die Knöchel, so daß ich mich fragen mußte, wie der Kellek, selbst ohne Last, hier schwimmen konnte.

So wurden wir also glücklich wieder flott, aber nicht ohne daß eine große Zahl Schläuche dabei geplatzt wäre. Der Kellekdschi hatte fünf Stunden notwendig, um sie wieder auszubessern. Es war dies ein netter Zwischenfall, der aber auch sehr leicht ein Unfall hätte werden können.

Wieder große Bewegung. Unsere Gans war durch alle die Manöver so erschreckt worden, daß es ihr gelang, aus dem Käfig zu kommen. Sie schwamm ganz ruhig stromaufwärts. Ein Schuß schien wohl hier das Richtige zu sein, und deshalb verlangsamten wir unsere Fahrt, um abzuwarten, bis die Strömung uns auf Schußweite von ihr brachte.

Um elf Uhr kamen wir an Tell-Hadschi-'Ali auf dem linken Ufer und ein wenig später an Arguba auf dem rechten Ufer vorbei. Der Himmel war bedeckt, und es regnete ein wenig.

Um dreiundeinhalb Uhr legten wir Kalaat-Scherkat gegenüber an.

Während des ganzen Tages floß der Tigris in einer Ebene zwischen steilen ziemlich hohen Ufern; infolgedes war die Aussicht sehr beschränkt.

7. Januar.

Wir begannen unsere Reise mit einer kleinen Überfahrt im Kellek, um unterhalb der Ruinen von Kalaat-Scherkat zu landen; aber das Landen hielt schwer und kostete uns wieder einige Schläuche. Plötzlich brach das Tau. Ohne die Geistesgegenwart Huschannahs, die sich mit einem Hilfsstrick ins Wasser warf, hätte unser Kellek ohne uns die Weiterreise angetreten. Indem wir den Hügel hinaufkletterten, jagten wir ein schönes Wildschwein auf, konnten es aber leider nicht in Schußweite bekommen.

Im ganzen ist von Kalaat-Scherkat nichts zu sehen als eine Pyramide aus Erde und Trümmer des Zigurrat, der ehemals die Spitze des Hügels krönte.

Dieser Hügel fällt in sehr zerrissenen Formen in das Wadi-Meheih[1]); die Landschaft dieses weiten Thales, in dem die ganze Vegetation aus Gestrüpp und Dornen besteht, ist außerordentlich melancholisch, aber großartig. Auf dem Hügel finden sich zahlreiche Löcher, die von den Ausgrabungen herrühren; aber aller ausgegrabener Marmor, den wir sahen, war nichts weiter als unförmliche Stücke.

1) Das Wadi-Meheih (Thal Meheih) endigt bei den Ruinen von el Hadr (Hatra).

Nahebei befindet sich ein Pachtgut, das Sarhan Pascha gehört; es scheint verlassen oder doch nur von Dieben besucht zu werden — eine Partie dieser Herren hatte in der letzten Nacht hier logiert, denn das Feuer war kaum erloschen.

In dem Hofe fanden wir noch Bruchstücke einer Säule, die eine vierzeilige pehlevische Inschrift trägt.

Abreise 8 Uhr 40 Min.

Das Wetter war sehr trübe. Zunächst fuhren wir einer Hügelreihe auf dem rechten Ufer entlang. Diese Hügel fallen senkrecht in den Fluß ab und bieten besonders bei der Beleuchtung durch die Mittagssonne herrliche Anblicke. Eine hohe Pyramide von Felsen trägt stolz auf ihrem Gipfel eine zerstörte Festung, Kalaat-Makhul.

Diese Hügel führen den Namen Dschebel-Khanuka.

Da das linke Ufer immer mehr eben wird, so fuhren wir dem rechten Ufer entlang, dessen ziemlich hohe Felsenklippen in den unteren Lagen aus Trümmergestein, in der obern aus Erde zu bestehen scheinen.

Gegen halb drei Uhr passierten wir die Mündung des kleinen Zab; er fließt langsamer und ist nicht so wasserreich als der große Zab, doch immerhin sehr bedeutend.

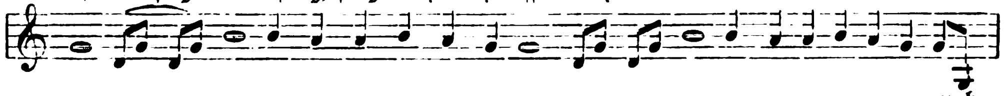
Bis zur Aufnahme des Zab fließt der Tigris ruhig zwischen seinen stillen und verlassenen Felsenklüften, wo nur einige Vögel ein Lebenszeichen von sich geben; nach dem Zusammenfluß der beiden näherten wir uns dem Dschebel-Hamrin [1]), einer Kette von hohen und felsigen Hügeln oder, besser gesagt, Bergen mit fremdartigen Formen und phantastisch geschnittenen Thälern. Der Tigris hat sich durch diese Felsenbarriere einen Durchgang gebrochen; freilich ist sein Bett eng und sein Lauf dadurch rasch. Diese Landschaft ist sehr schön und bietet einfache Formen.

Diese Schlucht bildet die „chaldäische Pforte". Da uns viel daran gelegen war, diese Gegend bei Tage zu durchreisen, so suchte der Kellekdschi beim Einbruch der Nacht eine günstige Stelle zum Anlegen; aber zwischen den Felsen sind diese Gestade selten. Wir fanden bloß eines, das aber leider mit einem Lager arabischer Schammaren besetzt war. Da mit diesen nicht gut fertig zu werden ist, so mußten wir, ob wir wollten oder nicht, die chaldäische Pforte durchfahren bei der Dunkelheit und eine Meile stromabwärts landen.

Der Abend hatte übrigens einen köstlichen, poetischen Zauber; am Ufer des Flusses warfen die Feuer der Nomaden ihren unbestimmten Schein auf die Felsenklippen des Dschebel-Hamrin, von dessen schwarzen Gipfeln sich prachtvoll die funkelnden Sterne abhoben. Die Kellekdschis begleiteten ihre Thätigkeit mit einem melancholischen, angenehmen Rhythmus, dessen einförmige Wiederholung durchaus nicht ermüdet, sondern mit der ganzen Natur im Einklange steht [2]).

1) Der Zabtieh nannte diesen Teil der Kette auf dem rechten Ufer des Flusses Dschebel-Makhul.

2) Hier folgt der Gesang, so gut ich mich dessen noch erinnere:



an—an — — an — — — — — — — — — — — — an — — — — — — — — — — — uah.

Die Silbe an wird lang gezogen und durch die Nase gesungen. Von einem eigentlichen Takt ist keine Rede.

Der Zabtieh hatte die ganze Nacht aus Furcht vor den Arabern nicht geschlafen.

Diese unerschrockenen Räuber wenden bei der Plünderung eines Kelleks ein sehr geistreiches Verfahren an. Da die Nacht in Arabien sehr dunkel ist, so kommt ein Araber, der eine gewisse Strecke oberhalb des Kelleks in das Wasser geht und ein paar Schläuche besteigt, auf diese Weise, wobei er sich freilich möglichst nieder hält, an den Kellek; in dem Augenblick, wo er den Kellek erreicht, taucht er langsam unter denselben und zerschneidet mit einem Dolche so viel Schläuche, als er eben erreichen kann, worauf er sich schnell in Sicherheit bringt.

Nun beginnt der Kellek zu kentern; befindet er sich im Gange, so muß er anlegen, um seine Havarie auszubessern; liegt er irgendwo an, so kann er vor Ablauf einiger Stunden die Stelle nicht verlassen. Er ist also der Gnade der Araber vollständig überlassen, die auch bald zur Plünderung herbeieilen.

Gegen zwei Uhr des Morgens wurden wir durch einen Schuß alarmiert, der aber nichts zu bedeuten hatte; der Zabtieh hatte ein Wildschwein gefehlt, das zur Tränke kam.

Abreise 6 Uhr morgens.

Gegen Morgen wurde das Wetter endlich schön. Bei unserer Abreise von Mosul hatte man uns schon benachrichtigt, daß wir in Tekrit ein anderes Klima finden würden; in Wirklichkeit bildet die „chaldäische Pforte" eine klimatische Grenze, oder vielmehr der Dschebel-Hamrin, dessen felsige Kämme die nackte Wüste in der Mitte durchschneiden und auf diese Weise für Chaldäa eine fortgesetzte Schutzmauer sind gegen die aus den kurdischen Bergen und der persischen Hochebene wehenden rauhen Winde. Endlich sahen wir einen richtigen orientalischen Himmel, hatten auch eine orientalische Temperatur, nämlich 25° +.

Obgleich das Klima von Mosul im Sommer außerordentlich warm ist, so sind doch die Winter dortselbst kalt und feucht, und selbst Schnee fällt in jenen Gegenden. Palmbäume wachsen dort nur in geschützten Höfen; bald sollten wir aber in die eigentliche Zone der Palmbäume eintreten.

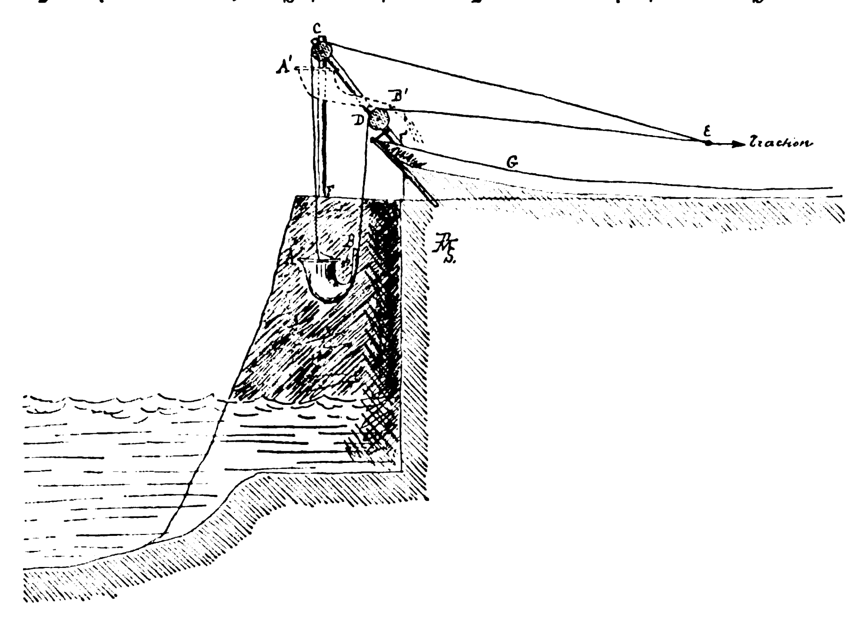
Die Landschaft bewahrt immer noch ihren malerischen Charakter; der Dschebel-Makhul sendet nach Süden eine lange Verzweigung mit ziemlich steilen Abhängen, an deren Fuße der Fluß vorbeifließt; gegen die mesopotamische Wüste scheinen sich die Hügel langsam abzudachen.

Auch die Ufer bieten mehr Leben; von Zeit zu Zeit sieht man einige Kelleks am Ufer liegen; die Mannschaft des einen sammelt Holz, um es nach Baghdad zu bringen, während die des andern Süßholzwurzeln sammelt, das in Menge am Tigris wächst. Es scheint, daß die Kellekdschis, die von Mosul kommen, von Hause aus Lebensmittel für ihre Landsleute mitbringen, denn beinahe jeder dieser Handelskelleks sandte uns einen Mann, um bei unsern Ruderern Brot zu erstehen.

Diese Leute schwimmen, indem sie sich zweier verbundenen Schläuche bedienen. Sie ziehen das Hemd bis zu den Achselhöhlen hinauf und machen aus ihrer übrigen Kleidung einen Turban, den sie um den Kopf rollen; dann stützen sie sich mit den Händen auf die Schläuche und lenken sich mit den Füßen; obwohl in dieser Jahreszeit das Wasser des Tigris bereits eisig war, so blieben diese Leute doch stundenlang in dem Wasser.

In dem Maße, wie wir uns Tekrit näherten, schien das linke Ufer angebaut; etwas Bestimmtes konnten wir aber wegen der Erhebung der Ufer nicht sehen. Doch die beträchtliche Menge der Schöpfmaschinen, die sich längs des Ufers befinden, ließen auf die Kultur schließen.

Fast überall gestalten die drei bis fünf Meter hohen Ufer die Anlegung der Bewässerungskanäle zu einem sehr verwickelten Problem. Die früheren Monarchien im Islam haben solche Bewässerungsanlagen ausgeführt, und die Reste dieser alten Kanäle — Nahr oder Schatt genannt — zeigen heute noch, welche Summe von Arbeiten zu einer solchen Anlage erforderlich war. Heute leisten diese zerstörten oder verstopften Kanäle keinen Dienst mehr, und man darf auch von der türkischen Regierung nicht erwarten, daß sie diese Anlagen wieder herstellen läßt.



Durchschnitt einer Schöpfmaschine an dem Tigris.

Als Ersatz dafür haben die jetzigen Bewohner der dortigen Gegend eine sehr ingeniöse Art der Bewässerung eingeführt, die ich in Nachstehendem zu erklären versuchen will.

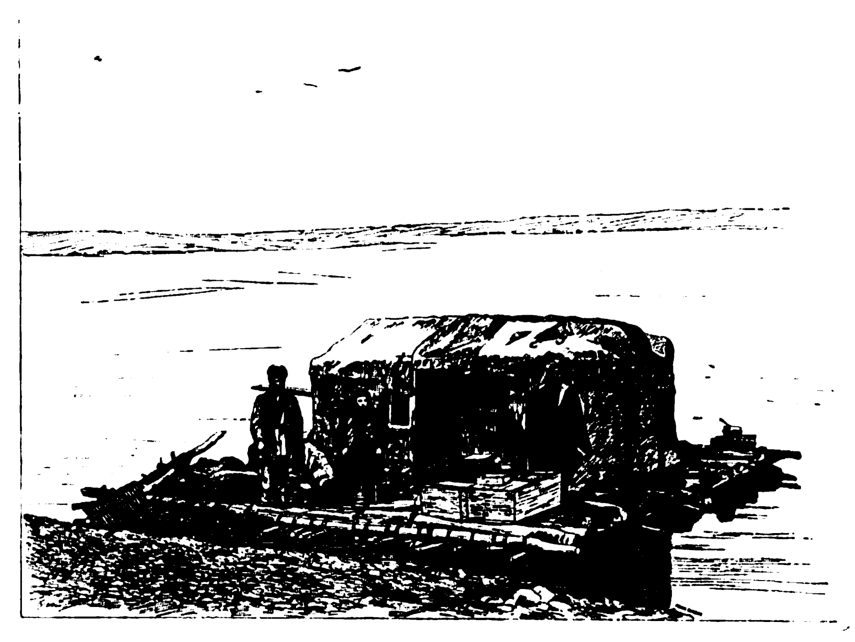
Sie höhlen in das Ufer des Flusses eine zwei bis drei Meter tiefe und breite Vertiefung aus. Die Skizze giebt einen senkrechten Durchschnitt an, so daß man nur eine der Seitenwände des Grabens erkennen kann. Über diesen Einschnitt bringt man auf einem Rahmengestell von Balken C F F¹, dem vorn an der Einrichtung ein zweites symetrisches Gestell gegenübersteht, zwei große Wellen oder noch besser zwei Flaschenzüge an (C D).

Der Apparat, mit dem das Wasser geschöpft wird, ist eine Art großer Trichter aus Kupfer (A B). Dieser Trichter wird durch Stricke aufrecht gehalten, die über die Wellen laufen und sich bei E vereinigen. Will man den Trichter mit Wasser füllen, so läßt man ihn in das Wasser des Flusses hinab. Sobald sich der Trichter zwischen den Flaschenzügen und dem Niveau des Wassers befindet, erhebt sich das

enge Ende über das Niveau des größeren A und bildet aus diesem eine Vase. Sobald die Vase mit Wasser gefüllt ist, zieht ein an E angespannter Ochse an den Stricken. Durch die verschiedene Höhe der beiden Öffnungen verändert sich die senkrechte Stellung der engen Röhre B, sobald sie den Flaschenzug oder die Welle bei D erreicht, in eine wagerechte (B [1]), während der Teil A noch bis zur Welle C zu steigen hat; dadurch läuft das Wasser bei B [1] in den Kanal G.

Ist das Wasser ausgegossen, so läßt man den Ochsen zurückkommen, der Trichter wird von neuem zur Vase, füllt sich im Flusse mit Wasser, und das vorige Manöver geht von neuem los.

Man könnte sich freuen, an dem Ufer des Flusses einem Zeichen von Leben zu begegnen, wenn die hölzernen Wellen dieser Art von Maschinen auf ihren hölzernen Unterlagen nicht unaufhörlich ein schreckliches Krächzen hören ließen.



Unser Kellek in Tekrit.

Eine Stunde oberhalb Tekrit öffnet sich in den hohen Felsenklippen des rechten Ufers eine unzugängliche Grotte. Nach der Sage diente sie früher einem bösen Wasserungeheuer als Zufluchtsort; ein Held, dessen Name nicht mehr angegeben werden kann, vertilgte das Ungeheuer von der Erde. Zur Erinnerung an diesen Sieg giebt jeder Reisende einen Flintenschuß gegen die Grotte ab, ein Gebrauch, dem wir gewissenhaft nachkamen.

Tekrit liegt an dem rechten Ufer des Flusses auf einem senkrecht abfallenden Felsen, der einen Teil der bereits erwähnten Verzweigung des Dschebel-Makhul bildet. Von dem Flusse aus gesehen, ist der Anblick der Stadt überaus malerisch; im Innern herrscht in den Straßen, wie überall im Oriente, dasselbe langweilige Einerlei.



Um unsern Besuch angenehm zu gestalten, hatten die ungastlichen und fanatischen Einwohner ganze Banden von Straßenjungen aufgehetzt, die uns unaufhörlich mit ihrem Geschimpf und Gespött verfolgten.

Tekrit war früher eine bedeutende Stadt und ist in den Jahrbüchern der chaldäischen Christen berühmt. Heute noch sieht man auf der Spitze der Stadt Ruinen von Kirchen, und eine Moschee steht an Stelle einer christlichen Basilika, die den „vierzig Martyrern" geheiligt war. Sie wurden unter Sapor gemartert, wie es auch die Geschichtsschreiber erzählen. Maruthas war Bischof von Tekrit; selbst die Mohammedaner ehren noch heute ihr Andenken. Dieser Bischof Maruthas sammelte eine so große Zahl Reliquien von Martyrern (die meisten derselben waren Perser), daß Tekrit eine Zeit lang Martyropolis hieß [1]).

Später hatte Tekrit die Ehre, dem schrecklichen Saladin das Leben zu geben.

Heute teilt die Stadt das Los der meisten türkischen Städte, nämlich des Verfalles, unser Kellekdschi erzählte, daß es in Tekrit 1200 Häuser gebe, wonach sich die Bevölkerung auf 8000 bis 10000 Seelen belaufen wird.



Samarra.

Die Einwohner Tekrits genießen außer ihrer bekanntenBöswilligkeit auch noch den Ruf, die schlimmsten Diebe der ganzen Gegend zu sein, weshalb der Zabtieh uns beschwor, nicht an dem Ufer zu übernachten. Da wir auch keine Lust hatten, ausgeplündert zu werden, so folgten wir seinem Rate.

Vorher wollte ich noch die günstige Lage des Gestades benützen, um unsern Kellek zu photographieren. Anfangs verzweifelte ich fast an dem Gelingen, denn eine ganze Schar Araber, der eine Teil aus Neugier, der andere aber in böswilliger Absicht, drängte sich um mich herum, alles berührend und umstoßend. Um sie zurückzudrängen, mußten wir schließlich ganz ernsthaft drohen.

Ein wenig später verließen wir das Diebesnest.

Die Nacht versprach sehr klar zu werden, und da unterhalb Tekrit der Tigris viel ruhiger wird, so hatten wir den Nutzen davon, daß wir ohne Unterbrechung bis Samarra fahren konnten.

Gegen neun Uhr des Abends stießen wir wieder mitten im Flusse auf eine Sandbank, doch gelang es unsern Fährleuten, den Kellek bald wieder flott zu machen.

---

1) Prop. de la Foi III. 138.

9. Januar.

Um vier Uhr des Morgens hielt der Kellek Samarra gegenüber an. Die Nacht war sehr kühl und das Thermometer auf + 2° gesunken. Samarra ist, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, eine der heiligen Städte der schiitischen Mohammedaner. Wir wollten die Stadt besuchen, soweit es uns der Fanatismus der Einwohner gestattete, wovon man uns eine sehr düstere Schilderung gemacht hatte.

Die Stadt liegt ungefähr eine Viertelstunde von dem Flusse entfernt an der Grenze der Wüste; ihre Mauern, die noch ziemlich neu sind, bieten einen angenehmen Anblick. Aber bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zieht ein anderer Gegenstand den Blick an und fesselt ihn, nämlich die Kuppel der heiligen Moschee. Sie hat die Form einer Tulpe[1]) mit all den mohammedanischen Gebäuden im indisch-persischen Stil gemeinsam. Als Nasr-ed-din-Schah eine Pilgerreise nach Samarra unternahm, wollte er der Stadt ein Zeichen seiner Freigebigkeit hinterlassen und ließ die Moschee restaurieren; Kuppel und Unterlage sind ganz mit vergoldeten Dachziegeln bedeckt, die herrlich in der Sonne funkeln. Der große Portikus, der Vorhof, der äußere Portikus und die beiden Minarets sind mit reizender Fayencearbeit



Sternwarte (?) von Samarra.

geschmückt, ein wenig grell zwar, aber die Farbentöne harmonisieren mit den warmen Farbenschattierungen des orientalischen Sonnenlichtes.

Ein Einwohner stellte sich in sehr liebenswürdiger Weise zu unserer Verfügung, um uns als Führer zu dienen; ein Imam machte uns sogar eine Art Einladung, die Moschee zu besuchen. Ganz sicher ist der Fanatismus der Einwohner nicht so furchtbar, wie er uns geschildert wurde; aber der der Pilger wird wohl um so größer sein, weshalb wir es vorzogen, sie nicht in ihrer Andacht zu stören.

Neben der großen Moschee findet sich noch eine kleinere, die aber in gerade entgegengesetzter Richtung erbaut ist; leider geht die Kuppel, die mit wunderhübscher Fayence bekleidet ist, in Stücke, und niemand nimmt sich ihrer an. Die von Nasr-ed-din-Schah restaurierte Moschee wird bald dasselbe Schicksal ereilen, denn im Oriente wird eben nichts unterhalten.

Auf einer großen weiten Fläche innerhalb der Wälle lagerte eine Karawane von persischen Pilgern. Im Mittelpunkte des Lagers sind auf einem Erdhaufen die Fahnen aufgepflanzt. Die Kadschawas (Schlafräume der Frauen) bilden ein großes Rondell an der Grenze des Lagers und zugleich eine Verschanzung. In diesem Kreise gehen nun bunt durcheinander Männer, Frauen und Kamele. Gewöhnlich sind diese im Kreise von acht oder zehn Stück um einem Strohhaufen

1) Das heißt einer Tulpenzwiebel.

gruppiert, an dem sie friedlich fressen und ihr Geschäft nur zeitweise durch ihr unmelodisches Geschrei unterbrechen.

Nach der Angabe des Einwohners von Samarra, der uns führte, zählt die Stadt tausend Häuser, darunter vierhundert persische.

Außerhalb der Stadt, eine Strecke weiter nach Nordosten, finden sich sehr merkwürdige Ruinen. Es ist dies zunächst ein großes Rechteck von hohen Mauern umgeben, die mit hervorspringenden Halbtürmen geschmückt sind; dann steht hinter diesem Rechteck, aber vollständig isoliert, ein großer Turm mit konischem Gewinde. Der untere Teil des Turmes ist viereckig und, so viel ich es ohne Kompaß abschätzen konnte, genau nach den vier Hauptthimmelsgegenden gerichtet. Die Windungen



Darreichung des Tschibuks.

selbst sind auf der Nord- und Südseite leicht abgeplattet, so daß sie mehr eine Ellipse als einen Kreis beschreiben. Der Anblick dieses Monuments ist sehr eigentümlich, und vergebens fragt man sich, welchem Zweck dasselbe wohl gedient haben mag. Ich war versucht, in ihm die Ruinen einer Sternwarte aus den Zeiten der Khalifen zu erblicken.

Da unser Besuch so weit beendet war, gingen wir zum Kellek.

Das Wetter war herrlich; der Fluß fließt langsam und majestätisch in der Mitte einer großen Ebene, wo die Landschaft zwar einförmig ist, aber bei der Beleuchtung durch die Sonne ist diese Einförmigkeit großartig und durchaus nicht ermüdend.

10. Januar.

Während der Nacht hatte sich das Wetter verschlechtert und unter einem Himmel, der uns von Zeit zu Zeit einen Platzregen bescherte, wurde die Reise sehr

langweilig. In einem solchen Falle hat man keinen anderen Trost als einen Tschibuk nach dem andern zu rauchen.

Unsere Reise-Tschibuks sind nur vierzig Centimeter lang. Aber in einem türkischen Diwan würde man sich schämen, jemand einen Tschibuk zu präsentieren, der kürzer als anderthalb Meter ist. Das Rohr des Tschibuks ist in der Stadt gewöhnlich mit bunter Baumwolle oder Seide umwickelt und endigt in einem sehr großen Mundstück aus Bernstein, gegen welches man die Lippen hält, um den Dampf einzusaugen.

Ein großes Talent eines Dieners besteht darin, den Tschibuk regelrecht zu reichen. Er nähert sich bedächtig, hält die Pfeife in der vorgeschriebenen Form, den Pfeifenkopf auf den Raucher zugewandt. Dann legt er den Pfeifenkopf auf die Erde auf eine kleine Tasse; durch eine drehende Bewegung, die rasch und doch zierlich ausgeführt werden muß, muß er dann die Spitze (wenn man es so nennen will) genau den Lippen des Rauchers darbieten. Die Ausführung dieser Handlung verlangt einen gewissen Scharfblick.



Kuffeh.

Der alte Bediente der Dominikaner-Mission in Mosul besorgte dieses Geschäft mit außerordentlicher Geschicklichkeit. Wenn der uns in dem Diwan zehn Tschibuks gereicht hatte, so nahm unsere Vereinigung das ehrwürdigste und wichtigste Aussehen an.

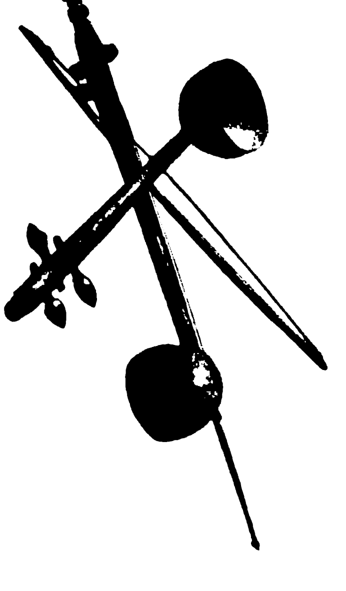
Man gebraucht für den Tschibuk beinahe vollständig gepulverten Tabak; da dieser natürlicherweise schlecht brennt, so muß man immer auf dem Pfeifenkopfe ein Stück glühender Kohle haben.

Der Tschibuk bietet eine außerordentliche Zerstreuung im Oriente. Der Form nach nicht bequem und dazu noch schwierig zu handhaben, absorbiert er alle Aufmerksamkeit, und die Stunden vergehen in einem dolce far niente (Kief), wo man keine andere Beschäftigung hat, als den Rauchwolken nachzusehen.

Die Wasserhebe-Maschinen unterbrechen mit ihrem abscheulichen Krächzen die Monotonie des Tages; sie sind wirklich nicht zu zählen, zuweilen konnten wir deren fünfundzwanzig von einem Punkte aus sehen. Die immer noch hohen Ufer hemmten die freie Aussicht. Wir kamen an einigen Wäldern von Palmen vorbei; aber ein Palmbaum ohne belebendes Sonnenlicht macht keinen besondern Eindruck. Um die Langeweile zu erhöhen, ging der Kellek seit dem vorigen Abend mit einer ver-

zweifelten Langsamkeit, da die Strömung schwach war und der Wind uns entgegen wehte.

Wir bemerkten gegen Abend eine Segelbarke den Fluß hinauffahren — die erste, die wir sahen. Als wir am andern Morgen aufwachten, waren wir an der Schiffbrücke von Kadhmeïn angelangt, zwei Stunden oberhalb Baghdad; der Ort besitzt reizende Gärten mit hohen Palmen und einem Unterholz von Granatbäumen und Orangen, die den Fluß einfassen. Auf der Brücke ist der Verkehr sehr lebhaft; auf dem Wasser bemerkten wir eine Menge Kuffehs, ganz merkwürdige Fahrzeuge. Da ich keinen bessern Ausdruck habe, so bezeichne ich die Kuffehs als Barken; in Wirklichkeit sind sie aber große, runde Körbe aus Fasern des Palmbaumes angefertigt und sorgfältig mit Erdharz verklebt [1]). Das Fahrzeug ist außerordentlich leicht, aber in Anbetracht seiner Form sehr schlecht zu lenken. Die Ruderer müssen eine große Kraft anwenden, um es vorwärts zu bringen; auch müssen sie gut aufpassen, daß die Kuffeh sich nicht um sich selbst dreht, wozu sie stets große Neigung zeigt.



Kiamantschas aus dem südlichen Kurdistan.

Unterhalb Kadhmeïn fassen unaufhörlich Palmenwälder den Fluß ein. Endlich kamen wir an das Ende unserer Schiffahrt, und nach einer Krümmung des Flusses bot sich das reizende Panorama Baghdads, wie es sich mit seinen Minarets und Palmbäumen in dem Wasser des Tigris spiegelt, unsern Augen dar.

Die Stadt badet wirklich in dem Flusse, von wo aus sie langsam bergan steigt. Auf der Brücke ging es lebhaft zu; die Kleidung der Einwohner ist malerisch zu nennen. Das Landen geschah inmitten einer Menge Kuffehs, deren jedes einen lästigen Bittsteller besitzt.

Ich empfand beim Eintritt in Baghdad weniger Täuschung als bei den anderen orientalischen Städten. Man fühlt sich hier gleich in einem Zentrum, in einer alten Hauptstadt. Die Bazars, obgleich wegen des Freitags weniger belebt als sonst, sind sehr schön.

Die Karmeliterpatres, die bereits von unserer Ankunft benachrichtigt worden waren, boten uns eine angenehme Gastfreundschaft. Mag die Reise im Kellek auch noch so malerisch sein, nachdem man sie aber acht Tage lang gemacht hat, freut man sich doch, wenn man wieder festen Boden unter den Füßen hat.

1) Herodot beschreibt schon die Kuffehs; auch der Kellek war schon ein Fahrzeug der alten Assyrer. Neben dem Kellek gebrauchten sie jedoch auch viele vervollkommnete Barken mit Rudern und Segel. Vergl. Lenormand Babelon V. 132. Botta, Les Monuments de Ninive I. Pl. 33, 24 ff. Nach Herodot scheint es, daß die Kuffehs mehr in dem obern Thale des Tigris gebräuchlich gewesen sind, während wir die ersten in Samarra sahen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Babylon.

Die alten Bewässerungskanäle. Khan Mahmudiysch. Die Koloquinte und die Hämmel. Die Ebene. Khan Mahauil. Babil. Die Prophezeiung des Jeremias. El Kasr. Amran. Verschwinden Babylons. Hilleh. Die Gärten von Hilleh und der veränderte Lauf des Euphrat. Birs-Nimrud. Der Nahr-Hindyeh. Ibrahim-Khalil. Rückkehr nach Baghdad.

14. Januar. Abreise um Mittag.

Kaum waren wir angekommen, so veranstalteten wir auch schon einen Ausflug nach Babylon. Einer der Patres und der Chorbischof Basilius (den wir von Rom aus kannten) begleiteten uns.

Von Baghdad nach Hilleh führt der immer südlich gehende Weg durch eine Ebene, die außerordentlich fruchtbar wäre, wenn die alten Bewässerungskanäle, deren Spuren man an manchen Orten verfolgen kann, noch im Betrieb wären. Gewöhnlich lag der Boden dieser Kanäle über der Erde und die Wände waren hohe Dämme, wodurch die Öffnung der Abzugskanäle außerordentlich leicht wurde. Diese Art der Kanaleinrichtung ist noch in Italien gebräuchlich, besonders in der Umgegend von Pisa.

Dem Anscheine nach könnte man mit sehr wenig Mühe die Mehrzahl dieser alten Kanäle in Stand setzen und so der Landwirtschaft wieder ganze Provinzen öffnen.

Ankunft 6 Uhr abends.

Wir nahmen ein Nachtlager im Khan Mahmudiysch, um den sich einige Häuser erheben. Diese Station auf dem Wege nach Kerbela ist sehr besucht.

15. Januar. Abreise 7¾ Uhr.

Die arabischen Katerdschis sind hinsichtlich ihrer Langsamkeit hundertmal schlimmer als die kurdischen.

Das Wetter war herrlich; obwohl die Luft während des ganzen Tages kalt blieb, so übten doch die Sonnenstrahlen eine durchdringende Wirkung aus.

Die Ebene ist mit kriechenden Koloquinten bedeckt; zu meinem großen Erstaunen sah ich, wie die Schafe die weichern Teile dieser schrecklich bittern und giftigen Melone verzehrten [1]).

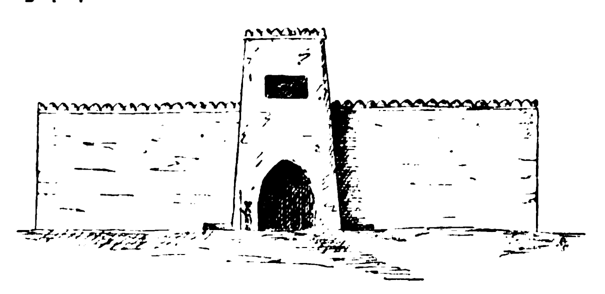
Diese Hämmel sind überhaupt merkwürdig; sie sind klein von Gestalt, besitzen aber als Ersatz übermäßig große Ohren, so daß sie beim Weiden diese unschönen Anhängsel ungefähr zehn Zentimeter über den Boden schleppen.

In der Ebene sieht man zuweilen einmal eine Antilope, sowie bei den Sümpfen Pelikane und Kraniche. Gegen Abend bot sich uns das Schauspiel, einen außerordentlich großen Zug Vögel zu sehen, die sich in der Ferne damit belustigten, tausend verschiedene Bogen zu beschreiben, so daß sie bei jedem Wechsel der Richtung in dem Sonnenlichte metallisch glänzten. Während des ganzen Nachmittags brachte die Sonne an der einförmigen Oberfläche der Wüste fortgesetzt Luftspiegelungen hervor.

Ankunft 4 Uhr.

Gegen vier Uhr erreichten wir den Khan Mahauil, den ein Palmenbusch umgiebt und der nahe an einem alten, tiefen Bewässerungskanal liegt. Dieser Kanal ist ausnahmsweise in der Erde ausgehöhlt.

Der Khan ist wie die meisten auf dem Wege von Baghdad zu den schiitischen Heiligtümern von Kerbela und Mesched-'Ali von einigen großmütigen Personen erbaut worden. Er hat die Form eines Rechtecks; von außen ist er einer Festung ähnlich, da er keine Öffnung hat als den großen Eintrittsportikus, der von einem Turme überragt wird.



Khan Mahauil.

Durch diesen Portikus gelangt man in einen großen Hof, den die Logierräume des Khans vollständig umgeben. Die Logierräume für den Sommer liegen an dem Hofe selbst. Es sind Nischen, Hütten, die nach vorne zu offen sind. Gewöhnlich sind sie drei Meter breit und auch eben so tief; sie liegen ein Meter über dem Boden und endigen in Spitzbogen.

Zwischen diesen Hütten und den äußeren Mauern liegen die Logierräume für den Winter und die Ställe. Das Ganze besteht aus einem großen Korridor, welcher der Länge nach den Khan durchzieht und einige Luftlöcher in dem Gewölbe hat. Der Korridor selbst dient auch als Stall und hat an beiden Seiten Nischen, die denen des Hofes ähnlich sind. Freilich ist es ein wenig dunkel hier, aber es ist warm, und dies Obdach wäre ganz gut, wenn nur die nach Mesched-'Ali reisenden Pilger keinen solchen Heidenlärm verursachten. Der ganze Khan zeigt einen strengen Stil, aber doch einen guten Geschmack seitens seiner Erbauer.

16. Januar. Abreise 7 Uhr 40 Min. des Morgens.

Eine Stunde ungefähr nachdem wir den Khan verlassen hatten, kamen wir am Fuße des Tell-el-Kreni, eines ziemlich bedeutenden Hügels, der viel durchforscht

1) Ich fragte mich bei Abfassung des Buches noch, ob ich mich nicht getäuscht hätte; dies ist aber ausgeschlossen, da mein Reisejournal vollständig zuverlässig ist.

ist, vorbei. Bald bemerkten wir einen großen Schutthaufen, einen wahren Hügel. Auf einmal rief Hyvernat: „Hier ist Babylon! Wir gehen schon länger als zwei Stunden an den Ruinen Babylons vorbei.“ Wir glaubten, er wolle sich mit uns einen Scherz erlauben und fragten, wo wir denn auch nur die Spur einer Ruine, seitdem wir Tell-el-Kreni passiert hatten, gesehen hätten.

Und dennoch hatte Hyvernat recht — wir aber dachten an die Prophezeiung des Jeremias: „Unter der Last des göttlichen Zornes wird Babylon keine Einwohner mehr haben; es wird in eine Einöde umgewandelt werden; wer immer nach Babylon kommen wird, wird von Staunen ergriffen werden und über das Unglück lachen.“ (L. 13). „Und Babylon wird nur aus Gräbern bestehen; es wird die Wohnung wilder Tiere werden, erstaunen wird man über sie und spotten, weil die Stadt keine Einwohner mehr haben wird.“ (LI. 37).

Es ist unbegreiflich, daß von dieser außerordentlich großen Stadt, deren Wälle eine wirkliche Provinz einschlossen, die ungefähr 500 Quadratkilometer groß war



Babil.

(also beinahe viermal so groß als die Bodenfläche Londons), nur so wenig übrig geblieben ist; die Sache wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Häuser der Armen aus Erde gebaut waren und deshalb leicht zusammenfielen; der Euphrat aber, den kein Damm später mehr in seinen Ufern zurückhielt, wird durch seine Überschwemmungen bald das Ganze geebnet haben; bloß die Paläste, die auf ihren künstlich angelegten Hügeln standen, blieben von dem Wasser verschont; allmählich aber fielen auch sie in Trümmer und bildeten die heute noch sichtbaren Hügel.

Der erste dieser Hügel, Babil, ist ein sehr großer Schutthaufen, der ohne Zweifel die Trümmer des Tempels oder der Pyramide des Belus deckt. Man sieht daselbst noch einige Mauerstücke, besonders solche, die die Ecken eines großen Saales bildeten, wahrscheinlich des Zentral-Saales.

Die Ziegelsteine, die wir fanden, trugen das Siegel Nabuchodonosors, sie sind würfelförmig und ungefähr zweimal so dick wie unsere modernen Ziegel. In diesem Bauwerk waren sie mit Asphalt verkittet; da aber der reine Asphalt nicht widerstandsfähig genug war, so hat man auf die Asphaltschicht noch eine Matte oder

eine Lage von Rohr oder Palmfasern gelegt. Wir sahen eine solche Matte auf einem Teil einer frisch eingestürzten Mauer.

Um elf Uhr verließen wir diese Ruinen, wo jeder interessante Gegenstand seit Jahrhunderten schon verschwunden ist, und die nichts Anziehendes haben als ihre unsagbare Melancholie und die Erinnerungen, die sie wecken.

El Kasr ist ein anderer Hügel benannt, der die Trümmer eines Palastes Nabuchodonosors enthält; hier starb Alexander der Große (323); etwas weiter befindet sich der Hügel Amran, wohin man die hängenden Gärten verlegt. Dies ist alles, was von Babylon geblieben ist. Ganz gewiß kann man beim Besuchen dieser Schutthaufen von der Eitelkeit der menschlichen Dinge reden, wenn man bedenkt, welche riesenhafte Bauwerke der eiserne Wille und der Hochmut eines einzigen Menschen, Nabuchodonosors, hier aufgeführt hatten.

Das durch die Propheten verfluchte Babylon fiel nicht wie Ninive durch eine barbarische Eroberung. Es starb gleichsam eines langsames Todes. Nachdem Cyrus sich der Stadt im Jahre 538 bemächtigt hatte, verschonte er Stadt und Einwohner. Den ersten tiefgehenden Schlag versetzte Xerxes 518 der Stadt, als er, um eine Empörung der Babylonier zu dämpfen, die Wälle zerstören und viele Einwohner umbringen ließ. Alexander wollte Babylon zur Hauptstadt der Welt machen; aber sein daselbst erfolgter Tod wurde das Signal zur endgültigen Zerstörung der Stadt; denn die Seleuciden bauten ihre Hauptstadt Seleucia an den Tigris, einige Stunden nördlich von Babylon.

Eine Wohnung der alten Hauptstadt wurde nach der andern verlassen. Da die Einwohner nach einander und aus freiem Willen Babylon verließen, so nahmen sie auch ihre Reichtümer mit, wodurch es sich auch erklärt, daß die Nachgrabungen bis heute nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl interessanter Gegenstände zu Tage gefördert hat.

Ich will keine Beschreibung dieser ungeheuer großen Stadt versuchen, weil diese archäologische Arbeit bereits von andern geliefert worden ist, und ich ziehe es deshalb vor, den Leser auf die Beschreibung der Ausgrabungen zu verweisen[1]).

Große Wälder von Palmbäumen fassen die Ufer des Euphrat nach dem Verlassen des Hügels El Kasr ein. Bei Hilleh bilden sie eine reizende Oase.

Hilleh liegt auf dem rechten Ufer des Euphrat; die Ziegel der Paläste des großen Königs Nabuchodonosor, des Königs der Könige, haben beinahe alles Material zum Bau der Stadt geliefert, und man kann daselbst Zimmer sehen, deren Parkettplatten oft großartig den pompösen Titel des babylonischen Monarchen ankündigen[2]).

---

1) Vergl. Rich, Memoires on the ruins of B. (London 1839) Layard, Discoveries in the Ruins of Niniveh and B. (London 1853) Oppert, Expédition en Mésopotamie (Paris 1857—64) Kiepert, Karte der Ruinenfelder von Babylonien (Berlin 1883). Anmerkung des Übersetzers: Besonders empfehlenswert ist die Schrift „Assyrien und Babylonien" von Dr. Fr. Kaulen. XII u. 286 S. Preis 4 Mark. Freiburg, Herder.

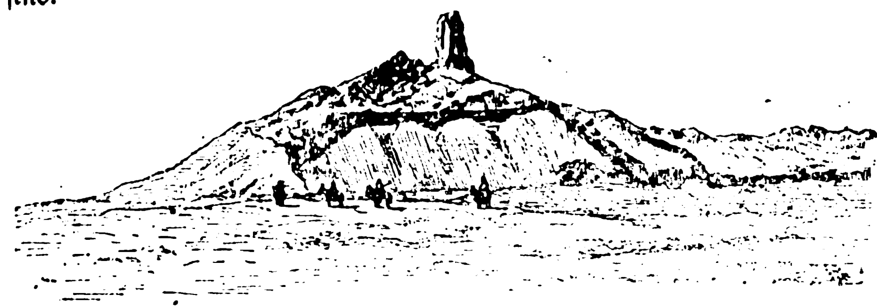
2) Beinahe alle Ziegel tragen die Inschrift:

„Nabu-Kudur-usur, König von Babylon, Erbauer der Pyramide und des Turmes, ich König von Babylon." Oppert, Bd. I, 142.

Die Größe dieser Ziegel ist 0,32 : 0,35 : 0,075 m.

Hilleh ist eine interessante Stadt, besonders durch den regen Verkehr, der in den Bazars herrscht. Hier ist der Eingang zur großen arabischen Wüste; deshalb ist Hilleh eine Grenzstadt in des Wortes eigenster Bedeutung, wo die seßhaften und nomadischen Araber zusammenstoßen, und wo der türkische Beamte höchst ungern gesehen wird. Die Stadt hat 6000 bis 8000 Häuser [1]).

Hilleh ist von großen, fruchtbaren Gärten umgeben, deren Existenz heute aber leider in Frage gestellt ist. Um sich Babylons zu bemächtigen, leitete Cyrus den Euphrat für kurze Zeit in den Kanal von Hindiyeh; seit drei Jahren aber ist das Wasser des Flusses wieder in den Kanal geleitet, so daß der eigentliche Euphrat um die Hälfte kleiner geworden ist. Selbstverständlich hat die türkische Regierung keine Eile, um den Fluß in sein Bett zurückzuweisen. Je länger damit aber gewartet wird, um so schwieriger wird das Unternehmen. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn Hilleh allmählich mehr und mehr an Bedeutung verlieren und verschwinden würde, wie Kufa und noch viele andere Städte dieser Gegend verschwunden sind.



Birs-Nimrud.

17. Januar.

Ausflug nach Birs-Nimrud. Von Hilleh aus bedarf es eines Marsches von zwei guten Stunden um Birs-Nimrud zu erreichen, das von weitem schon am Horizonte der einförmigen Ebene sich kühn abhebt.

Birs-Nimrud ist das alte Borsippa; seine Ruinen bilden zwei große Hügel mit achteckiger Grundfläsche. Der eine scheint ehemals ein außerordentlich großer Palast gewesen zu sein; heute nimmt eine kleine Moschee — Ibrahim Khalil — die Spitze dieses Trümmerhügels ein.

Der andere Hügel trug den berühmten Turm von Borsippa, eines der ältesten Baudenkmäler Chaldäas, in dem man die Ruinen des biblischen, babylonischen Turmes erblicken will. Nabuchodonosor hat in Keilschrift das Geschichtliche dieses Turmes und die Beschreibung der riesenhaften Arbeiten hinterlassen, die er ausführen ließ, um ihn aus den Trümmern zu erheben und ihm neuen Glanz zu verleihen.

Eine Böschung von erdigem Schutt hat einen großen Teil der Mauern bloß gelegt, welche die ersten Lagen dieses stufenförmig aufgebauten Turmes bilden. Auf der Spitze dieser Böschung erhebt sich ein großes, außerordentlich dickes Mauerstück,

1) Hilleh, arabisch Hellath-el-feitha (das weite Hellath) wurde von Seiffeddaulet gegen das Jahr 1100 gegründet. Vor dem Ausbruch der Pest 1831, die große Verheerungen anrichtete, zählte die Stadt 30000 Einwohner. (Oppert).

das ungefähr zehn Meter hoch ist. Diese Mauer ist aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, die aber nicht mit Asphalt, sondern mit Mörtel verbunden sind [1]).

Am Fuße dieses Mauerwerks befindet sich eine Anhäufung von Felsen, die sich bei näherer Untersuchung als Bruchstücke von Mauern darstellen, die dem Anscheine nach eine gewaltige Feuersbrunst ausgehalten haben. Die Ziegel sind, ohne das geringste Zeichen eines Sprunges, vollständig gedreht und scheinen geschmolzen zu sein. Ein großer Teil von ihnen ist an der Außenfläche mit einem gewissen Firnis bedeckt. Hyvernat wollte darin auch die Wirkung der Feuersbrunst sehen; ich dagegen kann nicht glauben, daß eine auch noch so starke Feuersbrunst solche Massen von Ziegeln schmelzen kann, sondern ich bin eher geneigt anzunehmen, daß es von dem Einwirken des Blitzes herrührt, der mit Vorliebe die Spitze von Birs-Nimrud sich aussucht.

Bei dem Durchwandern der Ruinen störten wir einen Schakal auf, der aber schleunigst sein Heil in der Wüste suchte, wohin wir ihm noch einige Flintenschüsse nachsandten.

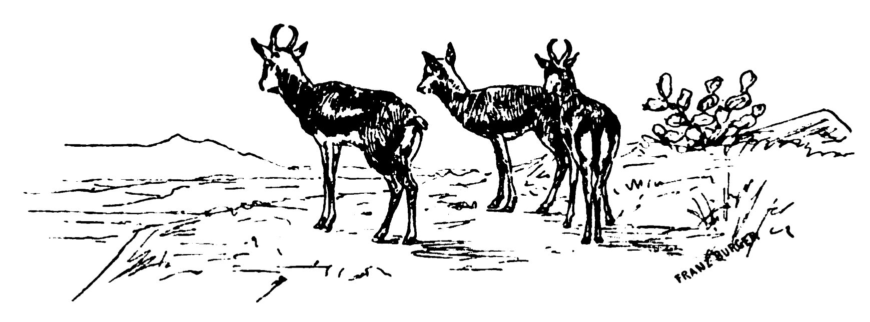
Zum Frühstück ließen wir uns am Ufer des Sumpfes nieder. Der Wechsel in der Richtung des Euphrat hat die Ausdehnung des Sumpfes bedeutend vergrößert, so daß es unmöglich geworden ist, sich direkt von Birs nach Kerbela zu begeben.

Heute beginnt der Sumpf kaum zweihundert Meter von den Ruinen. Vor der Expedition Chesneys war der Nahr-Hindiyeh nicht einmal fünf Meilen lang und seine Ufer waren sieben Meilen von Birs-Nimrud entfernt. Seine Tiefe ist gering, denn einer unserer Führer ging ungefähr ein Kilometer weit hinein — ohne daß ihm das Wasser bis zum Gürtel reichte — um einen Vogel zu holen, den ich verwundet hatte.

Bei dem Besuche des Hügels Ibrahim-Khalil fanden wir das Skelett des Imams des Ortes, der vor drei Jahren ermordet worden war. Die Leiche war von den Schakalen, diesen Totengräbern der Wüste, bis auf die Knochen abgenagt, aber der Schädel war noch gut erhalten, weshalb ich denselben als ein Andenken an den babylonischen Turm mitnahm.

Die Rückreise nach Baghdad ging ohne Hindernis am 18. und 19. Januar vor sich.

1) Strabo giebt diesem Stufentempel eine Höhe von einem Stadium (185 Meter) und auch dieselbe Länge. Nach Flandrin und Coste hat die Grundfläche eine Ausdehnung von 154 × 194 Metern. Betreffs der gegenwärtigen Höhe der Ruinen sind die Forscher selbst nicht einig. Lenormand (V. 295) und Rich nehmen 71 Meter, Flandrin und Coste 70 1/2 Meter Höhe an, während Oppert sie nur auf 46 Meter schätzt. Das große Stück Mauer ist von einer Strecke zur andern von horizontalen Löchern, die eine Größe von 0,22 × 0,12 Meter haben, durchbohrt. Der Zweck dieser Löcher ist bis jetzt noch nicht bekannt.



Antilopen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Baghdad.

Baghdad; seine Gründung und Geschichte; Hulagu; Timurlang; die türkische Herrschaft. Die Bazars; die Mauern; Geschichte ihrer Zerstörung. Die Mission der Karmeliter; P. Maria Joseph; das Kloster. Die Serdabs. Die Kirche der Karmeliter. Die neue türkische Gesetzgebung über die Ausgrabungen. Die babylonischen Altertümer, Verträge, Cylinder. Die Juden von Baghdad und die Frage des Wechselgeschäfts. Die Frage unserer Rückkehr nach Europa. Wir entscheiden uns für den Weg über Basra und Indien. Verabschiedung Gegus. Verschiedene Bemerkungen. Die Krankheit der Furcht; Behandlung des Rheumatismus mit Petroleum. Arabisches Mittel gegen den Krebs. Die Knopf von Baghdad. Der Palmbaum.

Schon bei der Erwähnung des Namens Baghdad denkt man sofort an die herrliche Stadt der Khalifen zur Zeit ihrer Blüte und ihres Reichtums. Leider ist davon auch nur die Erinnerung geblieben, und von den Palästen Harun al Raschids ist kaum eine Spur mehr zu sehen. Seit der Zeit der Khalifen hat die Stadt auch ihre Stelle geändert; was früher nur auf dem linken Ufer des Flusses eine Vorstadt Baghdads war, ist heute selbst Baghdad geworden, und die alte Stadt auf dem rechten Ufer ist durch die armselige Vorstadt Karchiaka ersetzt worden. Bloß das allein im Felde liegende Grabmal der Zobeide, der Lieblingsfrau Haruns, hat dem Wetter und den Zerstörern Widerstand geleistet.

Baghdad wurde von Al Mansor, dem zweiten aus dem Geschlechte der Abbasiden, gegen das Jahr 765 gegründet. Nachdem es die Hauptstadt des arabischen Reiches geworden war, erlebte es auch den Glückswechsel der Khalifen. Zur Zeit seiner höchsten Blüte, von der uns die arabischen Geschichtsschreiber enthusiastische Beschreibungen hinterlassen haben, soll die Stadt zwei Millionen Einwohner gezählt haben (?). Im Jahre 1258 vernichtete der schreckliche Mogul Hulagu, der Erbe Dschingis-Khans, die Macht der Khalifen und äscherte die Stadt ein.

Die geographischen Vorteile, die in einem so kleinen Kreise nach einander das Aufblühen Babylons, Seleucias, Ktesiphons und Baghdads begünstigt hatten, ermöglichten es auch Baghdad, sich wieder aus den Trümmern zu erheben. Aber es war nur ein Waffenstillstand gewesen; im Jahre 1401 kam noch schrecklicheres

Unheil über die Stadt durch Timurlang. Kein hervorragender Einwohner wurde verschont; als das schreckliche Gemetzel zu Ende war, ließ der Eroberer die Köpfe seiner 90000 Schlachtopfer sammeln und errichtete davon turmartige Siegeszeichen.

Nichtsdestoweniger entstand Baghdad von neuem, aber nur langsam; bald wurde es der Zankapfel zwischen Persien und der Türkei, bis letztere es endgültig im Jahre 1638 in Besitz nahm.

Die türkische Herrschaft bestand indes lange Zeit nur dem Namen nach. Das Paschalik von Baghdad, das sich von Basra bis Orfah, und von Scheikresur bis Babylon erstreckte, umfaßte ein großes, fruchtbares Gebiet. Da der Pascha an der äußersten Grenze des türkischen Reiches wohnte, so konnte er auch von der Hohen Pforte nicht viel kontrolliert werden; dadurch aber, daß er ein Heer von 50000 Mann ins Feld schicken konnte, war er ein gefährlicher Vasall. Seine Abhängigkeit von der Türkei kümmerte ihn nicht viel; ja er ging sogar so weit und nahm den Titel eines Khalifen an. Die Pforte hatte nur ein Mittel, die zu gefährlichen Paschas im Zaume zu halten: Dolch oder Gift.

Baghdad ist erst gänzlich türkisch geworden — politisch gesprochen — vor ungefähr vierzig Jahren durch die Zerstückelung des Paschaliks.

Vor der türkischen Eroberung zählte die Stadt kaum 15000 Einwohner. Im Jahre 1830 betrug sie aber 150000; aber im Jahre 1831 raffte die Cholera in weniger als sechs Monaten beinahe zwei Drittel der Einwohner hinweg.

Gegenwärtig schätzt man die Bevölkerung Baghdads auf 100000 Seelen, darunter 20000 Juden und 3000 (?) Christen[1]).

Die Straßen sind, wie gewöhnlich im Oriente, unregelmäßig und eng; dagegen haben die Bazars mit ihren schönen, gewölbten Avenuen ein großartiges Aussehen. Leider scheint auch hier das Schicksal des Orientes sich schon bemerkbar zu machen, denn eine sehr große Zahl Verkaufshallen war leer.

---

1) Im Jahre 1889 richtete die Cholera wieder große Verheerungen in Baghdad an. Die Christen, die so vorsichtig gewesen waren, die Stadt zu verlassen und in der Wüste zu kampieren, verloren ungefähr hundert Mann an der Seuche. In Basra und Hilleh hat die Seuche noch schrecklicher gewütet.

Nachstehende Ziffern geben ein Bild, wie die meisten Schätzungen im Oriente vorgenommen werden. Für Baghdad nahm ich eine Bevölkerungszahl von 100000 an nach den Angaben eines Vornehmen. Élisée Reclus (Géog. IX. 439) schätzt die Bevölkerung Baghdads auf 80000 Menschen. Endlich lieferte mir ein Statistiker aus Baghdad noch folgende Zahlen:

Mohammedaner			176000
Israeliten			47000
Katholische Christen			
1) Lateiner	600		
2) Chaldäer	1500		
3) Syrer	1200		
4) Griechen und Armenier	1000		
		zusammen	4300
Gregorianische Armenier			2500
Griechen, Protestanten etc.			200
		Summe	230000

Dieser Statistiker bemerkte jedoch, daß diese Zahlen nur annähernd richtig seien, da eine eigentliche Volkszählung niemals stattgefunden habe.

Eine Umwallung von Mauern aus Ziegelsteinen, mit schönen, halbrunden Türmen flankiert und einem Graben geschützt, umschreibt oder, besser gesagt, beschrieb um Baghdad eine Verteidigungslinie von beinahe vierzehn Kilometern.

Ich sagte „beschrieb", denn der größte Teil dieser Wälle ist auf eine echt türkische Art verschwunden. Ein Wali hatte sich in große Unternehmungen gewagt, so daß eines Tages kein Geld mehr in der Kasse war; darauf bezahlte der Wali die Gläubiger und Beamten zunächst mit Anweisungen auf die Zehnten von Korn, Hafer und Datteln; als diese Quellen aber auch erschöpft waren, kam ihm eine köstliche Idee — die zwar wenig dem Geschmack der Gläubiger entsprach, aber so rücksichtsvoll ist man in der Türkei eben nicht. Er stellte nun Anweisungen aus auf so und so viel Ladungen Ziegelsteine von den Wällen. Man darf wohl glauben, daß der Kurswert dieser neuen Wertpapiere sehr niedrig stand und das Papier nicht sonderlich begehrt wurde. — Wenn es nicht wahr ist, so ist die Geschichte doch gut erdacht und illustriert die türkische Wirtschaft sehr treffend.

Die Stadt nimmt nur die Hälfte des Raumes innerhalb der Umwallung ein. Von der Höhe der Türme, die dem Handel des Wali glücklich entgangen sind, bietet Baghdad ein Gemälde mit den köstlichsten Farbentönen, wenn die untergehende Sonne über diesen Wald von Palmen hinwegstrahlt, aus dem sich die Kugeln und Minarets der Moscheen mit ihren blauen oder grünen Farben abheben, und wenn sich der sehr feine Wüstensand zu goldglänzenden Wolken formt.

Obgleich die Stadt im Grunde ganz orientalisch und besonders arabisch ist, hat sie doch in mannigfacher Hinsicht ein kosmopolitisches Gepräge; Dampfschiffe verbinden die Stadt mit Basra, Indien und Europa; ein englischer Resident, der im Solde der indischen Regierung steht, macht großen Aufwand; Frankreich ist dort durch einen Konsul vertreten; die Mission der Karmeliter nimmt eine wichtige Stellung ein; die Handelsleute endlich sind besonders stark europäisch angehaucht.

Die Mission der Karmeliter ist sehr alt. Im Jahre 1640 machte eine französische Dame, Madame de Gué-Bagnols eine Stiftung von 66000 Franks für die Errichtung eines lateinischen Bistums in Babylon unter der Bedingung, daß der Bischof immer ein Franzose sei, der von der Propaganda ernannt werde. Der erste Bischof war ein Barfüßer-Karmeliter, P. Bernhard. Nach einem längern, arbeitsreichen Aufenthalt in Baghdad gründete er in Paris ein Institut zur Rekrutierung seiner Mission — von diesem Institut rührt noch der Name „Straße von Babylon" her — welches Institut später das Seminar der auswärtigen Missionen wurde. Die Nachfolger des P. Bernhard setzten ihr Werk unter den größten Schwierigkeiten fort.

Im Jahre 1825 kam Bischof Coupperie[1]) dazu, eine Schule für Knaben und Mädchen zu gründen; dies ist der Grundstein zu dem großen Werke gewesen, das heute den Namen „französisch-arabische Schule" führt. Trotz der Armut hat sich diese Schule herrlich entfaltet. Ihre unregelmäßigen Gebäude, wo jeder Winkel ausgenützt wird, erzählen ihre Geschichte, wie sie auch zugleich Zeugnis von ihrer Popularität ablegen. Alle Einwohner Baghdads, die französisch sprechen — und deren gibt es viele — sind Zöglinge dieser Schule gewesen; vielen ist es gerade durch den dort genossenen Unterricht ermöglicht worden, jetzt geachtete Stellen zu bekleiden.

---

1) Er wurde 1820 Bischof von Babylon, starb 1831 in Baghdad an der Cholera.

Die Schule zerfällt in zwei Teile: eine dreiklassige Elementarschule und eine fünfklassige Mittelschule.

Diese vermittelt besonders den höhern Unterricht. Das Programm umfaßt: Das Studium der für das Land nötigen modernen Sprachen, nämlich Arabisch, Französisch, Englisch und Türkisch, der Mathematik und der Geographie.

Sobald es die Mittel gestatten, soll noch ein höherer Kursus folgen, worin Buchführung, Geometrie, Geschichte und dgl. gelehrt werden soll.

Abgesehen von den finanziellen Schwierigkeiten wird der Anstalt gerade von seiten der Eltern manches Hindernis in den Weg gelegt; denn sobald die Kinder imstande sind, einige Pfennige zu verdienen, nehmen die Eltern sie von der Schule weg.

Die Schule zählt 152 christliche und einige mohammedanische [1]) Kinder. Die Schüler sind recht munter; der Direktor P. Polykarpus, ein Elsässer, veranstaltete uns zu Ehren eine litterarische Sitzung; und wirklich füllten die Darsteller, unbeschadet einer gewissen emphatischen Aufregung, ihre Rollen vollständig aus.

Die Musik-Kapelle der Schule, die viel zu dem Ansehen beigetragen hat, wetteifert mit der dortigen Militärmusik.

Ich muß noch hinzufügen, daß in der Schule alles unentgeltlich geschieht.

Fünf Karmeliterpatres leiten die Mission und die Schule, wobei sie von sieben Lehrern unterstützt werden. Die Arbeitskräfte stehen also in keinem günstigen Verhältnis zu der Summe von Arbeit, die bewältigt werden muß.

Mit dem Kloster der Karmeliter ist ein Kränzchen verbunden, das von den ehemaligen Schülern der Missionare rege besucht wird, wodurch es den Missionaren ermöglicht wird, ihren heilsamen Einfluß noch fortzusetzen.

Der Superior P. Maria Joseph, ein Gaskogner, ist ein unternehmungslustiger Mann, den nichts aufhält und nichts entmutigt. Als er vor mehr als dreißig Jahren in der Mission anlangte, war überall nichts als Armut und Elend zu sehen. In kurzer Zeit war er das Hauptwerkzeug geworden, und er eignete sich die arabische Sprache dergestallt an, daß sogar die Mohammedaner zu seinen Predigten kamen, um sich an seiner Beredsamkeit zu ergötzen. Sogar mit den Mollahs hatte er öffentliche Diskussionen, die viel Aufsehen erregten. Nachdem er zum Superior ernannt worden war, sah er sich bald ohne Untergebene; denn Alter und Krankheit rissen einen Missionar nach dem andern weg. Er schickte einen Brief nach dem andern an den Ordensgeneral in Rom und beschwor ihn, ihm doch Leute zu schicken. „Ich habe keinen," war die Antwort, „wenn Sie Leute haben wollen, müssen Sie dieselben suchen kommen."

---

1) Man kann diese nur mit der allergrößten Vorsicht aufnehmen; in Bezug auf sie ist die Lage der Missionare beschwerlich; keine Propaganda ist möglich, da ein Mohammedaner, der gläubig wird, sein Leben auf das Spiel setzt, und eine solche Bekehrung auch zugleich das Todeszeichen der Mission werden würde. Ein Türke, der sich bekehren will, ist gezwungen auszuwandern und die Bekehrung da vorzunehmen, wo er ganz unbekannt ist. Die Mission hat den dortigen Christen gegenüber zu große Pflichten, als daß sie ihre ganze Existenz durch die Ausbreitung des Glaubens unter den Mohammedanern auf das Spiel setzen sollte; zudem kann man sich von einer Bekehrung der Mohammedaner infolge mancherlei Umstände doch nicht viele Früchte versprechen, und die Folgen würden zu schrecklich sein.

P. Maria Joseph hielt seinen General beim Wort; arm wie Job, lieh er sich das notwendige Geld, um sich ein Kamel zu mieten, und trat in Begleitung eines Arabers die Reise nach Haleb durch die Wüste an. Als Lebensmittel hatte er nichts weiter als einen Schlauch Wasser und eine Tasche mit Datteln. Einmal hielten ihn Araber an, um ihn auszuplündern, doch rettete ihn seine Beredsamkeit. Ein anderes Mal gelang es ihm, die Stricke eines Zeltes zu erfassen, ehe ihn die Beduinen bemerkten; da er auf diese Weise ein Recht auf Gastfreundschaft erlangt hatte, gelang es ihm auch dieses Mal, sich aus der Affäre zu ziehen. Er gelangte nach Haleb und auch endlich nach Rom, wo sein General, erstaunt und bewegt über eine solche Kühnheit, endlich doch Leute für die Mission fand [1]).

Unter diesen Leuten befand sich auch ein alter Mediziner, P. Damian, der bald ein Stück Vorsehung für alle Leidende wurde. Es ist nichts rührender, als wenn man die Achtung sieht, die diesem demütigen Mönche erwiesen wird; jeden Tag steht eine lange Reihe Kranker an der Thüre des Konsultationssaales.

Das Kloster der Karmeliter ist in rein arabischem Stil aufgeführt; das Haus steht auf einer rechteckigen Grundlage, alle Zimmer münden auf einen innern Hof, der mit Palmbäumen bestanden ist. Das Ganze ist sehr einfach; die hölzernen Pfeiler, welche die um den Hof laufenden Galerien tragen, besitzen doch hübsche, arabische Kapitäle; die Thüren und Fenster haben anmutige Einfassungen, die einzig und allein aus Ziegelsteinen bestehen, die nach geometrischen Zeichnungen angebracht sind.

Endlich hat das Kloster auch seine Serdabs. Der Serdab ist eine Eigentümlichkeit Baghdads. Im Sommer ist die trockene und deshalb gesunde Wärme oft geradezu schrecklich. Eben wegen der vollkommenen Trockenheit der Atmosphäre kann man ohne jedwede Vorsichtsmaßregel die Nacht auf den Terrassen zubringen. Im Tage kehrt man wieder in die Zimmer zurück. Aber da gegen zehn Uhr die Hitze schon wieder unerträglich zu werden beginnt, nimmt man dann schon gleich seine Zuflucht zum Serdab.

Dieser Serdab ist ein Gemach im Erdgeschoß, ein mehr oder weniger eleganter Keller. In einem gut eingerichteten Hause befinden sich zwei oder drei Serdabs, der eine tiefer liegend als der andere und infolgedessen auch kühler. Gegen zehn Uhr begeben sich alle Leute in den ersten Serdab. In dem Maße nun, wie die Hitze zunimmt, steigen die Leute auch in die tiefer liegenden Serdabs, bis sie gegen Abend in umgekehrter Weise wieder hinaufsteigen. Auf diese Weise läßt es sich im Sommer in Baghdad gut aushalten.

Die Serdabs der Karmeliter sind sehr schön; die Gewölbe sind an einer Stelle ganz eben, übrigens sehr flach und aus Ziegelsteinen errichtet, die elegante Rautenflächen bilden. Diese schwierige Arbeit wurde von Leuten errichtet, die auch nicht die geringste technische Kenntnis besaßen.

Die Kirche der Karmeliter, die zugleich auch die Kathedrale des Bischofs von Babylon [2]) sein muß, ist die schönste von Baghdad; auch sie ist das Werk des Paters

1) Seit unserer Reise ist P. Maria Joseph von Baghdad entfernt worden. Ich weiß die Ursache nicht genau, ich glaube aber ein Streit wegen eines Glockenturmes ist die Veranlassung gewesen.

2) Gegenwärtig ist der Apostolische Delegierte von Mosul, Mgr. Altmeier, zu gleicher Zeit Bischof von Babylon.

Maria Joseph. Zwar läßt die innere Dekoration hinsichtlich des Geschmackes zu wünschen übrig; aber die Kuppel, die eine Höhe von sechsunddreißig Metern hat, ist wenigstens für dieses Land ein außerordentliches schönes Bauwerk. Die Kuppel wurde (wie es wohl bei allen Kuppeln der dortigen Gegend ist) ohne jegliches Gerüst aufgeführt. Hat ein Ziegel die richtige Lage, so hält ein Kind denselben einige Augenblicke lang fest. Wegen der Trockenheit der Luft wird der Mörtel sofort hart, und die Arbeit kann ohne Unterbrechung weiter gehen. Da ich nicht gesehen habe, daß man auf diese Weise arbeitet, so war ich anfänglich geneigt, die Sache nicht zu glauben. Aber das Ganze ist mir von sehr glaubwürdigen Leuten auf das festeste versichert worden, so daß ich es ohne weitere Bemerkungen hier anführe.

Wir machten in Baghdad auch die Bekanntschaft des chaldäischen Patriarchen Elias Abolianan. Es ist dies ein Mann in der Kraft seiner Jahre, von schöner Statur und vornehmen Manieren. Seine Unterhaltung ist sehr interessant; aber in der Zurückhaltung bemerkt man gleich, daß er gewöhnt ist, in seiner Amtsführung vielen Schwierigkeiten zu begegnen. Bei unserer Anwesenheit beschäftigte ihn die Frage der Glaubensspaltung viel [1]). Nach wenigen Tagen wurde er schon offener gegen uns, und wir waren beim Verlassen Baghdads von seiner Aufnahme ganz entzückt.

Der französische Konsul M. de Sarzec war abwesend, weshalb sein Vertreter Poignon die Konsulatsgeschäfte besorgte.

Als ein hervorragender Assyriologe ist dieser Poignon gerade hier an seiner richtigen Stelle [2]), und er wird zweifellos der Wissenschaft noch manchen wichtigen Dienst leisten. Leider ist die schönste Zeit für die Ausgrabungen vorbei. Angetrieben durch den Nachahmungstrieb oder die Eifersucht hat die Türkei befohlen, daß künftighin den Forschern, die auch durch einen Firman die Erlaubnis zum Nachgraben haben, nicht mehr gestattet sei, die von ihnen entdeckten Gegenstände nach Europa mitzunehmen. Sie können wohl einen Abguß herstellen, aber die Originale müssen in das Museum nach Konstantinopel wandern.

Wir haben dieses Museum im Alten Serail gesehen. Der Anfang davon ist wirklich gut gewesen, aber jetzt genügen die Gebäulichkeiten nicht mehr, und um neue Gebäude aufzuführen, fehlt es dem „kranken Manne" an dem notwendigen Geld. Daher kommt es, daß die schönsten und wertvollsten Sachen bunt durcheinander liegen in den Höfen, wo sie sehr Gefahr laufen zu zerfallen oder verloren zu gehen.

In der Praxis hat übrigens das Gesetz nur die Exportation der Altertümer teilweise verhindern können. In gewissen Fällen hat man einen Kompromiß mit dem Gouvernement geschlossen, wobei man der Regierung die anscheinend am wertvollsten Sachen überließ, nämlich die größten, und die andern dann ruhig mitnahm. In andern Fällen, und dies ist das gewöhnliche Verfahren, hängt die Umgehung des Verbotes lediglich von dem Backhschich ab. Besonders sind die Engländer

1) Wie schon in der Fußnote Seite 277 erwähnt worden ist, hat diese Frage durch den geschickten Eifer des Patriarchen ihre Lösung gefunden.

2) Er wurde später zum Titularkonsul von Baghdad ernannt.

groß in der Übertretung des Gesetzes. Ihr Resident hat ein Kanonenboot zu seiner Verfügung, und kurz vor unserer Anwesenheit hatte er noch eine ganze Ladung Altertümer darauf weggebracht.

M. Poignon leistete uns große Hilfe beim Ankauf babylonischer Altertümer. Die Kunst der Nachahmung solcher Antiquitäten steht auf der höchsten Stufe. Der Orientale ist zu solchen Arbeiten geschickt und besitzt außerdem die erforderliche Geduld dazu; deshalb gelingt es ihm auch, auf täuschende Weise Falsifikate anzufertigen oder nach Abdrücken „authentische" Stücke herzustellen. Es bedurfte wirklich aller Anstrengung seitens Poignons, um uns vor dem Ankauf solcher „Altertümer" zu bewahren.

Wir konnten eine große Zahl notarieller Verträge erwerben, worunter einige sind, die wohl ein Alter von 3000 Jahren haben. Diese Kontrakte sind nicht auf Papier oder Pergament geschrieben, sondern auf rechtwinkelige Ziegelsteine von den verschiedensten Größen. Der Akt wurde mit einem Stift auf dem rohen Ziegelstein eingegraben — eine wegen der Form der Keilschrift sehr leichte Arbeit; die Zeugen fügten auf die Kante des Steines den Abdruck ihres Siegels bei, wenn sie ein Siegel besaßen; waren sie aber zu arm, um sich ein Siegel aus hartem Stein zu beschaffen, so genügte auch der Abdruck des Daumens. Dann wurde der Akt dem Feuer übergeben und der Ziegel gebrannt. War dieses geschehen, so wurde der Ziegel aus dem Feuer geholt und mit einer dünnen Lage weicher Thonerde bedeckt, und nun wurde auf dieser äußeren Umhüllung der Inhalt des Kontraktes mit denselben Formalitäten wiederholt. Dann kam das Ganze — Ziegelstein mit Umhüllung — nochmals in das Feuer. Der Kontrakt war auf diese Weise in zwei Exemplaren hergestellt, ein unsichtbarer und weder durch Betrug noch auf eine andere Weise zu verändernder Text und ein äußerer, der zu jeder Zeit Auskunft geben konnte. Entstand nun irgend eine Streitigkeit, oder kam ein Verdacht an der Giltigkeit des Aktes auf, so zerbrach der Richter bloß die äußere Umhüllung und man konnte sich dann an den inneren Text halten, der keinerlei Veränderungen unterworfen war.

Für die Erzählung der historischen Begebenheiten oder der Gründung der Tempel und Paläste bediente man sich gewöhnlich der gebrannten Thonzylinder, die in Form kleiner Fäßchen angefertigt wurden. Sie wurden in einer Höhlung oder einem Schlupfwinkel in der Mauer eines Gebäudes angebracht, und dort werden sie ganz bestimmt von den Forschern gefunden [1]).

Man brachte uns einen solchen sehr gut erhaltenen Cylinder; M. Poignon erkannte sofort einen sehr wichtigen Inhalt des Textes. Es konnte unmöglich ein Falsifikat sein, denn von einem Abdruck war keine Spur zu entdecken. Er konnte sich aber nicht erklären, woher es kam, daß ein Stück von solchem Werte (der Eigentümer forderte 100 türkische Lire dafür) bis dahin nicht dem Konsulate präsentiert worden war. Nach längerem Suchen fand Poignon denselben Text in dem Werke Rawlinsons. Es war also doch ein Abguß, wenn auch sehr künstlich hergestellt; aber ohne den Text bei Rawlinson wären wir nicht dahinter gekommen. Der Händler gestand nun auch lachend die Fälschung ein; der Merkwürdigkeit

1) Lenormand et Babelon, V. 140.

halber kauften wir nun doch den Zylinder, aber nur für den zwanzigsten Teil der verlangten Summe.

Ich habe bereits erzählt, daß Baghdad eine jüdische Bevölkerung von 20000 Seelen zählt. Braucht man da noch zu erstaunen, daß die in der ganzen Türkei so bedeutende Wechselfrage hier zu einem unlösbaren Problem geworden ist?

Gouverneure und Juden verstehen sich wie Diebesgesindel; mit Wertpapieren werden hier keine Geschäfte gemacht, wohl aber mit den Münzen. Der Medschidie gilt hier anstatt zwanzig Piaster bloß neunzehn; ein Viertel-Medschidie gilt aber bloß drei Piaster, und gewöhnlich wird man ihn zu diesem Preise noch nicht los. Man behauptet, daß diese Preisherabsetzung des Geldes durch die Seltenheit des Goldes bedingt wird, und daß es bei dem Viertel-Medschidie durch das schlechte Ansehen gerechtfertigt wird. Das Kupfergeld hat seinen gewöhnlichen Wert. Auch läuft eine große Menge persischen Geldes neben den indischen Rupien im Lande.

Die Preisverminderung bildet den Grund der Börsengeschäfte. (Es muß hier bemerkt werden, daß Banknoten in Baghdad gänzlich unbekannt sind.) Die Juden haben auf dem Markte den Alleinhandel irgend einer bestimmten Geldsorte, so daß durch die Seltenheit der Preis derselben in die Höhe getrieben werden muß. Ist dieses der Fall, dann geben sie die Stücke wieder aus. Da bei dem Mangel einer eigentlichen Börse sich die Preisschwankungen langsam vollziehen, so haben die Söhne Israels Zeit, ihren Vorrat wieder loszuschlagen, ehe ein Fallen des Preises eintritt — und das Geschäft ist fertig. Aber durch die Seltenheit der Geldstücke, um die es sich eben handelte, haben die andern auch eine gewisse Herabsetzung erlitten, und in dem Augenblick, wo die Geldmänner ihren Bestand absetzen, verstehen sie sich darauf, daß sie sich unmittelbar mit anderen Stücken wieder reichlich versehen — selbstverständlich Stücke einer und derselben Art — und fangen mit diesen dann wieder dasselbe Manöver an.

Besonders gelingt ihnen dieses Spiel gut bei ausländischen Münzen, namentlich bei den indischen Rupien und persischen Krâns.

Die Rupien standen bei unserer Anwesenheit in Baghdad 25% unter Nennwert. Unter dem Vorwande Gold einzuführen, hat der Wali im Juli 1888 verfügt, daß die Rupie anstatt eines Wertes von elf „guten" [1]) Piastern nur mehr einen solchen von $7\frac{1}{2}$ besitzen sollte, und gab seinem Befehle die Sanktion durch Gefängnisstrafen. Er hat nach dem arabischen Ausdruck die Rupie „gebrochen" (das „Brechen" der eingeführten Rupien geschieht dem Anscheine nach auf Befehl).

Man gab mir noch verschiedene andere Erklärungen, von denen ich aber nichts verstanden habe.

Das Notwendigste für uns war jetzt, den kürzesten Weg aufzufinden, um nach Europa zurückkehren zu können.

Wir konnten drei Routen wählen; wir konnten nach Mosul zurückkehren und von dort über Diarbekr und Haleb nach Alexandrette reisen; aber bei dem winterlichen Wetter durfte an ein solches Unternehmen nicht gedacht werden. Direkt auf Damas zu maschieren durch die Wüste, war in dieser Jahreszeit auch nicht ratsam;

1) Man rechnet gewöhnlich dort nach schlechten Piastern, deren vier auf einen guten gehen. Der schlechte Piaster ist ein Stück von zehn Paras — Kamaris genannt; der Piaster gilt ungefähr achtzehn Pfennig.



keine Karawane wagt diesen Weg schon seit langer Zeit, und da die Araber in Unfrieden mit der Regierung leben, so sind die einsamen Reisenden großen Gefahren ausgesetzt. Es blieb uns nur ein Weg übrig: wir mußten nach Basra kommen und uns dort auf einem englischen Packboot einschiffen, das nach Indien fuhr und uns dann nach Suez brachte; abgesehen von der Sicherheit, deren wir uns dann zu erfreuen hatten, hatten wir noch den Vorteil, daß wir Zeit sparten.

Jetzt mußten wir uns auch von Gegu trennen. Dieser brave Bandit war unser bester Freund geworden, und mit bewegtem Herzen sagten wir ihm Lebewohl. Wir belohnten ihm seine Verdienste reichlich; wenn er nach einer langen Reise durch das persische Kurdistan wieder in sein Land kommt, kann er leben wie Agha von Tscharra [1]).

Aber Gegu, dieser echte Brigant und Verschwender, traut sich selbst nicht; er bat uns, das Geld den Missionen von Khosrawa zu schicken, da er fürchtete, nichts davon nach Hause zu bringen, wenn er es mitnähme. Wir verschafften uns also einen Wechsel auf Tebris und erklärten ihm, daß der Wechsel durch die Post noch vor ihm in Khosrawa ankommen würde.

Aber jetzt trat ein bezeichnender Zufall ein. Wir zeigten Gegu den Wechsel; kaum hatte er ihn in den Händen, als sich sein Gesicht verlängerte und er einige unverständliche Worte murmelte, aus denen aber etwas zu verstehen war, nämlich, daß er nicht befriedigt war. . . . Dieser ehrliche und ergebene Mensch wollte uns also doch ausbeuten! . . .

Da ging mir ein Licht auf und ich sagte zu Hyvernat: „Wir haben nicht klug gehandelt; wenn dieser Wechsel auch auf hunderttausend Francs lautete, so wäre er für Gegu doch nur ein Fetzen Papier, das für ihn keinen Piaster wert ist. Wenn wir ihn befriedigen wollen, müssen wir ihm ein Goldstück nach dem andern in die Hand zählen und in die andere den Wechsel geben. Dann wird er es verstehen."

Wir thaten dieses und hatten guten Erfolg dabei. Noch nicht die Hälfte der für ihn bestimmten Goldstücke war in seiner Hand, als sich sein Antlitz erheiterte und er eben so munter wurde, als er vorher unzufrieden war. Nachdem er das Gold gesehen und gefühlt hatte, erhielt der Wechsel erst wirklichen Wert in den Augen Gegus.

Wir gaben ihm noch das hellste unserer abgetragenen kriegerischen Kleidungsstücke und entließen sodann diesen unersetzlichen Reisegefährten, der uns ein wirklicher Freund geworden war, in aller Zufriedenheit.

Indem wir unsere Reisekoffer in Ordnung bringen wollten, erhielten wir noch eine Menge Besuche, von denen wir noch einige interessante Einzelheiten erfuhren.

Die Furchtkrankheit ist in Baghdad ebenso verbreitet wie in Mosul. In Baghdad wird sie Tezzat genannt. Die Symptome sind überall gleich: eine plötzliche Schwäche, große Appetitlosigkeit, ein Zerfallen und Zersetzen des Blutes. Auch die Europäer leiden darunter, aber doch nicht in dem Maße wie die Eingeborenen.

---

1) Zu Beginn des Jahres 1891 starb der arme Kerl schon, der infolge seiner abenteuerlichen Expeditionen vor der Zeit gealtert war.



Franz Kirchheim, Mainz. Lichtdruck von J. B. Obernetter München.

Das Karmeliterkloster in Baghdad.

Ein junger Mensch, der von den Kurden ausgeplündert worden war, starb an der Furcht, nachdem er kaum nach Baghdad zurückgekehrt war.

Wie in Mosul sucht man auch hier die Furcht durch die Furcht zu heilen; auch benutzt man dazu ein arabisches Mittel. Dieses besteht aus einer Mixtur von



Gegu Schaudi.

Ruta, Wein und Kinderurin, die der Kranke in bestimmten Zwischenräumen drei oder vier Tage lang trinken muß.

Muskel-Rheumatismus, Lendenweh, Hüftenschmerzen werden mit Petroleum geheilt. Während dreier Tage trinkt der noch nüchterne Kranke einen Löffel voll Petroleumsuppe. P. Maria Joseph, der beinahe an Rheumatismus gestorben wäre, wurde auf diese Weise gerettet. Drei Stunden, nachdem er den ersten Löffel voll genommen hatte, fühlte er sich schon etwas wohler.

Die Araber behaupten auch, durch folgendes Mittel den Krebs heilen zu können. Man nimmt Hundezecken (Ixodes — auf arabisch tabô genannt), die sich mit Blut angefüllt haben. Diese werden in einem Mörser gestampft und mit Milch vermischt, so daß ein klebriges Pflaster entsteht. Bleibt dieses Pflaster hängen, so ist der Kranke gerettet, denn es bleibt dann auf der Wunde so lange, bis diese geheilt ist. Ein ähnliches Heilmittel wird auch aus Mücken und Honig bereitet.

P. Damian glaubte nicht, daß diese Mittel den richtigen Krebs zu heilen vermöchten; aber bei bösartigen Geschwüren kann ihre Heilkraft nicht abgeleugnet werden.

Das verbreitetste und unangenehmste Übel in jenen Ländern ist der Knopf von Baghdad, auch Knopf von Haleb, Rose von Diarbekr genannt. Zuerst bildet sich auf der Haut ein weißlicher, ein wenig schmerzender Fleck, der sich aber bald zu einem dicken Knoten ausbildet, ohne jedoch bedeutende Schmerzen zu verursachen. Zur Entwickelung, zum Eitern und zum Heilen hat der Knopf von Baghdad zwölf Monate notwendig. Das Ganze wird dadurch um so lästiger, als bis jetzt kein Mittel existiert außer der Geduld; höchstens kann man die kranke Stelle mit reinem Wasser abwaschen. Alle anderen Mittel haben nur unangenehme Folgen. Vertreibt man den Knopf, so bildet sich sofort ein anderer; zuweilen aber hat dieser neue noch das Unangenehme im Gefolge, daß er sich vervielfacht und durch diesen schmerzhaften Reiz wird der Kranke erschöpft. Europäische Ärzte haben bereits versucht, durch äußerst sorgfältige Beobachtungen und Studien die Natur dieser Krankheit zu erforschen. Meines Wissens ist es ihnen bis jetzt aber noch nicht gelungen, eben so wenig wie sie bis jetzt auch ein Heilmittel dafür ausfindig gemacht haben.

Einer der Missionare hatte bei unserer Ankunft drei Knöpfe; einer von diesen, der ein Ohr gänzlich verunstaltete, war beinahe schon ein Jahr alt. Aus Rücksicht auf uns glaubte der Pater, den häßlichen Anblick durch ein Pflaster verbergen zu können. Am andern Morgen hatte er einen neuen Knopf am Knie.

Die Leute der Gegend haben beinahe alle im Gesichte starke Narben, die ebenfalls von solchen Knöpfen herrühren, von denen sie in der Kindheit befallen wurden, wobei dann meistens Narben zurückbleiben. Die Kleinen lassen dem Knopf gewöhnlich keine Ruhe zum Heilen, woher dann die meisten Narben kommen. Die in Baghdad anwesenden Europäer haben selten den Knopf im Gesichte, dagegen oft in den Haaren. Wird der Knopf in Ruhe gelassen, so verschwindet er, ohne Spuren zu hinterlassen. Es ist fast kein Beispiel bekannt, daß ein Europäer, der längere Zeit in Baghdad gewohnt hat, vom Knopfe verschont geblieben ist. Oft kommt er während des Aufenthaltes in Baghdad nicht zum Ausbruch, sondern erst mehrere Jahre, nachdem der Europäer wieder zurückgekehrt ist. Da die europäischen Ärzte die Natur dieses Übels nicht kennen, so wenden sie auch meist starke Mittel gegen den Knopf an, was dann oft zu traurigen Folgen führt.

Man hat auf tausenderlei Weise versucht, die Entstehung dieser Krankheit zu erklären. Man hat dem Wasser die Schuld zugeschrieben. An den Ufern des Tigris trinken alle einheimischen Leute dessen Wasser, und doch kommt der Knopf in gewissen Ortschaften, die dicht am Tigris liegen, nicht vor. Ich bin eher geneigt, die Datteln als Veranlassung oder Beförderungsmittel der Krankheit anzusehen.

Man behauptet, daß die Knöpfe sich besonders zu Zeit des Pflückens der Datteln zeigen. In dieser Zeit namentlich bildet die Dattel beinahe die ausschließliche Nahrung der Eingeborenen. Mag die Dattel an sich eine noch so ausgezeichnete Nahrung sein, so enthält sie doch einen zu großen Zuckergehalt, der sogar die Zunge reizt und lästig wird.

Was die Dattel für die Nahrung ist, ist der Palmbaum für den häuslichen Gebrauch, und schon in Baghdad kann man sehen, welche große Rolle er in jener Gegend spielt. Die Kuffehs sind aus geflochtenen Palmfasern gemacht und mit Erdharz verklebt. Das Holz der Betten, Stühle, Diwans, Wiegen, kurz jedes Möbel in den Häusern ist aus den Mittelrippen der Palmblätter gemacht. Sie sind sehr leicht, verhältnismäßig biegsam, schwer zu spalten und vor allem sehr widerstandsfähig. Der Stamm des Palmbaumes dient zu Balken; aber diese verderben, wie es scheint, leicht und haben auch noch den Nachteil, daß sich gerne Ungeziefer darin aufhält.

Ich spreche nur von dem Baume, aber von seiner Benutzung weiß ich nicht viel. Ich glaube, daß die Fasern seines Stammes ein grobes Gewebe liefern. Was die Frucht angeht, so ist deren Benutzung so bekannt, daß man bei dem Worte „Arabien" gewöhnlich unwillkürlich an die Dattelpalme denkt.



Dr. H. Hyvernat.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von Baghdad zum persischen Meerbusen. Betrachtungen über die Türkei.

Das Zollamt in Baghdad. Euphrates and Tigris Steam Navigation Company. Abreise. Der Khalifah; Schwierigkeiten der Schiffahrt auf dem Tigris. Tak-i-Kesra. Die Ufer des Tigris. Wasserwechsel zwischen Euphrat und Tigris. Amara. Gebiet der Abu-Mohammed; arabische Sitten. El-Ofeïr. Korna. Basra. M. G. Asfar. Basra-Kolonie. Der Schatt-el-Arab. Basra-Stadt. Araber. Rückblick auf die Türkei und ihre Regierung. Die Käuflichkeit der Ämter; Unmöglichkeit, ein ernsthaftes Unternehmen zu Ende zu bringen. Abd-ul-Hamid; seine Machtlosigkeit, seine Ausgaben, seine Länder-Erwerbungen; ihre Taxen. Die Verfolgungen. Die Kurden; die Araber; Angelegenheit des Scheikh Sayhud. Abreise von Basra; der Karun; Mohammereh, schiitischer Fanatismus. Der persische Meerbusen. Rückreise nach Europa durch Indien.

24. Januar.

Der englische Dampfer Khalifa wird morgen mit Tagesanbruch Baghdad verlassen.

Der letzte Tag wurde fast ganz mit Abschiednehmen ausgefüllt; gegen Abend brachten wir unser Gepäck an Bord des Schiffes. Vorher muß man noch auf dem Zollamte eine Abschieds-Untersuchung bestehen. Das Gedränge war unbeschreiblich, und dabei sollten wir auch noch unsere Koffer öffnen. Gott weiß, wie viele Sachen dabei wieder verschwunden wären. Glücklicherweise überzeugten vier Rupien den Kontrolleur, daß wir nichts Verzollbares ausführten. Kaum waren wir auf dem Schiff, so kam dieser ehrenwerte Beamte zu uns; er bedauerte, uns nicht höher taxiert zu haben, und verlangte noch zwei Rupien.

Nachdem das Gepäck untergebracht war, kehrte Hyvernat zum Kloster zurück, und mit Hilfe eines jungen Syrers trug er die weniger umfangreichen Antiquitäten unter den Kleidern verborgen. Nach Einbruch der Nacht brachte uns eine Kuffeh eine ganze Ladung Kontrebande an Bord des Schiffes. Ein kleines Backhschich schloß dem Beamten die Augen. Beinahe alle unsere Freunde geleiteten uns an Bord; nach einem herzlichen Abschiede trennten wir uns.

An Schlafen brauchte aber keiner zu denken; die arabischen Packträger und die persischen Pilger machten einen höllischen Lärm. Um fünf Uhr des Morgens lichtete der Khalifah die Anker.

25. Januar.

Unternehmende Engländer haben vor einer Reihe von Jahren hier schon „The Euphrates Steam Navigation Company“ (Euphrat-Dampfschiffahrts-Gesellschaft) gegründet.

Ein Firman des Sultans erlaubte dieser Gesellschaft, mit zwei Schiffen den Schatt-el-Arab und den Euphrat zu befahren. Auf dem Tigris sollte eine türkische Gesellschaft den Schiffsdienst besorgen. Aber bald merkten die Engländer, daß die Schiffahrt auf dem Euphrat gefährlich und zugleich wenig einträglich sei. Eines schönen Tages fuhren die englischen Schiffe den Tigris hinauf und legten in Baghdad an, und die Gesellschaft nannte sich jetzt: Euphrates and Tigris Steam Navigation Company. Die türkischen Beschwerden verhalten ungehört, sei es durch Einschüchterungen oder das unvermeidliche Backhschich. Jedoch hat die Gesellschaft die Beschränkung hinsichtlich der Zweizahl der Schiffe bis jetzt beachtet[1]).

Um sich dafür in etwa schadlos zu halten, baute die Gesellschaft sehr große Schiffe. Der Khalifah ist ein Raddampfer mit ebenem Fond, 215 Fuß lang und 32 Fuß breit mit 400 Tonnen Inhalt. Leer hat er bloß zwei Fuß Tiefgang, beladen aber $5^1/_2$. Die Einrichtung ist zweckmäßig. Die für die Reisenden bestimmten Kabinen sind groß und bequem eingerichtet. Die Offiziere sind zuvorkommend. Alle Matrosen sind Chaldäer von Tell-Keïf.

Unterhalb Baghdads macht der Tigris scharfe Wendungen und hat viele Inseln und Sandbänke. Deshalb ist die Fahrt für ein so großes Fahrzeug, wie für unsern Khalifah, nicht leicht. Das Auffahren kommt ziemlich häufig vor; oft mußte schon das ganze Gepäck ausgeladen werden, um das Schiff durch Ziehen an den Ankern wieder flott zu machen.

Kurze Zeit nach dem Verlassen Baghdads kamen wir an der Mündung des Diyala vorbei, und bald nachher sahen wir die bewundernswerten Ruinen des Palastes des Königs Khosroes, Tak-i-Kesra — die wenigen Überbleibsel von Ktesiphon.

Der Tigris beschreibt bei Ktesiphon eine außerordentlich lange und enge Kurve; die Reisenden, die den Fluß hinauf fahren, können das Schiff verlassen, die Ruinen besuchen und sich an der andern Seite der Krümmung wieder einschiffen. Beim Fahren zu Thal ist dies selbstredend nicht möglich. So konnten wir also nur von ferne diese kolossale Fassade betrachten, in deren Mittelpunkt sich ein Iwan öffnet, der alte Thronsaal des Khosroes; das Gewölbe soll, wie Reisende versichern, die kühnsten Formen aufweisen, die man jemals gesehen hat. Bis zu den letzten Jahren war die Fassade ganz unversehrt. Heute ist der Teil zur Linken des Zuschauers eingestürzt. Dieses bewundernswerte Gewölbe ist nun seiner Stütze beraubt und so dem Einfall in kurzer Zeit anheimgegeben.

1) Die Gesellschaft macht gute Geschäfte; man sagte uns, daß die Dividenden zwischen 12 und 25% schwankten. Die Aktien sind in den Händen einiger Geschäftsleute aus Baghdad und einiger englischer Unternehmer.



Die Atmosphäre ist dort so trocken, daß Teile des Holzwerkes aus Libanonzedern sich unversehrt erhalten haben. Der Kassierer des Schiffes, H. Swoboda, hatte die Freundlichkeit, uns ein Stück dieser ehrwürdigen Altertümer zu schenken.

Der so schön begonnene Tag wurde bald langweilig, da die Ufer den Blick auf die Ebene hemmten.

Zweimal fuhr der Khalifah auf und warf bei einbrechender Nacht Anker.

26. Januar.

Der Wind wehte den ganzen Morgen sehr stark; wir begegneten dem zweiten englischen Schiff, dem Medschidieh, das zu Berg fuhr. Herden von Kamelen kamen zur Tränke an den Fluß und unterbrachen in etwa die Einförmigkeit der Landschaft. Wir fuhren bald zum dritten Male auf.

Beim Einbruch der Nacht kreuzten wir mit dem türkischen Dampfer [1]); durch ein verkehrtes Zeichen des Wachtoffiziers hatten wir den armen Dampfer beinahe durchgerannt, auf dem alles schrie und den Kopf verloren zu haben schien.

Gegen ein Uhr des Morgens fuhren wir von neuem auf eine Sandbank; infolgedessen wurde gestoppt bis sechs Uhr.

27. Januar.

Die Ufer werden flacher, und von dem Deck kann man die Wüste übersehen; bei hellerem Wetter hat man eine schöne Aussicht auf die Berge von Luristan, von denen wir nur einige unbestimmte Umrisse und phantastische Linien bemerkten. Der Fluß wird bald viel enger und tiefer; eine Biegung des Flusses ist so scharf, daß der Khalifah sie nicht anders umfahren kann, als daß er zwei Anker wirft und die Schiffswinde gebraucht.

Es ist bemerkenswert, daß bei Baghdad der Tigris durch mehrere Kanäle Wasser aus dem Euphrat erhält. Unterhalb Kut-el-Amara ist es gerade umgekehrt; hier läßt der Tigris dem Euphrat einen Teil seines Wassers zukommen.

Dieser gegenseitige Austausch von Wasser muß früher eine unschätzbare Wohlthat für die Kultur des Landes gewesen sein. Heute sind die alten Kanäle halb verschüttet und gewöhnlich trocken; bloß bei Hochwasser füllen sie sich noch, aber weniger um das Land zu bewässern, als um dasselbe durch den Gestank ihres Schlammes zu verpesten.

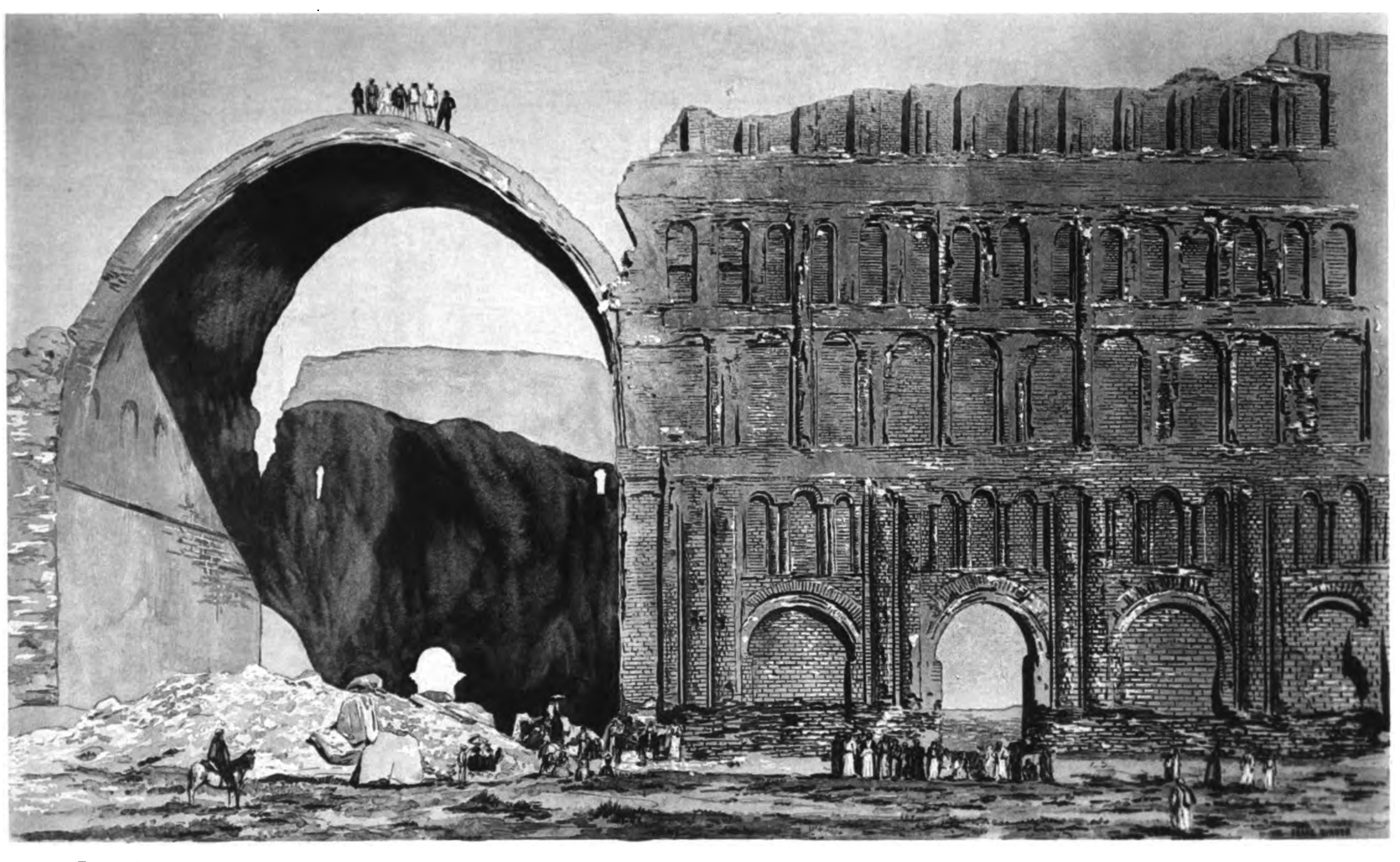
Eine Kolonie von Tell-Kelfiern hat sich auf dem rechten Ufer des Flusses angesiedelt ein wenig oberhalb Amaras; sie hat Freunde, vielleicht auch Verwandte unter den Matrosen des Khalifah. Indem wir dort vorbeifuhren, hemmte der Dampfer seine Geschwindigkeit und näherte sich dem Ufer.

Bald waren lebhafte Unterhandlungen im Gange; plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen eröffneten die Matrosen gegen ihre Landsleute ein lebhaftes Feuer von Orangen und Granaten, eine neue Kampfart, die sich unter allerlei Pantominen fortsetzte, und wobei die Kolonisten sich freuten, die Besiegten zu sein. Gerade inmitten dieser menschenleeren Ufer hatte diese Szene einen besondern Wert.

Endlich waren wir in Amara. Wir sahen einige Gärten, deren Sträucher und Palmen sich in dem ruhigen Strome spiegelten, einige Kähne und ein paar Häuser in dem Nebel des Abends.

---

1) Die türkische Gesellschaft hat drei schmutzige und unappetitliche Dampfer.



Franz Kirchheim Mainz.

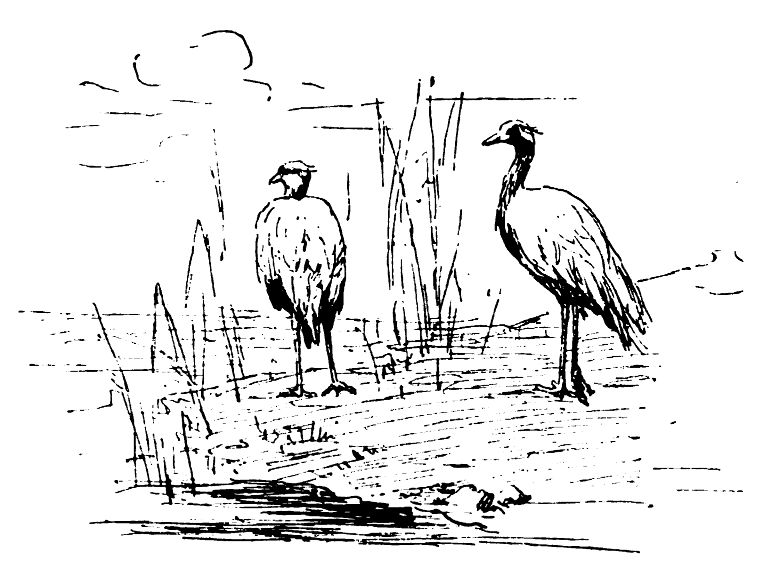
Lichtdruck von J. B. Obernetter München.

Tak-i-Kesra.

(Ktesiphon).

Amara ist in neuerer Zeit gegründet worden. Vor ungefähr dreißig Jahren unterjochten die arabischen Muntefiks die hier ansässigen Maadans; ein Maadan, Seyfal mit Namen, ein genialer Mensch, bewog seinen Stamm zur Empörung, trieb die Muntefiks zurück und leistete sogar den Türken Widerstand. Aber er starb zu früh und fand keinen würdigen Nachfolger. Die Türken zogen daraus Vorteil; sie bemächtigten sich des Landes und gründeten den Posten von Amara, wo denn auch bald eine kleine Stadt entstand. Diese liegt an der Mündung eines ziemlich bedeutenden Flusses, der in der Nähe von Schuschter entspringen soll, dessen Lauf aber beinahe ganz unbekannt ist.

Bei der Ankunft des Schiffes schlugen sich die Leute buchstäblich auf der Landungsbrücke und stießen oder drängten sich gegenseitig in das Wasser, namentlich



Störche.

diejenigen, welche etwas, ein Huhn oder Früchte, zum Verkaufe anboten; andere stießen sich bloß aus Freude an dem Balgen, da sie doch sonst nichts anderes auf dem Schiffe thun konnten.

Amara zählt vierzig katholische Familien, die ohne Kirche und ohne Priester sind. P. Maria Joseph hatte ein Terrain gekauft, um eine Kapelle darauf zu errichten, und hatte auch bereits den unbedingt notwendigen Firman erhalten; wegen der großen Feindseligkeit der Mohammedaner konnte er bis jetzt aber noch nicht mit dem Bau beginnen. Da die Christen von unserer Ankunft benachrichtigt worden waren — auf welche Weise, ist mir unbekannt — so kamen einige Notabeln am Bord des Schiffes, um uns zu begrüßen.

Unterhalb Amara beginnt eine außerordentlich sumpfige Gegend, das Gebiet der Araber Abu-Mohammed. Diese Leute sind sehr arm, aber größtenteils seßhaft

und treiben Ackerbau. Die Feuchtigkeit ihres Landes gestattet ihnen nur den Anbau des Reis. Die nomadischen Stämme verachten die Ackerbau treibenden und beschuldigen sie — ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht — sehr schlechter Sitten.

Man erzählte uns, daß die Araber im allgemeinen im Punkte der Sittlichkeit sehr streng sind. Leider muß gewöhnlich, wenn eine Skandalgeschichte vorkommt, die Frau stets die Folgen tragen. Es ist eine allgemeine bekannte Sache, daß eine verdächtige Frauensperson verschwinden muß, selbst wenn sie nicht öffentlich getötet wird. Bei seiner letzten Reise brachte der Medschidieh, als er in Baghdad die Anker warf, noch einen Sack mit, der den Leichnam einer Frau enthielt, die wahrscheinlich auf solche Weise ums Leben gekommen war.

28. Januar.

Am folgenden Morgen mußten wir mehrere Stunden liegen bleiben, da der Nebel zu stark war.

Die Ufer des Flusses werden immer sumpfiger. Oft sieht man am Ufer Leute der erwähnten Völkerschaft, die mit Drainagearbeiten beschäftigt sind. Es sind schöne Leute, halbnackt, mit geradezu klassischen Formen.

Von der Brücke des Khalifah aus bemerkten wir zahlreiche Rudel Wildschweine. Eine sehr große Bache lief mit ihren Frischlingen mit dem Schiff in die Wette. Ein Feuern blieb leider erfolglos, da das Schiff zu schnell fuhr. In der Ferne sahen wir Züge von Kranichen und anderen Wasservögeln.

Gegen Mittag erschien bei einer Biegung des Flusses die reizende Oase el' Ofeïr; eine kleine Moschee mit einer Kuppel, die mit grüner Fayence bekleidet ist, spiegelt sich in dem Flusse inmitten eines Waldes aus Palmbäumen. Hier soll sich das Grab des Esdras befinden.

Bei Korna (in dortiger Gegend Gorna ausgesprochen) vereinigen sich in einem Palmenwalde der Euphrat und Tigris, um den Schatt-el-Arab zu bilden. Beide Flüsse bilden einen majestätischen Strom von ansehnlicher Breite und Tiefe. Der Schatt hat beinahe kein Gefäll, und die Flut reicht bis jenseits Korna. Wir konnten gerade die Ebbe benützen und kamen darum um so rascher vorwärts.

Gegen neun Uhr abends kamen wir in Basra an.

29. Januar.

Diesen Morgen kam Herr Djaboury (Gabriel) Asfar uns an Bord des Schiffes suchen. Wir hatten seine Familie in Baghdad gesehen, und er wollte uns großmütig seine Gastfreundschaft erzeigen, die allen Reisenden, die Basra passierten, wohl bekannt ist. Asfar hat seine Erziehung bei den Karmelitern in Baghdad erhalten. Er ist ein eifriger Christ und Hauptgeschäftsmann. Wiewohl er niemals in Europa gewesen ist, ist er doch mit den europäischen Verhältnissen sehr vertraut. Jedes Jahr mietet er eine große Zahl Schiffe, sowohl um seine eigenen Waaren zu transportieren als auch um Kommissionen auszuführen. Zur Zeit der Dattelernte beschäftigt er während zweier Monate bis zweitausend Arbeiter.

Sein Haus ist sehr groß; das Erdgeschoß dient als Warenlager. In dem Hofe waren die Arbeiter mit dem Verpacken der Datteln in Kisten beschäftigt. Jede Nacht patrouillieren zehn gut bewaffnete Männer um die Magazine herum, denn Spitzbuben giebt es auch hier in Menge.



Bei G. Asfar in Basra.

Basra besteht aus zwei deutlich getrennten Teilen: aus der eigentlichen Stadt, die ungefähr drei Viertelstunden vom Schatt-el-Arab entfernt an einem Kanal liegt, und den Handelsetablissements, die an dem Ufer des Flusses selbst errichtet sind. Die Stadt hat ein schreckliches Klima, abscheuliches Trinkwasser und Krankheiten in Menge. Es ist dies letztere übrigens auch sehr natürlich, denn das ganze Land ist nur ein ungeheurer Sumpf, der mit Palmbäumen bepflanzt ist und von Fröschen wimmelt, die einen ungeheueren Lärm machen.

Um die Handelshäuser an dem Ufer des Stromes errichten zu können, mußten großartige Arbeiten von Steingrundlagen und Grundpfählen ausgeführt werden; sodann war viel Erde notwendig, um die Sümpfe zu füllen.

Wegen der Lage an dem Flusse und der Bewegung des Wassers durch Ebbe und Flut, der reinern Luft und dem bessern Trinkwasser ist diese Ansiedlung, das neue Basra, viel gesünder als die Stadt selbst.

Bei unserer Anwesenheit war die Temperatur in Basra sehr angenehm; aber im Sommer ist die Hitze dort schrecklich. Zwar steigt das Thermometer nicht so hoch als in Baghdad, aber die feuchte Wärme wirkt drückender. Da man in diesen Sümpfen nicht wie in Baghdad Serdabs erbauen kann, so kann man bei der schrecklichsten Hitze auch kein kühles Plätzchen finden. Bricht die Nacht an, so begiebt sich alles auf die Terrassen; indessen muß man sich aber durch Decken vor dem Tau schützen, der hier so reichlich fällt, daß er sogar noch durch dicke Decken dringt. Dem Anscheine nach ist die Sonne hier viel schlimmer als in Baghdad, auch sind Blutandränge sehr zu fürchten.

Man hat uns gegenüber sogar ernsthaft behauptet, daß durch die Hitze viele Fische im Schatt-el-Arab zu Grunde gingen. Ob's wahr ist?

Der Schatt-el-Arab ist ein prächtiger Fluß, dessen Breite ich auf 400 bis 500 Meter schätze. Die Schiffe von 19 Fuß Tiefgang können bei der Hochflut die Sandbank vor seiner Mündung überfahren [1]; bis Korna wäre der Fluß wohl für die größten Schiffe fahrbar.

Unter einer anderen Regierung würde Basra, das durch seine Lage seit der Eröffnung des Suezkanals eine große Bedeutung erlangt hat, ein Haupthandelsplatz werden. Der Haupthandel besteht in Datteln; im Jahre 1888 wurden 21000 Tonnen Datteln in Kisten nach Europa ausgeführt und 30000 Tonnen in Körben und Schläuchen in Asien verkauft.

Die Datteln von Basra sind sehr berühmt, denn die dortigen Palmbäume verwirklichen die von den Arabern gestellten Bedingungen für gute Früchte: „Den Fuß im Wasser, den Kopf im Feuer."

Außer Datteln werden noch Wolle, Gummi arabicum, Sesamkörner und Süßholz ausgeführt.

Man kann sich kaum etwas Malerischeres denken als das Panorama der Kolonie an dem Flusse. Man findet hier nicht das geräuschvolle Treiben wie in großen Häfen; aber auf dem schönen Flusse mit seiner ruhigen und majestätischen Einfassung von Palmenwäldern liegen fünf oder sechs Dampfer vor Anker; um diese gruppieren sich die Kunden. Etwas weiter liegen die Schiffe für die eigentliche

1) Nichts wäre leichter, als diese Sandbank auszubaggern, wenn sie nicht in der Türkei wäre.

Fahrt auf dem Flusse selbst. Am Ufer verschwinden die Handelshäuser in der Menge der Dattelpalmen. Den Fluß durchfurchen eine ganze Menge Belems, lange und elegante Pirogen, die an beiden Enden spitz zulaufen. Sie sind ungefähr zehn Meter lang und ein Meter breit. Zwei mit gestreifter Tunika, dem Nationalkostüm bekleidete Araber führen den Belem. Sie rudern tief; aber mit Vorliebe halten sie sich nahe am Ufer und manövrieren da mit ihren langen Bootshaken mit Stielen aus Bambusrohr so anmutig und ungezwungen, daß sie passende Modelle für einen Bildhauer abgeben würden. Die ganze Landschaft ist für den Reisenden, der vorbeikommt, reizend; bei längerem Aufenthalte würde man indes bald die Abwechselung vermissen.

1. Februar.

Ich habe diesen Morgen die alte Stadt besucht; dieser Ausflug wird mir unvergeßlich bleiben.

Man kann sich nichts Schöneres denken als die Überfahrt von dem Flusse nach Basra in der Morgenstunde, wenn die Flut hoch geht. Ich war allein in dem Belem; mir gegenüber saß ein Diener Asfars, ein Araber, der aber etwas Negerblut in den Adern zu haben schien; seine Farbe war bronzeähnlich, sein Aussehen kaltblütig und sehr starrköpfig.

Langsam fuhr der Belem zwischen den zwei mit Palmbäumen bedeckten Ufern hin. Die ältesten neigten ihr Haupt über den Kanal; unter ihnen bildeten junge Palmen, Granatbäume, Orangen und andere exotische Bäume ein dichtes Unterholz. Alle spiegeln sich im Wasser. Die eben am Horizonte heraufsteigende Sonne zeichnete wunderliche Bilder auf dem Wasser. Wenn ich zur Seite auf eine der kleinen Brücken ging, welche die Bewässerungskanäle überschreiten, so hatte ich unter den dunkeln Arkaden eine lange Durchsicht auf diese Flüßchen, die von einem geheimnisvollen Lichte erhellt waren, so daß ich zu träumen glaubte wegen der unvergleichbaren Harmonie der Natur.

Das Ganze erinnerte mich an Claude Lorrains „Flucht nach Ägypten“ in der Doria-Galerie. Hier war die Landschaft zwar unendlich schöner, aber Lorrain ahnte wenigstens das Aussehen des Orientes [1]).

Die Stadt Basra bietet nicht viel Interessantes und hat auch viel von ihrer früheren Bedeutung eingebüßt. Das Ziel meiner Reise war die Kirche. Diese wurde von den ersten Karmelitermissionaren im 17. Jahrhundert erbaut, später zerstört, aber von P. Maria Joseph wieder hergestellt. Ein syrischer Priester versieht den Gottesdienst und leitet eine Schule daselbst.

Es ist wirklich zum Verwundern, wenn man alles sieht, was die Missionare mit einer kleinen Summe Geld ausrichten können. Abgesehen von den Unterstützungen einiger weniger Christen Baghdads, die so reich und großmütig sind wie Asfar, verfügt die Mission nicht über 10000 Francs jährlich, mit denen sie alle die Ausgaben bestreiten muß.

1) Oppert giebt in dem Atlas seiner Expedition nach Mesopotamien die Abbildung einer Moschee in Basra, die eine schwache Andeutung von der Schönheit der Landschaft geben kann. Übrigens ist nach der Ebbe alle Poesie verschwunden, da der Kanal dann nicht weiter ist als eine Schlammpfütze.

In Basra haben die Eifersüchteleien zwischen dem chaldäischen und syrischen Ritus zu einem bedauerlichen Zwiespalt geführt. Kaum sind die Christen in Basra zusammen so zahlreich, daß sie eine Kirche und eine Schule füllen. Nun hat jede Gemeinde eine Kirche und eine Schule, weil sich die Chaldäer von den andern abgesondert und eine eigene Schule und Kirche erbaut haben. Bei den geringen Hilfsmitteln ist eine solche Verschwendung um so mehr zu beklagen. Diese Absonderung ist leider ein Hauptzug in dem Charakter der Orientalen.

Der Dampfer, der uns nach Bombay bringen sollte, die Arabia, gehörte der Company of British India. Er war alt und klein, in einer Zeit erbaut, wo man mehr darauf bedacht war, die Passagiere gut unterzubringen, als möglichst viele Reisende mitzunehmen.

Während er seine Fracht aufnimmt, wollen wir uns ein wenig zurückziehen, um noch einige zerstreute Erinnerungen zu sammeln und von der türkischen Regierung zu plaudern.

Eines der größten Laster der türkischen Regierung ist die Käuflichkeit der Ämter. Sie werden alle gekauft, wenn auch nicht öffentlich, so doch unter der Hand. Dieses ist das erste Übel.

Das zweite Übel besteht darin, daß die Beamten keine sichere Zukunft haben; irgend eine Laune kann jederzeit ihre Entlassung zur Folge haben.

Durch die großen Ausgaben, die sie in der Form von Geschenken machen mußten oder um ihr Einkommen zu ergänzen oder auch um sich für schlimme Fälle einen Reservefonds anzulegen, sind diese Beamten fast alle zur Unterschlagung oder Erpressung gezwungen. Nehmen wir zum Beispiel den Wali von Mosul, der als ein sehr ehrlicher Mann gilt. Um seine Stelle zu erlangen, hat er viel Geld ausgeben müssen. Acht Monate später wurde er ohne Anspruch auf Pension entlassen und hatte nicht einmal das Recht, unentgeltlich nach Konstantinopel zurückzukehren. Alle aber sagen, daß er in den acht Monaten doch zu seinem ausgelegten Geld gekommen ist und schon einige, wenn auch geringe, Ersparnisse gemacht hat, und dies in acht Monaten.

Jeder Beamte ist derselben Absetzung ausgesetzt; deshalb beeilt er sich, aus allem Kapital zu schlagen. Nachdem er sich einmal daran gewöhnt hat, fällt es ihm schwer, davon zu lassen. Ist es nicht besser, das Geschäft, so lange als es geht, fortzusetzen? Zudem kennen die Protektoren die Stellen ihrer Schützlinge genau hinsichtlich des Einkommens; von Zeit zu Zeit machen sie ihm ganz deutliche Anspielungen, auf die er durch das Senden eines Backhschichs antwortet, wenn er seine Stelle nicht verlieren will.

Ich habe bereits erwähnt, daß jedes ernsthafte Unternehmen in der Türkei einfach unmöglich ist; so ist es bis jetzt gewesen, und so wird es auch bleiben. Der Türke ist ein großer Eroberer gewesen, aber er besaß nie Sinn für eine ordentliche Verwaltung. Die Verwaltungsmaschine ist immer in schlechtem Zustande gewesen; es fehlt an einem Sultan, der sie in Gang brächte. Sobald dieser aber verschwunden sein wird, geht alles nach der alten Schablone.

Die Straße von Mosul nach Diarbekr hat dasselbe Schicksal erlitten wie die von Wan nach Erserum. Sind einige Kilometer vollendet, so wird die Straße feierlich eröffnet, schöne Berichte rechtfertigen den Verbrauch des Geldes, und dabei

hat es aber auch sein Bewenden. Der Sultan hat das Geld hergegeben, aber dieses ist in der Tasche der Beamten hängen geblieben.

Der jetzige Sultan Abd-ul-Hamid soll sehr thätig sein und sich um alles kümmern. Seine Absicht ist gut; obwohl er intelligent ist, so fehlt ihm doch die unerläßliche Grundlage, die erste Erziehung. Wie alle Sultane ist auch er vor seiner Thronbesteigung ganz bei Seite gehalten worden; vielleicht hat er durch die Eifersucht seiner Vorgänger mehr als einmal in Gefahr geschwebt. Er ist also gar nicht vorbereitet, seine Stellung nützlich auszufüllen, und die natürlichen Anlagen, die er besitzen mag, zu verwerten. Und dann, was kann ein Herrscher ausrichten, der als Werkzeug nur eine bis auf wenige Ausnahme durchaus verdorbene Verwaltung besitzt? [1])

Abgesehen von der Korruption im Innern ist die türkische Verwaltung auch noch sehr bedroht durch den korrumpierenden Einfluß, den Rußland auf die höchsten Beamten auszuüben sucht und dabei mit der größten Unverschämtheit verfährt. Ich habe in Konstantinopel einen Europäer kennen gelernt, der einen sehr wichtigen Posten in der türkischen Armee bekleidete. Die Russen suchten vergeblich, ihn mit ihren Rubeln zu fangen; als sie sahen, daß es auf diese Weise nicht ging, wandten sie sich an die Gemahlin des Beamten und versprachen ihr Geld und Toiletten. Voll Unwillen wies diese den russischen Unterhändler ab. „Auch gut," antwortete dieser darauf, „wenn Sie uns nicht unterstützen wollen, so werden Sie aber bald zu ihrem eigenen Schaden einsehen, wie wir denjenigen schaden, die uns im Wege stehen." Und wirklich häufte sich seit diesem Tage auf den charakterfesten Beamten ein Berg von Verleumdungen und Anklagen.

Daß unter solchen Umständen Abd-ul-Hamid ohnmächtig ist, kann nicht wunder nehmen. Seine Vorgänger sind es ja auch gewesen.

Sultan Mahommed, der wirkliches Genie besaß, hatte große Reformen begonnen und das Reich von dem gefährlichsten Element der Unordnung, von den Janitscharen, befreit. Sein Nachfolger Abd-ul-Medschid war schwach. Abd-ul-Aziz, der gut begonnen hatte, verkam ganz in dem Haremsleben und endigte damit, daß er seine Zeit dem Anwohnen der Hühnerkämpfe widmete und die siegreichen Hühner dekorierte. Murad hat nicht lange regiert. Abd-ul-Hamid widmet sich ganz dem Harem, wobei er moralisch und physisch zu Grunde geht; die Ausgaben für den Harem heben alle Reformversuche auf.

„Zählt man alle dem Serail angehörende Personen zusammen, alle Offiziere, Günstlinge, Beamte, Bediente, die im Dienste des Sultans stehen, so kann man 6000 Mann annehmen, die Abd-ul-Hamid täglich zu ernähren hat [2]). Man braucht

---

1) Die Reschid, Ali und Fuad wollen aufrichtig den Fortschritt; aber was können sie ausrichten ohne tägliche Unterstützung, ohne die thätige Mitarbeit tüchtiger Agenten, die der Sache ergeben sind? Und was für welche sind es, mit denen sie meistens arbeiten müssen? Angeblich Schüler abendländischer Schulen, von zweideutiger Natur, gleichgiltig im höchsten Grade, verdorben, die mit wenigen Ausnahmen von ihrer Berührung mit der Civilisation keine weitere Frucht aufweisen können als einen dummen Skeptizismus und das Gefühl ihrer relativen Überragung, und die dazu noch erfüllt sind mit einem Widerwillen, den ihnen die europäische Überlegenheit einflößt. Engelhardt, La Turquie 254.

2) 6000 Personen hat der Sultan offiziell zu ernähren. In Wirklichkeit aber rechnet man, daß mehr als 20000 Personen keine andere Küche haben als die des Sultans.



also nicht zu erstaunen, wenn man liest, daß in den kaiserlichen Palästen jeden Tag 2000 bis 3000 Pfund Fische, beinahe 18000 Pfund Brot, 2000 Pfund Reis für den unvermeidlichen Pilau, 600 Pfund Zucker verbraucht werden, ohne von dem Fleisch, dem Gemüse, den getrockneten oder frischen Früchten, den Spezereiwaren, den Zuckersachen und Bonbons zu reden. Diese Thatsachen erklären gleichzeitig, wie es möglich ist, daß eine Zivilliste von achtzig Millionen Mark kaum den Bedürfnissen des Sultans genügt." [1])

Neben den Ausgaben für seinen Harem giebt der Sultan, der großmütig — um nicht zu sagen verschwenderisch — ist, für Geschenke und gute Werke noch enorme Summen aus. Um all diese Ausgaben bestreiten zu können, benützt er jede Gelegenheit etwas zu erwerben und scheut sich nicht, von seinen Unterthanen Geschenke anzunehmen, die zum wenigsten einen Herrscher sehr bloßstellen.

Um ihre Einnahmen zu vergrößern, sind die letzten Sultane, Abd-ul-Hamid besonders, bemüht gewesen, die kaiserlichen Güter durch vorteilhafte Erwerbungen zu vergrößern, was ihnen auch nach Wunsch gelungen ist. Angenommen, Seine Majestät will etwas ankaufen; kann ein treuer Unterthan noch einen Augenblick zögern, seinem gnädigsten Herrn die günstigsten Bedingungen zu stellen, besonders wenn dieser gnädigste Herr auch imstande ist, sich den Gegenstand anzueignen, ohne überhaupt etwas dafür zu bezahlen?

Darum haben sich diese Domänen auch so ungeheuer vergrößert; in dem einzigen Vilayet von Mosul übersteigen die Revenuen des Sultans allein 600000 Mark. Man rechnet, daß die Hälfte des Vilayets von Baghdad allein dem Sultan als Privateigentum gehört. Man hat auch dafür Sorge getragen, daß überall die besten Ländereien dazu gewählt wurden, und es ist bemerkenswert, die Revenuen dieser Domänen gehen viel pünktlicher ein als die des Reiches. Leider fließen sie alle in die Privatkasse des Sultans, schädigen dagegen um so mehr den Staatsschatz.

Was die Kaufbedingungen betrifft, so grenzen sie ans Unglaubliche. Gewöhnlich nimmt man an, daß der Kaufpreis der Ländereien der Hälfte des jährlichen Ertrages gleichkommt, mit anderen Worten, ein Landstück, das jährlich ungefähr tausend Mark reinen Gewinn abwirft, wird für fünfhundert Mark verkauft. Damit stimmt auch überein, was einer meiner Korrespondenten, ein sehr zuverlässiger Mann, mir schrieb: „Was die von Sr. Majestät, unserm erlauchten Souverän, dem Sultan Abd-ul-Hamid, gekauften Ländereien betrifft, so hält es sehr schwer, deren Zahl oder Ertrag zu erfahren, noch schwerer aber auszukundschaften, zu welchem Preise sie angekauft worden sind. Ich gebe Ihnen bloß ein einziges Beispiel, das jedermann bekannt ist, und wonach Sie urteilen können. Das Gut, genannt El Dschehalla in dem Sandschak von Amara gelegen in dem Vilayet von Basra ist für 5000 türkische Lire gekauft worden, bringt aber jährlich 25000 türkische Lire ein. Viele andere Güter sind nach dem Ankauf verbessert worden, bringen aber noch keine solch glänzende Resultate." Man behauptet, daß die Eigentümer, die nach dem „Verkauf" ihrer Ländereien an den Sultan auf ihrem frühern Gute als Pächter bleiben, sich bei dem Wechsel doch nicht sehr schlecht stehen, denn da sie Zinspflichtige des Sultans selbst sind, brauchen sie nicht mehr so viele

---

1) Correspondant, 10. März 1891, Seite 845.

Steuern zu zahlen wie früher und auch nicht nach Belieben der Beamten Frondienste zu verrichten.

Dieser Punkt ist wichtig, denn die Erpressungen bilden die schwersten Steuern der türkischen Unterthanen. Von diesen Erpressungen ist bereits früher (Bohtan Seite 236) gesprochen worden. Auch hier werden dieselben Klagen, vielleicht in etwas milderer Form laut. An ein Aufblühen der Landwirtschaft ist gar nicht zu denken, denn der kleine Eigentümer wird von dem Beamten ausgesogen, und sobald er ein wenig zu reüssieren scheint, wird er buchstäblich aufs Trockene gesetzt. Die Großgrundbesitzer sind, wenn sie nicht zugleich politische Chefs eines mächtigen Klanes sind, nicht besser daran, denn sie haben größere Backhschichs zu zahlen als der gewöhnliche Mann. Und wenn man von dieser Seite wegen des großen Einflusses, den sie ausüben, etwas vorsichtiger verfährt mit dem Aussaugen, so haben doch die Großgrundbesitzer die Betrügereien ihrer Pächter dafür zu fürchten, die auf Kosten ihrer Lehnsherren wieder zu ergaunern suchen, was sie mit Unrecht den öffentlichen Beamten zu zahlen gezwungen sind.

Betreffs der großen, eingeborenen kurdischen oder arabischen Chefs ist zu bemerken, daß dieselben nur teilweise unter der türkischen Verwaltung stehen. Diese Verwaltung hat zwar eine telegraphische Linie in dem Herzen von Kurdistan errichten können, das ist etwas; aber um in diesen wilden Gebirgen die türkische Herrschaft fest zu begründen, giebt es nur ein Mittel: es müssen ordentliche Straßen hergestellt und durch befestigte Posten verteidigt werden, ferner müssen einige Brücken über den Tigris gebaut werden, um die Verbindung der beiden Ufer zu erleichtern. Zwischen Diarbekr und Mosul giebt es keine ordentliche Brücke — dafür ist die Brücke in Mosul, von der bereits die Rede war, aber auch ein Meisterwerk. — Es fehlt hier eine intelligente, ehrliche aber auch entschiedene Verwaltung, freilich so viele Bedingungen, so viele Unmöglichkeiten. Wenn die Kurden es verständen, sich zu einigen und ein gemeinsames Oberhaupt zu erwählen, so könnten sie die Türken aus Kurdistan zurückwerfen, und der Wiedereintritt in das Land könnte den Türken sehr schwer fallen.

Die durch die Wüste verteidigten Araber können wirklich ihre Bedingungen der Regierung aufdrängen. In diesem Jahrhunderte haben sie Baghdad schon öfters gebrandschatzt.

Vor acht Jahren ungefähr wurde Sayhud, der Scheikh eines Stammes zwischen Amara und Korna es müde, unaufhörlich dem Mutessarif von Amara Backhschichs zu schicken, ohne zum Ziel seiner Wünsche zu kommen, und ergriff ein radikales Mittel; da er mit Überzeugungen der türkischen Behörden nichts ausrichten konnte, so suchte er sie einzuschüchtern. Zunächst begann er den türkischen Dampfer zu beschießen. Da man darauf nicht sonderlich achtete, so mußte er stärker vorgehen. Eines schönen Tages legte er sechzig Mann seines Stammes bei einer scharfen Biegung des Flusses, die von dem großen englischen Dampfer schlecht umfahren werden konnte, in den Hinterhalt. Als der Kalifah vorbeifahren wollte, empfing ihn der Scheikh mit einem schrecklichen Gewehrfeuer und befahl den Sturm auf das Schiff. Der schwer verletzte Kapitän, der von seiner kopflosen Mannschaft verlassen war, hatte noch so viel Überlegung, um zum Rade zu eilen und das Schiff

außerhalb des Bereiches der Araber zu bringen. Heute noch trägt der Khalifah die Spuren der Kugeln. Aber England war nicht so ganz mit diesem Überfall zufrieden, und die Sache schien für den Scheikh schlimm zu werden, der flüchten mußte. Die Türkei ließ ihn „sorgfältig" verfolgen und auf dem Gebiete des Scheikh einige Forts errichten. Sechs Monate lang wurden die Schiffe von einem Kanonenboot begleitet.

Übrigens hatte der Scheikh gut gerechnet. Er wurde zwar in contumaciam verurteilt, und England verlangte seine Auslieferung; aber um Englands Verlangen zu erfüllen, mußte man den Scheikh doch zuerst ergreifen, und dies war nicht möglich. Er hielt sich zwar nur eine Stunde von Amara verborgen, wo er in seinem Schlupfwinkel sogar die Besuche der türkischen Beamten erhielt. Nach einer gewissen Zeit wurde Sayhud als unfindbar erklärt und von der Sache nicht mehr weiter gesprochen. Aber die türkische Regierung hatte eine Lektion erhalten. Einige Monate später erhielt der Sohn des Scheikh zum Geschenk ein großes Terrain, das er jetzt nutzbar macht; sein Bruder Uadi, ein sehr reicher Mann, wurde zum Scheikh eines bedeutenden Gebietes ernannt, das Amara gerade gegenüber liegt. Sayhud selbst, der noch eine Zeit lang einige Vorsicht gebrauchte, wurde noch einflußreicher als früher.

Die Türkei ist somit an ihrem Ruine angelangt; der „kranke Mann" ist mehr als je dem Sterben nahe, ja er ist bereits tot; aber zu viel Erben streiten um den Vortritt bei dem Begräbnis. Dadurch, daß man abwartet, ob sich die einzelnen nicht darüber einigen werden, ist man wieder dazu gekommen, den kranken oder toten Mann als noch lebend zu betrachten.

Bloß die Schwierigkeiten, die bei dem Teilen der Türkei entstehen können, sind im stande, Europa zu entschuldigen, daß es so lange einen so beklagenswerten Zustand bestehen läßt.

Der Löwenanteil an der türkischen Erbschaft wird leider Rußland zufallen, das auf die türkische Schwäche und Ohnmacht einen allgemeinen, geregelten Despotismus folgen lassen wird. Von diesen beiden einander ausschließenden Zuständen weiß man nicht, welchen man wählen soll. Mag die Türkei auch tyrannisch verfahren in materieller Hinsicht, so läßt sie sich doch heute nicht mehr einfallen, einen Druck auf das Gewissen und die religiöse Überzeugung auszuüben, und gerade diese Freiheit in religiösen Dingen ist so kostbar, daß man sie höchst ungern gegen ein strengeres Regime vertauschen würde, wo sie verschwinden müßte [1]).

2. Februar.

Die „Arabia" hat langsam die Ladung eingenommen; wir verabschiedeten uns von Asfar und seiner liebenswürdigen Familie und fuhren langsam den Schatt-el-Arab hinab, dessen beide Ufer mit großen Palmenwäldern eingefaßt sind.

Bei der Mündung des Korun warfen wir Anker, um noch sechzig Tonnen Datteln mitzunehmen.

---

1) In diesem Punkte scheint der „kranke Mann" aber seine Ansicht etwas geändert zu haben, wie die jüngst erfolgten Schandthaten in Armenien beweisen; oder sollte er daran unschuldig sein? Vergl. S. 280 ff. (Anmerkung des Übersetzers.)

Die Schiffahrt auf diesem Flusse wurde von England zum großen Verdruß Rußlands eröffnet. Es ist dies ein politischer Vorteil, den John Bull über den russischen Bären davongetragen hat; aber in Hinsicht auf den Handel hat man die Wichtigkeit dieses Unternehmens anscheinend überschätzt. Zur Zeit unserer Anwesenheit konnten die Schiffe den Korun nur bis Ahwas, ungefähr 150 Meilen von Mohammereh hinauffahren. Frankreich hat seinen Vize-Konsul von Basra nach Bender-Buschir versetzt, um den Handel auf dem Schatt und dem Karun gleichzeitig überwachen zu können, was nach meiner Ansicht ein Mißgriff war[1]).

Die kleine Stadt Mohammereh, die auf persischem Gebiete liegt, befindet sich eine kurze Strecke von unserem Aufenthalte entfernt. Hier wohnt der Agent von Britisch-Indien; dieser arme Kerl hat entsetzlich viel zu leiden von dem Fanatismus der schiitischen Einwohner. Sein Vorgänger konnte nicht einmal eine Wohnung bekommen und mußte sich in einem Stalle einquartieren. Für den jetzigen zeigte man etwas mehr Erbarmen und trat ihm ein Zimmer ab; aber niemand will ihm ein Haus verkaufen. Der Verkauf würde übrigens auch nicht anerkannt werden von dem Scheikh des Ortes, obgleich er dem Vernehmen nach gut gesinnt sein soll gegen die Engländer, und obwohl er schon sehr weit civilisiert ist, da er sich sogar einen Vergnügungsdampfer hält. Der Agent kann keine Ware berühren, ohne sie kaufen zu müssen, und jeder Muselman hält sich durch den Verkehr mit ihm für verunreinigt. Hier herrschen noch die alten Zustände, wie man sieht.

Bei Mohammereh teilt sich der Schatt in zwei Arme, wovon der westliche, auf dem wir unsere Fahrt fortsetzten, der bedeutendere ist. Der östliche Arm, Schatt-Behemschir, kann als zum Karun gehörend betrachtet werden. In jüngster Zeit angestellte Versuche scheinen das Ergebnis zu verzeichnen zu haben, daß die Schiffahrt auf ihm leichter möglich ist, als auf dem westlichen Arm.

Bei unserer Abfahrt von Mohammereh verschlimmerte sich das Wetter, und als wir am Abend in Fau Anker warfen, hatte sich der Wind in einen gehörigen Sturm verwandelt.

Am zweiten Februar überschritten wir auch die Sandbank, an der wir bei dem heftigen Sturm angelangt waren.

Wir waren somit im persischen Meerbusen. Mit Bezug auf den Titel des Buches kann ich hier von dem freundlichen Leser Abschied nehmen. Möge er durch das Lesen des Buches zu derselben Reise angeregt werden! Schwierigkeiten, Verdrießlichkeiten und Gefahren werden ihm dabei zwar so wenig wie uns erspart bleiben; aber die Erinnerung an die Reise ist angenehm, und die großartigen Panoramas der orientalischen Natur prägen sich in Geist und Herz tief ein. Einige in der Gesellschaft der Briganten zugebrachte Monate sind doch interessant und üben einen angenehmen Wechsel auf die Monotonie des civilisierten Lebens aus.

Beim Abschied aus dem Orient fühlte ich etwas Widerstrebendes in mir, das mich sagen ließ: Auf Wiedersehen!

Dreizehn Tage brauchten wir, um nach Bombay zu kommen, wo wir uns nicht weiter aufhalten wollten. Aber da wir einmal auf indischem Boden waren,

1) Seit der Zeit ist Asfar zum Konsular-Agenten ernannt worden.

konnten wir der allzu starken Versuchung keinen Widerstand leisten, zumal die Ratschläge des freundlichen Gouverneurs von Bombay, des Lord Rey, zu überzeugend und sein Programm zu verführerisch war. Kurz, in Indien brachten wir noch sechs ganze Wochen sehr angenehm zu. Von da aus machten wir einen Abstecher nach Ägypten, verweilten acht Tage in Jerusalem und betraten nach neunmonatlicher Abwesenheit am 1. Mai 1889 in Brindisi den europäischen Boden wieder.



Dr. Paul Müller-Simonis.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

L

M

Berichtigung.

Seite 82 Zeile 17 von unten muß es heißen: Kotur-Tschai statt Kisil-Tschai.


3 2044 010 622 694



